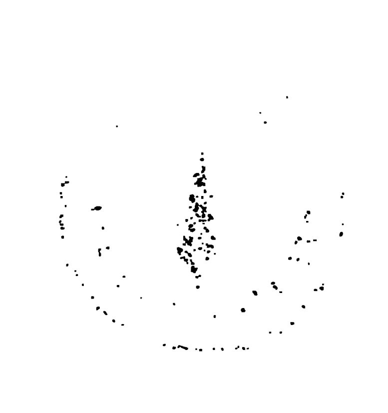



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Die letzten Adepten.

Roman

von

Julius Seidlitz.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Was würden unsere guten Wiener für ein verwundert Gesicht machen, wenn eines schönen Morgens plötzlich wieder das alte Wien, wie es vor achtzig Jahren gewesen, dastünde. Wie würden sie ganz ängstlich manchen Durchgang, manche Gasse, vor allem aber die jetzigen großen, schönen, freien Plätze suchen. Und davon will ich noch gar nicht reden, daß die gegenwärtige Generation mit ganz schmerzvoll verzogenem Gesichte auf dem Pflaster des alten Wiens daherhüpfen würde, als wenn sie auf Nägel treten müßte, ja in manchen Gassen würde man sich sogar scheuen, knapp an den Häusern zu gehen, denn hie und da scheinen die freilich schon altersschwachen Erker wie schläfrig sich herabzuneigen, und wer will dafür stehen, daß die morschen Unterlagen nicht lebensmüde zusammenbrechen. Deswegen lieber hübsch zur Wahrung und Sicherheit des kostbaren Lebens in der Mitte der Straße gegangen, wenn auch hie und da ein Häuflein Mist und Kehricht oder anderer Unrath liegt — ewig bleibt es ja nicht liegen, am Samstage wird in der ganzen Stadt gefegt und wozu haben die bürgerlichen Schuhe denn die hohen Stöckel, als daß man durch das kleine Ungemach der Straße *trockenen Fußes* wandere!

Ja, das alte Wien — vor achtzig Jahren gerade begann mit der Straßenbeleuchtung, die kurz vorher wieder verbessert worden war, auch noch manch anderes Lichtlein aufgesteckt zu werden; lieber Gott, daß seit der Zeit hie und da eins und das andere bis auf den letzten Putzen ausgebrannt ist, — es geht schon nicht anders, all' Ding auf dieser Welt hat einmal ein Ende, und wenn's das beste wäre.

Zur Zeit, da unsere Geschichte beginnt, war zwar schon Vieles für die Verschönerung der inneren Stadt geschehen, aber auf dem Stephansplatze sah es gar nicht aus, wie man es heute sich vorstellen möchte.

Denn wer kann es sich auch denken, daß damals der wundervolle Dom noch nicht so frei nach allen Seiten wie heute stand und eine Reihe Häuser, zum großen Theile zwar niedrig und unansehnlich und meist zu Verkaufsgewölben benützt, das herrliche Gotteshaus wie ein großer Reif von allen Seiten umgab. Die Häuserreihe begrenzte einen freien Zwischenraum und dieser Platz, bis noch vor ganz kurzer Zeit im Munde des Volkes »Stephansfreidhof,« wegen des einst da bestandenen Kirchhofes genannt, war von den andern Nebengassen durch vier Thore abgesperrt.

Als ob die stillen Insassen, die einst da unten sechs Schuh tief begraben worden waren, keine Gemeinschaft haben wollten mit den Lebendigen rings herum!

In einem der erwähnten kleinen Häuser wohnte der Wächter des Stephansfreidhofes und in seiner Stube, deren kleine mit Eisen vergitterte Fenster auf den Freidhof hinausgingen, beginnt unsere Erzählung.

Ein Mann, nahe am Greisenalter, mit auffallend wenig Haaren, die unter einem kleinen schmutzigen Sammtkäppchen, das einst schwarz gewesen sein mochte, sich hervorstah-

len, saß zusammengebeugt in einem Lehnstuhle bei dem Tische und hatte den Kopf wie nachdenkend in die hohle Hand gestützt. Auf den eingefallenen Zügen des Gesichtes lag es wie tiefe Erschlaffung, die Augenlider verdeckten den Blick und nur die eine Hand, welche krampfhaft geballt auf dem Tische lag und manchmal wie unbewußt zuckte, verrieth die innerliche Aufregung, den Sturm der Gedanken in der Seele des sonst unbeweglich dasitzenden Mannes.

Die Flamme in der Blechlampe auf dem Tische mochte schon lange brennen, denn sie begann wie ersterbend zu flackern — es war so still in der Stube, daß man das Holz im großen braunen Kachelofen verlöschend knistern hörte, nur manchmal schlug es wie starkes Schneewehen an die Scheiben und von Zeit zu Zeit heulte ein Windstoß im Rauchfang, als wäre es der ächzende Jammerton einer verlorenen Seele.

Endlich schnurrten die Gewichte an der hölzernen Uhr im Nebenzimmer, die Schläge des Hammers brachten aber nur einen heisern Ton wie von einer zersprungenen Glasglocke hervor — doch mußten sie hell genug gewesen sein, denn der Wächter fuhr gleich nach dem ersten rasch in seinem Lehnstuhl auf.

Jetzt schlug er auch die Augen auf — sie machten einen entsetzlichen Eindruck!

Man sah nichts als zwei große schwarze glühende Augäpfel, welche den ganzen Raum auszufüllen schienen, so daß man nur in den Winkeln wie verstohlen einen kleinen weißen Punct bemerkte. Dabei starrten diese funkelnden Kohlen wie vergiftende Blicke unbeweglich auf einen Punct und erschienen dadurch, daß der Mann erwartungsvoll die Augenlider aufgerissen hatte, noch größer und brennender.

Er schien den Schlägen der Uhr zu horchen und bewegte leise die Lippen, als ob er nachzählte.

»Zwölf Uhr!« sagte er endlich vor sich hin, »schon so spät und der Mann wollte doch früher kommen!«

Er hatte langsam wieder die Augen halb geschlossen und sank wie mechanisch in den Lehnstuhl zurück, wo er abermals in sein früheres Brüten verfiel. Die Lampe auf dem Tische, welche jetzt plötzlich mit leisem Zischen verlosch, riß ihn aus seinen Träumereien, er stand hastig auf und füllte neues Oel ein, so daß die Flamme bald wieder heller und frischer als früher brannte.

Mit verschränkten Armen blieb er dann vor dem Tische stehen und sah mit einem unbeschreibbaren Ausdruck von Spott in die Flamme, die gelbbraun hoch hinauf leckte.

»Das dumme Licht weiß, daß es heute noch etwas zu sehen bekommt, und freut sich darauf. Es ist, als ob Leben in den gelben Zungen wäre und sie sprechen wollten. Hab's oft bemerkt, daß die Lichter bei den Todten ganz verschieden leuchten, mag aber nichts davon weiter sagen. Die Welt da draußen wird ja ohnehin jeden Tag klüger — jetzt nennt man's aufgeklärter — und wer würde mir da glauben, wenn der alte Martin — sie halten mich ja ohnedem für verrückt!« rief er bitter aus — »ihnen von dem Unterschiede der rothen und blauen, der gelben und weißen Flamme erzählte!«

In diesem Augenblicke wurde an der Glocke gezogen — mit einem Sprunge war der Alte bei der Thüre der Stube und riß einen Schlüsselbund, der an dem Thürpfosten hing, herab. Ohne etwas umzunehmen, eilte er zum Hause hinaus und gegen das Meßnerthor hin, welches sich an der Seite des heutigen Bischofshofes gegen die Bischofsgasse zu befand.

Die Thorflügel öffneten sich und zwei Männer trugen einen Sarg herein, dem schwankenden Schrittes eine Frau folgte.

»Mach' rasch!« sagte der eine Mann im Vorbeischreiten hastig und leise zu Martin — dieser beeilte sich das Thor zu schließen und war gleich wieder an der Seite desjenigen Trägers, welcher soeben zu ihm gesprochen hatte.

Je näher der Sarg aber der Todtencapelle der Stephanskirche kam, desto heftiger schien der Schmerz die hinter demselben einherschreitende Frau zu ergreifen, mit Mühe nur schleppte sie sich vorwärts und die beiden Träger, denen Martin wegweisend voranging, hatten kaum den Leichnam in der Capelle niedergestellt, als sie laut weinend neben dem Sarge niederstürzte.

»Meines Lebens Trost! meines Alters Stütze! Du einziges Band, das mich noch an diese Welt knüpfte!« rief sie in herzzerreißendem Klageton und warf sich auf den Sarg hin, ihn mit beiden Armen umfassend; »ich soll leben, wenn Du mir genommen bist!«

Der andere Träger, welcher bisher noch nichts gesprochen hatte, beugte sich wie theilnehmend zu ihr nieder und versuchte es, sie aufzuheben.

Sie schüttelte heftig den Kopf und klammerte sich nur um so fester an den Sarg.

»Denk' Sie doch christlich, Frau Haimon,« sprach der Mann, »und tröste Sie sich. Den Todten machen eure Thränen nicht lebendig. Ihr seyd immer fromm und gottesfürchtig gewesen, ergebt Euch in euer Geschick.«

»Hast Du Kinder!« sagte die Frau sich plötzlich aufrichtend, »gewiß *nicht — und am allerwenigsten einen einzigen Sohn und solch ein Kind!* — und so schnell, so rasch!«

fuhr sie nach einigen Augenblicken fort, »der Tod hatte ja kaum Zeit genug, dieses blühende Leben in so wenig Stunden zu vernichten!«

»Ich hab' Euch schon gesagt, Frau,« fiel ihr der erste Träger mit strengem Ton ins Wort; »euer Sohn hat den Keim der Krankheit von der Reise schon mitgebracht.«

»O diese unglückliche Reise! und warst Du es nicht, der ihn dazu bewog?« fuhr die Frau mit einem Ausdrucke der Bitterkeit fort, in welche sich ein Ton anklagenden Mißtrauens mischte, »Du! der, weiß es Gott zu welchem Geschäfte, mein armes Kind ausersehen hatte und zum Lohn goldene Berge versprach. — Wo sind jetzt die goldenen Berge? ist vielleicht der kleine Hügel, der sich bald über ihm erheben wird, ein solcher?«

Martin, welcher bis jetzt sich mit dem Herrichten und Anzünden einer Lampe beschäftigt hatte, die er nun zu Häupten des Sarges stellte, wandte bei diesen Worten den Kopf und konnte bei dem Anblicke der Wehklagenden eine innere Bewegung nicht unterdrücken. Er stierte die Frau mit seinen großen dunkeln, unheimlichen Blicken gespenstig an.

»Ja, Frau,« sagte er endlich langsam und mit einem unverkennbaren Ausdrucke von Mitgefühl, »so ein kleiner Hügel ist in der That ein goldener Berg — wer darunter liegt, ist aller Sorgen ledig.«

— — — Es entstand einige Augenblicke eine lautlose Stille, man hörte nichts als das Pfeifen des Windes um die Giebel des Riesendomes, das stille Weinen der in Schmerz aufgelösten Mutter und das rasche Reiben der Hände, womit der zweite Träger, bisher ein fast ganz unbetheiligter Zuseher der Scene, sich die Kälte zu vertreiben suchte. Sein

Gefährte dagegen hatte dem Wächter einen Wink gegeben, und Beide verließen nun, unbemerkt von der am Sarge ihres Kindes Betenden, die Capelle.

Martin der Wächter winkte mit der Hand auf sein Haus, als wollte er den Fremden einladen, dorthin zu kommen, dieser aber blieb einige Schritte von der Capelle mitten im Schnee stehen.

»Wir haben nicht lange zu reden,« sagte er zum Alten, »die Hauptsache weißt Du, den Todtenzettel gebe ich Dir hier, nun ist es deine Sache, das Weitere bald abzufertigen. Mit dem geistlichen Herrn bei Euch hier habe ich schon gesprochen, er weiß es bereits, daß der Bursche an einer fremdartigen Krankheit, so eine Art Pest, gestorben ist und wird sich beeilen, bald aus der Nähe der gefährlichen Leiche zu kommen.«

Martin schlug bei diesen Worten den Deckel seiner Schnupftabaksdose laut klappend zu, und murmelte etwas zwischen den Zähnen, das der Andere wol nicht verstehen konnte, das ihn aber doch aufmerksam genug gemacht hatte, um den Alten über die Ursache seines plötzlichen Unmuthes zu fragen.

»Mir schießt manchmal so was Dummes durch den Kopf,« antwortete Martin mürrisch; wer aber in diesem Augenblicke sein Gesicht, auf welches ein gedämpfter matter Lichtstreif von der Lampe aus der Capelle her fiel, beobachtet hätte, würde an dem hastig wechselnden Spiele seiner Mienen, an den starrblickenden Augen und den fest aufeinander gedrückten Lippen leicht erkannt haben, daß in der Seele dieses Menschen wilde Gedanken durcheinander stürmten.

Dem Fremden aber, welcher wie ungeduldig horchend den Kopf wieder der Capelle zugewendet hatte, entging diese

Bewegung des Todtengräbers und als er nach einem Augenblicke den erneuten Wunsch ausdrückte, die Scene in der Capelle bald beendigt zu sehen, warf der Alte ganz gleichmüthig die Bemerkung hin: »Laßt noch das Weib ein paar Vater Unser beten, bei armen Leuten ist das das Meiste, was sie ihren Todten in die andere Welt mitgeben können!«

»Es hat aber Eile, die Leiche darf nicht lange hier bleiben,« sagte der andere ungeduldig; »diese Krankheit wirkt nach dem Tode noch gefährlich,« setzte er hinzu.

»Er mag Recht haben, Herr,« bemerkte Martin, indem er ganz langsam eine Prise nahm; »es gibt Todte, die im Grabe noch gefährlich sein können.«

»Wie meint Er das? — Er wird doch nicht?« — fuhr der Fremde hastig und unvorsichtig heraus.

In diesem Augenblicke tönte es wie ein unterdrückter Schrei von der Capelle her, hastig wendeten sich die beiden Männer dahin und sahen, als sie über die Schwelle traten, die unglückliche Mutter ringend mit dem zweiten Träger, welcher sie mit Gewalt von dem Sarge fortzudrängen versuchte. Der Fremde, welcher bisher mit Martin gesprochen hatte, eilte sogleich mit dem Rufe: »Sie ist wahnsinnig geworden!« seinem Gefährten zu Hilfe, das Weib aber riß sich mit übermenschlicher Kraft von beiden los und stürzte, als wollte sie bei ihm Hilfe suchen, auf Martin zu.

Dieser war langsam auf die andere Seite des Sarges hingeschritten. Die Flamme der Todtenlampe beleuchtete vom Boden herauf wie mit magischem Halbdunkel sein Antlitz, die großen Augen ruhten gespenstig auf dem unglückseligen Weibe, während die Züge des eingetrockneten Antlitzes einen Ausdruck unaussprechlicher Bitterkeit annahmen.

»Helfe Er uns die Wahnsinnige bändigen!« riefen

ihm die beiden Männer zu, als sie das Weib auf ihn zueilen sahen.

In diesem Augenblicke stand die Flüchtende nur noch einen Schritt von ihm, gerade so, als ob sie sich in seine Arme werfen wollte — da blieb sie plötzlich wie eingewurzelt im Boden stehen, starrte athemlos in das von der flackernden Flamme des Todtenlichtes geisterhaft beleuchtete Antlitz und sank mit einem herzzerreißenden Schrei zu Boden.

Jetzt sprangen die beiden fremden Männer rasch hinzu, hoben die Halbbewußtlose von den kalten frostigen Steinplatten auf und trugen sie mehr, als sie sie führten, zur Capelle hinaus. Ihr leises Wimmern verhallte, je weiter sich die beiden Männer über den schneebedeckten Platz mit ihr entfernten; jetzt waren sie bei dem Thore, es war noch angelehnt von früher, als Martin ihnen aufgemacht hatte — eine Minute nachher und sie befanden sich auf der freien, öden, menschenleeren Straße, wo ein Wagen ihrer zu harren schien.

II.

Martin hatte, wie festgebannt auf seinem Platze, das Ereigniß der letzten Minute angesehen. Eine höhere Gewalt schien ihn gefesselt zu haben, daß er dem Weibe nicht Hilfe leistete, sie nicht aus den Händen der beiden Männer befreite. Erst der kalte Nachtwind, der die feinen Schneeflocken bis in die Capelle trug und die Platten des Fußbodens bis zum Sarge hin wie mit dichtem Reif bedeckte, brachte ihn nach und nach zu sich.

»*Wenn ich nicht geträumt* habe,« sagte er dumpf zu

sich selbst und fuhr wie erinnernd sich mit der Hand über die Stirn, »und wenn es nicht der böse Feind war, der gekommen ist, um mich einmal in meinen alten Tagen in Versuchung zu führen, so kann es Niemand anders als die arme Anne selbst gewesen sein! Und sie war es ja auch,« fuhr er nach einem augenblicklichen Nachdenken heftig auf, »warum sonst dieser Schrei, warum dieses Entsetzen, warum dieses Schwinden aller Sinne, als sie mich erblickte? — Achtzehn Jahre vorbei, und die Herzensaugen sind noch nicht schwächer geworden und erkennen die alte Gestalt doch wieder!«

Der alte Mann schlug die Hände vor das Gesicht und athmete schwer wie aus tiefer gedrückter Brust.

»Ruhig, alter Wurm!« murmelte er vor sich hin und preßte die Hand auf das Herz; »was nagst Du schon am lebendigen Leibe, kannst Du nicht warten wie deine Vettern hier in der Erde, die erst zum Schmaus kommen, wenn der Leichenbraten ein paar Tage da unten ausgekühlt ist? Es dauert ja bei mir auch nicht mehr so lang, dann wird der Vorhang von meinem Leben zugezogen, und ich schlafe die ewig lange Nacht!«

»Et lux aeterna ei lucet!« klang es jetzt hinter ihm, und wie der alte Mann sich überrascht und erschrocken umsah, woher diese Worte gekommen, blickte er in die sanften Züge eines jungen Geistlichen, welcher unbemerkt von ihm in die Capelle getreten war.

»Hochwürden! — so spät!« stammelte Martin.

»Es ist nie spät, wenn es sich darum handelt, seine Pflicht zu erfüllen, so wie es nie zu spät ist,« fügte der Geistliche langsam und feierlich hinzu, »auf dem Wege Gottes, der jener des Heiles und des Friedens ist, zu wandeln.«

Martin stand sprachlos vor dem jungen Priester und verdeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Die ernstmilden, mahnenden Worte, die er so eben gehört, schienen sich tief in sein Inneres einzugraben, er neigte mehrmals das Haupt, als wollte er dies Alles bekräftigen, ließ die Hände langsam von seinem Antlitz herabsinken und schlug endlich wie büßend mit der einen Hand an die Brust.

Der Geistliche betrachtete ihn einige Augenblicke, ohne ein Wort zu sprechen, und unterbrach dann das Stillschweigen mit der Frage: »Weß ist die Leiche, die man so spät noch gebracht hat, und warum so spät?«

Martin reichte ihm den Todtenschein und setzte dann scheu hinzu: »Er soll an einer bösen Krankheit gestorben sein.«

Der Geistliche las den Todtenschein und schüttelte wie in Zweifeln das Haupt.

»Böse Krankheit!« sagte er, »und glaubst Du selbst daran, Martin?«

Keine Antwort erfolgte. Der Geistliche wiederholte nochmals seine Frage, ohne auch jetzt eine Antwort zu erhalten, aber sein Auge, das fest auf dem Gesichte des Alten ruhte, bemerkte nur zu bald, daß dieser seinem Blicke auszuweichen strebte. Es lag eine Angst in seinen Zügen, die er nicht bemeistern konnte, und umsonst versuchte er es, das Auge aufzuschlagen und den ernsten strafenden Blick des Geistlichen auszuhalten.

In diesem Augenblicke wurde wieder an der Glocke des Thores gezogen. Der helle Ton drang durch die Stille der Nacht bis in die Capelle und beide Männer wurden aufmerksam. Der Geistliche bemerkte, daß Martin heftig erschrak, und trat ihm, als er zum Thore eilen wollte, entgegen.

»Du bleibst!« rief er. »Wer kann so spät noch kommen, wer will nach Mitternacht noch die heilige Ruhe der Kirche stören? — Wo ist dein Schlüssel zu diesem Thore? ich will selbst öffnen!«

Martin zögerte.

»Es war vielleicht ein Nachtschwärmer, der aus Muthwillen an der Glocke zog,« sagte er ausweichend.

»Selbst der Muthwille der Trunkenen scheut die heilige Nähe der Kirche,« antwortete voll Würde der Priester.

Jetzt wurde neuerdings und heftiger an der Glocke gezogen. Halb mechanisch nahm Martin die Schlüssel von einer kleinen Betbank der Capelle, wohin er sie gelegt hatte, und überreichte sie dem Geistlichen. Dieser eilte hastig aus der Capelle, und mit geisterbleichem Antlitz folgte Martin jedem seiner Schritte. Er horchte — jetzt hörte er nicht mehr das Knistern des Schnees unter den Fußtritten — jetzt schob sich der Riegel des schweren Schlosses zurück — das Thor knarrte in seinen Angeln — es schwindelte Martin, er wollte sich mit der einen Hand auf den Sarg aufstützen, und fuhr zurück, als wenn er auf glühendes Eisen gegriffen hätte.

Der Priester hatte indeß das Thor halb geöffnet und noch kein Wort gesprochen, als schon ein Mann in einen Mantel gehüllt hastig hereinstürzte, und ohne den Oeffnenden genau anzusehen, halblaut und angelegentlich fragte: »Nun, wie steht es?« In diesem Augenblicke erkannte er seinen Irrthum in der Person, mit welcher er sprach und wollte zurückspringen, der junge Priester hatte aber, als der Fremde kaum eingetreten war, auch schon den schweren Thorflügel wieder zufallen lassen.

»Ihr kommt noch zurecht, Herr,« sagte er, »der Todte ist noch nicht eingesegnet.«

Der Fremde schritt, ohne ein Wort zu sprechen, neben dem Geistlichen bis in die Capelle. Ein rasches Wechseln der Blicke mit Martin hatte ihm bald gezeigt, wer die eigentliche Ursache der Verzögerung, und ein zweiter Wink jenen zur Vorsicht ermahnt.

»Und wann glauben Sie wohl, ehrwürdiger Herr,« fragte der Fremde wieder, »wird das Begräbniß stattfinden können?«

»Nicht eher,« lautete die feste Antwort, »als bis der Facultät die Anzeige dieses merkwürdigen Krankheitsfalles gemacht worden ist, und diese sich dann ausgesprochen hat, ob die Leiche nicht in die Anatomie geschafft werden soll.«

»Das wird die Familie des Verstorbenen niemals zugeben!« rief der Fremde eifrig aus. »In die Anatomie! Wie einen Hingerichteten! Wo doch die Familie eine so angesehene ist! Nein, ehrwürdiger Herr, das geschieht nicht!«

Der Geistliche zuckte gleichmüthig mit den Achseln, als wollte er dem Fremden bedeuten, daß alle Mühe und alles Zureden vergebens sein würden. Dieser schien aber selbst etwas Aehnliches zu vermuthen und änderte nach einem Blicke des Einverständnisses mit Martin sein ganzes Benehmen. Statt nämlich, wie der Geistliche erwartet hatte, neuerdings auf ein möglichst rasches Begräbniß zu dringen, sprach er vielmehr den Wunsch aus, daß dieser traurige Act doch lieber für den nächsten Tag verschoben bleiben möge, indem auch die Mutter des Todten dieselbe Bitte geäußert, von dem Arzte ihr aber abgeschlagen worden sei. Deswegen habe er auch, versicherte er klug einlenkend, gleich bei dem Eintritte in den Stephansfreidhof, wo er meinte mit Martin zu sprechen, gefragt: *»wie es stehe?«* und er schätze sich jetzt glücklich, in dem ehrwürdigen Herrn einen Vertreter und Ver-

theidiger seines Wunsches zu finden, den er bei dem Alten allein nicht so leicht durchzusetzen erwarten konnte.

Der Priester hörte ernst und ruhig zu und antwortete mit keiner Sylbe. Ueber Martins Gesicht zog es wieder wie jener höhnische Strahl von Bosheit, der manchmal wie ein Blitz in diesen Zügen aufleuchtete, und dann die dämonischen Linien des starren Antlitzes nur noch greller hervortreten ließ.

»Schließt mir wieder das Thor auf,« wandte sich der Fremde jetzt zu Martin, »ich will nach Hause und der armen Mutter die Versicherung bringen, daß der letzte Trost, den Sarg ihres Kindes selbst in die Gruft bringen zu sehen, ihr für morgen vorbehalten ist. — Ihnen persönlich, ehrwürdiger Herr,« setzte er mit einer leichten Verbeugung gegen den Geistlichen hinzu, »bin ich sehr dankbar, denn ich fühle es zu tief, daß nur Ihr frommes Dazwischenkommen die voreilige, von dem Arzte anbefohlene Beerdigung verhindert hat.«

Der junge Geistliche dankte mit einer leichten Kopfbewegung. In dem Augenblicke aber, als Martin seinen Platz verließ, um der Aufforderung des Fremden Genüge zu leisten, streckte er ihm befehlend den Arm entgegen und trat zwischen ihn und den Fremden.

»Du bleibst hier,« sagte er, und mit einer ruhigen Handbewegung auf den Ausgang der Capelle zeigend, sprach er höflich zum Fremden: »Ist es gefällig?«

Dieser verbeugte sich und schritt voran aus der Capelle.

»Verflucht!« murmelte er für sich zwischen den Zähnen, als er über den Stephansfreidhof ging, »dieser junge Geistliche hat den Teufel im Leibe. Merkt er etwas? Oder ahnt er nur das Mindeste? — Und ich habe Martin nicht einmal von Allem unterrichtet!«

Mit einer leichten Verbeugung öffnete jetzt der Geistliche das Thor, und eine Minute darauf stand der Fremde auf der Straße, wo er sich vorsichtig nach allen Seiten umsah.

Es war Todtenstille rings herum. Die wenigen Oellampen, welche damals die Straßenbeleuchtung bildeten, waren jetzt so spät nach Mitternacht schon zum größten Theile ausgelöscht, und nur an den Mündungen der verschiedenen Gassen schwebte wie ein einsames Irrlicht die erlöschende Flamme in einer Laterne an den Eckhäusern.

Der Fremde wickelte sich fester in seinen Mantel und ging langsam gegen die Kärntnerstraße zu. — »Mir bleibt jetzt nichts übrig,« sprach er zu sich selbst, »als den Plan für mißlungen anzusehen und Wien so schnell als möglich zu verlassen. Bis Früh ist Alles verrathen, bis Mittag die ganze Polizei hinter mir her, und ich habe nicht Lust, dem gaffenden Volke auf dem hohen Markt ein unentgeltliches Schauspiel zu verschaffen.«

Er war während dieses Selbstgespräches bis zum Gasthause zum wilden Mann gekommen, und zog heftig an der Hausglocke. Es dauerte nicht lange, so öffnete ein Hausknecht, eine große weiß und roth gestreifte Schlafhaube auf dem Kopfe und einen ungarischen Schafpelz über dem Hemde, das Thor, und hielt dem Eintretenden die nicht sehr blanke Laterne, worin ein Stümpfchen Talglicht brannte, knapp vor das Gesicht. Sogleich senkte sich aber wieder die Laterne, der Hausknecht hatte den Passagier erkannt und holte jetzt vom Tische, der unter der Treppe stand, einen schweren Messingleuchter, zündete die Wachskerze darauf an und übergab ihn dem Fremden.

»*Gehorsame gute Nacht*, Euer Gnaden!« sagte er

noch schläfrig, als Jener schon rasch die Treppe hinaufstieg, und während er sich auf sein Feldbett neben dem Thore hinwarf, dachte er noch darüber nach, wie glücklich doch die reichen Leute wären, da sie selbst bis nach zwei Uhr in der Nacht nur ihren Lustbarkeiten nachgehen könnten.

— — — Der Fremde war kaum in seinem Zimmer angekommen, als er, ohne sich zu entkleiden, sich an den Schreibtisch setzte und einen Brief zu schreiben begann.

Derselbe lautete:

»Mademoiselle!

»Wenn Sie diesen Brief erhalten, so befinde ich mich schon in Hamburg, also außerhalb Oesterreich, wo ich nach dem Mißlingen unseres letzten Planes nicht einen Tag mehr verweilen darf, ohne Ihre Interessen und auch meine Sicherheit auf das Höchste zu gefährden. Ihr Jugendfreund, an welchen Sie mich wiesen, und gegen den das unbedingteste Vertrauen zu haben Sie mir anempfahlen, hat Ihre und meine Erwartungen nicht erfüllt. Er ist ein Schwärmer jener gefährlichen Sorte, die auf der Welt nur lauter Engel sehen wollen, und es nicht begreifen können, daß das ganze Räderwerk, welches die Menschheit in den verschiedensten Beziehungen zu einander bringt, nur aus großen und kleinen Intriguen besteht. Zudem ist der Unglückliche auch noch überspannt tugendhaft geworden und nannte abscheulichen Betrug, was doch die Stufe seines glänzendsten Glückes hätte werden können. Leider hatte ich, Ihrem Auftrage gemäß, ihn von Allem unterrichtet, und denken Sie mein Entsetzen, als er jede Hilfeleistung entschieden und energisch abschlug. An seine Schwester mich zu wenden wagte ich schon gar nicht, denn dieses Mädchen, auf welches Sie ebenfalls so viel bau-

ten, ist eine empfindsame Person geworden, und trägt, wenn ich nicht irre, eine unglückliche Liebe im Herzen. Sie haben keinen Begriff von dieser Langweiligkeit, Mademoiselle. Die Mutter, die Frömmigkeit selbst, hätte ohnehin von dem Geschäfte nichts wissen dürfen — und so bin ich das erstemal in meinem Leben ein vollkommen verunglückter chargé d'affaires. Glücklicherweise ist es mir noch gelungen den jungen Menschen auf so lange stumm zu machen, bis ich aus dem Bereiche der hiesigen Gerichte bin. Ich bin übrigens überzeugt, daß Sie deswegen weder den Muth verlieren, noch ihre Freundschaft gegen mich vermindern werden, denn ein Geist wie der Ihrige, dem so unerschöpfliche Hilfsquellen zu Gebote stehen, ist auch unermeßlich an Nachsicht und Verzeihung. Letztere wird mir, wie ich hoffe, um so eher zu Theil werden, wenn ich Ihnen melde, daß die bewußten beiden Porträts sammt der Einfassung glücklich in meine Hände gefallen sind. Ich erwarte in Hamburg unter der bekannten Adresse Ihre weiteren Aufträge.«

Der Brief wurde, ohne unterschrieben zu sein, zusammengefaltet, gesiegelt und mit der Adresse: Madame la comtesse Frêle versehen. Ueber diesen Brief kam aber erst ein neuer Umschlag und dessen Adresse lautete: Madame Anne Englumau à Bordeaux, Rue de Paris.

Der Fremde hielt den Brief, nachdem er ihn gesiegelt hatte, einige Augenblicke nachdenkend in der Hand.

»Sie braucht nicht mehr zu wissen!« sagte er endlich und stand mit einer raschen Bewegung auf.

III.

Während der Fremde im »wilden Mann« eine schlaflose Nacht voll der quälendsten Sorgen zubrachte, war die Todtencapelle auf dem Stephansfreidhofe der Schauplatz einer tragischen Begebenheit geworden.

Der junge Priester hatte hinter dem Fremden das Thor geschlossen, und eilte jetzt, wie von bangen Ahnungen getrieben, wieder der Capelle zu.

Welch' ein Bild zeigte sich ihm, als er dorthin kam!

In einem Winkel der Capelle kniete Martin, sein Antlitz war todtenbleich, seine Züge verzerrt, die Haare schienen sich auf seinem Kopfe zu sträuben, und die Augen, in denen alle Schrecken der Angst starrten, waren wie hervorquellend auf den Sarg gerichtet.

Bei dem leichten Geräusch, welches das Eintreten des Priesters verursacht hatte, schien er wie aus einer Erstarrung zu erwachen, und mit einem heiseren unarticulirten Schrei wies er mit der ausgestreckten Hand auf den Sarg hin.

»Was ist geschehen?« fragte der Priester, bei diesem Anblicke selbst von Entsetzen ergriffen.

Martin schien aber die Frage nicht zu verstehen; bebend wendete er den Kopf der Wand zu und deutete rückwärts mit beiden Händen nach dem Sarge.

»Unglücklicher, was ist Dir?« rief der Priester, trat hastig zu dem Knienden und versuchte ihn aufzuheben. Dieser aber, dessen ganzes Wesen umgewandelt schien, schauerte bei

der Berührung zusammen, und kraftlos sank er mit dem ganzen Oberleibe an die Wand. Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm, es war nur ein heiseres Gurgeln, das er fast besinnungslos hervorbrachte, und der Priester unterschied mit Mühe, daß er nur die Worte: ora pro nobis! wiederholte.

»Was ist geschehen? was ist Dir?« wiederholte der Geistliche dringend, und versuchte mit aller Kraft den noch immer Knienden vom Boden aufzuheben. Jede Anstrengung war aber vergebens, der schwere Körper des alten Mannes entsank immer wieder seinen Armen und knickte wie kraftlos zusammen. Ein leiser Schauer durchbebte den Helfenden, der das Räthsel dieses Augenblickes nicht fassen konnte, — es mußte während der wenigen Augenblicke, als er sich entfernt hatte, etwas Entsetzliches sich zugetragen haben, denn Martin war sonst nicht der Mann, der so leicht und bei Kleinigkeiten zusammenschauderte, und jetzt lag er da auf dem kalten Steinboden, den Kopf an die feuchte Mauer gelehnt, fast ohne Bewegung und das Leben nur durch die tiefen, schweren, hohlen Athemzüge andeutend. Der Priester ahnte wohl, daß mit diesem nächtlichen Begräbniß ein Geheimniß verhüllt werden sollte — aber der Todtenschein war, so weit er in derlei Dinge eingeweiht war, in Ordnung, und in der Pfarre war noch am Abend davon gesprochen worden, daß für die Nacht eine stille, einfache Leiche angesagt sei. Was aber war geschehen? Alle diese Gedanken zogen zwar mit Blitzesschnelle durch seine Seele, aber vor Allem galt es, den alten Martin wieder ins Leben zurückzurufen.

Mit raschem Schritte eilte er eben aus der Capelle, um Hilfe für den Unglücklichen zu holen, — da tönte ein dum-

pfer halblauter Ton an sein Ohr; überrascht und erschrocken blieb er stehen und wendete hastig den Kopf zurück.

»Er ruft! er ruft!« schrie in diesem Augenblicke Martin, den derselbe dumpfe Ton plötzlich wunderbar belebt und wie elastisch vom Boden emporgeschnellt hatte, und der jetzt sein Ohr an den Sarg legte.

»Was sagst Du?« rief der Geistliche, dem bei Martins Ausruf Alles klar zu werden schien, und stürzte zum Sarge hin.

— — — Jetzt tönte wieder derselbe hohle Ton, aber etwas lauter — er wiederholte sich — es war ein deutliches Klopfen — gleich darauf ein unterdrückter Schrei — alles aus dem Sarge.

»Jesus, Maria, Joseph! Martin, spring um eine Hacke!« waren die einzigen Worte, welche der Geistliche instinctmäßig ausstoßen konnte, während auch er sein Ohr an den Sarg legte und deutlich schnell aufeinanderfolgende tiefe Athemzüge, wie aus einer keuchenden Brust vernahm.

»Wer Ihr auch seid,« rief er in den Sarg, »wenn Ihr bei Sinnen, so betet ein Vater unser, die Hilfe ist nahe.«

Erwartungsvoll horchte er auf eine Antwort und begann dem Eingeschlossenen das Gebet des Herrn mit lauter Stimme vorzubeten — und sein Herz hob sich freudig, als er deutlich jeden Satz, wenn auch wie von einer schwachen Stimme wiederholen hörte.

Das Gebet war noch nicht zu Ende, als Martin schon mit einer blanken Axt in die Capelle stürzte, und wie von einer dämonischen Gewalt getrieben, das scharfe Eisen in die Fuge zwischen Sarg und Deckel einsetzte, daß bei dem ersten Ruck gleich das ganze Holzwerk knarrend stöhnte. Der riesige

Mensch, aus dessen Antlitz noch nicht die Spuren der Ohnmacht und des Entsetzens gewichen waren, arbeitete mit einer wie von Wahnsinn angestachelten Gewalt, — einige Augenblicke und der Deckel war von allen Seiten so hoch gelüftet, daß die beiden Männer ihn jetzt mit leichter Mühe zur Seite legen konnten.

In dem Augenblicke, als sich das Innere des Sarges zeigte, fuhr Martin erbleichend einen Schritt zurück. Er stierte die darinnen liegende Gestalt an und schien die Stimme des Geistlichen nicht zu hören, welche ihn dringend zur Beihilfe rief.

Denn im Sarge lag, in ein Todtenhemd gekleidet, eine Jünglingsgestalt mit geschlossenen Augen, die Züge des jugendlichen Antlitzes etwas verzerrt, und die Finger der einen Hand wie im starken Krampf zusammengebogen.

»Unsere Hilfe ist zu spät gekommen,« rief der Geistliche wehklagend aus, als er sich über die unbewegliche Gestalt beugte und keine Spur des Lebens entdeckte, — »wir haben zu lange gezögert, und im letzten Augenblicke hat ihn vielleicht die Freude über die plötzliche Rettung getödtet.«

Martin, welcher sich indeß von seinem Schrecken erholt zu haben schien, näherte sich jetzt dem Sarge, wenn auch zögernd und beinahe wie von einer unerklärlichen Scheu zurückgehalten, und das nicht zu unterdrückende, schwer zu bemeisternde Spiel seiner Gesichtszüge zeigte deutlich, welchen starken Kampf er in seinem Innern zu ringen habe. Auf den wehklagenden Ruf des Priesters suchte er sich aber so weit zu beherrschen, daß er sich auch ganz nahe über die Leiche niederbeugte und den Jüngling im Sarge einige Augenblicke sehr aufmerksam beobachtete.

Mit einer eigenthümlichen Hast hob er endlich den Kopf

und sagte rasch zu dem Geistlichen: »Mit dem da hat es noch gute Wege — der lebt, seht ihn nur genau an und Ihr werdet Euch selbst überzeugen.«

»Du glaubst also, daß es nur eine Ohnmacht ist?« fragte freudig erregt der Priester.

»So etwas dergleichen, — denn ich habe mein Lebtag noch nicht gesehen, daß ein vollkommen Todter, so ein zarter Würmerbissen, mit den Wimpern gezuckt hätte. Die Todten, die ich bisher gesehen, haben sich alle nicht mehr gerührt.«

Der Geistliche schien die letzten Worte ganz zu überhören, mit so gespannter Aufmerksamkeit schaute er in das Antlitz der vermeintlicheu Leiche, und winkte noch ungeduldig Martin, der wieder sprechen wollte, als ob jeder Laut die Ruhe des Ohnmächtigen stören könnte.

»Ja, ja!« rief er jetzt selbst aus, »Du hast Recht, die Augenlider bewegen sich, aber ganz leise, fast unmerklich, es ist, als wenn der Tod seine Beute festhalten wollte, — geh, lauf nach einem Arzt, hier ist rasche Hilfe nothwendig, wenn nicht Alles verloren sein soll.«

Martin stand unbeweglich.

»Einen Arzt soll ich holen? Was der thun kann, das können wir für den Nothfall auch, — und ich meine, es ist nicht gut, daß man allzuviel Leute von der Geschichte wissen läßt, — es könnte böses Blut machen; es heißt dann, man hat einen Menschen lebendig begraben wollen, und die bösen Leute —«

Er hatte die letzten Worte nur mehr für sich hingemurmelt, der Geistliche schien sie überhört zu haben.

»Geh! geh!« drängte er jetzt den Alten; »doch nein,« sagte er nach einem augenblicklichen Besinnen, »es ist besser, wir schaffen den Neuerwachten von hier fort, in eine warme

Stube, — fasse den Menschen, wir wollen ihn in deine Kammer tragen, es ist das Nächste, wo wir ein Bett finden.«

Martin schien im ersten Augenblick von dieser Zumuthung betreten; es war ihm, als müßte er dagegen sich sträuben; aber der Geistliche hatte bereits den im Sarge Liegenden halb in seine Arme genommen und widerstrebend fügte sich Martin darein, den Ohnmächtigen bei den Füßen zu heben, und so trugen beide Männer mit ganz verschiedenen Gefühlen den noch immer Leblosen aus der Capelle bis in Martins Wohnung.

Die kalte Nachtluft und die eisigen Schneeflocken, welche auf den nur mit einem Hemde bekleideten Körper fielen, mußten mehr als ärztliche Hilfe zu seiner Wiederbelebung beigetragen haben; denn kaum hatten die beiden Männer den Jüngling in das Bett gelegt, als er auch schon nach den ersten Minuten matt die Augen aufschlug und einen tiefen Seufzer ausstieß, als wollte er eine drückende Last von seiner Brust wälzen.

»Meine Mutter! Sophie! Hierher!« waren die ersten Worte, welche er noch halbbewußtlos ausrief, und dabei irrten seine Blicke wie geistesabwesend in dem kleinen, nur von der auf dem Tische stehenden Lampe beleuchteten Zimmer umher.

Der Geistliche stand neben dem Bette und hielt theilnahmvoll seine Hand. — »Wie befinden Sie sich?« fragte er sanft und beobachtete mit Interesse, wie nach und nach das Leben und Bewußtsein in die Züge des jungen Mannes zurückkehrten und er mit beinahe ängstlicher Scheu um sich blickte, als wolle er seine Gedanken und Erinnerungen sammeln.

In diesem Augenblicke zog ein Knistern wie von Feuer

und ein starker Brandgeruch, welcher aus der Vorderstube in die Kammer drang, die Aufmerksamkeit des Geistlichen auf sich. Der Rauch quoll immer stärker und drückender herein; voll Angst rief der Priester, welcher ein Unglück ahnte, nach Martin, der seit dem Augenblicke, als sie den Jüngling in das Bett gelegt hatten, verschwunden war.

Aber sein Ruf schien nicht gehört worden zu sein, — immer dicker und schwärzer quoll der Rauch zur Kammer herein — der Kranke im Bette, welchen der Geistliche zu verlassen fürchtete, schloß wieder wie von neuer Ohnmacht befallen die Augen — jetzt sprang der Priester voll Angst zur Thüre hin und riß sie hastig auf. Neue erstickende Rauchwolken wälzten sich ihm entgegen, die Flamme des Lichtes, das auf dem Tische stand, erschien durch den Rauch ganz gedrückt und blutroth; voll Angst wiederholte er seinen Ruf nach Martin, und ein höllisches höhnisches Lachen tönte ihm als Antwort zurück.

Mit einem raschen Stoß zerschmetterte der Geistliche ein Fenster, — der Rauch fand einen Abzug, und jetzt erst erblickte der Geistliche die Gestalt des alten Mannes, zwar noch wie in schattenhaften Umrissen, und sah, wie dieser vor dem großen Kachelofen stand und aus einer Kiste neben sich kleine Packete mit wilder Hast in die Röhre schob, aus welcher der Rauch hervordrang.

»Jesus! Maria! Martin, wir ersticken!« schrie der Priester und eilte zum Ofen hin, um den Alten, welcher fortwährend neue Päcke in die Röhre schob, von diesem Platze wegzudrängen, dieser aber warf sich auf den Priester und drückte ihn mit Riesenkraft auf die Bank neben dem Ofen nieder.

»Nicht einen Laut!« sagte er mit heiserer halberstickter

Stimme, »der geringste Ruf und es war euer letzter. — Nicht ein Wort mehr will ich hören — und laßt es Euch nicht einfallen, hier etwas gesehen zu haben!«

Der Priester versuchte es, sich aus den Händen des Rasenden zu entwinden, — es war ein vergebliches Bemühen, er fühlte sich wie mit eisernen Banden festgehalten; bei jeder Bewegung, die er zu machen versuchte, drückte Martin ihn um so kräftiger zurück, — es schien, als ob der Widerstand des Priesters ihn nur zu neuer Anstrengung immer aufforderte.

»Laß mich zu dem Kranken!« bat endlich der Geistliche, »er stirbt in dem Qualm, wenn ich nicht in der Kammer ein Fenster öffne.«

»Und wer sagt Euch denn, daß er nicht sterben soll?« fragte Martin höhnisch.

»Ich sag' es Dir!« rief es jetzt von der Kammer her mit heller, eigenthümlich tönender Stimme, und wie die Beiden in der Stube überrascht hinblickten, sahen sie durch den Schleier des Rauches hindurch in der offenen Thüre an der Schwelle der Kammer den Jüngling im Todtenhembe stehen, den erhobenen linken Arm drohend gegen Martin ausgestreckt.

Mit einem Ausrufe der Wuth warf sich Martin, ohne daß der Geistliche es hindern konnte, auf den Jüngling; in demselben Augenblicke aber, wo er ihn beinahe berührte, stürzte er mit einem lauten Schmerzschrei an der Schwelle der Kammer nieder.

Der Jüngling hatte das kurze Messer, das der Wüthende auf ihn gezückt hatte, diesem blitzschnell entwunden, und Martin war blindlings in seine eigene Waffe gefallen.

IV.

Am nächsten Morgen sprach man in der erzbischöflichen Residenz mit geheimnißvoller Miene von nichts anderem, als von der Flucht des Wächters und den räthselhaften Umständen, von welchen diese begleitet war. Ein alter Domherr war der erste, welcher diese Entdeckung machte, denn als er zeitlich früh in die Kirche ging, verwunderte er sich sehr, zu dieser Stunde noch kein Licht in Martins Stube zu sehen. Er ging näher und fand zu seinem Erstaunen die Thür des Häuschens offen, und aus der Stube quoll es ihm wie der Geruch von vielem verbrannten Papier entgegen. Er machte sogleich im Pfarramte die Anzeige, und als man nun näher untersuchte, traf man die ganze Kochröhre des Ofens voll Papierzunder, alle Habseligkeiten aber vollkommen unberührt, und bei näherer Besichtigung auf dem Fußboden nicht weit von der Schwelle der Schlafkammer mehrere Blutflecken. Martin mußte, nach dem Zustande des Bettes zu urtheilen, vor den Ereignissen dieser Nacht. welche sein Verschwinden zur Folge hatten, noch darin geschlafen haben.

Daß diese Ereignisse noch mit einer andern eben so wenig erklärten Begebenheit im Zusammenhange stehen mußten, ging daraus hervor, daß man in der Freidhofscapelle einen geöffneten Sarg gefunden hatte, dessen Leiche fehlte.

Dieser letztere Umstand trug nicht wenig dazu bei, die *abergläubigen* Seelen des unteren Personals im Pfarrhofe *mit tiefem* Entsetzen zu erfüllen, und Mancher erinnerte sich

jetzt deutlich, daß Martin schon seit längerer Zeit mehr als hinlängliche Ursache gegeben habe, seinen religiösen Lebenswandel mit Mißtrauen zu betrachten.

Ein alter Kirchendiener wollte sogar bemerkt haben, daß manchmal zur Nachtzeit in ganz verstohlener Weise mehrere Menschen auf dem Freidhofe erschienen seien; mehreremal hätte er Licht gesehen an jener Stelle, wo sich der Eingang zu den großen unterirdischen Grabgewölben, den Catacomben, befindet In einer Nacht endlich hätten sich Gestalten in der Capelle gezeigt und seien nach einander in jene Grabgewölbe hinabgestiegen.

Der Vorsaal bei Sr. Eminenz dem Cardinal Erzbischof von Wien, Grafen von Migazzi, war heute schon ungewöhnlich früh von zahlreichem Besuche gefüllt. Ein großer Theil der Anwesenden gehörte dem einflußreichen Orden der Gesellschaft Jesu an, und es mußte etwas sehr Wichtiges sein, um was es sich diesmal handelte, denn die ehrwürdigen Väter, standen im eifrigen Gespräche gruppenweise zusammen. Plötzlich ersuchte einer derselben, welcher bisher schweigend bei den andern gestanden hatte, den anwesenden Kammerherrn des Cardinals um die Erlaubniß, an dem im Saale stehenden Tische eine Schrift entwerfen zu dürfen.

Außerordentlich bereitwillig und mit unverkennbar hoher Achtung in Wort und Miene wurden Schreibmaterialien herbeigeschafft, uud sogleich drängten sich alle anwesenden Mitglieder der Gesellschaft Jesu an den Tisch, wo jener Geistliche bereits Platz genommen hatte, und in raschen Zügen, kaum nachdenkend, flüchtig auf dem Papiere zu schreiben begann. Seine Ordensbrüder sahen mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort, das er schrieb, man sah ihm über die Schulter auf's Papier und die widersprechendsten Stim-

mungen drückten sich in den verschiedenen Physiognomien aus. Aber je länger er schrieb, desto ernster wurden alle Blicke. Endlich stand er rasch auf, schob den Stuhl mit so auffallendem Geräusch zurück, daß selbst der Thürhüter im Saale sich zu einem gewissermaßen mißbilligenden Räuspern veranlaßt sah, und fragte gemessen, aber mit jenem unverkennbaren Ausdrucke in der Miene, welcher den Mann der zu befehlen gewohnt ist, kennzeichnet: ob Seine Eminenz noch immer nicht zu sprechen sei!

Der Kammerherr des Cardinals, welcher sich geschäftig unter die verschiedenen Gruppen der im Saale Anwesenden gemischt, und bald da bald dort ein Wort mitgesprochen hatte, trat jetzt mit süßer Freundlichkeit rasch hinzu und meinte, daß es Se. Eminenz gewiß unendlich bedaure, den hochwürdigen Herrn Provincial nicht sogleich empfangen zu können, daß aber der Vorfall dieser Nacht auf dem Stephansfreidhofe, über welchen soeben ein junger Dechant der Pfarre ausführlichen Bericht erstatte, Seine Eminenz noch immer beschäftige.

Eine leichte Wolke zog bei diesen Worten über die Stirn des Provincials, doch neigte er dankend das Haupt und ließ sich in einen Lehnsessel in der Fenstervertiefung nieder.

Der Thürhüter sah immer nach einigen Minuten durch das Schlüsselloch in das Cabinet des Cardinals, und schüttelte dann, jedesmal den im Vorsaale Versammelten bedeutsam zunickend, bedauernd die starkgepuderte Perrücke.

Indeß hatte sich der Saal immer mehr und mehr mit Menschen gefüllt, Personen aus den verschiedensten Classen waren hier versammelt, und nebst den Trachten all der zahlreichen Orden, welche damals noch in Wien bestanden, sah man das gestickte Kleid und fein frisirte Haar des Adeligen, den sorgfältig gepflegten Zopf des Beamten, sowie den schlich-

ten einfachen Rock des Bürgers in bunter Mischung. Auch einige Frauen befanden sich unter den Wartenden, aber man sah es ihnen auf den ersten Blick an, daß die schüchterne Bitte, welche auf ihren bleichen Lippen schwebte, nur mit großer Befangenheit vor dem hohen Kirchenfürsten werde ausgesprochen werden können.

Der Provincial schien in seinem Lehnstuhl in tiefes Nachdenken versunken und nur von Zeit zu Zeit schweifte sein Auge wie theilnahmlos unter der Menge der Gegenwärtigen umher, und doch — mit welchen aufmerksamen, wenn auch scheinbar flüchtigen Blicken musterte er die Anwesenden, als suche er, oder erwarte er noch Jemand.

In der That leuchtete es plötzlich, wenn auch nur ganz flüchtig heller in seinem Auge auf. Fast unbemerkt von allen anderen war ein ältlicher Mann in sehr bescheidener Tracht in den Saal getreten und hatte sich in den Winkel gleich neben der Thüre hingedrückt. Aus seinem halbverlegenen Umherblicken im Saale konnte man leicht bemerken, daß er hier noch ein Neuling; er schien ebenfalls Jemand zu suchen und seine eingefallenen Züge belebten sich merklich, als er den Provincial erblickte. Der starre Blick, welchen er auf den jetzt Gefundenen richtete, war so sprechend und schien auch von dem Pater so richtig verstanden worden zu sein, daß ein leichtes Nicken des Kopfes, welches jeder Andere für einen einfachen Gruß gehalten haben würde, zwischen den Beiden vollkommen zu genügen schien.

Gerade jetzt aber riß der Thürhüter die Flügelthür vom Cabinet des Cardinals auf.

Der junge Geistliche, welcher die vergangene Nacht in der Capelle auf dem Stephansfreidhofe gewesen war, schritt

mit gesenktem Haupte, ehrerbietig die versammelten Patres grüßend, durch den Vorsaal.

Der Thürhüter hatte gleichzeitig sich tief verneigend eine einladende Bewegung gegen den Pater Provincial gemacht, welcher nun durch die geöffnete Thür in das Cabinet des Cardinals trat.

Alle im Vorsaale Anwesenden schienen diesen Moment als den Anfang einer langen Pause bis zu ihrer eigenen Audienz zu betrachten. Das Gespräch wurde von jetzt an ungezwungener und in größeren Gruppen geführt, und zu derjenigen, welche sich am angelegentlichsten zu besprechen schien, war jetzt auch jener so bescheiden gekleidete Mann hingetreten, welcher bald nach seinem Eintritte mit dem Provincial die bedeutsamen Blicke gewechselt hatte.

»War der junge ehrwürdige Herr, welcher so eben von hier ging,« fragte er ganz bescheiden und mit süßlicher Stimme, »nicht der gelehrte Pater Mansperger aus dem ehrwürdigen Profeßhause auf dem Hof?«

»Ganz recht, Herr geheimer Kanzlist »Schreiber,« antwortete ihm ein alter freundlicher Priester aus dem Kreise, »es war Pater Mansperger, welcher aber nicht mehr in dem Profeßhause sich befindet, sondern durch die hohe Protection Seiner römisch-kaiserlichen Majestät jetzt als jüngster Dechant bei dem Stephansdome sich befindet.«

»Durch Seiner kaiserlichen Majestät Protection also?« sagte der Kanzlist lauernd, — »ja, ja, Protection! o! es ist eine gar schöne Sache um hohe Protection, — ein Kanzlist, wie unsereins, der seit 31 Jahren dient, weiß davon zu erzählen. — Aber, um wieder auf den ehrwürdigen Herrn zu kommen, seine Versetzung ist wohl seit seiner Reise nach Rom vor sich gegangen?«

»Allerdings — Seine Heiligkeit selbst hat ihn mit einem Briefe an die kaiserliche Majestät begnadigt!«

Der Kanzlist schüttelte vor sich hinlächelnd den Kopf und zuckte wie bedauernd mit den Schultern.

Es entstand eine Pause im Gespräche. Das Abbrechen der Unterhaltung bei dieser einen Gruppe zog das Schweigen der andern Personen im Saale nach sich. Der Thürhüter, welcher bereits an längere Unterredungen zwischen dem Cardinal und seinem Besuche gewöhnt war, hatte sich eben etwas näher zu der einen Gruppe gestellt, ging aber plötzlich auf einen Augenblick wieder auf seinen Posten zurück, um durch das Schlüsselloch einen Blick zu werfen.

»Nun, Herr Andreas?« fragte einer der im Vorsaale wartenden Herren.

»Kein Gedanke, daß es sobald aus sein wird,« sagte der Thürhüter mit jener Sicherheit, welche eine lange Uebung in seinem Amte und die genaue Bekanntschaft mit allen Besuchern Seiner Eminenz verrieth. — »Seine Eminenz haben sich zum Camin gesetzt und Seine Hochwürden hat ebenfalls Platz genommen,« fügte er in einem Tone hinzu, der ausdrücken sollte: »wenn die beiden Herren in solches Gespräch vertieft sind, kann man gar nicht sagen, wann es abgebrochen wird.«

»Um wieder auf den ehrwürdigen Vater Mansperger zu kommen,« nahm der Kanzlist, welcher nach und nach immer weiter sich vorgeschoben hatte, das Wort, »er soll ein feiner Kopf sein, gelehrt in politicis und theologicis, — aber sonst auch, was man so einen — Schlaukopf nennt!«

»Herr Kanzlist,« sagte jetzt ziemlich laut einer der anwesenden jüngern Priester, »Er scheint den Pater nicht zu kennen, sonst würde Er wohl anders von ihm sprechen.«

»Der Herr behüte und bewahre mich, daß ich Jemand wissentlich Unrecht thun sollte!« rief halblaut Herr Schreiber und schlug dabei reuig an seine Brust — »aber mir fällt bei der Erzählung der römischen Reise jenes ehrwürdigen Herrn eine Geschichte ein, welche sich vor mehreren Jahren kurz vor der Aufhebung seines Ordens in Frankreich in einem Kloster in Paris zugetragen haben soll.«

Der Kreis rückte neugierig näher an den Sprechenden, selbst der Thürhüter war sorglos genug, sich von seinem Posten zu entfernen und an die Horchenden anzuschließen, als der Kanzlist begann:

»Um die Zeit, als sich schon der gottvergessene Herzog von Choiseul mit dem Gedanken trug, es dem Judenminister Pombal in Portugal nachzumachen, und die um die hohe Bildung und Wissenschaft Frankreichs so hochverdienten Patres der Gesellschaft Jesu aufzuheben, kramte einmal in Abwesenheit des hochwürdigen Rectors der Bibliothecarius des Profeßhauses in Paris in dem Büchersaale, wobei auch die an den Wänden hängenden Gemälde seine Aufmerksamkeit fesselten. Vorzüglich eines derselben, auf welches eben das helle Sonnenlicht fiel, schien ihn gar sehr zu interessiren. Um es besser zu betrachten, entschloß er sich endlich, es von der Wand zu nehmen. Wie erstaunte er aber, als er hinter dem Bilde in dem Getäfel eine kleine Thür entdeckte und sich hinter dieser, nach vielen Versuchen, den geheimen Drücker zu finden, ein eisernes Behältniß öffnete, welches —«

»Wie Narren und Schwätzer behaupten, wichtige Schriften enthalten haben soll!« — sagte jetzt plötzlich in den Kreis der gespannten Zuhörer tretend, der Provincial und warf einen vernichtenden Blick auf den zitternden Kanzlisten.

Die Anwesenden machten erschrocken Platz, und wie sie

aufblickten und gegen die Thüre des Cabinets sahen, stand dort an der Schwelle der Cardinal selbst, den Finger der einen Hand warnend erhoben.

V.

Die Inwohner des großen Freihauses auf der Wieden hatten seit zwei Tagen so viel die Köpfe zusammen zu stecken, zu flüstern, mit den Achseln zu zucken, und einige sogar sich zu bekreuzen, daß dies nothwendig selbst die Aufmerksamkeit jener Parteien im Hause erregen mußte, welche sich sonst nicht im geringsten um das kümmerten, was um sie her vorging. Diesmal aber mußte die Sache gar wichtig und interessant sein, und die Frau Rosl war zu sehr um ihre sämmtlichen Parteien besorgt, um auch nur einer einzigen die neue wichtige und höchst interessante Geschichte entgehen zu lassen.

Frau Rosl, die Hausmeisterin bei dem vorderen Hauptthore des Freihauses, gegen den jetzigen Naschmarkt zu, war eine sehr wichtige Person für den größten Theil ihrer Miethsleute. Zwar schon seit achtundzwanzig Jahren in Wien, hatte sie dennoch nicht die süßen Laute ihrer Muttersprache aus der Gegend von Czaslau vergessen und bewahrte eine rührende Pietät für die vortrefflichen Erzeugnisse ihres Vaterlandes, unter welchen allen sie dem Biere den ersten Rang einräumte. Ihre Feindin, die Kastanienbraterin, welche den Stand am Eck des Freihauses gegen die Fahrstraße zu hatte, trieb indeß die Verleumdung so weit, zu behaupten, die etwas tiefe und männliche Stimme der Hausmeisterin stamme erst von der Zeit her, seit die Wiener Brauer ihr Erzeugniß so vortreff-

lich herzustellen vermöchten, während sie andererseits versicherte, die etwas starkrunde Gestalt der Hausmeisterin sei nicht natürlich, sondern eine künstliche Aufschichtung jenes Stoffes, zu dessen Verflüchtigung man sonst Seife anzuwenden gewohnt ist.

Seit zwei Tagen war aber selbst in den Gesinnungen dieser Frau gegen die Hausmeisterin eine merkwürdige Umwandlung vorgegangen. Sie hielt den Kopf heute mehr gegen das Hauptthor des Freihauses, als gegen ihr Kohlenbecken gerichtet, und wünschte sehnlichst den alten Groll auszugleichen und in den Kreis der Vertrauenspersonen der Hausmeisterin aufgenommen zu sein. Sie hatte von einer grauslichen Geschichte gehört, welche sich im Freihause zugetragen, und obgleich sie an die verschiedenen Dienstmädchen des Hauses manche Handvoll Kastanien zum Opfer gebracht hatte, das Rechte hatte sie doch noch nicht erfahren, denn das Rechte konnte — ihrer Ansicht nach — nur die Hausmeisterin wissen.

Endlich faßte sich die Frau Nani ein Herz. Sie übergab vorläufig die Bewachung ihres Waarenlagers einem kleinen zerlumpten Jungen, der neben ihrem Kohlenbecken auf der frostigen Erde hockte, und schärfte ihm unter der eindringlichsten Androhung einer erklecklichen Menge von Schopfbeutlern strengstens ein, weder selbst von den verbotenen Früchten aus der Pfanne zu naschen, noch anders als vier Stück um einen Dreier zu verkaufen.

»Ich brech' Dir's Genick, wenn ich wieder komm' und mir fehlt was!« war die herzliche und eindringliche Ermahnung, mit welcher sie ihren Stellvertreter verließ, um geraden Weges auf die Hausmeisterin loszusteuern, welche so eben mit einem offenbar sehr alten Beinkleide über dem Arm unter das Hausthor getreten war.

»Schön guten Morgen, Frau Nachbarin!« rief die neuigkeitslustige Kastanienbraterin ihr schon von weitem entgegen, so daß die Hausmeisterin ganz überrascht den Kopf wendete.

»Unsereins hat einen guten Morgen nothwendig,« antwortete sie ganz verdrießlich; »aus der Haut springen könnt' unsereins, mit was für Leut' unsereins zu thun hat.«

»Und die Frau Rosl ist doch eine so galante Person,« bemerkte die Andere schmeichelnd, — »ich sag's meiner Toni immer: an der Frau Rosl mußt' Dir ein Beispiel nehmen, das ist eine Wirthin, wie sie unser Herrgott gern hat.«

»Und was hab' ich davon?« rief die Hausmeisterin ganz aufgeregt, — »wer gibt mir was? Bettelvolk, nichts als Bettelvolk in ganze Haus; den ganzen Tag nichts als: Frau Rosl da und Frau Rosl da, und wenn die Woche herum ist, nicht ein Siebenzehner verdient, aber dafür Aergerniß genug und immerfort mit dem Grundwachter zu thun gehabt!«

»Ah — mit dem Grundwachter! die Frau Rosl übertreibt; was hat der Grundwachter bei der Frau Rosl zu thun? die ganze Wienerstadt kennt die Frau Rosl als eine reputirliche Person!«

»Mit mir? ja — ich möcht' den sehen, der mir was anhaben will, — aber mit die Parteien im Haus; — Frau Nachbarin, überall in jedem Haus ist Bagasche, aber nirgends so viel wie in dem Haus.«

»O Je! die Frau Rosl übertreibt schon wieder! — Bagasch in einem Hause, wo die Frau Rosl die Frau Hausmeisterin ist — das sollt' noch auffkommen!«

»Was kann denn ich dafür? — bin ich die Herrschaft? — ich nehme die Leut' nicht in's Haus, — ich bin nur die Dienerin, ich bin die Hausmeisterin, und muß »Euer Gna-

den« sagen, wenn sie um zwölf in der Nacht nach Haus kommen und mir die Glocke abreißen. Dann geben sie für's Aufsperren einen Kreuzer!«

»Aber es wohnen ja vornehme Leute da? der Herr Baron und die gnädigen Herren, die Beamten.« —

»Wenn die Frau Nachbarin mir nur nicht von dem Herrn Baron was sagen möcht'!« rief Frau Rosl fast zornig aus; — »der Herr Baron! Wem meint die Frau, gehört der Hader, den ich da hängen habe?« fragte sie und zeigte, den Arm in die Höhe hebend, ein Paar Beinkleider, das leibhaftigste Symbol der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Eine Fahne, die zehn Schlachten mitgemacht hat, kann nicht so zerschlissen aussehen, als es bei den sogenannten seidenen Beinkleidern des Herrn Baron der Fall war.

»Und wenn man die junge gnädige Baronesse auf der Gasse sieht, — mit dem Bedienten hinterher, da sollt' man ja meinen, Gott weiß was!« bemerkte Frau Nani, als sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatte.

»Bedienter! was Bedienter!« war die Antwort, welche die Hausmeisterin ganz giftig gab, — »das weiß ich besser, wenn die Frau Nachbarin so ein'n Bedienten für'n Sonntag in die Kirche zu gehen haben will, es wohnen genug Leut' hier im Haus, die für einen Sechser auf die Stund' den Bedienten abgeben.«

In diesem Augenblicke rauschte es von der Stiege bei dem Thorwege herab, wie wenn ein schwerer Seidenstoff hin und her geschlagen würde, — die Hausmeisterin gab der Nachbarin ein Zeichen, als wollte sie sagen: »da kommt sie gerade!« und wirklich hüpfte auch schon von der letzten Stufe eine junge Dame herab, deren weitbauschiges großgeblumtes Damastkleid jenes Geräusch hervorgebracht hatte.

Die Dame, welche kaum zwanzig Jahre alt schien, hatte eines jener alltäglichen runden halbvollen Gesichter, bei welchen die Jugendfrische den Mangel an wahrer ausdrucksvoller und geistiger Schönheit ersetzen muß. Das blonde, ziemlich hoch frisirte Haar, welches ein an der rechten Seite des Kopfes aufsitzendes kleines Hütchen aus rosafarbener Seide keineswegs bedeckte, paßte zu den munteren klugen Augen, deren tiefblaue Sterne fast herausfordernd in die Welt blickten. Ein hellgrüner Mantel, mit weißem Pelzwerk ausgeschlagen, bedeckte die Schultern und den Oberleib, und vollendete mit dem großen Muff, ebenfalls von weißem Pelzwerk, das Ganze einer Toilette, welche damals nicht allein für modisch, sondern auch für sehr elegant galt.

Ein etwas sauerblickender Mensch von ungewöhnlicher Länge und eben so ungewöhnlicher Magerkeit, in der gestickten Livrée eines Bedienten trug dem Fräulein das Gebetbuch nach.

Sie hatte kaum den Fuß unter den Thorweg gesetzt und die beiden Frauen dort erblickt, als sie mit viel natürlichem Unmuth in Ton und Geberde das hübsche Köpfchen rückwärts warf und dem Bedienten zurief:

»Aber Balthasar, die Sänfte ist ja noch nicht da! Schau Er doch gleich, wo die Träger bleiben! Allons!«

Balthasar sah einen Augenblick wie starr auf das Fräulein; endlich schien er sie verstanden zu haben und lief mit einer tiefen Verbeugung an ihr vorüber zum Thore hinaus.

Das Fräulein näherte sich wieder der Treppe, als wollte sie zurückgehen; die Hausmeisterin aber, welche alle Eigenheiten ihrer Parteien sehr wohl zu kennen schien, näherte sich ihr mit einem tiefen Knix und erlaubte sich die Frage nach dem gnädigen Wohlbefinden der gnädigen Baronesse.

Das Fräulein lächelte huldvoll und indem sie einen Blick auf die Nachbarin warf, welche schüchtern vor der hochgebornen Größe sich mehr vor das Thor gestellt hatte, fragte sie leise und verstohlen:

»Weiß die Frau Rosl noch nicht, was aus dem fremden Herrn geworden ist?«

Die Hausmeisterin machte ein sehr pfiffiges Gesicht, in welchem man leicht das Behagen darüber lesen konnte, in ein Verhältniß hineingezogen zu sein, welches ihr in mehrfacher Beziehung von Vortheil zu werden versprach. Jede Falte ihres Gesichtes war Theilnahme, als sie dem Fräulein bedauernd und achselzuckend meldete, daß von dem Fremden seit dem Tode des jungen Haimon keine Spur zu sehen sei.

»Und wissen denn die bei Haimon nichts von ihm?« fragte das Fräulein weiter, sichtlich unangenehm berührt.

»Mein guter Gott! was sollen die wissen?« lautete die Antwort; »die alte Frau liegt und phantasirt immer fort, und Jungfer Sophie, — die gnädige Baronesse kennen ja die schmachtende Person —«

»Ja — glaubt die Hausmeisterin, daß vielleicht die Jungfer Sophie selbst —« sagte das Fräulein ganz gedehnt.

»Die Jungfer mit dem fremden Herrn?« versetzte Frau Rosl ganz ungläubig; »nein, davon glaub' ich nichts, die Jungfer ist eine solide Person und ich weiß, daß ein Freund von dem seligen jungen Herrn ihr immer seine Aufwartung macht!«

Das Fräulein lächelte spöttisch. In ihren klugen Augen lag es wie Hohn und Zweifel, als sie zur Hausmeisterin sagte: »Die Frau Rosl, eine so kluge Frau, wird doch nicht glauben, daß ein Frauenzimmer in unserer Zeit sich immer in den Mann verliebt, der ihr die Cour macht? Bei unsere-

einem ist das gewöhnlich nie der Fall, es wäre gegen den Anstand, aber auch die bürgerlichen Mädchen beginnen jetzt schon aufgeklärt zu werden.«

Balthasar, der Schalk, der ganz ruhig während der Zeit im Wirthshause daneben einen Schluck Wein getrunken hatte, kam jetzt eilend gelaufen und meldete Ihrer Gnaden der Baronesse, daß die Träger, die Schlingel, wahrscheinlich die Bestellung vergessen, denn es sei nirgends einer zu sehen.

Das Fräulein war sehr ärgerlich, zu Fuß in die Kirche gehen zu müssen, doch ließ sich das vor der Hand nicht ändern. Der Pelz wurde am Halse geschlossen, beide Hände in den Muff gesteckt und mit einem Kopfnicken, das die Hausmeisterin sehr wohl zu verstehen schien, schritt die Baronesse, den langen Balthasar mit dem Gebetbuche hinter sich, aus dem Hause.

Die Nachbarin war bescheiden während des ganzen Gespräches der Baronin mit Frau Rosl vor dem Thore stehen geblieben; sie verbeugte sich tief, als die Dame vorüberschritt. Kaum war diese aber vorüber, so ging sie schon auf die Hausmeisterin zu, welche gerade in ihr Zimmer neben der Stiege im Hofe eintreten wollte.

»Die Fräulein Baronesse ist aber doch eine rare Person,« sagte sie nicht ohne wirkliches Wohlgefallen.

»Ja, gewiß — sehr rar!« antwortete die Hausmeisterin, »das Geld ist aber noch rarer bei ihr. Wenn ich so viel Ducaten hätt', wie sie Flausen, frag' ich morgen den Herrn Director, wie theuer unser Freihaus ist. — Was schaut mich die Frau Nachbarin an? glaubt's die Frau Nachbarin nicht? die Frau Nachbarin weiß nicht, daß die ganze Noblesse nichts wie lyonisch Gold ist! Der Balthasar kriegt

für's Mitgehen in die Kirchen und für's Gebetbuchtragen zwei Sechser, und das Fragen um die Sänftenträger, — glaubt die Frau Nachbarin, wenn die Baronin nicht Sie gesehen hätt', sie hätt' gefragt? Das geschieht nur immer, wenn wer Fremder dabei ist. Vor uns Hausleuten geht der Baron und die baronische Familie schon mehr in der Negligée herum.«

Die Nachbarin schlug die Hände zusammen.

»Und das sind die noblen Leute!« rief sie, — »wer sähet den Herrschaften so was an! — Aber das bleibt auch wahr: sauber ist die Gnädige, jung und wie Milch und Blut, — die kriegt doch einen gnädigen Herrn.«

»Kriegt Einen?« lachte die Hausmeisterin mit ganz eigenthümlichem boshaften Ausdrucke. — »und noch dazu einen gnädigen Herrn? glaub' die Frau Nachbarin mir, was ich ihr jetzt sag': — die noble Baronesse ist gar nicht so stolz!«

»Was sagt die Frau Rosl? weiß die Frau Rosl etwas? glaubt die Frau Rosl vielleicht? . . .«

Die Hausmeisterin nahm mit unbeschreiblich stolzem Blicke eine Prise.

»Alles weiß ich!« sagte sie, »und mehr noch als das. Es ist Schand' und Spott, wie die noblen Leut' unsereins für dumm halten, und meinen, wir merken nichts. Ich werd' der Frau Nachbarin bei Gelegenheit die Geschichte erzählen.«

»Warum erst bei Gelegenheit? ich hab' jetzt Zeit!« bemerkte die Nachbarin.

»Aber ich nicht — und es dauert lang, ist eine verwickelte Geschichte, es hängt so viel drum und dran; komm' die Frau Nachbarin am Abend, wenn Sie ein

räumt, auf eine Schalen Suppen zu mir. Sie wird ihre blauen Wunder hören.«

»Hängt das vielleicht mit der Haimon und ihrem Sohn zusammen, der so geschwind gestorben ist?«

»Freilich! — Aber, wer kann aus allen den Sachen klug werden? und glaubt die Nachbarin, daß die ganze Schmier mir was eingetragen hat? fortgangen sein's immer bei der Nacht, kommen sein's immer bei der Nacht, — aber Sperrgeld zahlen — ja — wart' bissl! Wenn's weggehen: »ich komm' bald wieder, Frau Hausmeisterin!« und wenn's kommen, geben's freilich einen Siebzehner, aber ich soll immer einen Kratzfuß machen! — Also, auf den Abend kommt die Frau Nachbarin, — ich hab' jetzt keine Zeit mehr.«

Die Hausmeisterin wendete sich, ohne weitere Umstände zu machen, gegen ihre Wohnung neben der Hofstiege. Die Nachbarin, welche sich wieder zu ihrer Pfanne mit Kastanien zurück begab, hatte vollkommen Ursache, mit dem Erfolge ihrer Diplomatie zufrieden zu sein, denn erstens hatte die Hausmeisterin sie besser als seit langer Zeit empfangen und kein Wort von der alten Feindschaft gesprochen, dann hatte die Kastanienbraterin Gelegenheit erhalten, einen Blick in das Wesen der sogenannten vornehmen Leute der Vorstadt zu werfen, und endlich — waren ihr nicht für den Abend noch Aufschlüsse über all' das viele Gerede und geheimnißvolle Geflüster versprochen, dessen Gegenstand auf dem Naschmarkte jetzt das Freihaus war?

Ihre Ungeduld konnte kaum den Abend erwarten, denn ein Wintertag, wenn er noch so kurz ist, dauert für die gespannte Erwartung immer noch zu lang.

VI.

Endlich war es Abend geworden. Die ziemlich mangelhafte Straßenbeleuchtung jener Zeit — namentlich in den Vorstädten — ließ schon viel früher, als es jetzt der Fall ist, all' die kleinen Kramstellen und Hökerstände von der Gasse verschwinden, welche während des Tages dort offenen Markt hielten. Bis nach sieben Uhr ungefähr trotzte ein Theil dieser Art von Geschäften der kalten Nachtluft, und trug sogar noch zur besseren Beleuchtung der Gasse in so weit mit bei, als jede Kramstelle auf dem Tische oder einem Schämel daneben eine Laterne gestellt hatte, in welcher eine schwindsüchtig dünne Pfennigkerze melancholisch durch die jahrelang nicht geputzten Scheiben blickte.

Nach sieben Uhr aber verschwanden auch diese Wegweiser irgend eines Brot- oder Obstkrams, im Winter vorzüglich der Kastanienbraterinnen, und Frau Nani war heute die erste, welche Feierabend machte. Verwundert schaute die Suppenverkäuferin auf der einen und die Fischbraterin auf der andern Seite zu diesem zeitlichen »Einlegen« der Frau Nachbarin zu, und bald unterhielt man sich bei den verschiedenen Kramstellen vor dem Freihause mit der merkwürdigen Sage: die Frau Nani müsse einen Terno gemacht haben, weil sie so zeitlich nach Hause gehe. Sie aber, die Vielbeneidete, nahm heute ganz herablassend Abschied von ihren Nachbarinnen, und ließ, wie hingeworfen, ein paar Worte davon fallen, daß sie für den Abend zu der Frau Rosl auf einen

»Plausch« eingeladen sei. Das war freilich eine sehr wichtige Nachricht, und ein beneidenswerther Vorzug für die Kastanienbraterin, denn die Hausmeisterin des Freihauses galt bei den ambulanten Victualienhändlerinnen auf dem Platze für eine sehr wichtige einflußreiche Person, und man mußte sehr in ihrer Protection stehen, wenn sie einer Frau gestattete, über Nacht einen Theil ihres Krames unter das Hausthor räumen zu lassen; — — aber eine Einladung zu bekommen, das war bisher noch unerhört!

Frau Nani hatte als gescheidte Frau, welche ihre Gesellschaft kannte, vorsorgend dem kleinen Jungen, welcher bereits am Vormittage ihre Kastaniennieberlage beaufsichtigt hatte, bare zwei Kreuzer geschenkt, und ihm dafür aufgetragen, spornstreichs in ihre Wohnung auf den Hundsthurm zu gehen, um ihren Mann, wenn er von der Arbeit nach Hause käme — der würdige Gemal war Packknecht bei einem Griechen auf dem alten Fleischmarkt — davon zu benachrichtigen, daß sie heute später kommen werde, weil sie mit der Frau Rosl im Freihause etwas zu thun habe.

Die Frau Rosl war aber auch eine Frau, die sich, wenn es darauf ankam, nicht spotten ließ.

Als die Nachbarin nach sieben Uhr in die Stube der Hausmeisterin mit einem tiefen Knix eintrat, zeigte der erste Blick ihr gleich die freudige Ueberraschung, daß jene tiefe Sehnsucht, die jedes weibliche Herz nach Caffee empfindet, heute befriedigt werden sollte. Der Tisch sowohl als der große Lehnstuhl waren nahe an den grünen Kachelofen gerückt, eine behagliche Wärme durchströmte das ganze Zimmer und der Tisch selbst, bedeckt mit einem jungfräulich weißen Tuche, zeigte zwei porzellanene Caffeeschälchen mit Goldrändern und gemalten Blumen, wie sie das ganze Jahr sonst nur zur Pa-

rade auf dem Kasten standen; ein Teller voll Zucker stand daneben, und neben dem Zucker ein zweiter Teller, auf welchem — o, der Ueberraschung! sich gar ein Kuchen befand.

Die Hausmeisterin war allein in der Stube, als ihr Besuch eintrat. Die würdige Frau hatte ihrem Manne heute erlaubt, bis zur Sperrstunde gegenüber zum Löwen ins Wirthshaus zu gehen. Sie wollte allein sein, wenn sie ihr Herz ausschüttete, und dann war sie auch der Meinung, daß selbst ihr Mann nicht Alles zu wissen brauche, was im Hause vorgegangen.

»Aber Frau Rosl, so a' Tractament!« waren die ersten Worte, welche die Kastanienbraterin noch halb unter der Thüre ausstieß, als ihr Blick etwas ungalanterweise zu allererst auf den gedeckten Tisch und dann erst auf die Hausfrau gefallen war.

»Geschieht gern und geschieht ja auch nicht alle Tag!« war die halbabgebrochene Antwort, mit welcher die Hausmeisterin sich aus dem Lehnstuhl erhob, in dem sie bisher wie in Nachdenken versunken gesessen hatte.

Jetzt folgte auch ein kurzer Moment gegenseitiger Begrüßung, ein Austausch von Knixen und Höflichkeitsworten, ein Verwundern über die Nettigkeit der Wohnung der Hausmeisterin von Seite der Eingeladenen, und ein Bedauern der Hausmeisterin, daß die Frau Nachbarin alles »in der Zerstörung« finde; endlich hatte sich die Höflichkeit der Weiber erschöpft. Frau Rosl holte aus der Ofenröhre die Caffeekanne. Die Damen setzten sich behaglich an den Tisch, und die ersten Minuten waren auf der einen Seite der körperlichen Stärkung, auf der andern der befriedigten Eitelkeit gewidmet, denn die Hausmeisterin befand sich offenbar außer[illegible]

lich wohl in ihrer neuen, wenn auch ungewohnten Würde als tractirende Hausfrau.

Aber schon nach der ersten Schale Caffee löste sich das Band der Zurückhaltung, mit welchem die Kastanienbraterin bisher ihre Neugierde zu bezähmen versucht hatte, und ihre fragenden Blicke und ihr beredtes Schweigen schienen in der That deutlicher als jede Aufforderung zu wirken.

»Meine liebe Frau Nachbarin,« begann Rosl und lehnte sich in den Großvaterstuhl zurück, »das war eine schöne Geschichte.«

»Man hat so was gehört,« bemerkte die Nachbarin, »aber nichts Rechtes, es war so g'wiß — —«

»Gewiß ist nur, was ich erzähl',« antwortete die Hausmeisterin; »was die andern Leut' reden, ist dummes Zeug, und aus dem, was ich selbst weiß, werde ich auch nicht klug. — Es steckt was dahinter, und ich fürcht', ich fürcht', ich werd' müssen beichten geh'n!«

»Jesus, Maria und Joseph!« rief Frau Nani entsetzt, »mir steigen die Haare zu Berge!«

»Nützt nichts, — laß die Frau nur immerzu steigen und hör' Sie mich an. — Da drüben bei uns im dritten Stock auf der zweiten Stiege wohnt, wie Sie weiß, die Frau Haimon mit ihrer Tochter, und vor ein paar Tagen hat auch noch der Sohn, der junge Herr, gelebt, — Gott geb' ihm die ewige Ruh'! es war ein rarer Herr, still wie ein Wasserl und wie ein Lamm so gut. Die Frau Haimon, die hat von ihrem seligen Herrn her noch eine Pension, ich weiß wirklich nicht wie viel, und hat ganz ruhig und häuslich mit der Jungfer Tochter gelebt und Niemand im Haus etwas in den Weg gelegt. Die Tochter — na, Sie kennt sie ja, Frau Nachbarin, die Jungfer Haimon ist gewiß bildhübsch, aber kein

Mensch hat ihr das Geringste nachreden können. Keinen Schritt ist sie allein aus dem Haus; immer nur entweder mit der Mutter oder mit dem Bruder, und wenn man hinaufkommen ist in das Quartier — 's ist nur klein, eine Stube und ein paar Kammern — aber sauber und spiegelblank, alles wie in einem Zauberschloß.«

»Und was ist denn mit der Jungfer Haimon geschehen?« fragte die Kastanienbraterin voll Spannung.

»Mit ihr ist bis jetzt noch nichts geschehen, aber was nachkommen wird!« sagte die Hausmeisterin mit wichtiger Miene; »denn geb' die Frau Nachbarin Achtung, was ich Ihr alles sagen werde.«

Sie rückte etwas näher zu ihrem horchenden Gaste und begann:

»Vor vielleicht vier Wochen — ja richtig — länger wird's nicht sein, daß es angefangen hat — also vor vier Wochen ist der Junge öfters mit einem andern jungen Herrn zu Haus gekommen, es war, wie wenn auf einmal eine ganz dicke Freundschaft entstanden wäre. Ich hab' den fremden Herrn mir im Anfang ganz gut angesehen — denn die Frau Nachbarin wird es einsehen, ich muß wissen, wer ins Haus kommt; der Herr ist mir aber ganz galant vorgekommen, viel feiner, als der junge Herr Haimon selbst, und er hat so was Vornehmes an sich gehabt, man hat denken können, Gott weiß wen man vor sich hat, und wenn er Abends nach dem Thorsperren fortgegangen ist, hat er mir immer einen neuen Zwanziger in die Hand gedrückt —«

»Hand gedrückt!« sagte die Nachbarin bedeutungsvoll. Die Hausmeisterin schien diese Bemerkung zu überhören, und fuhr, ohne sich stören zu lassen, in ihrer Erzählung fort:

»Die Leute im Haus haben zwar bald angefangen, zu

munkeln und zu reden, und das ist immer stärker geworden, wie immer mehr und mehr fremde Leut' zur Frau Haimon ins Haus gekommen sind.«

»Also es sind viele Leute ins Haus gekommen? wer hätt' das von der soliden Frau denken sollen?« bemerkte mit einem Seufzer die Nachbarin und schlug die Augen nieder.

»Alles in Ehren, Frau Nachbarin, alles in Ehren, das muß ich wissen!« antwortete die Hausmeisterin darauf, nicht ohne eine gewisse Strenge in den Ton ihrer Stimme zu legen. »Es waren auch meistens ältliche Herren,« fuhr sie fort, »aber ich habe nicht herausbekommen können, wer sie sind, und was sie denn eigentlich alle auf einmal hier zu thun haben.«

Ein sonderbares spöttisches Lächeln spielte bei diesen Worten um die breiten Lippen der Nachbarin.

»Am meisten aufgefallen ist mir nur,« fuhr die Hausmeisterin fort, »daß von der Zeit an, wo die vielen Visiten da oben angefangen haben, die Frau Haimon, die früher wie die gute Stunde selbst war, mir ganz anders vorgekommen ist. Sie ist kaum mehr ausgegangen, und wenn sie ja einen Schritt aus dem Hause gemacht hat, ist sie mir so abgehärmt vorgekommen, als wenn ihr Gott weiß was auf dem Herzen läge. Und erst die Jungfer Rosa, die hat gar immer verweinte Augen gehabt. Da muß noch ganz etwas anderes vorgefallen sein, denn von der Stund' an, wo die vielen Fremden in's Haus gekommen sind, von der Stund' an, Frau Nachbarin, — was sagt Sie dazu — ist der Herr Franz, der ihr bisher die Cour gemacht hat, ausgeblieben.«

»Also muß er doch etwas bemerkt haben?«

Die Hausmeisterin zuckte mit den Achseln und goß die indeß leer gewordenen Caffeetassen wieder voll.

»Was die eigentliche Ursache war, weiß ich nicht,« fuhr Frau Rosl wieder fort; »aber ich glaub' immer, der fremde junge Herr hat es Allen da oben angethan, und mir ist auch,« fügte sie leiser sprechend hinzu, »als wenn ich wüßt', mit was er es gemacht hat.«

Die Nachbarin rückte erwartungsvoll ihren Stuhl näher zu der Erzählerin.

»Es war so vielleicht vierzehn Tage, nachdem er das erste Mal in's Haus gekommen ist,« erzählte die Hausmeisterin, unterbrach sich aber gleich nach diesen Worten wieder und horchte aufmerksam, den Kopf gegen die Thür der Stube zugewendet, welche in die Küche führte.

»Hat die Frau Nachbarin nichts gehört?« fragte sie unruhig und stand aus dem Lehnstuhl auf; »mir war es, als wenn Jemand in die Küche hereingegangen wäre, und ganz still noch dazu!«

Die beiden Frauen horchten einen Augenblick, dann trat die Hausmeisterin, als die rascher Entschlossene, schnell zum Tisch, riß hastig den Leuchter weg und stürzte zur Thür. Frau Nani ging ihr zögernd nach. Die Hausmeisterin wollte eben die Thüre aufmachen, als diese von selbst aufging.

Ein großer Mann, in einen Mantel gehüllt und einen Theil des Gesichtes von einer Pelzmütze bedeckt, trat über die Schwelle und wollte weiter in die Stube gehen.

»Was will Er? wer ist Er? was soll das Einschleichen in fremder Leute Wohnung?« rief die Hausmeisterin [illegible] dem ganzen Aufgebote ihrer Energie ihm zu, und [illegible]

) hart vor den Mann hin, um ihm den Weg zu ver-
ten.

»Ich thue Euch nichts,« sagte dieser rauh; »ich bin
in Dieb und kein Räuber.«

»Ja, was will Er aber da? und in der Nacht?«

»Ich mein' es ist nichts Unrechtes,« entgegnete darauf
r Fremde, »daß man bei den Hausmeistern anfragt, wenn
an Jemand in einem Hause sucht.«

»Wen sucht denn der Herr in der Nacht?« fragte Frau
 ...sl, bereits etwas von ihrem ersten Schrecken erholt, aber
mmer noch mißtrauisch genug, um den Fremden nicht einen
ichritt weiter in das Zimmer zu lassen.

»Es soll die Haimon da wohnen, — die such' ich,«
igte der Fremde in seiner barschen Weise.

»Die Haimon! Ei, schau! als ob die Madame für
n nicht die Frau wäre!« bemerkte die Hausmeisterin spöt-
sch und nicht ohne deutliche Zeichen gekränkten Stolzes.
)ie gute Frau fühlte in einer ihrer liebsten Parteien sich
lbst verletzt.

»Meinetwegen Gräfin Haimon, wenn Ihr wollt!«
ef der Fremde unmuthig aus, »aber jetzt sagt mir auch,
o sie wohnt, ich hab' nicht lange Zeit.«

»Wärt Ihr früher gekommen, wenn es Euch jetzt zu
ät wird, — und überhaupt, es wär' besser, Ihr kämet ein
dermal, in ein paar Tagen vielleicht — —«

»Das geht Euch nichts an!«

»Angehen thut es mich freilich nichts, aber besser wär'
doch. Die Frau Haimon ist krank, schwer krank, und Ihr
aut mir nicht wie ein Doctor aus, der ihr eine gute Me-
in verschreiben könnt'.«

Die Hausmeisterin zuckte mit den Achseln und goß die indeß leer gewordenen Caffeetassen wieder voll.

»Was die eigentliche Ursache war, weiß ich nicht,« fuhr Frau Rosl wieder fort; »aber ich glaub' immer, der fremde junge Herr hat es Allen da oben angethan, und mir ist auch,« fügte sie leiser sprechend hinzu, »als wenn ich wüßt', mit was er es gemacht hat.«

Die Nachbarin rückte erwartungsvoll ihren Stuhl näher zu der Erzählerin.

»Es war so vielleicht vierzehn Tage, nachdem er das erste Mal in's Haus gekommen ist,« erzählte die Hausmeisterin, unterbrach sich aber gleich nach diesen Worten wieder und horchte aufmerksam, den Kopf gegen die Thür der Stube zugewendet, welche in die Küche führte.

»Hat die Frau Nachbarin nichts gehört?« fragte sie unruhig und stand aus dem Lehnstuhl auf; »mir war es, als wenn Jemand in die Küche hereingegangen wäre, und ganz still noch dazu!«

Die beiden Frauen horchten einen Augenblick, dann trat die Hausmeisterin, als die rascher Entschlossene, schnell zum Tisch, riß hastig den Leuchter weg und stürzte zur Thür. Frau Nani ging ihr zögernd nach. Die Hausmeisterin wollte eben die Thüre aufmachen, als diese von selbst aufging.

Ein großer Mann, in einen Mantel gehüllt und einen Theil des Gesichtes von einer Pelzmütze bedeckt, trat über die Schwelle und wollte weiter in die Stube gehen.

»Was will Er? wer ist Er? was soll das Einschleichen in fremder Leute Wohnung?« rief die Hausmeisterin mit dem ganzen Aufgebote ihrer Energie ihm zu, und stellte

sich hart vor den Mann hin, um ihm den Weg zu vertreten.

»Ich thue Euch nichts,« sagte dieser rauh; »ich bin kein Dieb und kein Räuber.«

»Ja, was will Er aber da? und in der Nacht?«

»Ich mein' es ist nichts Unrechtes,« entgegnete darauf der Fremde, »daß man bei den Hausmeistern anfragt, wenn man Jemand in einem Hause sucht.«

»Wen sucht denn der Herr in der Nacht?« fragte Frau Rosl, bereits etwas von ihrem ersten Schrecken erholt, aber immer noch mißtrauisch genug, um den Fremden nicht einen Schritt weiter in das Zimmer zu lassen.

»Es soll die Haimon da wohnen, — die such' ich,« sagte der Fremde in seiner barschen Weise.

»Die Haimon! Ei, schau! als ob die Madame für ihn nicht die Frau wäre!« bemerkte die Hausmeisterin spöttisch und nicht ohne deutliche Zeichen gekränkten Stolzes. Die gute Frau fühlte in einer ihrer liebsten Parteien sich selbst verletzt.

»Meinetwegen Gräfin Haimon, wenn Ihr wollt!« rief der Fremde unmuthig aus, »aber jetzt sagt mir auch, wo sie wohnt, ich hab' nicht lange Zeit.«

»Wärt Ihr früher gekommen, wenn es Euch jetzt zu spät wird, — und überhaupt, es wär' besser, Ihr kämet ein andermal, in ein paar Tagen vielleicht — —«

»Das geht Euch nichts an!«

»Angehen thut es mich freilich nichts, aber besser wär' es doch. Die Frau Haimon ist krank, schwer krank, und Ihr schaut mir nicht wie ein Doctor aus, der ihr eine gute Medicin verschreiben könnt'.«

Der Fremde war bei dem Worte krank leicht zusammengefahren, doch schienen die beiden Frauen diese Erschütterung nicht bemerkt zu haben, und zudem war er im nächsten Augenblicke wieder Herr seiner selbst.

»Ihr habt Unrecht, Frau, mich zurückzuhalten,« sagte er jetzt mit einem etwas milderen Ausdrucke der Stimme; »aber Ihr paßt auf euer Haus auf und das findet man nicht überall in der jetzigen Zeit. — Sie hat Recht daran gethan, daß Sie mich aufmerksam gemacht hat auf die Krankheit der Haimon. Es hätte sie überrascht, wenn ich so plötzlich zu ihr hineingetreten wäre. Sie hat mich schon lange nicht gesehen! — O, zu lange!« flüsterte er leise zu sich, während die beiden Weiber den plötzlich so verwandelten Mann mit scheuer Verwunderung betrachteten.

»Seid so gut,« begann der Fremde wieder; »könnt Ihr mir nicht ein Blatt Papier, Dinte und Feder geben, ich will der Haimon doch ein paar Zeilen vorher schreiben, es ist besser, wenn ich sie auf mein Kommen vorbereite.«

»Also krank ist sie?« fragte er wieder, während die Hausmeisterin geschäftig die Lade des großen Tisches beim Fenster aufzog und daraus ein paar Blätter Papier hervorholte, die sie nebst einigen ziemlich abgestumpften und bis über den ganzen Kiel mit Dinte beschmutzten Federn ihm vorlegte.

Der Fremde nahm an dem Tische Platz und stützte den Kopf gedankenvoll in die Hand, so daß auch jener Theil des Gesichtes, den die Mütze noch frei ließ, ganz bedeckt war.

Endlich hatte die Hausmeisterin auch das Dintenfaß hervorgekramt und in die eingetrocknete Masse tüchtig Wasser geschüttet.

Während nun der Fremde hastig einige Zeilen auf das

Papier hinwarf, hatten die beiden Frauen, welche es bisher nicht wagten, selbst leise ein Wort zu sprechen, Gelegenheit, eine lebhafte Augensprache mit einander zu unterhalten, und vorzüglich war es die Nachbarin, welche sehr ausdrucksvolle Blicke schoß.

Der Unbekannte schien mit seinem Briefe zu Ende, und legte die Feder weg. Sein Blick, den er auf den Tisch warf, suchte augenscheinlich etwas zum siegeln; aber Frau Rosl, schlau wie immer, hütete sich wohl, ihm mit einem Stück Petschirwachs auszuhelfen. Sie rechnete darauf, den Brief offen in ihre Hände zu bekommen. Der geheimnißvolle Gast gab sich aber deswegen noch nicht gefangen und begann, da er nichts zum siegeln fand, den Brief so kunstvoll zusammenzulegen, und in so verschiedene Schleifen und Ecken zu ziehen, daß Rosl jede Hoffnung aufgeben mußte, die Früchte ihrer Schlauheit zu pflücken.

Endlich erhob er sich und legte den Brief in die Hand der Hausmeisterin.

»Gebt das der Frau Haimon,« sagte er, »ich lasse sie grüßen, und werde wiederkommen. — Das für eure Mühe,« setzte er hinzu und drückte ihr zwei Siebzehner in die Hand; »aber jetzt seid so gut und sagt mir, wo sie wohnt, damit ich das nächste Mal nicht wieder anfragen muß.«

»Erster Hof, zweite Stiege, dritter Stock, die letzte Thür über den Gang,« antwortete sehr rasch die Hausmeisterin, welche das Geld in der linken Hand fühlte. Sie nahm sogar im Ueberströmen ihrer Höflichkeit den Leuchter vom Tische, um den Herrn durch die finstere Küche zu leuchten.

Der Fremde gab keine Antwort, er entfernte sich mit einem leichten Kopfnicken und folgte der vorausleuchtenden Hausmeisterin. Frau Nani aber konnte seit einigen Minuten

denken der verhängnißvollen Nacht geblieben waren. So schnell als seine Beine ihn tragen konnten, und er entwickelte eine für sein Alter bewunderungswürdige Rüstigkeit, eilte er tief in seinen Mantel verhüllt vorwärts, so daß er verhältnißmäßig schnell die Pforte des Carmeliterklosters in der Alservorstadt erreichte. Einen Augenblick lang stand er unschlüssig auf der steinernen Stufe vor dem Thore, dann aber kehrte er, wie von einem plötzlichen Einfall ergriffen, rasch um und wendete sich in die Seitengasse neben der Kirche, wo er am Glockenzuge der kleinen Thüre in der Gartenmauer dreimal in gleichen Zwischenräumen zog.

Es dauerte nicht lange, so öffnete sich die Thüre von innen. Der Klosterbruder, welcher hier Pförtnerdienste verrichtete, stand hinter der Thüre, so daß er weder den Eintretenden genau sehen, noch dieser ihn erkennen konnte. Der erste Blick Martins, wie er in den Klostergarten trat, fiel auf das Fenster einer Zelle im zweiten Stockwerke, er sah es erleuchtet und eilte jetzt raschen Schrittes den wohlbekannten Weg über die Treppe hinauf.

Vor der Thür der Zelle hielt er einen Augenblick still. Es war, als müsse er sich erst erholen von dem schnellen Gang, und seiner keuchenden Brust Zeit zum Ausschnaufen gönnen. Jetzt nahm er die Pelzmütze, welche sein Gesicht fast zur Hälfte verdeckt hatte, ab, schlug den Mantel etwas auseinander und klopfte leise an die Thür.

Er wartete, als keine Antwort erfolgte, einen Augenblick, um dann wieder und endlich zum dritten Male zu klopfen.

Von innen rief's: »Herein!« Er öffnete leise die Thüre und befand sich dem Provincial gegenüber, welcher an einem

mit Schriften bedeckten Tische saß und sich bereits halb erhoben hatte, um dem Eintretenden entgegen zu gehen.

Als er Martin erblickte, ließ er sich langsam wieder nieder und winkte den Kommenden, welcher neben der Thür stehen bleiben wollte, näher zu sich heran.

»Du kommst spät,« begann der Provincial; »ich habe Dich früher erwartet. — Was hast Du gethan? wozu hast Du Dich — ich will glauben, daß es nur im unüberlegten Eifer geschehen ist — hinreißen lassen? Und jetzt kommst Du erst zu mir, jetzt erst, wo schon das Gericht seine Einleitungen trifft, um Deiner habhaft zu werden, und wo unsere Feinde kein Mittel unversucht lassen, um jenen Vorfall mit dem Scheintodten zu unserem Verderben auszubeuten!«

Martin stand unter den Vorwürfen des Provincials, welche, wie er nur zu wohl fühlte, vollkommen begründet waren, doch hochaufgerichtet da, und zerdrückte in der Aufregung seines Innern die Pelzmütze, welche er zwischen seinen Händen hielt. Die buschigen Augenbrauen waren zusammengezogen, seine tiefliegenden Augen, ohnehin nie der Sitz freundlicher und heiterer Blicke, bohrten sich jetzt finster in das edle, feingeschnittene und doch männliche Antlitz des Priesters, dessen Stimme bei den rügenden Worten, die er Martin zugerufen, von tiefer Bewegung leicht, aber immerhin merklich bebte.

Einige Augenblicke herrschte so tiefe Stille in der Zelle, daß man das Picken der Taschenuhr, welche auf dem Tische lag, deutlich vernehmen konnte.

»Auf Vorwürfe war ich nicht gefaßt,« stieß Martin endlich halb grollend heraus; »ich glaubte nur meine Pflicht zu thun, — ad majorem Dei gloriam,« setzte er leise hinzu.

Der Provincial erhob sich bei diesen Worten rasch von seinem Stuhle und trat ganz nahe an Martin heran.

»Wie?« sagte er hastig; »Du glaubst mich mit diesem Vorwand zu täuschen? Ein Mensch, wie Du, der nie etwas ohne Berechnung thut, eine Seele, wie die deine, die halb abgestorben für alles Edle, nur ein Spielball guter und böser Launen ist, Du willst behaupten, Du habest Dich zu jenem Schurkenstreich nur deshalb brauchen lassen, weil Du glaubtest, der guten Sache einen Dienst zu erweisen?«

»So ist es! So ist es!« rief Martin aus, dessen Brust sich unter den Vorwürfen des Provincials hob und senkte. »Ich kann mich vertheidigen, hochwürdiger Herr! ich kann mich vertheidigen!« wiederholte er mehrmals hintereinander; »aber,« fuhr er fort, »man scheint mich nicht hören zu wollen, ich soll ungehört verdammt werden. Vielleicht,« setzte er leise und fast zischend hinzu, »weil ich ihnen schon zu viele gute und werthvolle Dienste geleistet habe, — und man jetzt meiner nicht mehr zu bedürfen scheint.«

Der Provincial maß ihn mit einem Blicke unsäglicher Verachtung und sagte dann ruhig: »Gut! so vertheidige Dich! was hat Dich zu dieser Reihe so verdächtiger Thaten bewogen, die Du endlich mit deiner Flucht beschlossen hast!«

»Es mögen jetzt vier Wochen sein,« begann Martin, »als eines Nachmittags, während ich gerade in der Sacristei aufräumte, ein Fremder hereintrat und mich aufforderte, ihm die Merkwürdigkeiten der Kirche zu zeigen. Er war ein Mann in mittleren Jahren und schien ein vornehmer Herr zu sein. Sein Benehmen war stolz, gebieterisch, wie von Jemand, der nicht gewohnt ist, Widerspruch zu ertragen. Er erkundigte sich genau um Alles, und vorzüglich erregte es seine Aufmerksamkeit, als ich ihm bei der Besichtigung der

Grabsteine außer der Kirche von den Catacomben unter der Kirche erzählte, und er vernahm, daß sich dieselben unter dem Stephansfreidhofe bis hinauf gegen den Graben erstrecken. Er schien von diesem Augenblicke an nachdenkend zu werden und verließ mich bald, nachdem er mir drei Ducaten in die Hand gedrückt hatte.«

Ein ironisches Lächeln umspielte die feinen Lippen des Provincials. Martin bemerkte es, fuhr aber ruhig in seiner Erzählung fort:

»Zwei Tage darauf, diesmal am Vormittage, sah ich in der Kirche plötzlich den Fremden wieder auf mich zukommen. Ich verbeugte mich tief, er aber klopfte mir gnädig auf die Achsel und ließ sich nochmals über Mehreres von mir Auskunft geben, was er, wie er meinte, das letzte Mal nicht genau betrachtet hatte.«

»Und das nächste Mal gingst Du schon zu ihm in seine Wohnung!« fiel der Provincial dem Erzähler in die Rede.

»Er hatte mich eingeladen!« sagte dieser stotternd und erstaunt darüber, daß der Provincial diesen Umstand kannte.

»Ja wohl! — Aber Du wirst Dich auch erinnern, daß seine Einladung mit Versprechungen für Dich begleitet war! Und ist es Dir denn gar nicht aufgefallen, daß der fremde Herr ein so besonderes Interesse an Dir nahm? Du bist doch sonst ein ziemlich schlichter Mann!« schloß der Provincial seine Frage, indem er den letzten Worten deutlich einen höhnischen Ausdruck gab.

Martins Antlitz zeigte einen merkwürdigen Ausdruck. Ueberraschung und Furcht bei dem Gedanken, daß der Provincial mehr von seinem Verhältnisse zu jenem Fremden wisse, als er selbst zu offenbaren für gut befunden hätte,

kämpften mit dem ungebändigten Stolze seines Herzens, welches von einem Gefühle des Hasses erbebte, da er sich trotz seiner Vorsicht in der Hand des Mächtigen glauben mußte, vor welchem er stand.

»Nun Martin! Du stockst? erzähle doch weiter!« munterte ihn der Ordensmann auf, indem er mit verschränkten Armen vor den Alten hintrat, welcher unwillkürlich die Augen zu Boden schlug. — »So erzähle doch — Du bliebst bei der Einladung in des Fremden Wohnung. Wo war diese?«

»Auf der Landstraße, Herr!«

Der Provincial zuckte bei dieser Antwort. Dem Erzähler schien aber diese Bewegung entgangen zu sein, und er fuhr fort:

»Als ich zu ihm kam, war er allein und schien mich schon zu erwarten. Wir sprachen zuerst über ganz gleichgiltige Sachen, dann ging er auf die Merkwürdigkeiten der Stephanskirche über, und fragte mich genau und ausführlich über Alles, was die Catacomben betrifft. Ich antwortete so, daß er mehr fragen mußte, als ich beantworten wollte, und ich mehr hören konnte, als er mir sonst vielleicht entdeckt hätte.«

»Und was hörtest Du, mein schlauer Bruder?« fragte der Provincial lächelnd.

Martin hielt einen Augenblick inne. Es war, als wenn er in diesem Augenblicke unschlüssig sei, ob er Alles, was er vernommen, auch hier entdecken sollte. Doch erinnerte er sich noch zu rechter Zeit, daß von der Gnade und dem Wohlwollen des Provincials jetzt seine Rettung abhing, er erinnerte sich auch, daß er einem Manne gegenüber stehe, dessen weitreichende Verbindungen ihn in den Stand setzten,

von allem, was ihn und die Sache, für welche er lebte, betraf, auf das genaueste unterrichtet zu sein. Er hielt es deshalb am gerathensten, ganz offen zu entdecken, was er wußte.

Der Provincial hörte die lange Erzählung Martins aufmerksam an, ohne ihn auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Nur bei einem Momente der Eröffnung trat er wieder an seinen Tisch zurück und suchte unter den Papieren, bis er einen ziemlich dicken Brief fand, welchen er entfaltete und wie es schien, nach einer Stelle in demselben suchte. Martin, welcher sich unterbrechen wollte, erhielt ein Zeichen, weiter zu sprechen, und er setzte auch seinen Bericht bis zu dem Augenblicke fort, wo er zu seinem Entsetzen in der Leichencapelle den Todten aus dem Sarge aufstehen sah, und dann aus Furcht, durch sein früheres leises Sprechen mit dem Fremden sich verdächtig gemacht zu haben, den Entschluß faßte, aus seiner Wohnung zu flüchten und sich unter den Schutz des Provincials zu begeben.

»Und die Papiere, die Du verbranntest! und der schändliche abscheuliche Mordanfall auf den vom Tode Erstandenen?« rief der Provincial entrüstet aus; »hoffst Du denn, daß die weltliche Gerechtigkeit denselben Märchen, die Du mir hier erzählt hast, Glauben schenken werde?«

»Märchen, Hochwürden?« stammelte Martin betreten; »Märchen! Ich habe die Wahrheit gesprochen!«

»Thor! was ist Wahrheit, wo nur der Beweis entscheidend ist? Du hast die Papiere verbrannt, die, wie Du sagst, Dich, mir gegenüber, hätten reinigen können. Du sagst, daß Du es gethan, weil Du nicht wußtest, ob sie am nächsten Tage noch in deiner Gewalt sein würden? Warum hast Du selbst das Ungewitter heraufbeschworen, in-

dem Du in toller blinder Wuth Dich auf den Unglücklichen stürztest?«

Martin stand gesenkten Hauptes da und wagte kein Wort der Widerrede. Der starke, sonst so rauhe Mann schien diesen Vorwürfen gegenüber wie niedergeschmettert, gedemüthigt und verstummt.

»Du hast nicht allein über Dich, Du hast über noch ganz andere Männer durch deine tolle That einen Sturm heraufbeschworen, der jetzt erst im Beginne ist, und Gott der Herr mag wissen, wann er enden wird. Du hast im überhebenden Stolze deines Herzens vergessen, daß Du nur ein kleiner unscheinbarer Punct in diesem ganzen Kreise bist, sieh' jetzt selbst, wie Du den Blitz, der jeden Augenblick auf Dich herabschmettern kann, von Dir abwendest.«

»Gnade!« rief Martin aus und hob flehend die Arme empor; »was konnte ich armer Mann thun in einem Augenblicke, wo der Böse Gewalt über mich gewonnen hatte, und meine Sinne wie verwirrt waren?«

Der alte Mann blickte bei diesen Worten mit einem unaussprechlichen Ausdrucke von Angst zu dem Provincial empor, welcher sich von ihm abwendete und auf dem Tische unter seinen Papieren zu suchen begann.

Endlich zog er einen kleinen Brief hervor und wendete sich wieder an Martin.

»Du verlangst Schutz von mir! Ich kann ihn Dir in solcher Weise, wie es in früherer Zeit möglich gewesen wäre, jetzt nicht gewähren. Die weltliche Gewalt hat das Asylrecht uns zugeschnitten, und mein Arm könnte Dich selbst an den Stufen des Altars nicht gegen jene Gesetze schützen, welche Menschen dagegen gegeben haben. Ohnehin stehen wir im Beginne von Zeiten, die schwer und drückend herniedersteigen

werden, und es ist nicht klug, wegen eines so schlechten Gefäßes, wie Du bist, den edlen Inhalt unserer jahrelangen Mühen auf das Spiel zu setzen. — Es handelt sich bei Dir jetzt vor allem nur darum, daß Du die erste Zeit unerkannt und unentdeckt bleibst, die Zukunft laß dann meine Sorge sein. Hast Du einen Ort, wo Du die ersten Wochen Dich aufhalten kannst?«

Der Provincial schien den bittenden Blick des alten Mannes zu verstehen.

»In meinem Kloster? Davon kann keine Rede sein.«

»Ich werde die Stadt verlassen,« meinte Martin.

»Auch das ist nicht thunlich. Das platte Land bietet schlechtere Schlupfwinkel als die Stadt.«

»Ich weiß schon!« rief Martin plötzlich, als wenn ein Gedanke blitzschnell durch seine Seele ginge, und voll Eifer theilte er seinen Plan dem Provincial mit, dessen Züge dabei ein wunderbares Erstaunen ausdrückten.

»Thue es,« rief dieser, als Martin geendet hatte; »und der Herr leite deine Schritte! — Doch wenn Du in höchster Noth bist, aber hörst Du — nur in höchster Noth! dann öffne dieses Schreiben und sende die inliegenden Zeilen an den, dessen Namen sie tragen.«

Der Provincial übergab mit diesen Worten seinem Schützling den Brief, welchen er vom Tische genommen.

VIII.

An die rückwärtige Seite des heutigen Invalidenhauses, welches zur Zeit unserer Erzählung in viel kleinerer Gestalt als Johannesspital bestand, schließt sich noch eine Reihe von bescheidenen Häusern, deren Bauart meistens aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts stammt und die in unseren Tagen allmälig dem Andrange der Bevölkerung und ihren Anforderungen weichen müssen. Von den damals alten Häusern dort ist vollends keine Spur mehr vorhanden, am allerwenigsten von einem, auf welches das Volk mit scheuem Finger wies, während der Mund geheimnißvoll flüsterte: »Das Goldmacherhaus!«

In dem ausgedehnten Hoftract dieses Hauses befanden sich die weitläufigen Laboratorien der damaligen Adepten Wiens, gewölbte Räume, welche mit Kellern in Verbindung standen, abgeschlossene Gemächer, hinlänglich verwahrt, um das profane Auge von den Geheimnissen abzuhalten, welche in stiller Nacht hier von einem geschäftigen Kreise betrieben wurden. Der übrige Theil des Hauses selbst war von wenigen armen Leuten bewohnt. Die Armuth darf nicht wählerisch sein, sie muß sich die Nachbarschaft unheimlichen Treibens gefallen lassen. Dazu kam, daß dieselbe Unwissenheit, welche aus abergläubischer Furcht die Wohnungen wohlfeiler machte, zugleich die wahre eigentliche Gefahr mit Nacht bedeckte. Die Nachbarn ahnten nicht, daß sie gelegentlich mit gewissen chemischen Präparaten in die Luft fliegen konnten.

Von außen zeigte das Haus nichts Auffallendes, als mehrere ungewöhnlich hohe und schmale Schornsteine, aus welchen oft in stiller Nacht starker Rauch emporwirbelte.

Nach jenem geheimnißvollen Hause richtete Martin seine Gedanken, nachdem er den Provincial verlassen. Auf der Gasse ging er zuerst einige Schritte weit langsam und wie zögernd hin, gleich einem, der seiner Richtung nicht sicher ist. Doch plötzlich tauchte ein Entschluß in ihm auf. Martin erschrak im ersten Augenblicke selbst vor dem Einfall; dennoch konnte er sich nicht davon losreißen und je mehr er dem Gedanken nachhing, mit desto lockenderen Farben malte die Hoffnung das Gelingen aus.

»Wenn mir heute gelingt, was mir seit Jahren Gott verweigerte!« sprach er zu sich selbst und sank fast unwillkürlich vor dem mächtigen Kreuze an der äußeren Mauer des Klosters in die Knie. Das kleine Flämmchen der Lampe vor dem Kreuze warf, im Luftzuge flackernd, nur ein mattes Licht auf die starke Gestalt und das graue Haupt des im Gebete versunkenen Mannes, welcher in krampfhafter Andacht das Kreuz umfaßt hielt und mit verzücktem Blicke zu dem Bilde des Erlösers aufschaute.

»Ich begehe keine Sünde,« stöhnte er leise, »wenn ich nach Jahren wieder die alte Kunst hervorhole und jetzt in meinem tiefsten Jammer flehe ich zu Dir, o Gott! erleuchte mich, erhöre mich und lass' heute das Werk gelingen, das ich so lange vergebens angestrebt und auf das Wort deines Dieners ganz verlassen habe. Erleuchte meine Augen mit einem Blicke deiner Gnade, lass' einen Strahl des göttlichen Lichtes in meine Seele fallen und führe meine Hand zu einem glücklichen Gelingen. Nur heute Gold und ich bin gerettet!«

In demselben Augenblicke, als seine bebenden Lippen die letzten Worte stammelten, flammte das Lämpchen vor dem Kreuze einmal hoch auf. Martin, ohnehin abergläubisch, sah darin eine günstige Antwort auf sein wunderliches Gebet. Wie von neuer Jugendkraft durchglüht erhob sich der alte Mann und schlug raschen Schrittes den Weg gegen das Glacis ein. Er vermied durch die Stadt zu gehen, deren Thore versperrt waren, und wo der öffnende Wächter den Flüchtling erkennen konnte. Lieber machte er den weiten Umweg über die öde Esplanade zum Johannesspital. Dort ging er noch an der ganzen Front des Gebäudes hinab, bog dann rechts in eine schmale Gasse und blieb endlich vor einem einstöckigen, ziemlich ausgedehnten Gebäude stehen.

Vor der verschlossenen Hausthüre stand er unschlüssig still. Den metallenen Thürklopfer zu rühren trug er billige Scheu. Der Schlüssel zum Seitenpförtchen, welchen auch er, wie jeder Eingeweihte einst besessen, war ihm längst abhanden gekommen; waren doch Jahre vergangen, seit er selbst zu den Eingeweihten, zu den gewöhnlichen Besuchern dieses Hauses gehört hatte, und was konnte während dieser Zeit nicht alles hier vorgegangen, welche neue Einrichtungen konnten nicht getroffen worden sein!

Während er noch so stand, hörte er im Innern Stimmen, welche sich der Thüre näherten. Bebend sprang er zur Seite, um dann gemächlich einige Schritte weit die Gasse hinabzugehen. Er hatte verstanden, wie drinnen eine Stimme ganz eilfertig gesagt hatte: »Laßt nur das Haus offen, ich bin gleich wieder da!«

Martin hörte das große Schloß rasseln, die Thürangeln knarren und vernahm dann hastige Schritte, die sich in der entgegengesetzten Richtung von ihm entfernten. — Einen

Augenblick noch horchte er, dann wandte er sich rasch um, und war mit wenigen Schritten in dem Hause, dessen Thür er langsam und leise wieder in das Schloß lehnte.

Eine wehmüthige Erinnerung an vergangene Zeiten beschlich ihn, als er sich jener Pforte im Hofe zuwendete, durch welche er einst in glücklichen Tagen voll glänzender Hoffnungen so oft gegangen war. Heute zitterte sein Fuß, in der Brust pochte es ihm, nicht wie Angst, aber vor Scham, Jenen vielleicht wieder unter die Augen zu treten, die ihn früher gekannt oder etwa nur mit Mühe ihn wieder erkannten. Die Furcht, sich als Eindringling behandelt zu sehen, beschlich ihn kaum; er kannte seine Leute, er wußte, daß einst sein plötzliches Verschwinden abenteuerliche Sagen erzeugt hatte, welche der Wahrheit viel zu fern lagen, als daß er nicht erwarten durfte, man werde ihn, wenn auch mit Scheu und Unruhe, so doch gewiß ungestört gewähren lassen.

Zu der Reihe von Fenstern empor blickend, welche in den Hof ging, sah er mit Erstaunen, daß alles finster sei. »Sollte Niemand zugegen sein?« fragte er und fügte dann schnell hinzu: »Nicht doch, sie sind eben vorsichtiger geworden und haben die Fenster von innen verwahrt.«

In dieser Voraussetzung näherte er sich der kleinen Thüre im Winkel des Hofes. Die Schnalle gab dem Drucke seiner Hand nach und er trat auf die ersten Stufen jener schmalen finstern Treppe, die wie er wußte, in ein Zimmer neben dem Laboratorium führte. In diesem Gemach pflegte sonst immer eine kleine Gesellschaft von genauen Bekannten der Adepten bei einem Glase Wein sich über die ewig unerfüllten Hoffnungen der Goldmacher lustig zu machen. Heute war Niemand da, der Ankömmling ging leise nach der Thüre

zum Laboratorium hin. Er horchte, aber auch von dort heraus drang nicht der geringste Laut zu seinem Ohre. Es war todtenstill.

Bei näherer Ueberlegung tröstete sich Martin über die unerwartete Stille. Er betrachtete es sogar als eine günstige Fügung des Himmels, bei seinem Beginnen keinen Zeugen zu haben. Mit raschem Drucke öffnete er die Thüre des Laboratoriums.

Er hatte sich in seiner Vermuthung geirrt. Die lautlose Stille, welche ihn empfangen, hatte eine andere Ursache, die sich dem Eintretenden sofort erklärte.

Den großen Herd umstand in athemloser Spannung eine Anzahl von Männern, größtentheils ohne Röcke und Westen, mit aufgestreiften Hemdärmeln und wohl auch mit verschobenen Perrücken.

Der erwartungsvolle Ausdruck der Gesichter, die Blicke, welche einen kleinen Tiegel unverwandt anstarrten, der über einem mäßigen Spiritusfeuer weiße Dämpfe ausspie, welche im blauen Schein des Spirituslichtes noch heller erschienen, alles das verlieh der Scene einen so gespenstischen Ausdruck, daß Martin überrascht und erschrocken zugleich die Thüre hinter sich aus der Hand verlor und diese, wie von einer Rolle gezogen, mit großem Geräusch von selbst in das Schloß fiel.

Die Spiritusflamme auf dem Herde verschwand plötzlich; ob nur zufällig oder mit Vorbedacht ausgelöscht, war nicht zu unterscheiden. Bevor Martin sich noch von dem ersten Eindrucke erholen konnte, hörte er schon rings um sich ein lautes Rufen und Fragen und Einer wollte vom Andern Auskunft haben, wer so spät und gerade in diesem Augenblicke unerwartet eingetreten sei?

Zugleich wurde an einer glühenden Kohle ein Schwefelfaden in Brand gesetzt, um Licht auf einem der großen Armleuchter an der Wand anzuzünden.

Martin gewann indessen Muße, sich zu fassen. Er zog seine Pelzkappe tiefer in das Gesicht und hüllte sich mehr in den Mantel, um wenigstens nicht im ersten Augenblicke gleich erkannt zu werden.

Sobald das Licht brannte, fielen die Blicke aller Anwesenden sogleich auf eine Stelle, wo Martin regungslos mit verschränkten Armen stand und ruhig den ausbrechenden Sturm abwartete.

»Wer seid Ihr, und wie könnt Ihr Euch hier eindrängen?« rief ihm ein ziemlich großer und corpulenter Mann entgegen, dessen sorgfältig frisirtes Haar und feine Wäsche seinen besseren Stand verriethen. Während zugleich ein Theil der Uebrigen sich um Martin drängte, waren Andere beschäftigt, die noch glühenden Kohlen auf dem Herde zu löschen, Retorten wegzuräumen und hie und da einen kleinen Schmelztiegel auf die Seite zu schaffen.

Man sah es der Geschäftigkeit dieser Leute an, daß eines Fremdlings plötzliches Erscheinen ihnen Sorge erregte, als ob sie bei ihrem nächtlichen Treiben kein reines Gewissen hätten.

Martin gab keine Antwort. Zurückgezogen in einen Winkel zwischen dem Herde und der Eingangsthüre starrte er bewegungslos die ihn umgebenden Männer an. Wieder trat eine peinliche Stille ein, man schien gegenseitig auf jede Bewegung des Andern zu lauschen. Endlich wiederholte derselbe Mann, welcher die erste Frage an Martin gerichtet, seine Aufforderung an den Eindringling, sich zu nennen und die Ursache seines späten Eindringens anzugeben. Die Bewe-

gung der Anwesenden gegen Martin schien jetzt drohender zu werden, da trat er einen Schritt gegen den Kreis vor, der sich um ihn gebildet hatte und nun wie erschrocken ein wenig zurückwich.

»Der Herr Baron Linden ist freilich noch zu jung, um mich wieder zu erkennen,« sagte Martin langsam; »auch der Herr Baciocchi scheint ein kurzes Gedächtniß zu haben,« wandte er sich an einen kleinen Mann, welcher, wie sein Name genannt wurde, einen Seitensprung machte, als hätte ein scharfes Eisen ihn getroffen.

»Er kennt uns — er kennt uns!« flüsterte es jetzt rings im Kreise. Die dünne Stimme des geheimen Kanzlisten Schreiber, welcher sich hinter ein paar riesige Retorten halb verkrochen hatte, ließ sich vernehmen: »Er ist ein Spitzl! Er wird uns unglücklich machen. Licht auslöschen, dann erkennt er wenigstens Niemand.«

Martin blickte mit einem Ausdrucke unsäglicher Verachtung in die Richtung woher diese Stimme kam.

»Ei, Herr Kanzlist,« sagte er höhnisch; »man trifft Ihn ja überall! Früh und Abends kriecht Er in allen Kirchen herum und des Nachts schleicht er zu den Goldmachern, das heißt doch Gott und dem Satan jedem seinen Theil geben.«

Der Kanzlist schwieg und drückte zornig die Lippen aufeinander, aber er schlich sich aus seinem Verstecke hervor, ganz nahe zu Martin hinzu und im nächsten Augenblick hatte er ihm mit einem raschen Griff die Mütze vom Kopfe gerissen, so daß das volle Licht des nahen Wandleuchters auf Martins halb kahles Haupt fiel.

Ein lauter Schrei der Ueberraschung entfuhr den An=

wesenden, alle Hände streckten sich drohend gegen Martin aus.

In diesem Augenblick ging es wie ein starker Schlag durch den Saal, wie von unsichtbarer Hand geöffnet sprangen die beiden Flügel der Thüre auf und langsam kam ein Mann in mittleren Jahren in äußerst eleganter Tracht hereingeschritten und legte, ohne die übrigen Anwesenden eines Blickes zu würdigen, seine feine weiße Hand, aus deren Fingerspitzen es wie ein bläuliches Licht auszustrahlen schien, auf Martins Schulter.

»Erkennst Du mich?« sprach der Fremde mit sanfter melodischer Stimme zu Martin, der bei der ersten Berührung wie von einem electrischen Schlage getroffen, zusammengezuckt war, und nun mit dem demüthig innigen Ausrufe: »Saint Germain!« wie anbetend zu den Füßen des Fremden niedersank.

Die Adepten waren scheu vor der Hoheit der neuen Erscheinung zurückgewichen. Der geheime Kanzlist machte sich mit einem recht boshaften Grinsen durch eine geheime Thür davon. Saint Germain ließ sie Alle lächelnd gewähren. Er hatte die Hand Martins ergriffen und sagte nach einem Weilchen mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Güte:

»Komm mit mir, unglücklicher Mann!«

Bevor die Adepten sich noch von ihrem Erstaunen erholt hatten, waren die Beiden verschwunden.

IX.

Der Wagen Saint Germains wartete vor dem Hause. Auf einen Wink des Marquis setzte sich Martin, noch stumm vor Erstaunen über das Ereigniß der letzten Minuten, zu ihm hinein. Der Wagen fuhr in die Stadt, in das Gasthaus zum wilden Mann, und Martin folgte mechanisch seinem Beschützer, als dieser unter tiefen Bücklingen des voranleuchtenden Hausknechtes in seine Zimmer hinaufstieg.

Endlich waren sie allein. Saint Germain, nachdem er mehrmals gedankenvoll im Zimmer auf- und abgegangen, blieb plötzlich vor dem alten Manne stehen, der auf brechenden Knien sich nur mühsam aufrecht erhielt.

»Wir haben uns lange nicht gesehen!« begann endlich Saint Germain; »erinnerst Du Dich noch an das letzte Mal?«

»Jene fürchterliche Nacht in Rodaun werde ich nie vergessen,« antwortete Martin mit gepreßter Stimme; »jenen Augenblick, wo plötzlich die Kolbenschläge der eindringenden Soldaten das ganze geheime Laboratorium, alle unsere kostbaren Präparate zertrümmerten und vernichteten, wo man geschäftig das Mauerwerk des Gebäudes zusammenriß, was feuerfangend war, in Brand steckte, unsere Sammlungen seltener Mineralien verschleppte, und von den Anwesenden selbst Jeden, der sich nicht flüchtete, in Ketten schlug. Unseren Meister Sehfeld hat man vor unseren Augen wie einen Verbrecher gebunden. — Damals war es,« fuhr Martin mit einem tiefen Seufzer fort, »wo wir uns zum letzten Male ge-

sehen haben. Von meinem armen Meister Seyfeld habe ich nichts weiter erfahren.«

»Mir ward damals die Macht gegeben,« sagte Saint Germain mit ernstem Tone und während seine Gestalt sich majestätisch aufrichtete, »einen von Euch, dessen Schicksal und Zukunft noch bedeutungsreich für die Entwicklung der Menschheit werden sollte, zu retten. Der erhabene Weltgeist, welcher mein Thun und Lassen leitet, bezeichnete Dich mir, und ich griff Dich heraus aus dieser ganzen Schaar verlorener Menschen, Dir rettete ich, wenn nichts anderes, doch die Freiheit, denn mein Auge sah in die Zukunft. Dir ist noch ein großes erhabenes Loos beschieden. Zittre nicht, alter Mann, wenn ich den Schleier deiner Zukunft lüfte: Du wirst leiden, körperlich und geistig leiden, deine Seele wird die Folter des Kummers, dein Leib den irdischen Schmerz erdulden, und dennoch wird die Menschheit durch Dich von einem schrecklichen Irrwahn befreit, und dein Geschick in späten Jahrhunderten noch gepriesen werden. Es wird eine Zeit kommen, wo man es nicht fassen wird, daß die Barbarei des Gesetzes so weit gehen konnte, und dein Geschick wird dann im Glanze unsterblicher Glorie leuchten.«

Martin war wie betend auf die Knie gesunken und Saint Germain beugte sich in tiefer Wehmuth zu ihm herab und legte seine Hände auf das Haupt des Greises.

»Ich segne Dich, Auserwählter des Schicksals,« sprach er leise; »möge der Weltengeist Dich mit Muth und Kraft und der ganzen Stärke seiner allumfassenden Liebe erfüllen. O, daß ich nichts von dem Leidenskelche, den die erhabenen Obern Dir bestimmt haben, Dir abnehmen darf! Nur den einen Trost kann ich Dir spenden, daß jeder deiner Schritte von den unsichtbaren Meistern bewacht wird, und daß der

IX.

Der Wagen Saint Germains wartete vor dem Hause. Auf einen Wink des Marquis setzte sich Martin, noch stumm vor Erstaunen über das Ereigniß der letzten Minuten, zu ihm hinein. Der Wagen fuhr in die Stadt, in das Gasthaus zum wilden Mann, und Martin folgte mechanisch seinem Beschützer, als dieser unter tiefen Bücklingen des voranleuchtenden Hausknechtes in seine Zimmer hinaufstieg.

Endlich waren sie allein. Saint Germain, nachdem er mehrmals gedankenvoll im Zimmer auf- und abgegangen, blieb plötzlich vor dem alten Manne stehen, der auf brechenden Knien sich nur mühsam aufrecht erhielt.

»Wir haben uns lange nicht gesehen!« begann endlich Saint Germain; »erinnerst Du Dich noch an das letzte Mal?«

»Jene fürchterliche Nacht in Rodaun werde ich nie vergessen,« antwortete Martin mit gepreßter Stimme; »jenen Augenblick, wo plötzlich die Kolbenschläge der eindringenden Soldaten das ganze geheime Laboratorium, alle unsere kostbaren Präparate zertrümmerten und vernichteten, wo man geschäftig das Mauerwerk des Gebäudes zusammenriß, was feuerfangend war, in Brand steckte, unsere Sammlungen seltener Mineralien verschleppte, und von den Anwesenden selbst Jeden, der sich nicht flüchtete, in Ketten schlug. Unseren Meister Sehfeld hat man vor unseren Augen wie einen Verbrecher gebunden. — Damals war es,« fuhr Martin mit einem tiefen Seufzer fort, »wo wir uns zum letzten Male ge-

sehen haben. Von meinem armen Meister Sehfeld habe ich nichts weiter erfahren.«

»Mir ward damals die Macht gegeben,« sagte Saint Germain mit ernstem Tone und während seine Gestalt sich majestätisch aufrichtete, »einen von Euch, dessen Schicksal und Zukunft noch bedeutungsreich für die Entwicklung der Menschheit werden sollte, zu retten. Der erhabene Weltgeist, welcher mein Thun und Lassen leitet, bezeichnete Dich mir, und ich griff Dich heraus aus dieser ganzen Schaar verlorener Menschen, Dir rettete ich, wenn nichts anderes, doch die Freiheit, denn mein Auge sah in die Zukunft. Dir ist noch ein großes erhabenes Loos beschieden. Zittre nicht, alter Mann, wenn ich den Schleier deiner Zukunft lüfte: Du wirst leiden, körperlich und geistig leiden, deine Seele wird die Folter des Kummers, dein Leib den irdischen Schmerz erdulden, und dennoch wird die Menschheit durch Dich von einem schrecklichen Irrwahn befreit, und dein Geschick in späten Jahrhunderten noch gepriesen werden. Es wird eine Zeit kommen, wo man es nicht fassen wird, daß die Barbarei des Gesetzes so weit gehen konnte, und dein Geschick wird dann im Glanze unsterblicher Glorie leuchten.«

Martin war wie betend auf die Knie gesunken und Saint Germain beugte sich in tiefer Wehmuth zu ihm herab und legte seine Hände auf das Haupt des Greises.

»Ich segne Dich, Auserwählter des Schicksals,« sprach er leise; »möge der Weltengeist Dich mit Muth und Kraft und der ganzen Stärke seiner allumfassenden Liebe erfüllen. O, daß ich nichts von dem Leidenskelche, den die erhabenen Obern Dir bestimmt haben, Dir abnehmen darf! Nur den einen Trost kann ich Dir spenden, daß jeder deiner Schritte von den unsichtbaren Meistern bewacht wird, und daß der

ganze Pfad der Leiden, welchen Du von jetzt an noch betreten wirst, nur ein Läuterungsfeuer ist, aus welchem dein unsterblicher Theil rein und glänzend hervorgehen soll, um dann selbst einer der großen Meister unseres unsichtbaren Ordens zu werden!«

Martin hob bei diesen Worten das Haupt gegen Saint Germain auf. Die starren Züge des alten Mannes verklärte ein seliges Lächeln, die glühenden Augen strahlten in sanftem schwärmerischen Feuer, und während er die Rechte wie zum Schwur ausstreckte, flüsterten seine Lippen kaum hörbar: Ich werde erfüllen, was die großen Meister über mich beschließen!

Saint Germain neigte sich zu dem Greise herab und drückte einen Kuß auf seine Stirn. In diesem Augenblick blinkte flüchtig ein heller Strahl durch das Zimmer und wunderbar ergreifende Töne wie von süßer Musik zitterten durch die Luft.

Saint Germain hob den Knienden auf und geleitete ihn zu einem Lehnstuhl.

Bis zum Morgengrauen sprachen die beiden Männer miteinander angelegentlich und geheimnißvoll. Als der erste Strahl der Sonne im Osten durch die dichten Nebel sich drängte, verließ Martin das Zimmer seines Meisters.

»Bedenke, daß »Muth und Beharrlichkeit« der Wahlspruch unserer Oberen ist!« lauteten die letzten Worte, welche Saint Germain noch sprach, als er Martin die Hand zum Abschiede drückte.

»Ich werde den Wahlspruch erfüllen!« antwortete dieser und schritt hochaufgerichtet wie im stolzen Bewußtsein über die noch finstere Treppe des Gasthofes hinab. — — —

— — Wir verlassen Martin, um uns dem Frei-

hause zuzuwenden und den Leser in die bescheidene Wohnung jener Frau Haimon zu führen, deren Name im böhmischen Munde der Hausmeisterin gelegentlich wohl auch Haimin lautete.

Am zweiten Tage war es nach jener Nacht, in welcher die unglückselige Mutter den Sarg zur Todtencapelle begleitet hatte.

Noch hatte die Haimon sich nicht von dem Schlage erholt, welcher sie so plötzlich getroffen, aber sie hatte doch bereits das Bett verlassen, und saß jetzt abgespannt und kummervoll in dem Lehnstuhl neben dem Ofen.

Die gesammte Einrichtung des Zimmers bezeugte bei aller in die Augen fallenden Beschränkheit doch das sorgliche Walten einer weiblichen Hand. Es war Alles so spiegelblank und nett, und auf den weißen Ueberzügen der Sessel und des kleinen Canapées lag eben so wenig ein Stäubchen, als in den langen Falten der Vorhänge, hinter welchen man im Alcoven ein Bett stehen sah.

Die alte Frau blickte trübe und gramvoll vor sich hin, und schien kaum auf die tröstenden Worte zu hören, welche ihr anderes Kind, ihre Sophie, die neben dem Lehnstuhl kniete, und aufwärtsblickend ihren Kopf an den herabhängenden Arm der Mutter geschmiegt hatte, ihr zuflüsterte. Die Matrone hatte in Gedanken verloren ihre Hand dem Mädchen überlassen, deren Auge wie flehend auf sie gerichtet war.

Sophie war die einzige Schwester ihres einzigen Bruders, jenes Unglücklichen, an dessen Sarge Frau Haimon den tiefen Schmerz einer Mutter hatte ausströmen lassen. Die Liebesworte, die sie dem Verstorbenen nachgesendet, sein Lob, das von ihren Lippen geströmt, sie waren der Erguß

einer mütterlichen Zärtlichkeit, deren andere Hälfte Sophie von jeher besaß und vollkommen verdiente.

Vielleicht war, streng genommen, Sophie keine Schönheit, doch lag über dieser leichten, schlanken, elastischen Gestalt ein Hauch der Anmuth ausgegossen, der um so mehr fesseln mußte, als die klaren ruhigen Züge des jugendlichen Antlitzes nur der Spiegel jener süßen unschuldvollen Güte schienen, von welcher ihr frommes Herz erfüllt war. Sophie war auf das bescheidenste gekleidet. Ein enges Leibchen ließ die Formen ihres Oberkörpers in vollendeter Rundung hervortreten. Die Aermel ließen ungefähr die Hälfte der Arme mit den zierlichen Händen frei.

So lag sie kniend und selbst schmerzhaft erregt neben der doppelt kranken Mutter, deren tiefes Weh in ihrer eigenen Seele den Schmerz um den Verlust des schwärmerisch geliebten Bruders noch erhöhte.

In solch' trostloser Oede des Kummers hatten die Beiden wieder eine Nacht zugebracht. Statt des milden Schlafes waren nur Thränen über ihre Augen gekommen, und der Morgenstrahl des nebelgrauen Tages, welcher jetzt das Zimmer erhellte, fand in ihnen den alten Kummer noch in ungestörter und ungeschwächter Kraft.

»Mutter!« begann endlich Sophie mit jenem weichen herzgewinnenden Ausdrucke der Stimme, in welchem die ganze Zärtlichkeit eines besorgten Kindesherzens lag; »Mutter! fühlst Du Dich etwas erleichtert, und willst Du eine Stunde schlafen? Es wird Dir Kraft geben und Du wirst auf einen Augenblick deinen Schmerz vergessen!«

Sie wartete mit der Spannung sorgenvoller Liebe auf eine Antwort der Mutter.

Endlich wendete diese leicht den Kopf zur Seite, wo

das Mädchen kniete, strich ihr mit der einen Hand das Haar aus der Stirn, und schien einen Augenblick lang in ihrem Anschauen versunken. — »Ganz wie seine Augen!« sagte sie endlich tief aufseufzend und wandte sich ab, während sie ihr Gesicht schluchzend mit beiden Händen bedeckte.

Es war wieder still in dem Zimmer. Man hörte nur die tiefen Athemzüge der trostlosen Mutter und ihr unterdrücktes Weinen.

Plötzlich fuhr sie mit der Hand rasch sich einigemal über die Augen. Es war, als wollte sie mit den Thränen alle äußeren Spuren ihrer inneren Erregung wegwischen. Sie versuchte sogar, stark zu erscheinen, und wollte sich rasch vom Lehnstuhl erheben, aber glücklicherweise war Sophie, die ängstlich jede Bewegung der Mutter bewacht hatte, sogleich aufgesprungen und hatte die alte Frau schnell in ihren Armen aufgefangen, bevor diese kraftlos in den Stuhl zurücksank.

»Was wolltest Du?« rief das Mädchen noch bleich vor Schrecken; »warum sagtest Du mir es nicht, wenn Du aufstehen wolltest? Ich hätte Dich unterstützt. Soll ich Dir Jemand rufen? Ich will zum Doctor laufen!«

»Bleib!« sagte die Mutter leise, »bleib! Es ist schon wieder vorbei. Ich habe mich stärker geglaubt als ich bin. — Es ist übrigens nicht die erste Täuschung meines Alters!« fügte sie schmerzlich und fast tonlos hinzu.

Sie versuchte es sich auf ihre Tochter zu stützen, und ging einige Schritte im Zimmer auf und ab.

»Ich wäre ruhiger,« begann sie nach einigen Augenblicken, »wenn Gott der Herr mir ihn in einer gewöhnlichen Krankheit genommen hätte, wenn es längere Zeit gedauert, und ich mich an den Gedanken des Scheidens allmälig hätte

gewöhnen können! Aber so, kaum daß der erste Anflug des Unwohlseins über ihn gekommen war, so rasch wie ein versengender Wind hat der Tod mir diesen blühenden Zweig von meinem Lebensbaum gerissen, und mir ist nichts geblieben, als die Erinnerung, die Qual und — der Verdacht!«

Sophie bebte bei dem letzten Worte so merklich zusammen, daß der Mutter die Bewegung auffiel.

»Du zitterst schon bei dem bloßen Wort, Sophie! — Wenn Du erst wüßtest, welche Gedanken mich seit den letzten Tagen peinigen, und wie sie, je mehr Mühe ich mir auch gebe, sie zu unterdrücken, doch immer mehr und mehr bei mir Wurzel fassen; wie aus dem Keime des Verdachtes immer mehr und mehr sich eine Gestalt entwickelt, ein Wesen, das —«

»Wen willst Du damit bezeichnen, Mutter?« rief Sophie entsetzt und fühlte kaum die Kraft in sich, sich aufrecht zu erhalten.

»Ich werde keinen Namen nennen,« sagte Mutter Haimon mit tiefem Ernste; »ich werde schweigen, bis die Stunde der Entdeckung gekommen. — Wenn es einen Gott gibt,« rief sie aufgeregt aus — »und mein Glaube daran steht ohne Wanken fest — so wird sich eines Tages das fürchterliche Räthsel lösen, dem mein Kind zum Opfer gefallen ist. — Doch was ist das?« unterbrach sie sich, — denn Sophie wankte todtenbleich an ihrer Seite, — »hat dieser Dämon mein anderes Kind auch verzaubert?«

Sophie hatte sich schnell gefaßt und unter Thränen lächelnd flüsterte sie, das Auge halb zur Mutter aufgeschlagen: »Fürchte nichts für mich, Du weißt ja, ich stehe unter einem *andern Zauber!*«

»*Meinst* Du Carl?« erwiederte die Mutter finster; »o!

er ist auch einer von den Schmetterlingen im Sonnenschein. Da flattern sie und umgaukeln die Blume; kommt aber der trübe Regentag des Unglücks, wo bleiben dann diese bunten Schmeichler?«

Sophie schlug bei diesen bitteren Worten der Mutter schweigend die Augen nieder. Eine Purpurröthe war in ihrem Antlitze aufgeflammt. Zwei große Thränen rollten über ihre Wangen, doch im Grunde ihres Herzens sprachen alle süßen Stimmen jugendlicher Neigung, zärtlicher Schwärmerei und des liebevollsten Vertrauens für den Mann, dessen die Mutter eben so feindselig gedacht hatte.

Die Haimon sah den inneren Kampf ihres Kindes und war klug genug, für den Augenblick über diesen Gegenstand zu schweigen. Sie wußte ja, daß ein krankes Herz der offenen Wunde gleicht, welche jede Berührung schmerzlich empfindet. Aber die letzten Augenblicke schienen wie ein Mißton die Harmonie zwischen Mutter und Tochter gestört zu haben.

Ein Schweigen war eingetreten, das Beide drückte, ohne daß weder Mutter noch Tochter sich gestimmt fühlten, zuerst den Faden des Gespräches wieder aufzunehmen, und Sophie war deswegen sehr froh, als das Dienstmädchen sie in die Küche hinaus rief.

Als Sophie hinauskam, trat ihr sogleich ein hochgewachsener Mann entgegen, und man konnte es ihm deutlich ansehen, wie große Mühe es ihn kostete, eine gewisse äußerliche Fassung zu behaupten.

Sophie fühlte sich bei seinem Anblicke etwas beklemmt und fragte mit schüchterner Stimme: »An wen bei uns habt Ihr einen Auftrag?«

Der Fremde sah sie einen Augenblick lang mit unverkennbar innerer Bewegung an, endlich sagte er langsam: »Ich *möchte gern mit der* Frau Haimon sprechen. Freilich *höre ich, sie sei krank.* Und doch muß ich sie sprechen.«

»Ich will nicht in Ihn dringen,« sagte Sophie bescheiden, »mir die Post für meine Mutter aufzugeben — aber,« fügte sie zögernd hinzu. —

Der Fremde schien in den Anblick des Mädchens verloren.

»Sie haben Recht,« sagte er endlich, »das, was ich Ihrer Mutter zu sagen habe, muß ich ihr aber doch selber sagen. Eins ließe sich aber machen. Bereiten Sie sie auf das Kommende vor, es wird sie dann weniger überraschen.«

Sophie sah den Fremden ängstlich an. Sie fühlte sich beklommen in seiner Gegenwart, und doch war es wie eine höhere Macht, welche sie, wie sie nur zu gut fühlte, seinem Willen unterthan machte.

»Sagen Sie ihr, daß Jemand eine gute Nachricht für sie hätte, eine freudige Nachricht; erzählen Sie ihr,« fuhr er trüb lächelnd fort, »daß der Mann, welcher als Bote gekommen, zwar nicht sehr freundlich aussehe, —«

»O! Sie bringen mich in Verlegenheit!« flüsterte Sophie erröthend, da sie jetzt einsah, daß es kaum ein Diener sein könne, der vor ihr stand.

»Sagen Sie ihr endlich,« hob der Fremde wieder an, mühselig seine Worte aneinander fügend, »daß sich auch gute Nachrichten von ihrem — — verlorenen Bruder gefunden hätten!«

Das Mädchen sah ihn zweifelnd an. Sie verstand nicht, was er damit meinte, und wagte doch nicht, ihm zu sagen, daß die Mutter niemals ihren Kindern von einem so nahen Verwandten gesprochen habe.

»Eilen Sie! eilen Sie!« drängte der Fremde, als Sophie zweifelnd zögerte, und dieser Aufforderung halb willenlos nachgebend, ging sie in das Zimmer zu ihrer Mutter zurück, welche in diesem Augenblicke auch bereits nach ihr gerufen hatte

Aber ehe sie noch versuchen konnte, die passende Ein-

leitung für das zu finden, was sie sagen sollte, fiel ihr gleich beim Eintritte die beunruhigende Hast auf, mit welcher die Mutter nach dem, was draußen vorgegangen, fragte, und ehe sie sprechen konnte, hörte sie hinter ihrem Rücken leise die Thüre öffnen. — Die Blicke der Kranken fielen auf die Gestalt eines Eintretenden. Mit einem halb unterdrückten Schrei sank sie zurück, während Martin hervorstürzte, sich zu ihren Füßen warf und ihre herabhängende Hand mit seinen Thränen benetzte.

X.

Wenn Frau Nani, die Kastanienbraterin, auch ziemlich weit draußen auf der Wieden wohnte, so war diese Entfernung von der Stadt doch nicht so beträchtlich, um nicht die Vortheile eines spottbilligen Quartiers aufzuwiegen, um so mehr, als der Ruf von Frau Nani's Gastfreundlichkeit sich wie eine schöne Tradition in den Hörsälen der Wiener Universität fortgepflanzt hatte, und daher auch immer das eine Zimmer, welches sie an Zimmerherren vermiethete, vollständig besetzt war.

Zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, hatte sie nicht weniger als drei junge Studenten zu Bett, von denen freilich der jüngste auch schon zweimal in der Woche den Besuch eines Collegen erhielt, welcher die Vorpraxis seiner medicinischen Studien in einer Rasirstube nahm, und für seine Mühewaltung bei dem jungen Studenten einen Theil jener monatlichen Victualiensendung mit verzehren durfte, welche der Fuhrmann dem Musensohne aus der nahen Heimat immer mitbrachte. Die beiden anderen Studenten waren schon in viel

reiferen Jahren, und vorzüglich bei dem einen würde Gellert, der damals so beliebte Fabeldichter, sein bekanntes: »Was Hänschen nicht lernt« in vollkommenster Anwendung gefunden haben.

Herr Melchior Rubin war eigentlich gar kein Student mehr. Er hatte es bereits bei sämmtlichen Facultäten, mit Ausnahme der theologischen, versucht, und jedesmal das Unglück gehabt, bei den Prüfungen den Professor in so abscheulicher Laune zu finden, daß Lehrer und Schüler höchlich unzufrieden von einander schieden. Glücklicherweise geschah es bei Studenten, die mit ihrer Wissenschaft bankrott gemacht, nicht wie bei Kaufleuten, deren Namen nach einem solchen Unglück zur allgemeinen Warnung öffentlich angeschlagen wurden. Melchior stand seit lange nicht mehr in dem Kataloge irgend eines Professors, er war bereits in Medicis und Juridicis, sowie in Philosophia bankrott geworden. Doch galt er immer noch, vorzüglich bei seiner Hauswirthin, als das Muster eines Studenten.

Für diese Frau war er aber auch die kostbare Vereinigung vieler männlichen Tugenden. Er war für das Geschäft ihr Buchhalter, ihrem Herzen ein Hausfreund, ihren Kindern Wärter, Lehrer und Spielcamerad, endlich ihrem Manne gegenüber eine imponirende Autorität. Dazu kam noch, daß es ihr nicht wenig schmeichelte, einen Zimmerherrn zu haben, der mit hohen Personen in Verbindung stand, denn der ganze Grund wußte davon, daß Herr Melchior Rubin vor einigen Wochen durch einen Amtsdiener einen Brief von dem Herrn kaiserlich königlichen Regierungsrathe Sonnenfels erhalten habe, und darin stand, wie Jeder sich *davon überzeugen* konnte, denn Herr Melchior Rubin trug *den Brief jederzeit* bei sich in der Tasche: »Mein Lieber, fin-

den Sie sich morgen zu gelegener Zeit bei mir ein!« — Der Brief sah zwar schon etwas schmierig und zerschlissen aus, aber man wußte nicht, war die Tasche daran schuld, oder der Umstand, daß schon fast sämmtliche Hände des ganzen Grundes ihn zwischen ihren Fingern gehabt hatten.

Bei einem solchen Verhältnisse war es also ganz natürlich, daß Frau Nani, von ihrem Besuche bei der Hausmeisterin im Freihause in ihre vier Pfähle zurückgekehrt, sich kaum Zeit nahm, nachzusehen, ob alle Kinder bereits ordentlich im Bette lägen, bevor sie die Zimmerthüre ihrer Studenten öffnete und hineinrief: »Rubin! schläft Er schon?«

Der Angerufene lag in der That schon in der Schublade, welche ihm unter dem Bette eines der andern Studenten als Lager angewiesen war, aber bei dem Tone der bekannten Stimme war er sogleich in der Höhe.

»Schlaf' ich, wenn ich schon munter bin?« gab er zur Antwort. »Was sagt die Frau Nani zu dem Witz, wie ich schlafen und munter sein zusammenstell'? Der Herr Regierungsrath Sonnenfels möcht' mich gleich verstehen!«

»Komm' Er geschwind heraus, ich hab' Ihm was zu sagen!«

»Mir geht nicht ein, warum ich heraus kommen soll? — Nun, was sagt die Frau Nani dazu? Um zwölf in der Nacht, wenn man mich aufweckt, bin ich noch witzig.«

»Jetzt lass' Er seine Dummheiten und komm' Er heraus. Ich hab' Ihm auch etwas zu essen mitgebracht.«

Der letztere Grund schien mit überwältigender Kraft auf die Ueberzeugung des Herrn Rubin zu wirken, und einige Augenblicke später erschien die lange magere Gestalt, in einen

alten Mantel statt des Schlafrockes gehüllt, in der Stube der Frau Nani.

Während diese nun auf dem Tische jene Ueberreste des Kuchens ausbreitete, welche sie von der Hausmeisterin mit nach Hause genommen, begann sie zugleich die merkwürdigen Erlebnisse des Abends zu erzählen. Rubins Augen, welche im Anfange nur immer unverwandt auf den Kuchen gerichtet gewesen, begannen, je weiter die Frau erzählte, immer aufmerksamer sie selbst zu fixiren, und es war deutlich, daß sein Geist einen Plan ausbrütete, denn wie Wetterleuchten zuckte es in seinem Gesichte, die lange Nase schien noch länger und noch spitzer zu werden, der Mund mit den dünnen Lippen zog sich so in die Breite, als wollte er beiden Ohren etwas im Vertrauen zuflüstern, und die dünnen Falten der Stirn hoben und senkten sich, wie auf- und absteigende Wellen.

»Und hat die Frau Nani aber auch recht gesehen?« fragte er endlich; »hat die Frau sich nicht getäuscht? Die Weiber täuschen sich sehr oft über die Männer, und wenn sie solche auch noch so sehr beim Lichte besehen.«

»Ja, was fällt Ihm denn ein, Rubin! — Was meine zwei Augen sehen —«

»Das glaubt das Herz, Frau Nani; ich weiß schon, das will Sie mir sagen. Aber was glaubt ein Weiberherz nicht alles? vorzüglich bei der Nacht und nach einem Caffeeplausch!«

»Rubin! Er wird schon wieder anzüglich,« bemerkte die Kastanienbraterin spitzig. »Ich habe Ihn nicht deswegen hereingerufen, daß Er seine Faxen machen soll. Was sagt *Er aber nur* zu der Geschichte! Stell' Er sich vor! Ich hab' *ihn mit eigenen* Augen gesehen. Ich weiß es ganz gewiß, ich

kenne ihn ja von der Kirche her, er ist immer nur bei der ersten Meſſ' geweſen, dann hat man den ganzen Tag ihn nicht mehr zu ſehen bekommen. Das hat ſchon immer genug zu reden gegeben.«

»Frau Nani,« begann Rubin, »wir können Beide durch die Geſchichte glücklich werden.«

Die Kaſtanienbraterin horchte hoch auf, denn ſie begriff nicht, was ihr Student damit meine.

»Die Frau Nani wird noch nicht wiſſen,« fuhr Rubin fort, »daß die Geſchichte mit dem Alten einen Mordſpectakel in der ganzen Stadt macht, und daß Polizei, Magiſtrat, Stadtguardia und Grundwächter hinter dem Maleficanten her ſind, um ihn, wo er zu finden, stante pede aufzuheben und einzuziehen. Wenn nun wir Beide . . .«

»Jeſus, Maria, Rubin! Er wird doch nicht den Angeber machen wollen!« rief Frau Nani voll ſittlicher Entrüſtung.

»Angeber? wer red't von angeben! Nur ein biſſ'l ſpitzln, und frag' die Frau ihren Mann, ob ein Spitz ſo was Unrechtes iſt?«

Frau Nani, welche wohl dieſen Lieblingsausdruck ihres Mannes, aber noch nicht ſeine damals eben erſt auftauchende doppelte Bedeutung kannte, begann ſchwankend zu werden, und Rubin wußte ſie ſo geſchickt mit Fragen zu umgarnen, daß er erreichte, um was es ihm hauptſächlich zu thun ſchien, er erfuhr ſo viel über die Verhältniſſe der Familie Haimon, als er für ſeinen Zweck nothwendig brauchte.

Von dieſem Augenblicke an hörte er der weiteren Erzählung nur mehr mit halbem Ohre zu, er wurde offenbar ſchläfrig, gähnte ganz abſcheulich ein über das anderemal,

und gab seiner Hausfrau kaum mehr eine genügende Antwort, wenn sie ihn im Gespräche um seine Meinung fragte.

Er hatte offenbar dabei den doppelten Zweck, die Kastanienbraterin, welche er als zu ehrlich für seinen Zweck erkannt hatte, nicht noch tiefer in seinen Plan einzuweihen, und die Unterhaltung abzubrechen. Da er jetzt genug gehört hatte, langweilte ihn das Gespräch. Er ließ sich zuerst auf einen Stuhl nieder, und es dauerte nicht lange, so schnarchte er in so tiefen Athemzügen, daß Frau Nani die Unmöglichkeit, das Gespräch mit ihm fortzusetzen, nur allzuwohl einsah. Sie faßte ihn deshalb mit ihren kräftigen Fäusten derb an beiden Schultern, schüttelte ihn ganz tüchtig, worauf er anfangs nur durch ein Grunzen antwortete, endlich sich aber so weit ermunterte, daß er langsam aufstand und sich noch sehr verwunderte, wie er heute so ganz schläfrig sei.

Kaum hatte er aber die Thüre des Studentenzimmers wieder leise zugemacht und sich in die warmen Kotzen seines Lagers eingewickelt, als auch schon seine verstellte Schläfrigkeit bis auf den letzten Schein verschwunden war. Er war vielmehr jetzt so munter und bei vollen Sinnen, wie nur am hellen Mittag, und alle Kräfte seines Geistes waren auf den einen Punct hingerichtet: aus der Entdeckung der Kastanienbraterin den möglichst größten Nutzen zu ziehen, ohne sich selbst in irgend eine Gefahr zu begeben.

Kaum daß es noch recht Tag war, stand er schon auf und begann den einen seiner Schlafgenossen so derb zu rütteln, daß dieser ganz erschrocken aus den Federn fuhr.

»Was gibt's denn? was ist geschehen?« schrie der so plötzlich Aufgeweckte und starrte die vor seinem Bette stehende Figur seines Zimmergenossen ganz verwundert an.

»Geben thut es nichts, aber leihen mußt Du mir

etwas, und noch dazu deinen neuen Rock,« sagte Rubin und zeigte auf den Kleiderhaken an der Wand, wo halbbedeckt von einem Leintuch ein schwarzer Leibrock hing.

»Rubin, Du wirst mir den Rock nicht mehr zurückbringen,« wendete der Angeredete ein, und zwar in einem Tone, der nur zu deutlich zeigte, wie viel wahren Grund zur Besorgniß er hegen zu müssen glaubte.

»Was heißt? Bin ich so ungalant, daß wenn ich einen fremden Rock zuerst spaziren führe, ich ihn dann sitzen lasse? Und damit Du ganz ruhig sein kannst, gebe ich Dir die Versicherung, daß mir Niemand mehr etwas borgt, am allerwenigsten auf einen neuen Rock, weil Jeder weiß, daß er entweder gar nicht mir gehört, oder der Schneider schon primo loco darauf vorgemerkt ist.«

»Gut,« lautete die Antwort, »ich will Dir den Rock borgen. Aber woher nimmst Du denn Hosen und Weste?«

»Woher? Werd' ich Dir weiter gehen? Das wäre eine Beleidigung.«

»Also das soll ich Dir auch borgen?« klagte der junge Student, stand aber doch lieber gleich auf, um Hose und Weste aus der Lade zu nehmen und seinem Cameraden zu übergeben, als sich noch länger mit ihm in Unterhandlungen einzulassen. Er wußte ja im Vorhinein, daß gegen solche Zudringlichkeit alles vergebens sei.

Nachdem also derart das Wichtigste der Toilette besorgt war, begann Rubin eine ganz eigenthümliche Operation mit seinen Schuhen, und brachte es richtig nach einer halben Stunde dahin, daß sie spiegelblank glänzten, und die zinnernen Schnallen von weitem auch für Silber gelten konnten. Nachdem er zum Schlusse noch sich von seiner Hauswirthin ein weißes Halstuch ausgeborgt hatte, begann er sich in

Staat zu werfen, wobei er mit Stolz auch ein Paar schwarze Strümpfe, sein alleiniges und unbestrittenes Eigenthum anzog.

Endlich hatte er seine Toilette vollendet, er hüllte sich in den alten Mantel, der ihm zu Hause auch als Schlafrock und des Nachts als Decke diente, und trat den Weg in die Stadt an.

»Jetzt bin ich wie eine Melone,« sagte er vor dem Weggehen zu seinem Stubencameraden, als er sich schon in den Mantel gehüllt nach allen Seiten vor ihm herum drehte; »die Schale von außen schmutzig und zerrissen, aber welch' feiner Kern! — Nimm Dir, junger Mann,« fuhr er pathetisch fort, »ein Beispiel an mir, so muß der Mann von wahrem Werthe sein, äußerlich schlicht, aber im Innern kostbar und herrlich. Jetzt lebe wohl und vergiß nicht, mir noch zwei Siebzehner zu borgen.«

Mit saurem Lächeln erfüllte der junge Student ihm auch diesen Wunsch noch.

Auf dem Wege nach der Stadt überlegte Melchior genau, was er eigntlich dem Regierungsrathe sagen werde. Er wußte, daß das Verschwinden des Wächters vom Stephansfreidhofe außerordentliches Aufsehen in der Stadt machte, er wußte, daß man die widersinnigsten Fabeln an dieses Ereigniß knüpfe, und hatte gehört, daß die Polizei eifrig dem Flüchtling nachforschte, daß aber das Auffinden einer Spur mit um so größeren Schwierigkeiten verknüpft sei, weil Martin der Wächter in den letzten Jahren mit Niemand Umgang gepflogen, also gar kein Anhaltspunct zur Vermuthung, wohin er sich gewendet habe, vorhanden sei.

Mit dem ganzen Stolze, ein wichtiges Geheimniß zu

besitzen, stieg Melchior die drei Treppen zur Wohnung seines Gönners, des Herrn Regierungsrathes Sonnenfels, hinauf.

Die Magd, welche die Thür der Wohnung öffnete, wurde mit einem Lächeln begrüßt, welches eben so sehr die Empfänglichkeit seines Herzens für die abgerundeten Formen der hanakischen Schönen, als eine bereits längere Bekanntschaft voraussetzen ließ.

»Ist der gnädige Herr Regierungsrath schon zu sprechen?« fragte Melchior eintretend, und begann im kleinen Vorzimmer sich aus seinem Mantel zu schälen, und jenen Theil der Toilette, welcher auf dem Wege etwas gelitten hatte, wieder in Ordnung zu bringen.

»Ich werde es gleich dem gnädigen Herrn sagen, daß Er da ist, Herr Rubin,« antwortete das Mädchen und verschwand, um aber gleich darauf wieder mit der Antwort zurückzukommen, daß Herr Rubin nur ein wenig verziehen möge, der gnädige Herr Regierungsrath werde schon läuten, wenn Er zu ihm eintreten solle.

Rubin verzog keine Miene bei dieser Antwort. Er setzte sich ganz gemüthlich im Vorzimmer nieder und schien mit vielem Behagen den Duft frischgebrannten Caffee's einzuathmen, welcher durch die offenstehende Thüre der Küche herausdrang.

»Mir scheint, bei Euch wird jetzt erst das Frühstück gemacht?« fragte er das Mädchen, als dieses wieder in der Thüre erschien; »wie kann man nur so spät frühstücken. Es muß schon über acht Uhr sein, wenn nicht noch mehr.«

»Der gnädige Herr frühstückt erst, bevor er in's Amt geht. Nimmt denn der Herr Rubin schon so zeitlich seinen Caffee?«

»Manchesmal, nur manchesmal,« lautete die feinan-

gelegte Antwort; »heute zum Beispiel habe ich noch gar nicht gefrühstückt.«

»Was Er sagt! Schon so einen weiten Weg gemacht und noch nicht gefrühstückt! Er wird sich wohl nicht beleidigt fühlen,« fuhr das Mädchen zutraulich fort, »wenn ich Ihm eine Schale Caffee anbiete. Es spricht sich dann besser mit dem gnädigen Herrn, wenn man den Magen warm hat.«

»Beleidigt?« sagte Rubin; »warum soll ich beleidigt sein? Ist Caffeetrinken eine Beleidigung?«

»So komm' Er in die Küche herein, ich werde Ihm gleich geben,« erwiederte das Mädchen.

Unglückseliger Weise ertönte aber jetzt die Glocke aus dem Zimmer des Herrn Regierungsrathes, und Melchior hatte nur noch so viel Zeit, einen wehmüthigen Blick auf den Caffeetopf und einen andern auf seine Toilette zu werfen, und stand im nächsten Augenblicke vor der Thüre jenes bescheidenen Studirzimmers, in welchem einer der bedeutendsten Geister der damaligen Zeit seine reformatorischen Gedanken zu Tage förderte.

Als Melchior in das Studirzimmer trat, fand er den Regierungsrath bereits ganz schwarz und wie zu einer Visite angekleidet auf- und abgehend.

Das Aeußere dieses Mannes, welcher in der Geschichte der geistigen Entwicklung Oesterreichs einen der leuchtendsten Plätze einnimmt, und dessen weit umfassender Geist eine der festesten Stützen aller jener großen Reformen in der öffentlichen Verwaltung war, welche die Regierungszeit der großen Maria Theresia und Josephs unsterblich machen, — war so schlicht und bescheiden, daß Niemand darin die einfachen Formen des stillen Gelehrten verkennen konnte. Aber auf diesem kleinen, schmächtigen, etwas linkischen Körper saß ein so

ausdrucksvoller Kopf mit dunkeln, lebhaften, geistsprühenden Augen, daß es dahin nur eines Blickes bedurfte, um eine Ahnung von der ganzen Fülle und Lebendigkeit der Gedanken zu bekommen, die dort wohnten.

Als Melchior leise eingetreten und bescheiden neben der Thüre stehen geblieben war, hielt der Regierungsrath mit seinem Auf- und Abgehen ein und beantwortete den ehrfurchtsvollen Gruß des Angekommenen durch ein leichtes Kopfnicken.

»Ah, sieh da — was führt denn Ihn so zeitlich herein? Sonst scheint doch das aurora musis amica oder Morgenstunde hat Gold im Munde nicht Seine Leidenschaft zu sein.«

»Verzeihen Euer Gnaden, Herr Regierungsrath, was habe ich davon, wenn die Morgenstunde das Gold im Munde hat? Wenn die Morgenstunde das Gold mir auf die Hand geben möchte, dann —«

»Keine Possen,« bemerkte Sonnenfels streng. »Er erlaubt sich mehr zu reden, als ich Ihn frage, und Er weiß, ich kann das nicht wohl leiden. Also was führt Ihn herein, was will Er von mir? Rede Er rasch, ich habe nicht lange Zeit.«

Rubin war zwar etwas betreten durch diese Zurechtweisung, aber gewohnt, sich immer Andern unterordnen zu müssen und den fremden Willen über den seinen zu setzen, ließ er sich nicht abschrecken, sondern begann eine ausführliche Auseinandersetzung der Entdeckung, welche er gemacht haben wollte.

Der Regierungsrath hörte ihm schweigend, aber in sichtbarer Spannung zu. Endlich hatte Rubin seinen Bericht geendet und während Sonnenfels mit seinen großen schwarzen Augen ihn *forschend anblickte*, sagte er langsam: »Weiß *Er schon, Rubin*, daß der Auftrag an alle Grundgerichte

gegangen ist, auf den Flüchtling zu fahnden? daß bereits seit vierundzwanzig Stunden überall in allen Asylen nachgeforscht wird, und daß ein Preis darauf gesetzt ist, wer zuerst eine sichere Nachricht über den Aufenthalt dieses Menschen gibt?«

»Kein Wort weiß ich davon, Euer Gnaden, Herr Regierungsrath. Aber da ich gehört habe, daß man in der ganzen Stadt von dem entflohenen Wächter spricht, und ganz absonderliche Märchen daran geknüpft werden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, meinem hochverehrten Gönner —«

»Lass' Er das,« fiel Sonnenfels ihm ins Wort. — »Jetzt setze Er sich an den Tisch hin und schreibe Er mir den Namen der Frau, die Ihm die Eröffnung gemacht hat, dazu Gasse, Hausnummer und Vorstadt auf.«

Rubin erfüllte den Befehl des Regierungsrathes und übergab ihm das Papier.

»So,« sagte Sonnenfels, nachdem er einen flüchtigen Blick auf das Blatt geworfen hatte; »so, jetzt wird Er so gut sein und hier bleiben in meinem Hause, bis ich wiederkomme. Daß Er es sich ja nicht einfallen läßt, eher sich zu entfernen, als bis ich Ihm die Erlaubniß gebe. Er kann indeß in meinem Bücherzimmer sich die Zeit vertreiben.«

Ein Wink mit der Hand belehrte Herrn Melchior Rubin, daß er entlassen sei. — Als er wieder in das Vorzimmer trat, fragte ihn das Mädchen lächelnd: ob er jetzt frühstücken wolle?

»Ja,« sagte er trübselig, »aber zu Mittag möchte ich dann auch etwas haben!«

Der Regierungsrath Sonnenfels verließ bald darauf eilig das Haus.

XI.

Während in solcher Weise sich gegen Martin ein unvermutheter Schlag vorbereitete, der seine Sicherheit bedrohen mußte, war die kleine Wohnung der Frau Haimon der Schauplatz eines Ereignisses geworden, von welchem die Kunde sich allsobald wie ein Lauffeuer durch das ganze große Freihaus verbreitete.

Kaum eine Stunde, nachdem das Wiedersehen zwischen Frau Haimon und ihrem alten Bruder stattgefunden hatte, fuhr bei dem Freihause ein Wagen vor, aus welchem ein junger Mann hastig heraussprang, und ohne sich umzusehen, eiligst auf der Treppe verschwand. Er schien nicht bemerkt zu haben, daß die Hausmeisterin unter dem Thore stand und bei seinem Anblicke laut aufkreischte; es entging ihm, daß ein Dienstmädchen auf der Treppe vor Schrecken das Geschirr, welches sie trug, aus der Hand fallen ließ. Ohne irgend etwas zu beachten, stürmte er bis in den dritten Stock hinauf, und erst wie er vor der Haimon Wohnung stand, schienen ihm Besinnung und Nachdenken zurückzukehren.

Wir kennen diesen jungen Mann schon. Derselbe ist's, welcher in der Capelle aus tödtlichem Schlummer erwacht und nach dem Ereigniß in der Stube des Freidhofwächters von dem jungen Geistlichen in seine eigene Wohnung gebracht worden war, wo seine Jugendkraft ihn überraschend schnell die Schwäche der langen Ohnmacht, in welcher er gelegen, überwinden ließ. Vergebens hatte sein Retter, bei welchem

er die sorgsamste Pflege gefunden, ihn auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welcher er sich durch ein zu frühes Wiedererscheinen unter den Leuten aussetze, vergebens ihm vorgestellt, daß jene Feinde, welche seinen Scheintod benützen wollten, um ihn unschädlich zu machen, gegen den Wiederauferstandenen mit um so größerem Hasse erfüllt sein müßten. Er hatte ihn beschworen, wenigstens so lange bei ihm zu bleiben, bis eine Untersuchung eingeleitet worden sei, welche alle Fäden jenes Complotes, dessen Opfer er geworden, entdeckt hätte. Auf alle diese Gründe hatte der junge Mann nur mit der Versicherung geantwortet, daß er vor allem seine arme Mutter beruhigen müsse, ja er bestand sogar mit einer gewissen Dringlichkeit darauf, daß sein neuer Freund alles anwenden möge, um eine Untersuchung zu vereiteln.

Der Geistliche gab endlich seinen Bitten nach. Er selbst hielt es nach einigem Nachdenken für das Gerathenste, den jungen Mann, welchen bisher noch Niemand bei ihm gesehen hatte, und von dessen Aufenthalt bei sich er dem Cardinal-Erzbischof nur eine einfache Meldung gleich am Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht gemacht hatte, darin zu willfahren, daß er ihn zu seiner Mutter zurückkehren ließ, während er anderseits sich fest vornahm, jeden Schritt Desjenigen, zu dem er sich so sehr hingezogen fühlte, zu überwachen. Deswegen besorgte er ihm auch am Morgen des zweiten Tages die nöthigen Kleider und begleitete selbst ihn in einem Wagen bis an das Freihaus.

Davon hatte der Wiedererstandene keine Ahnung, daß in demselben Hause genaue Bekannte seines Beschützers wohnten, durch welche dieser ihn zu beobachten sich vorgenommen hatte.

— Jetzt stand der junge Mann vor der Thüre zur Wohnung seiner Mutter. Vor seinem Geiste sah er lebhaft die Ausbrüche des Schmerzes, den das zärtliche Mutterherz um ihn empfunden haben mußte, denn er wußte von dem Geistlichen, daß man ihr das Ereigniß jener Nacht verschwiegen, ebenso wie er selbst gebeten hatte, ihr es nicht früher mitzutheilen, als bis er selbst sich an ihre Brust werfen könnte.

Dieser Moment war nun gekommen, aber jetzt fürchtete er das Wiedersehen eben so sehr, als er es früher mit aller Sehnsucht seines Herzens herbeigewünscht hatte. Deswegen klopfte er nur leise an die Thür. Seine Erwartung wurde nicht getäuscht. Die Hand, welche öffnete, war die seiner Schwester Sophie, auf deren Klugheit und Entschlossenheit er sich verlassen konnte.

Sie wurde leichenblaß bei seinem Anblicke und blieb wie eingewurzelt sprachlos stehen.

»Um Gottes Willen, Sophie! Ich bin es — ich lebe! Nur keinen Laut, daß die Mutter nicht erschreckt wird.« Bei diesen Worten zog er die Schwester, welche sich weinend an seinen Hals geworfen, in eine kleine Kammer neben der Küche. Flüchtig berichtete er, was mit ihm geschehen, und ließ sich ausführlich über den Zustand der Mutter, und was seit seinem vermeintlichen Tode vorgegangen, erzählen.

Endlich schien auch eine Frage auf seinen Lippen zu schweben, und die Schwester schien seinen Gedanken zu errathen.

»Ich werde die Mutter,« sagte sie, »auf die Freude, welche ihr bevorsteht, vorbereiten, — aber,« fügte sie warnend hinzu, »nenne vor ihr nicht mehr den Namen Leroix, sie scheint nur mit Grausen an diesen deinen Freund zu den-

ken und flucht ihm, als der Ursache deines Todes. Er hat auch seit dem Abend, als er und Dr. Mesmer sich nicht die Ehre nehmen ließen, deinen Sarg selbst in die Capelle zu tragen, sich nicht mehr blicken lassen.«

»Und Mesmer, mein Jugendfreund, der während meiner kurzen Krankheit nicht von meinem Bette gewichen?« fragte der Jüngling athemlos und wie von innerer Pein gequält.

»Er war es, der Dir den Todtenschein geschrieben hat,« antwortete die Schwester.

»Und wohnt er noch hier im Hause unter uns? hat er die Mutter besucht?«

»Auch er war noch nicht bei uns, und sein Diener sagte gestern, daß die Wohnung gekündet sei.«

»Unmöglich! unmöglich!« murmelte der junge Mann vor sich hin, nicht im Stande, der Schwester gegenüber seine Unruhe zu verbergen.

Diese beschwor ihn, jetzt nur ruhig in der Kammer zu bleiben und nicht eher der Mutter seine Gegenwart zu verrathen, als bis sie selbst ihm dazu das Zeichen geben würde.

»Die Mutter ist ohnehin so aufgeregt seit der unerwarteten Rückkehr des Oheims —«

»Wie, der Bruder der Mutter? jener verlorene Sohn ihrer Familie ist zurückgekehrt, und mußte gerade jetzt zu uns kommen! Stürmt denn auf einmal alles auf uns ein! Es ist, als ob wir einem finstern Verhängnisse verfallen wären.«

Sophie schwieg von der bangen Ahnung, welche der erste Anblick des Oheims in ihr rege gemacht. »Ich muß fort,« sagte sie, »die Mutter vermißt mich sonst. Ich werde

Dich einschliessen, damit die Magd bei ihrer Heimkehr Dich nicht zufällig entdecke . . .«

Ein gellender Schrei, welchen drinnen in der Stube die Mutter ausstieß, ließ die Geschwister ihrer vorsichtigen Verabredung vergessen. Sie stürzten in das Wohnzimmer.

Bei dem Anblicke ihres Sohnes streckte die alte Frau mit unbeschreiblicher Entzückung ihm die Arme entgegen, mit fast wahnsinniger Freude preßte sie ihr neuerstandenes Kind an das Herz, und rief Martin, welcher erschüttert bei der plötzlichen Erscheinung des jungen Mannes einen Schritt zurückgetreten war, in unnennbarer Freudigkeit die Worte zu: »Für diese Botschaft soll Dir alles vergeben sein.«

»Robert! mein Robert!« rief sie fortwährend aus, »sehe ich Dich wieder, habe ich Dich wieder?« Dabei hob sie mit ihren beiden vor Freude zitternden Händen den Kopf des Jünglings, welcher vor ihrem Stuhle niedergekniet war, zu sich empor, und sah forschend in sein Antlitz, als ob sie sich überzeugen wollte, daß dort keine Spur der vergangenen Leiden zurückgeblieben sei.

»Da komm her, Martin!« rief sie plötzlich ernst und vorwurfsvoll ihrem Bruder zu, welcher sich im ersten Momente der Erkennungsscene scheu zurückgezogen hatte und jetzt erbleichend mit einer Hand sich an einen Stuhl hielt, während er die andere im wüthenden Schmerz auf seine Brust preßte.

»Was ist Euch, Oheim!« schrie Sophie, welche das Erblassen des alten Mannes bemerkt hatte, und gerade noch zurecht kam, um ihn zu stützen, als er neben dem Stuhl zu Boden sank. — »Jesus! Maria! Blut!« rief das Mädchen aus. In der That war jene Stelle der Weste, wo Mar-

tin die Faust so stark an die Brust gepreßt hatte, von Blut geröthet.

Frau Haimon wendete entsetzt den Kopf von diesem Anblicke. Robert, vor dessen Auge gleich bei seinem Eintritt in das Zimmer die Gestalt des Oheims wie ein Schreckbild dagestanden, konnte auch jetzt noch nicht den Blick von dem bleichen Antlitz des Greises abwenden, dessen halbgebrochenes Auge wie um Schonung flehend zu dem Jüngling aufblickte, welcher ja nur allzuwohl der Wunde Ursprung kannte.

Mit ängstlichster Hast, aber zugleich mit all' der schonenden Sorgfalt, welcher nur eine Frauenhand bei der Behandlung von Kranken fähig ist, begann Sophie die Weste des blutenden Oheims zu öffnen und die Wunde, welche sich an der rechten Seite der Brust befand, zu untersuchen. Sie schien unbedeutend, mehr ein langer Schnitt in der Haut als tief zu sein, und das von geronnenem Blute steif gewordene Hemd schien durch sein Reiben mehr die Entzündung, in welcher sich die Stelle jetzt befand, herbeigeführt zu haben, als die Wunde selbst. Robert hatte sich dem am Boden Liegenden genähert, ohne sich so weit überwinden zu können, daß er seine Schwester in ihrer Hilfeleistung unterstützte. Er stand wie in tiefen Gedanken verloren neben dem Verwundeten und starrte in dessen Antlitz, als wenn er seine geheimsten Gedanken herauslesen wollte.

Martin streckte ihm die Hand entgegen und fast zögernd legte Robert endlich seine Rechte hinein.

»Vergib mir!« flüsterte der Greis und drückte die Hand des Jünglings an seine Lippen; »konnte ich denn dieses ahnen?«

Sophie wollte einen Feldscheer holen, welchem Ver-

langen sich zu ihrer Verwunderung der Oheim ebenso, wie Mutter und Bruder widersetzten. Sie legte also selbst einen Verband an, welcher wenigstens das weitere Aussickern des Blutes stillen sollte, und machte den Vorschlag, dem Oheim ihre eigene Kammer einzuräumen, damit er dort der Ruhe pflege. Frau Haimon und Robert waren damit um so mehr einverstanden, als es die Beiden drängte, sich allein und ohne Zeugen auszusprechen. Mutter und Sohn hatten sich gegenseitig Eröffnungen von der größten Wichtigkeit zu machen.

Die plötzliche Schwäche, welche Martin überfallen, und ein Aufbrechen der Wunde hervorgerufen hatte, ließ den Greis sich jetzt nur langsam vom Boden erheben und kraftlos wankte er, auf Sophie gestützt, zum Lehnstuhl seiner Schwester hin.

»Siehst Du Anna!« sagte er matt, »so ist der Mensch. So lange als mich der Gedanke, daß ich flüchtig, gehetzt und gejagt wie ein Thier des Waldes sei, nicht ruhen und nicht rasten ließ, so lange ich bei Tag und Nacht nicht wußte, wohin mein Haupt legen, wo mich vor den Häschern verbergen, hat der morsche Leib zusammengehalten, und ich fühlte nicht, daß ich verwundet bin. Jetzt aber, kaum daß ich im Schooße halber Ruhe und Sicherheit bin, da lassen schon die angespannten Nerven nach und die Maschine beginnt wie ein verdorbenes Uhrwerk zu stocken.« — Er seufzte tief auf und wischte mit der einen Hand sich eine Thräne aus dem Auge. — »Verzeih mir, Anna! verzeiht mir Alle!« rief er endlich überwältigt von innerer Bewegung aus, und ließ sich willenlos von Sophie in jene Kammer führen, welche sie kurz zuvor zum zeitweiligen Verstecke ihres Bruders bestimmt hatte.

Einige Augenblicke, nachdem Martin die Stube verlassen, herrschte noch tiefes Schweigen zwischen Mutter und Sohn.

Robert ging gedankenvoll im Zimmer auf und ab, während seine Mutter im Lehnstuhl saß und leise weinte. Sie hielt die Hände gefaltet, ihre Lippen schienen zu beten, aber ihre Augen folgten voll Betrübniß jedem Schritte des Sohnes, der seit seiner letzten Krankheit und seiner wunderbaren Rettung ihr so ganz anders wie sonst erschien. Schier brach ihr das Herz bei dem Gedanken, daß seine Liebe zu ihr erloschen sei, denn seit dem ersten stürmischen Momente des Wiedersehens schien ein finsterer Geist sich seiner bemächtigt zu haben.

»Robert! mein Kind!« begann endlich Frau Haimon mit leiser vom Weinen erstickter Stimme, »bist Du vom Tode nur zurückgekehrt, um Deine Mutter nicht mehr zu kennen? Ist das warme Herz, das Du sonst für mich hattest, in Dir erstorben? Oder hat Gott der Herr Dich mir nur zurückgegeben, um mich für den Hochmuth zu strafen, daß ich mich die geliebteste von allen Müttern gedacht?«

Robert fühlte sich von den Thränen und diesen Vorwürfen der alten Frau bis in das Tiefste seiner Seele ergriffen, er fühlte es, daß er dem Mutterherzen, welches mit so abgöttischer Verehrung an ihm hing, viel gut zu machen habe, und konnte sich doch nicht von dem Gedanken losreißen, daß seit den letzten Tagen sich sehr Vieles in seinen Verhältnissen zur Mutter geändert habe; vor allem durch das Auftreten jenes Mannes, den er in dem entsetzlichsten Augenblicke seines Lebens zuerst in so furchtbarer Weise kennen gelernt hatte, und welcher jetzt als einer der nächsten Verwandten sich ihm vorstellte. Er hatte im ersten Augenblicke sich

vorgenommen, so viel an ihm läge, einen Schleier über die Ereignisse jener Nacht zu werfen, aber die blutende Wunde des Oheims hatte auch bei ihm wieder eine neue Wunde aufgerissen, sein Entschluß war wankend, er selbst mit sich uneinig geworden, ob er wirklich alles seiner Mutter verschweigen oder schonungslos entdecken sollte, und in diesem Widerstreit quälender Zweifel schlug nun der Vorwurf der Mutter: daß er kein Herz mehr für sie habe, an sein Ohr.

»Mutter,« sagte er endlich, »Du bist ungerecht gegen mich, die Vorsehung hat mich Dir wieder geschenkt, und mit dem verloren geglaubten Sohn auch noch einen Bruder —«

Frau Haimon machte bei diesem Worte eine abwehrende Bewegung.

»Wie!« rief Robert aus, »verstehe ich Dich recht?«

Die alte Frau sah einen Augenblick lang ihren Sohn wie forschend an, dann winkte sie ihn an ihre Seite.

»Setze Dich zu mir her,« sagte sie, »es ist Zeit, daß ich Dich in die Geheimnisse jenes Lebens einweihe, das seit Jahren wie ein finsterer Traum durch mein Dasein ging und jetzt plötzlich nochmals vor mich hintritt, nachdem ich den Vorhang vor diesen Bildern längst für immerdar herabgelassen glaubte. Setze Dich zu mir und höre, — wer weiß, wie weit diese Vergangenheit auch noch in unser künftiges Leben eingreifen wird.«

Robert befolgte die Aufforderung seiner Mutter, und diese begann ihm zu erzählen.

XII.

»Wir waren nur zwei Geschwister im Hause meiner Eltern: der Mann, der jetzt in der Kammer draußen liegt, und den Du Oheim nennen mußt, und ich. Er als der ältere und als das einzige Kind, mit welchem jahrelang die Ehe meiner Mutter gesegnet gewesen war, erfreute sich von seiner frühesten Jugend auf der zärtlichsten Sorgfalt der Eltern, und meine Mutter beklagte in späterer Zeit oft, daß die übergroße Nachsicht des Vaters und ihre eigene schwärmerische Liebe nichts dafür gethan hatten, um den hochfahrenden, starren Sinn, welcher sich zeitlich in dem Knaben ausgebildet, zu brechen. Er zählte bereits zehn Jahre, als ich geboren ward, und ein dunkles Gefühl mochte ihm wohl gleich sagen, daß er in mir eine Nebenbuhlerin in der Liebe der Eltern, eine Theilnehmerin alles dessen, was bisher nur ihm allein zu Gebote gestanden, erhalten habe.

»Ich erinnere mich aus meinen frühesten Kinderjahren,« fuhr Frau Haimon seufzend fort, »daß ich an ihm nicht den älteren Gespielen, sondern einen Peiniger hatte, welcher mit schadenfroher Lust jede Freude mir zu verbittern strebte, der sich immer zwischen mich und die Eltern drängte, und es auch wirklich dahin zu bringen verstand, daß mein armer Vater mich beinahe mit den gleichgiltigen Blicken eines Fremden betrachtete. Ich hörte ihn oft zur Mutter sagen: »Der Bube ist *mein Kind*, das Mädel aber gehört Dir, deswegen soll der *Bube auch mir* nachgerathen und einmal etwas Tüchtiges

werden. Du magst schauen, daß Du aus deiner Tochter ein ordentliches Weib machst.« Das war, wie die Mutter mir oft erzählte, der erste Grund des Zwiespalts zwischen meinen Eltern, aber auch die Ursache, daß meine Mutter sich immer enger an mich schloß, während der Vater meinem Bruder eine Erziehung weit über seinen Stand gab.

»Ich war vierzehn Jahre alt und mein Bruder vierundzwanzig, als unser Vater plötzlich starb.

»Ich erinnere mich noch des fast unstillbaren Schmerzes meiner Mutter, auch Bruder Martin schien tief davon ergriffen, und es war eine Zeit lang, als ob der erschütternde Schlag, der uns getroffen, uns Alle näher gebracht und auf das Innigste vereinigt hätte.

»Leider dauerte die Einigkeit nicht lange und das Zerwürfniß zwischen der Mutter, an welcher ich fest und innig hing, und meinem Bruder brach nur zu bald mit verstärkter Gewalt wieder aus. Die erste Ursache war leider traurig genug, und meine Mutter hatte bereits lange vorher dem Eintreten dieses Augenblickes mit Bangen entgegengesehen.

»Die Vermögensverhältnisse meines Vaters waren nämlich bei seinem Tode zerrütteter, als man es nach dem Haushalte, den er immer geführt, hätte ahnen können. Meine gute Mutter war entschlossen, alles hinzugeben, um den ehrlichen Namen ihres Mannes aufrecht zu erhalten, und so kam für uns eine Zeit ungewohnter Einschränkung. Wir fügten uns willig darein, die Mutter und ich; doch der verwöhnte Martin sah in der nothgedrungenen Sparsamkeit nur eine böswillige Verabredung zwischen der Mutter und mir, um ihn für seine bisherige Bevorzugung durch den Vater zu demüthigen, ja, um ihn sogar in seinem Erbe zu verkürzen.

»Diese Beschuldigung, welche sogar der Mutter

über auszusprechen er sich nicht entblödete, brach ihr, der milden, sanften Frau, fast das Herz, und auf mein Zureden entschloß sie sich, wenn auch mit den äußersten Anstrengungen, ihm dadurch den Beweis von der Grundlosigkeit seines Verdachtes zu geben, daß sie fortfuhr, ihn eine Zeitlang, ganz so wie bei dem Leben des Vaters, mit reichlichen Zuschüssen zu versehen. Die Arme hatte die Hoffnung genährt, ihn dadurch von ihrer unveränderten mütterlichen Liebe zu überzeugen, sie hatte geglaubt, ihn durch solche Opfer näher und fester an sich zu knüpfen, und ihn aus den Banden zu reißen, in welchen er leider so jung schon sich befand.«

Die Haimon schöpfte Athem, bevor sie, des Sohnes Hand zärtlich drückend, fortfuhr:

»Denn höre es, Robert, höre es zu deiner eigenen Warnung, obgleich Du ein gutes Kind bist, das, wie ich glaube, mit Wissen mir noch nie eine schwere, sorgenvolle Stunde bereitete, der unglückliche junge Mensch war damals schon in die Hände jener Verbindung von Männern gefallen, deren wahnsinniges, sündhaftes Verlangen nach ungeheuren Reichthümern sie den Worten von Abenteurern folgen ließ, welche mit Wünschelruthen verborgene Schätze aus der Erde hervorzuzaubern versprachen, welche vorgaben, die geheimen Kräfte der Natur sich unterthan gemacht zu haben, und aus unedlen Metallen und gemeinen Kieselsteinen echtes Gold und kostbare Edelsteine herzustellen sich vermaßen.«

»Also in die Hände der Adepten war er gefallen!« rief Robert überrascht aus.

»So nannte man jene Menschen!« sagte Frau Haimon. »Meine Mutter erfuhr erst spät davon, leider als es schon fast zu spät war. Der größte Theil unseres kleinen Vermö-

gens war nach und nach in seine Hände geflossen, um in den Schmelztiegeln jener Betrüger zu verschwinden. Endlich, als er sich gezwungen sah, uns seine Lage mitzutheilen, war es zu spät, und doch,« — die alte Frau schien das Folgende nur mit Ueberwindung erzählen zu können — »doch hatte er im Laufe der letzten Jahre einen solchen Einfluß auf die Mutter und sogar auf mich gewonnen, daß wir selbst neue frohe Hoffnungen faßten, als er, ungebeugt von allen bisherigen Verlusten, mit der entschiedensten Zuversicht das nahe unfehlbare Gelingen der bisherigen Versuche in Aussicht stellte, und eine Zukunft von Reichthum und Glanz vor unsern Augen entwickelte, welche meine arme Mutter und — ich gestehe es Dir, mein Sohn — auch mich verlockte.

»Wir vertrauten ihm das Letzte, was uns aus früherem Wohlstande übrig geblieben war, noch an, — auch dieses ging verloren!

»Damals sah meine arme Mutter ihn zum letzten Mal. Er hatte es nicht über das Herz bringen können, ihr nach dem Scheitern aller seiner Hoffnungen noch einmal vor das Auge zu treten, er hatte nicht den Muth dazu, uns es selbst zu sagen, daß er uns zu Bettlern gemacht. Meine Mutter verschmerzte diesen Schlag nicht mehr. Es kam zwar kein Laut der Klage über den Verlust des letzten Restes unseres Vermögens über ihre Lippen, aber ich verstand ihren schmerzlichen Blick nur zu wohl, wenn sie wehmüthig mich über die Entbehrungen zu trösten versuchte, denen ich jetzt ausgesetzt sei, und ich sah es nur zu oft, wie sie ihre Thränen verbarg, wenn ich unverdrossen bis spät in die Nacht arbeitete, um unser karges Leben zu fristen.

»Die letzte Nachricht, welche wir damals von Martin erhielten, war in einem Schreiben, worin er uns flehend r—

Verzeihung wegen des Unglückes bat, das er auf uns herabbeschworen. Er versicherte, nicht eher wieder vor uns zu erscheinen, als bis er in der Fremde jenen Reichthum gewonnen, der hier immer so hartnäckig ihm entgangen war, den er aber anderswo gewiß erringen werde.

»Er erschien nicht mehr vor meiner Mutter. Sie starb, ohne ihn wieder gesehen zu haben. Der letzte Seufzer ihres Mutterherzens war noch ein Segen für ihn.«

Die Erzählerin hielt hier einen Augenblick inne. Die Erinnerung schien sie mit der ganzen Kraft jenes längstverflossenen wehmüthigen Momentes zu erfassen, auch Robert war ergriffen von dieser einfachen Darstellung des verlornen Lebens eines Mannes, der in den letzten Tagen so tief in sein eigenes Geschick eingegriffen hatte. Seine Mutter schien sich endlich erholt zu haben und fuhr in ihrer Erzählung fort:

»Eine Reihe von Jahren verging, bevor ich meinen unglücklichen Bruder wiedersah.

»Ich war bereits verheiratet, und Du warst schon ein Knabe, als eines Abends ein Fremder nach mir fragte und mich allein zu sprechen wünschte. Dein Vater, welcher bei mir sich befand, beschwichtigte meine Besorgnisse und trat in das andere Zimmer, während ich den Fremden eintreten ließ.

»Es war mein unglücklicher Bruder.

»Sein Aussehen zeigte, daß er das Glück, dem er nachgejagt, noch nicht gefunden, dabei aber auch noch das Letzte, das jeder Mensch aus allen Verlusten sich retten kann, — seinen inneren Frieden verloren hatte. Er schlug den Mantel, in welchen er gehüllt war, zurück und legte zu meiner Ueberraschung ein schlummerndes Kind, das kaum einige Monate alt sein konnte, in meine Arme.«

»Sei Du ihr Mutter,« sagte er unter hervorstürzenden Thränen, »mein unglückliches Weib ist todt; und würde nicht in meiner Nähe dieses junge Leben eben so vergiftet werden, wie alles, was meine unglückseligen Hände berühren?«

»Er sah mich so flehend dabei an; ich rief deinen Vater aus dem Nebenzimmer, und wir behielten das Kind!«

»Helene?« rief Robert überrascht aus, und der Mutter entging es, daß eine tiefe Röthe das Antlitz ihres Sohnes überzog.

»Ja, es war die unglückliche Helene!« sagte Frau Haimon seufzend, »deine Jugendgespielin, welche den unruhigen, unstäten und abenteuernden Geist ihres Vaters geerbt zu haben schien.«

Wieder entstand eine Pause. Beide schienen einige Minuten lang mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Es war, als ob eines das andere nicht stören wollte. Endlich ergriff Frau Haimon wieder das Wort:

»Seit jenem Abende hatte ich von meinem Bruder nichts gehört. Ich hatte keine Ahnung davon, daß er seit Jahren schon in unserer Nähe sich befindet, sorgsam jedem Zusammentreffen ausweichend, und deshalb in einem Lebensverhältnisse, welches ihm gestattete, sich fast ganz von der Welt abzuschließen.«

»Mutter!« sagte Robert, vom Stuhle aufstehend, »glaubst Du, daß dein Bruder jetzt anders ist, als früher? Ich kann nicht ohne innere Scheu mich einem Menschen nähern, mit dem ich in solcher Weise, wie es geschehen, zusammengetroffen bin, und welcher jetzt noch am Abend seines Lebens alles, was sich ihm naht, in den Kreis eines unheimlichen Treibens zu ziehen scheint. — Er mag sich die Miene geben, als wenn er bereuete,« fuhr Robert nach e-

kurzen Stillschweigen fort, während er vor seiner Mutter stehen blieb: »aber glaubst Du, daß Seelen dieser Art, in welchen von Jugend auf aller Gottesglaube in wahnsinniger Phantasterei untergegangen ist, einer echten, tiefen, frommen Reue fähig seien? Und dann, abgesehen davon, wird er uns verzeihen können, was mit Helene geschehen, wird er nicht uns den Vorwurf machen?«

Er weiß es schon,« sagte Frau Haimon, »er fragte nach seinem Kinde, und ich habe ihm offen die Wahrheit gesagt. Er schwieg, so sehr ihn auch die Nachricht zu ergreifen schien, und ich vernahm nur, wie er vor sich hinflüsterte: »Meine Schuld, meine Schuld, warum habe ich mich nicht meinem Kinde gezeigt, sie wäre sonst vielleicht nicht in die weite Welt geflüchtet!«

»Als ob wir eine Schuld daran hätten, daß ihr Leichtsinn sie zu dem Unerhörten trieb,« rief Robert bitter aus, und eine trübe Erinnerung schien vor seinem Geiste vorüberzuziehen.

»Das Mädchen hat auch einige Jahre meines Lebens auf ihrem Gewissen,« begann die Mutter wieder, »ich hielt sie, Du weißt es ja, wie mein eigenes Kind, und habe für alle meine Sorgfalt nur Undank geerntet, Dich, armer Robert, hat ihr leichtsinniger Streich auch schwer getroffen, und ich glaube immer, der falsche Mensch, der Kanzlist, der sich von jener Zeit an immer seltener bei uns sehen ließ, war nicht ohne Einfluß auf ihren Schritt.«

»Ich bitte Dich, Mutter, denke nicht daran,« warf ihr Sohn fast ungeduldig ein, und es schien, als wenn dieses Gespräch nur unangenehme Erinnerungen in ihm erwecke, welche er zu unterdrücken strebte.

»Gut,« sagte Frau Haimon, »ich will also davon

schweigen, ich will mich mit dem, was mir das Liebste auf Erden ist, mit Dir, mein Sohn, allein beschäftigen. Du glaubst nicht, Robert, wie wohl ich mich fühle, seit Du wieder bei mir bist. Mir kommt das Ganze jetzt wie ein Traum vor.«

»Mir auch, mir auch! Ich fühle mich fast wohler jetzt, als sonst. Die Brust ist mir erleichtert, mein Geist scheint neue Spannkraft gewonnen zu haben; es war nur ein tiefer, tiefer Schlaf, in dem ich gelegen, ein Ausruhen des ganzen geistigen und leiblichen Menschen, das keine Ermattung bei dem Erwachen zurückläßt.«

Der zärtliche, freudige Blick der Mutter fiel liebevoll auf ihn; er ergriff ihre Hand, welche er innig küßte.

»Was soll aber,« begann er nach einigen Augenblicken, während eine Wolke der Besorgniß sich auf seiner Stirn lagerte, »jetzt mit dem Oheim geschehen? Man wird ihm nachforschen, und gerade bei uns ist es am leichtesten möglich, daß man ihn entdeckt. Eine Untersuchung wird, so viel ich weiß, eingeleitet, ich werde über die Vorgänge jener Nacht genaue Auskunft geben müssen. Vieleicht ist es, daß bei uns hier eine Nachsuchung gemacht wird, um vielleicht aus meinen Papieren Aufschluß über Manches zu erhalten, welches ich nach der Ansicht des Gerichtes nicht vollständig genug erkläre. Was dann, wenn man hieher kommt und den Schuldigen bei uns verborgen findet?«

Frau Haimon blickte ängstlich auf ihren Sohn. — »Wahr, nur allzu wahr!« sagte sie, »aber was glaubst Du, daß geschehen soll? und kann ich, seine Schwester, den alten kranken Mann aus dem Hause weisen? Wäre das nicht unchristlicher noch, als alles, was er selbst begangen hat?«

Die Thüre wurde jetzt hastig geöffnet und mit schrecken-bleichen Zügen kam Sophie ins Zimmer.

»Was ist geschehen? was ist Dir?« riefen Mutter und Sohn zugleich, über das Aussehen des Mädchens erschreckt. Diese aber konnte sich nur schwer fassen und erzählte athemlos, daß die Leute im Hause erschrocken hin und her liefen, weil das Thor von Wache besetzt sei und jeden Augenblick eine Commission erwartet werde, um nach einem Verbrecher, der sich im Hause befinden solle, zu suchen.

Mutter Haimon schlug erschrocken die Hände zusammen, und auch Robert schien einen Augenblick die Fassung zu verlieren. Im nächsten Momente aber war er bereits wieder vollkommen Herr seiner selbst, bat die Mutter, sich zu beruhigen, und versprach selbst nachzuschauen.

Er war kaum in das kleine Vorzimmer zwischen Küche und Stiege getreten, als er schon ein leises Flüstern von Stimmen vor der Gangthüre zu vernehmen glaubte.

Instinctmäßig horchend verstand er aus einzelnen abgebrochenen Worten, daß vom Wächter des Stephansfreidhofes gesprochen wurde, welcher sich hier im Hause befinden sollte.

Die Gefahr, in welcher der Unglückliche schwebte, ließ Robert alle Abneigung vergessen; er dachte nur, in welcher Weise er etwa zu retten sein könnte, und ein Gedanke durchzuckte ihn, den er sogleich auszuführen beschloß. — Eine Treppe unter ihm wohnte sein Freund Mesmer. Wenn auch die Mutter erzählt hatte, daß dieser seit den letzten Tagen sich fast scheu zurückgezogen habe, so sah Robert doch in seiner Hilfe jetzt nur die einzige mögliche Rettung für Martin, und beschloß sogleich den Versuch zu machen.

Die Nachbarn, welche versammelt auf dem Gange stan-

den, wichen scheu zurück; alles Gespräch verstummte, als Robert rasch die Thüre seiner Wohnung öffnete und die Treppe hinabstieg.

Es dauerte nicht lange, so kam er wieder zurück. Seine Hoffnung war zwar nicht ganz erfüllt worden, aber zum größten Theile hatte er doch seinen Zweck erreicht. Mesmer selbst war nicht zu Hause gewesen, aber sein Diener, und Balthasar gehörte zu jenen weichen Bedientenseelen, die zu jedem Opfer bereit sind, wenn es nur etwas trägt. Für Robert hatte er außerdem eine besondere Affection, denn Niemand im Hause zahlte ihm einen Gang so gut, wie dieser.

»Wenn Euer Gnaden für Alles stehen, ich bin dabei. Die Polizei muß nicht Jeden kriegen!« war sein letztes Wort gewesen, nachdem er bereits einen Kronthaler als Darangabe empfangen hatte.

Jetzt stand Robert aber noch das Schwerste bevor, Martin von der drohenden Gefahr zu unterrichten. — Er trat in die Kammer, wohin Sophie den alten Mann gebracht hatte. Martin lag in tiefem, ruhigem Schlummer, und die Züge seines Antlitzes schienen milder als seit langer Zeit. Ein Gefühl von Wehmuth durchzuckte Roberts Herz, als er die Ruhe sah, welche er jetzt stören mußte. Er rief leise Martin bei seinem Namen und dieser fuhr erschreckt empor.

In wenigen Worten theilte ihm Robert alles mit.

»Und Dir muß ich meine Rettung verdanken!« rief Martin mit fast gebrochener Stimme, während Robert zur Eile trieb und bereits das kleine Fenster der Kammer geöffnet hatte. Schnell knüpfte er die zwei Leintücher des Bettes zusammen und befestigte sie an das Fensterkreuz.

»Gebt Acht, Martin! und Gott beschütze uns Alle!« rief er, als der Greis, dem in der Minute der Gefahr wie-

der seine ganze Kraft zurückgekehrt schien, sich auf das Fenstergesims schwang und mit fester Hand das Leintuch ergriff. Robert warf jetzt einen Blick in den Hof, der Alte mußte bereits durch ein offenstehendes Fenster im zweiten Stock in vorläufige Sicherheit gelangt sein. Rasch zog auch er das Leintuch wieder herauf und schloß das Fenster.

XIII.

Martin war in der That vorläufig in Sicherheit.

In der Richtung des zweiten Stockes angelangt, wo er bereits ein Fenster offen sah, fühlte er sich sachte bei den Füßen gepackt, und diesen selbst eine solche Richtung gegeben, daß er im nächsten Momente auf das Fenstergesims treten und vorsichtig in ein Zimmer springen konnte, das ganz so wie jene Kammer war, welche er so eben verlassen hatte.

»Gut, daß Ihr da seid,« sagte der Mann, welcher ihm die Füße helfend auf das Gesims gestellt, und gleich nachdem Martin in der Stube war, das Fenster geschlossen hatte; »Ihr habt überhaupt Glück, daß Ihr so gut hereingekommen seid. Ich habe wie ein Luchs auf das Fenster gegenüber geschaut, aber dort ist nur die Rumpelkammer vom Herrn Baron, und der Vorhang, der Jahr aus Jahr ein das Fenster verhüllt, hat sich heute noch nicht gerührt. Im dritten Stock ist gegenüber kein Fenster, und im ersten Stock drüben steht das Quartier leer, also Spitzelei nach allen Seiten hin unmöglich. Das zu eurem Troste!«

Martin antwortete nicht. Er war nach der plötzlichen Aufregung erschöpft auf einen Stuhl gesunken, er schien das

was Jener zu ihm gesprochen, überhört zu haben. Auch die Wunde begann wieder zu brennen und er drückte die Hand an die Seite, um ein neues Bluten zu verhindern.

»Ihr seid mir ein sonderbarer Patron,« begann sein Gefährte wieder, welcher Niemand Anderer als jener lange Balthasar war, welcher sich im Hause zu verschiedenen Diensten hergab, und auch von Zeit zu Zeit der jungen Baronin gegenüber das Gebetbuch in die Kirche nachtrug. »Ich an eurer Stelle wäre zu Tod' froh, daß ich so ein Mausloch gefunden, um mich zu verschlüpfen. Ihr werdet es schon aus Erfahrung wissen, mit den Herren vom Gericht ist nicht gut Kirschen essen. Und zum Teufel, was habt Ihr denn angegeben? und wie kommt Ihr hinauf zur Frau Haimon? Steht Ihr denn so gut mit dem jungen Herrn, daß der für Euch sich bei mir so viele Mühe gegeben hat? Hätt' es mein Lebtag nicht gedacht, daß der junge Herr Robert Haimon einen Spitzbuben zum Cameraden hat. — Aber freilich, die jetzigen jungen Herren —« murmelte er vor sich hin, als er einsah, daß Martin auf alle seine verschiedenen Fragen auch nicht mit einer Sylbe zu antworten gesonnen schien.

»Na, wißt Ihr was,« sagte er endlich, »wenn Ihr auch nicht reden wollt, und ich begreif's schon, so wird's Euch doch nicht unlieb sein, etwas zu hören. Ich will einmal hinuntergehen und nachschauen, wie es steht. Mich kennt jedes Kind im Haus und mir erzählt man Alles. Da wissen wir dann gleich wie wir dran sind, und was die Commission denn eigentlich gesagt hat.«

»Er wird schon kommen,« bemerkte Martin, welcher dem langen Bedienten nicht zu trauen schien.

»Meint Ihr den jungen Herrn Haimon?« fragte Balthasar. »Ich glaube nicht, daß der früher kommt, als bis

die Luft ganz rein ist, und so lange kann ich nicht warten; dann sind die Weiber alle weg und dann erfährt man nichts Rechtes mehr. Ich sag' Euch nur, die Weiber erzählen alles was sie wissen, von den Männern wird man oft angelogen, damit sie den Frager nur los werden, und gar die Weiber hier im Hause, die haben kein Geheimniß vor mir.«

»So geht, Freund, geht!« sagte Martin ungeduldig, »aber ich bitte Euch, kommt bald wieder, ich bin nicht gern allein im fremden Zimmer.«

Balthasar sah ihn verschmitzt an. »Jetzt stellt der gar sich tugendhaft!« lachte er vor sich hin und verließ das Zimmer, welches er sorgfältig hinter sich versperrte.

Martin war nun allein. Er saß am Tische, den Kopf in beide Hände gestützt und vor sich hinbrütend. In der Seele dieses Mannes war seit den letzten verhängnißvollen Tagen eine bedeutungsvolle Umwandlung vor sich gegangen. Hinter ihm lag eine böse Vergangenheit, vor ihm eine Zukunft voll Schmach und Elend. Das Zusammentreffen mit seiner Schwester, der Anblick der liebevollen Zuneigung, welche sie in ihren Kindern umgab, ließ ihn seine Einsamkeit um so herber und schmerzlicher empfinden. War doch sein Kind dem finstern Geschicke, das als vernichtender Leichtsinn ihn von jeher verfolgt hatte, ebenfalls verfallen. Die einzige Hand, die sich ihm helfend entgegenstreckte, gehörte sie nicht jenem Menschen an, gegen den er, freilich unwissentlich, sich als tödtendes Werkzeug hatte brauchen lassen wollen?

»Die einzige Hand?« sagte er plötzlich laut zu sich. »Nein! noch ist mir ein Freund geblieben. Trage ich nicht *hier,* « — *er zog* den Brief, welchen der Provincial ihm *gegeben, aus* der Brust — »den schriftlichen Beweis eines

Schutzes, der bis zum letzten Augenblicke über mich wachen wird?«

Er hatte kaum Zeit, den Brief wieder unter der Weste auf der Brust zu verbergen, als er den Schlüssel in der Thüre hörte. Gleich darauf trat Balthasar ein. — Wie war aber jetzt das Benehmen dieses Menschen gegen Martin verändert! Statt des früheren zutraulichen, aufmunternden Tones lag jetzt eine gewisse Scheu in seinem Wesen; er schien seinem Gaste auszuweichen und sorgfältig jede Berührung selbst mit dem Rocke zu vermeiden. Er sah ihn mit einer gewissen furchtsamen Neugierde fast verstohlen, nur von der Seite an, und beobachtete genau jede Bewegung Martins.

»Also der Vogel ist es!« sagte Balthasar leise zu sich selbst, »und der junge Herr nimmt sich so sehr seiner an? Wenn das nicht etwas Absonderliches zu bedeuten hat, dann will ich nicht Balthasar heißen.«

Martin, welcher bisher erwartete, daß der Lange seinem Versprechen gemäß ihm Bericht über das, was im Hause vorgefallen, mittheilen werde, hatte dieses veränderte Benehmen gleich bemerkt, ohne sich aber den Grund erklären zu können.

»Nun, habt Ihr etwas gehört, guter Freund?« fragte er endlich; »war die Commission da, und wer ist denn eigentlich gesucht worden?«

»Das will der Herr von mir wissen?« antwortete Balthasar ziemlich verlegen; »ich glaubte, der Herr kennt den Herrn, den die Herren gesucht haben.«

Martin wußte jetzt genug. So unbegreiflich es ihm war, auf welche Weise man so schnell sein Versteck gefunden haben konnte, hielt er sich doch für den Augenblick

noch sicher, denn er hörte, daß die Commission, nachdem sie die Wohnung seiner Schwester durchsucht, sich wieder entfernt hatte. Der Gedanke, jetzt das Haus zu verlassen, stieg in ihm auf; aber er erinnerte sich, daß er Robert das Versprechen gegeben, ihn in seinem Verstecke zu erwarten.

Doch eine neue Sorge trat jetzt lebhaft vor seine Seele. Er bemerkte, daß Balthasar sich in seinen galonirten Rock warf und offenbar Anstalt machte, das Haus zu verlassen. Die Besorgniß vor Verrath tauchte in Martin auf, und zugleich bedurfte er keiner langen Ueberlegung, um einzusehen, daß Balthasar, um seinen Gang befragt, schwerlich der Wahrheit gemäß antworten würde.

Er war in der Hand dieses Menschen, rathlos und wehrlos. Nach einigem Zögern hob er an: »Die Commission hat das Haus verlassen, die Gefahr ist vorüber. Ich will zur Haimon zurückkehren.«

Dieser Vorschlag paßte nicht zu Balthasars Plänen. Der Schlaukopf hatte im Sinne, seinen Herrn aufzusuchen und diesen vom Vorgefallenen zu unterrichten. Er zweifelte gar nicht daran, daß Doctor Mesmer, die Wichtigkeit dieser Eröffnungen wohl berechnend, ihm mehr als *einen* Kronenthaler geben würde. Deswegen war er gar nicht damit einverstanden, daß Martin »das sichere Asyl« verlasse und sich der Gefahr aussetze, vielleicht auf der Stiege schon gesehen und erkannt zu werden. Er rathe ihm daher, sich hübsch ruhig zu verhalten, er werde ohnehin nicht lange ausbleiben, und es handle sich ja nur darum, Zeit bis zum Abend zu gewinnen, dann werde es leicht, ihn aus dem Hause an *einen noch sicherern* Ort fortzuschaffen. Auch der junge Herr *habe versprochen*, bald wieder zu kommen, und dieser

könne es schwerlich Recht sein, wenn er den »Herrn« nicht mehr vorfände.

Martin antwortete nichts auf diese Einwendungen. Er befürchtete bei offenem Widerstreben seine Lage zu verschlimmern. Die Klugheit gebot ihm, nichts von seiner Besorgniß blicken zu lassen, sondern Balthasar sicher zu machen. Was dann weiter geschehen sollte, davon hatte er freilich noch keinen Begriff, er hoffte aber jeden Abgenblick auf Roberts Erscheinen, und sprach diese Erwartung auch gegen Balthasar aus.

»Ich glaub' es nicht, daß der junge Herr vor Abend kommt,« meinte dieser. »Man kann ja nicht wissen, wem es auffiele, wenn er mehrmals zu uns hereinginge. Die Leute im Hause haben feine Nasen, wenn es sich um das handelt, was sie nicht wissen sollen. Ich will dem Herrn aber einen Gefallen erweisen. Ich will's dem jungen Herrn sagen, und der mag dann selbst machen was er will. Vielleicht weiß er was zu thun ist. Ich werde ihm den Schlüssel geben.«

Martins Verdacht war durch den letzten Vorschlag nicht niedergeschlagen, doch ließ er wahrscheinlich sich nichts anmerken, und sprach seine dankbarste Zustimmung aus, als Balthasar versprach, ein paar Flaschen Wein zur Labung mit nach Hause zu bringen. Vor Allem aber bat er den Langen, nach Robert sich umzusehen und diesem den Schlüssel zu übergeben.

Endlich entfernte sich Balthasar. Draußen legte er ein Schloß an und statt seinem Versprechen gemäß in den dritten Stock zu Robert hinaufzugehen, eilte er die Treppe abwärts, was dem feinen Ohre des Alten nicht entging und fürwahr nicht geeignet schien, den Verdacht zu beschwichtigen.

Vergeblich bemühte sich Martin, der Lage eine trö-

lichere Seite abzugewinnen. Wenn auch für Augenblicke der Gedanke in ihm aufstieg, daß nur die Furcht ihn die Dinge so düster sehen lasse, und er sich selbst bereden wollte, Balthaser könne es ja vielleicht doch ehrlicher meinen, als der Flüchtling ihm zutraue, — die letzte Lüge dieses Menschen machte diese Hoffnung zu Schanden.

Wie Martin so gedankenvoll im Zimmer auf- und abging, fiel sein Blick mehrmals bereits auf einen im Winkel neben dem Ofen stehenden Korb, in welchem sich ohne Zweifel zum Behufe des Verbrennens verschiedene Papiere, theils zerrissen, theils zusammengeknittert, befanden. Von einem unwillkürlichen Zuge der Neugierde ergriffen, nahm Martin mehrere derselben, faltete sie auseinander und las darin. Es waren meist kleine Schreiben von Kranken, welche sich an Doctor Mesmer wendeten.

Der Name fiel Martin auf. Er erinnerte sich, denselben vom Provincial gehört zu haben, welcher zwar in nur allgemeinen, aber sehr rühmlichen Ausdrücken von einem Doctor Mesmer gesprochen hatte. Jetzt wußte Martin auch endlich, bei wem er eine Zufluchtsstätte gefunden.

Plötzlich fiel ihm in dem Wuste ein kleines dreieckig zusammengefaltetes Billet in die Augen, das weder wie die andern Papiere in der Mitte durchgerissen noch zusammengeknittert war, das also mehr aus Zufall als aus Absicht hierher gerathen zu sein schien. Mit erklärlicher Neugier entfaltete er gerade dieses Papier. Es war ein Schreiben ohne Unterschrift und enthielt nur wenige Zeilen, welche folgendermaßen lauteten:

»Ich danke Ihnen nochmals, verehrter Herr Doctor, daß Sie mir gestern Trägerdienste verrichten halfen und gerade zur rechten Zeit noch die klagende Hekuba nach Hause brachten. Ich kann Sie leider nicht mehr sehen, denn ich bin

eben in der Abreise begriffen, und habe kaum so viel Zeit gewonnen, um Ihrem Bedienten, der bereits vor Tagesanbruch bei mir war, diese Zeilen zu übergeben. Das Begräbniß ist verschoben worden. Dem Zufalle ist jetzt Thür und Thor geöffnet. Wir haben bisher nicht viel Glück gehabt, es mag deshalb nicht überraschen, wenn neues Unglück einbricht. Der schottische Meister rechnet auf Ihre Klugheit und Ergebenheit. Der endliche Sieg ist unzweifelhaft. Versäumen Sie es nicht, alle Schritte Hekuba's und ihrer Tochter zu überwachen. Der Einzige, der uns schaden könnte, ist hoffentlich nicht mehr in der Lage; sollte aber die Hölle ihr Spiel getrieben haben, so vertraue ich darauf, daß er Sie und Ihre Klugheit auf allen seinen Schritten begegnen wird. So weit gehen aber meine Befürchtungen doch nicht. Leben Sie wohl, von Paris aus erhalten Sie wieder das erste Lebenszeichen von mir.«

Martin hielt den Brief einige Minuten wie betäubt in der Hand. Diese Zeilen hatten ihm eine fürchterliche Aussicht in den Abgrund geöffnet, an dessen Rand er selbst geführt und dann treulos hinabgestoßen worden. Es war kein Zweifel; was er hier gelesen, bezog sich auf das Ereigniß in der Freidhofscapelle; Hekuba war die Haimon und unter dem Einzigen konnte nur Robert gemeint sein. Er untersuchte das Blatt genauer und entdeckte in einem Winkel ganz unten am Rande ein kleines Dreieck mit einem Stern darüber!

»Also ein Freimaurer!« rief Martin halb leise aus, als er dieses Zeichen entdeckte; »doch nein! ein Betrüger, welcher die Leichtgläubigkeit Anderer bethört und für seine Zwecke benutzen will. Er spricht von dem großen schottischen Meister — ich kenne nur Einen, Saint Germain, und dieser bietet nicht die Hand zu solchem Schurkenwerke. O! es beginnt jetzt in mir zu tagen, und wenn ich auch noch nicht im Stande

bin, die ganze Verkettung dieses höllischen Planes zu durchschauen, so viel ist mir klar, daß ein Betrug im Spiele ist, und Robert ein Opfer in derselben Hand werden sollte, welche mich zum Werkzeuge benutzt hatte.«

Er ging unruhig im Zimmer auf und ab, mit unbezwinglicher Ungeduld Balthasars Wiederkunft ersehnend. Vor allem lag ihm jetzt nur daran, ein Mittel zu finden, um Robert seine Entdeckung mitzutheilen. Es war kein Zweifel, daß sich daran noch Umstände viel wichtigerer Art knüpfen mußten, um so mehr, als es den Anschein hatte, daß Robert noch immer arglos den für seinen Freund hielt, welcher sich zum Helfershelfer eines Betrügers hergegeben hatte.

Endlich vernahm Martin schwere Schritte sich der Thüre nähern, er hörte den Schlüssel umdrehen und in der That war es Balthasar, welcher ziemlich erhitzt zurückkam. Bei dem Eintritt in das Zimmer schien der Lange nicht den Muth zu haben, dem alten Manne offen in das Gesicht zu sehen. Dieser Beweis von Befangenheit entging Martin nicht und bestärkte ihn nur um so mehr in seinem Verdachte, daß er sich in den Händen eines Verräthers befinde. Aber er hatte sich hinlänglich gefaßt, um mit keiner Miene das zu verrathen, was in seinem Innern vorging. Gleichgiltig und scheinbar ruhig fragte er, ob Balthasar Robert gefunden habe. — Als dieser schwieg, und neugierig, was Martin nicht entging, auf das Fenster gegenüber schaute, begehrte der Flüchtling nochmals, daß der Diener nachsehe, ob Robert bereits zu Hause sei, und bat ihn, denselben herbeizuholen.

Balthasar mochte wohl in der Erfüllung dieses Wunsches keine Gefahr mehr sehen. Er entfernte sich. Diesmal hörte Martin ihn wirklich die Treppe nach aufwärts gehen. Er trat nun vorsichtig in die Nähe des Fensters, um zu er-

wähen, wonach Balthasar gegenüber geblickt hatte, und fuhr erschrocken zurück, als er am gegenseitigen Fenster — den jungen Dechant aus der Stephanspfarre erblickte, welcher aufmerksam herüberzusehen schien.

XIV.

»Dieser war es also, der auf meine Spur geleitet hat?« war der erste Gedanke, welcher in Martin aufstieg, als er am gegenüberliegenden Fenster den jungen Geistlichen entdeckte. Doch je mehr er nur Ruhe gewann, darüber nachzudenken, desto weniger schien ihm dieses wahrscheinlich, und endlich hielt er sich für versichert, es sei unmöglich, ihn von gegenüber zu erkennen, da er sich doch nie dem Fenster sehr genähert hatte.

Martin hatte allerdings mit der Vermuthung recht, daß es nicht der Dechant gewesen, welcher seine Spur verrathen hatte, aber er irrte sich, wenn er glaubte, daß jener ihn jetzt nicht erkannt habe. Uebrigens war der geistliche Herr über seine unerwartete Entdeckung eben so erstaunt, als Martin erschrocken. Er hatte Robert, wie wir wissen, in einem Wagen nach Hause begleitet, und war besorgt, welchen Eindruck das Wiedererscheinen des Todtgeglaubten auf dessen kränkliche Mutter machen würde. Er wollte es aber vermeiden, sich gleich in den ersten Augenblicken des Wiedersehens zwischen Mutter und Kind als ein Fremder zu drängen, und zog es vor, erst noch nähere Erkundigungen über die Familie, welche ihn jetzt so sehr interessirte, einzuziehen. Er konnte um so leichter dazu gelangen, als er den Baron und Fräulein Rosa kannte. Letztere hatte er noch vor wenigen Jahren als

Student unterrichtet und war seit dieser Zeit ein nicht seltener Gast bei dem Baron gewesen.

Wenn er heute auch schon Vormittags, zu einer etwas ungewöhnlich frühen Stunde kam, so war er als alter guter Bekannter doch stets willkommen. Man wußte nicht, welchen Antheil er selbst an jenem Ereignisse auf dem Stephansfreidhofe hatte. Rosa erzählte ihm geschäftig von allen Verhältnissen jenes Unglücklichen, dessen Leiche aus dem Sarge verschwunden. Das lebhafte Mädchen zog ihn aus dem Zimmer in die kleine Hinterkammer, schob den Vorhang etwas hinweg, und sagte dann, mit wichtiger Miene gegen den dritten Stock hinüberdeutend: »Da sehen Sie das Fenster, das gehört zur Wohnung der Haimon.«

Er sah hinauf. Als er dann das Auge senkte, entdeckte sein scharfer Blick im gegenüberliegenden Zimmer eine Gestalt, welche seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm. Glücklicherweise stand Rosa hinter ihm und konnte die Richtung seines Blickes nicht sehen, ihre Neugierde war hinauf gerichtet gewesen, und als sie das Fenster geschlossen sah, ergriff sie den Arm des Geistlichen, um ihn aus der Kammer fortzuführen.

»Lassen Sie mich hier, Fräulein,« sagte er, »ich bin begierig, ob sich nicht oben das Fenster öffnet, ich möchte gern Jemand von diesen Leuten sehen.«

»Das dürfte lange dauern,« antwortete das Fräulein lachend; »Frau Haimon ist krank und die Jungfer Tochter, die wird sich auch nicht sehen lassen, sie schämt sich die Augen aus dem Kopfe über alles, was die Leute seit ein paar Tagen reden.«

»Ich will mein Glück versuchen, vielleicht sehe ich sie doch, um so mehr, da sie nicht vermuthen wird, belauscht zu werden.«

»Ei, hochwürdiger Herr!« lachte Rosa schelmisch, »das kann ja ganz gefährlich werden.«

Sie verstummte sofort, als einer jener ernsten Blicke auf sie fiel, deren Macht aus früherer Zeit her noch wirksam geblieben.

Fast beschämt eilte sie aus der Kammer und ließ den Geistlichen allein zurück, welcher den Vorhang nun etwas weiter vom Fenster zurückschob und sich derart stellte, daß er einen möglichst freien und weiten Ueberblick gewinnen konnte.

Und in dieser Stellung war es, wo Martin ihn gesehen, und doch wieder zweifelte, ob er sich nicht geirrt habe, denn einen Augenblick darauf, nachdem sich die Blicke der beiden Männer begegnet hatten, zog sich der Dechant etwas mehr gegen den Hintergrund der Kammer zurück.

Balthasar war indeß wieder zurückgekommen, und hatte die Nachricht gebracht, daß der junge Herr nicht zu Hause sei, die Jungfer Sophie aber billige Scheu trage, eines Junggesellen Wohnung zu betreten. Der junge Herr werde wahrscheinlich selbst kommen; er sei nur mit der Commission fortgegangen, da man mit ihm ein Protocoll aufnehmen werde.

Martin hörte schweigend diese Auskunft an. Er fühlte sich durch die letzte Nachricht beunruhigt, wenn er auch überzeugt zu sein glaubte, daß Robert selbst nichts gegen ihn unternehmen würde.

Balthasar, der sich jetzt im Zimmer zu thun machte, unterbrach endlich das Schweigen. »Ein Protocoll wird mit dem jungen Herrn aufgenommen? Schöne Geschichte das. Weiß der Herr, was ein Protocoll ist?« fragte er, und setzte mit einem gewissen Anflug von Hohn gleich hinzu: »Ja frei-

lich, der Herr wird's doch wissen, was ein Protocoll ist. Ich hab' mein Lebtag' noch keins abgegeben und das ist mein Stolz. — Aber damit wir von was Anderm reden: will der Herr nicht etwas zu essen haben? Die Jungfer Sophie hat eben auch danach gefragt.«

In diesem Augenblicke ward an die Thür geklopft. — »Ah, den Klopfer kenn' ich schon von meinem Herrn her!« sagte Balthasar, und sprang zur Thür. Martin, in einer Aufwallung seines Verdachtes, machte eine Bewegung, ihn zurückzuhalten.

»Sei der Herr unbesorgt, es ist kein Fremder!« sagte der Diener und ging aufschließen, denn das Klopfen hatte sich sogleich und rascher wiederholt.

Es war Robert, welcher sichtlich aufgeregt eintrat. Auf einen Wink von ihm entfernte sich Balthasar in das Vorzimmer und die Beiden waren allein.

»Wißt Ihr, woher ich jetzt komme?« fragte Robert rasch; ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: »Ich war schon bei Gericht. Die Commission hat mich verhört, ich sollte Auskunft geben, ob ich nicht den Verdacht habe, daß man mich vergeben, daß man mich in einen todtenähnlichen Schlaf gesenkt, daß man mich — denkt Euch — absichtlich stumm machen wollte, weil ich vielleicht in Geheimnisse eines fremden Mannes eingeweiht bin, welcher dem Gerichte schon seit einiger Zeit als sehr bedenklich angezeigt war, und der am frühen Morgen nach jener Nacht, als man mich begraben wollte, noch ehe etwas irgendwo bekannt war, heimlich sich von Wien entfernte.«

Martin blickte bei diesen Worten finster vor sich hin, und preßte die Hand, wie um den Schmerz zu unterdrücken, auf seine Wunde.

»Was ist Euch, Oheim?« rief Robert betreten aus; »Ihr blickt so finster vor Euch hin! sollte meine Ahnung mich nicht getäuscht haben, daß eure Wuth, als Ihr mich zum Leben zurückgekehrt sahet, Folge der Mitwissenschaft eines Verbrechens war? Sollte ich recht gedacht haben, als ich ahnte, daß Ihr mein Feind?«

Der Alte blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Schmerz auf den Jüngling, aber er schwieg. Sein Neffe schien diesen Blick verstanden zu haben, denn er änderte den Ton seiner Stimme und diese klang neuerdings so vertrauensvoll und herzlich, wie bei seinem Eintritte.

»Und was hast Du der Commission geantwortet?« fragte Martin gespannt.

»Was sollte ich antworten? Was konnte ich anders sagen, als daß ich nicht denken könne, das Opfer eines so grausamen Planes zu sein, und auch auf Niemand in dieser Beziehung einen Verdacht zu werfen wisse. Mein Unwohlsein befiel mich nach einer kleinen Geschäftsreise, welche ich mit meinem Freunde Leroix —«

Martin entfärbte sich bei diesem Namen. Robert schien es nicht zu bemerken, und erzählte weiter, wie er der Commission angegeben, daß sein Freund Mesmer ihn behandelt und ihm die zärtlichste Sorgfalt gewidmet habe. Am vierten Tage der Krankheit habe er plötzlich die Besinnung verloren, und was von da an weiter mit ihm geschehen, wisse er nicht.

»Und über deine Rettung, was gabst Du darüber an?«

»Nichts, was eure Sache verschlimmern könnte. So viel ich entnehmen konnte, belastet Euch nur die Anklage wegen *heimlicher Flucht,*« setzte der junge Mann halb leise und *wie mit unsicherer* Stimme hinzu.

»Und wenn man Dich nochmals und vielleicht öfter vorrufen wird, wirst Du dasselbe sagen?«

»Ueber meine Freunde kann ich nichts Anderes und über Euch werde ich nichts Anderes erklären.«

»Ueber deine Freunde!« rief Martin wie in ausbrechendem Zorne; »wen nennst Du deine Freunde? Rechnest Du den Mann, der dieses schrieb, auch darunter?« Bei diesen Worten riß er das Billet, welches er im Korbe gefunden hatte, aus der Tasche, und hielt es Robert vor die Augen.

Dieser griff hastig darnach und entfaltete es. Schon bei dem Anblicke der Schriftzüge schien er betreten, und je weiter seine Blicke über die Zeilen hinflogen, desto lebhafter sprach sich die tiefste innere Bewegung in seinem ganzen Wesen aus. Jetzt hatte er zu Ende gelesen und hielt sprachlos das Blatt zwischen seinen Fingern.

Der alte Oheim betrachtete ihn mit einem Blicke der Theilnahme, welcher diese starren Züge eigenthümlich belebte. — »Nun, was sagst Du dazu?« begann er nach einigen Augenblicken des Schweigens, als wenn er dem Jüngling hätte Zeit lassen wollen, sich zu sammeln.

»Ich bin beispiellos betrogen!« rief dieser endlich aus; »ich war eine Puppe in den Händen dieser Menschen, ich sollte ihr Werkzeug sein, und als ich ihnen nicht genug gefügig schien, glaubten sie es an der Zeit, mich zu zerbrechen. — Martin!« fuhr er plötzlich in steigender Aufregung fort, »mir sagt es eine innere Stimme, und euer eigenes Benehmen in jener Nacht spricht ebenfalls dafür, Ihr wißt mehr von jenem Franzosen als ich; Ihr seid älter, seid erfahrener, Ihr habt diesem Menschen tiefer auf den Grund des Herzens gesehen, als ich in meiner Arglosigkeit nur jemals ahnen konnte; was glaubt Ihr, daß diese Menschen jetzt noch Alles wider mich

beginnen werden, nachdem Gott mich gnädig dieses eine Mal gerettet?«

»Nichts, wenn Du klug und stark bist; Alles, wenn Du deinem weichen Herzen und der falschen Freundschaft traust. Du hast schon viel gewonnen, denn Du kennst deine Feinde, und bist um so mehr im Vortheile, als Du ihre geheimsten Zwecke weißt, denen sie Dich opfern wollen. — Jetzt mußt Du handeln, und ich will an deiner Seite allen Gefahren Trotz bieten, ich will Dich schützen und bewachen, und meine Hand soll ein Stab für deine Jugend sein.«

Martin hatte mit so viel Wärme, mit solcher Ueberzeugung gesprochen, daß der Jüngling nicht einen Augenblick an der Echtheit des Gefühles zweifelte, welches den Greis in diesem Augenblicke durchströmte. Beide schienen die gefährliche Lage, in welcher Martin sich befand, vergessen zu haben; plötzlich wurden sie durch das bekannte Klopfen, diesmal an der inneren Thüre, aufgeschreckt.

»Wer ist da?« fragte Robert, und sogleich öffnete Balthasar mit unverkennbarer Angst in den Mienen die Thüre.

Der Lange winkte ihm und der Jüngling trat mit ihm in das Vorzimmer.

»Junger Herr!« begann jener, »mir scheint, es kommt schon wieder die Wache, und jetzt gerade auf uns los. Um den Alten drin wäre es mir gar nicht leid, der ist einmal schon ein Teufelsbraten, aber warum sollen wir uns wegen seiner mit zusammenpacken lassen?«

»Ich begreife Dich nicht, was fällt Dir ein? wer sollte ihn verrathen haben? Oder hast Du vielleicht geplaudert?«

»Mit keiner Menschenseele im Hause hier habe ich ein Wort geredet!« versicherte Balthasar, und konnte dies auch mit gutem Gewissen sagen, denn als er seinem Herrn verrieth,

wer bei ihm zu Hause sei, hatte er ihn an einem ganz anderen Ort aufgesucht.

Der lange Mensch war in der That an dem Verrathe ganz unschuldig, und doch hatte er die volle Wahrheit gesagt, als er von dem zu befürchtenden Wiedereintreffen der Wache sprach. Die Sache war nämlich folgendermaßen zugegangen:

Je länger der Dechant in der Kammer blieb, desto auffallender wurde der jungen Baronin seine Abwesenheit und sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihn nicht wieder aufzusuchen. Sie hoffte durch ein leises Oeffnen der Thüre ganz unbemerkt eintreten zu können; doch der Dechant, welcher ihren Schritt vernommen, trat ihr schon auf der Schwelle entgegen. Eine gewisse Verlegenheit lag unverkennbar in seinen Zügen. Zugleich bemerkte der scharfe Blick des Mädchens, daß der Vorhang jetzt weiter, als früher der Fall gewesen, vom Fenster zurückgeschoben war. Das offenbare Bestreben des Dechanten, sie zurückzuhalten, steigerte ihre bereits gereizte Neugierde um so mehr, sie drang unaufhaltsam vorwärts, und hatte kaum einen Blick durch die Scheiben geworfen, als sie verwundert die kleinen Hände zusammenschlug.

»Was hat Herr Haimon da unten in der Kammer bei Mesmer zu thun?« rief sie aus; »und wer ist denn der Alte, mit dem er so eifrig spricht?«

»Das ist also der junge Haimon?« fragte der Geistliche, bemüht, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Rosa aber hatte gar nicht mehr auf seine Frage gehört; mit dem Ausrufe: »das hat etwas zu bedeuten! da muß etwas vorgehen!« lief sie hinaus, um gleich darauf in Begleitung ihres Vaters, des Dienstmädchens und hinterdrein auch noch der Hausmeisterin zurückzukommen, welche Alle sich in die enge Kammer drängten.

»Wo ist dieser bürgerliche junge Mann, von welchem die Rede ist?« fragte der Baron ganz gravitätisch, und zog aus der Westentasche eine ungeheure Brille, welche er auf die Nase zwängte. »Er hat sich gut conservirt. Kaum glaublich,« setzte er nach einigen Augenblicken hinzu. — »Aber der Andere, wer mag das wohl sein? Es scheint ein ganz gemeines Gesicht, gar nichts Gebildetes liegt in den Zügen, man könnte sie fast eine Galgenphysiognomie nennen!«

»Jesus, Maria!« rief die Hausmeisterin und versuchte ebenfalls nahe am Fenster Platz zu gewinnen; »vielleicht ist's gar ein Spitzbub, schlechter Kerl, Lump. Das geht mich an, ich muß auf alle Lumpen schauen, die in's Haus kommen.«

Endlich hatte sie zwischen den Köpfen des Barons und des Fräuleins einen Zwischenraum gewonnen, durch welchen sie durchsehen konnte. Kaum hatte sie einen Blick hinübergeworfen, als sie, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, ausrief: »Heilige Mutter Gottes! das ist der Martin vom Stephansfreidhof.«

Alle sahen sich bei diesen Worten nach dem Dechanten um, um von ihm die Bestätigung dieser Worte zu hören. Der junge Priester hatte aber den Moment, wo Alle sich gegen das Fenster gedrängt, benutzt, und rasch die Kammer verlassen. Er kannte die Leute, in deren Hände das Geheimniß gefallen, zu gut, um nicht zu errathen, daß sich jetzt eine Scene im Hause begeben würde, bei welcher gegenwärtig zu sein er nach dem, was vorausgegangen war, vermeiden wollte. Er hatte sich nicht geirrt. Der Schreckensruf der Hausmeisterin hatte den alten Baron zu dem Entschlusse gebracht, in eigener Person mit ein paar handfesten Leuten aus dem Hause sich des Bösewichts zu bemächtigen und ihn der hohen Behörde auszuliefern.

Frau Rosl erhielt den Auftrag, in aller Stille die Hilfstruppen zu requiriren, und auf dem Gange vor der Wohnung Mesmers aufzustellen. Die verdächtigen Bewegungen mehrerer Böttchergesellen, welche die Treppe heraufgeschlichen kamen, hatten zuerst Balthasars Verdacht erweckt, und er hielt es in Roberts Anwesenheit nicht für gerathen, gemeinsame Sache mit dem Feinde zu machen, weil er sich vor der Hand als Hilfstruppe der Angegriffenen mehr Vortheil versprach.

Der Dechant hatte sich ebenfalls anders besonnen, und war, schon auf dem Wege nach der Stadt, wieder in das Freihaus zurückgekehrt. Statt aber zu dem Baron, wollte er zu Robert, es drängte ihn, diesem in einem Augenblicke nahe zu sein, wo er vielleicht seiner Hilfe bedürfen könnte; dazu kam noch, obgleich er es sich selbst nicht gestehen wollte, die Neugierde, zu erfahren, in welchem Verhältnisse jetzt nach jenem fürchterlichen ersten Zusammentreffen der junge Mann mit Martin stehen könne.

Unter dem Thore des Freihauses waren viele Leute versammelt, welche sich mit den verschiedensten Bemerkungen die Kunde von der Entdeckung des geflüchteten Wächters vom Stephansfreidhofe erzählten. Man machte dem Dechant ehrerbietig Platz, als er in den zweiten Stock zur Wohnung Mesmers hinaufstieg. Auf der Stiege schon scholl ihm lauter Wortwechsel entgegen, aus welchem er die Stimme Roberts und des Barons zu erkennen meinte, ohne jedoch ein Wort verstehen zu können.

Einige Augenblicke darauf stand er im Zimmer, dessen Thür offen war.

XV.

Am Nachmittage desselben Tages, an welchem der so eben geschilderte Vorfall sich ereignet hatte, wartete ein noch junger Mann von nicht unangenehmen Gesichtszügen, dessen feine Kleidung ihn als den bessern Ständen angehörig bezeichnete, bereits eine geraume Weile in dem Vorzimmer des Dr. Gottfried Freiherrn van Swieten.

Man sah es an diesem Gemache schon, daß man sich in der Behausung eines Gelehrten befand, freilich eines solchen, dessen äußere Verhältnisse mit der hohen Stellung, welche er im öffentlichen Leben einnahm, im vollsten Einklang standen. Die großen Bücherschränke, welche an den Wänden standen, waren mit vergoldeten, schön geschnitzten Leisten ausgelegt, auf marmornen Postamenten erhoben sich dazwischen antike Büsten, und die Gemälde, welche in Rahmen aus feiner Stuccaturarbeit über den Thüren eingefügt waren, waren ein eben so klarer Beweis für seinen Kunstsinn, als die übrige Ausschmückung des geräumigen Zimmers. Gottfried van Swieten, der Sohn des großen Gerhard, des Schöpfers der medicinischen Schule in Wien, war damals eben mit seinem Plane zur Reform des ganzen Unterrichtswesens in Oesterreich beschäftigt, und liebte es, junge talentvolle Männer um sich zu sammeln, um in ihnen einst Apostel für seine Lehre zu erziehen. Nicht wenige drängten sich aber auch an ihn, um durch den Einfluß des wichtigen Mannes raschere Schritte

vorwärts auf ihrem Lebenswege machen zu können, und eben diese nur allzu häufigen Besuche hatten ihn bewogen, bestimmte Stunden in der Woche festzusetzen, wo er für Jedermann zu sprechen war. Seine Lieblinge aber, und unter diese zählte er mehrere junge Leute, theils Doctoren, theils Beamte, hatten täglich in den Nachmittagsstunden von drei bis fünf Uhr bei ihm freien Zutritt. Er liebte es, die Zeit nach Tische in anregendem Gespräche zu verplaudern, und es verging deshalb selten ein Tag, wo sein Vorsaal um diese Zeit leer gewesen wäre.

Der heutige Besuch aber schien nach der Unruhe, mit welcher er jeden Augenblick auf die große, in einem Mahagonygehäuse hängende Kunstuhr im Saale blickte, in sehr dringender Angelegenheit bei dem Freiherrn zu sein.

Wir kennen bereits diesen jungen Mann, dessen Züge eine Mischung von Scharfsinn und Schlauheit zeigten, und dessen Gesicht durch die großen klugen Augen einen äußerst gewinnenden Eindruck hervorbrachte; wir haben ihm bereits begegnet, — in jener Nacht auf dem Stephansfreidhofe, als er dem abscheulichen Leroix den Sarg mit Robert in die Capelle schleppen half.

Es war Doctor Mesmer, der Freund Roberts, der Besitzer jener Wohnung, in welcher der alte Martin sich verborgen gehalten hatte, der Brotherr Balthasars, von dessen Entdeckung er bereits in Kenntniß gesetzt war, und welche Nachricht ihn eben bestimmt hatte, sich sogleich zu van Swieten zu begeben. Er sowohl als Robert gehörte zu dem engeren Kreise von jungen Leuten, welche am häufigsten bei dem Freiherrn gesehen wurden, und die Bevorzugung, welche er *jedem Einzelnen* von ihnen angedeihen ließ, hatte bereits

früher in Mesmers Seele eine Art von Eifersucht wachgerufen, denn er wünschte die Vorliebe des einflußreichen Mannes mit keinem Andern zu theilen. Diese Eifersucht war eine der Ursachen, aus welchen der Doctor sich bereitwillig in die Pläne des Leroix eingelassen. Er hatte darin eine Gelegenheit erblickt, sich eines Nebenbuhlers zu entledigen.

Sobald er durch Balthasar, der ihn in seinem Laboratorium aufgesucht, die überraschenden Neuigkeiten erfahren hatte, war er keinen Augenblick in Zweifel geblieben, daß Robert die erste Gelegenheit benützen würde, um sich in van Swietens Schutz zu begeben und seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Obgleich er nicht wußte, wie weit Robert sein eigener Antheil an den letzten Vorgängen bekannt sei, so fand er es doch am gerathensten, sobald als möglich sich ebenfalls seinem Gönner vorzustellen, um entweder eine schon ausgesprochene Anklage zu entkräften, oder, wenn sie noch nicht geschehen, gleich von vorhinein zu verdächtigen.

Deswegen wartete er bereits mit allen Zeichen der Unruhe jetzt schon so lange bei van Swieten, deswegen schaute er so oft und so besorgt auf die Uhr, er mußte fürchten, heute vielleicht nicht mehr vorgelassen zu werden und dadurch möglicherweise den Vortheil zu verlieren, noch vor Robert den Verlauf der Ereignisse dem Freiherrn vortragen zu können.

Während alle diese Gedanken seine Seele beschäftigten, öffnete der Kammerdiener den Vorsaal und ließ — Robert eintreten.

Bei dem ersten Anblick schienen Beide nicht wenig überrascht. Auf Roberts Antlitz stieg eine Röthe des Unwillens auf, als *er Denjenigen hier erblickte*, gegen dessen Aufrichtig-

keit und Freundschaft so begründete Zweifel in ihm angeregt worden. Die überaus freundschaftliche Weise und die geheuchelte Herzlichkeit, womit Mesmer, rasch gefaßt, ihm jetzt entgegentrat, reichten nicht aus, den so hochgestiegenen Verdacht in seiner Seele zu zerstreuen.

Kalt, fast schroff verweigerte er die Hand zu nehmen, welche Mesmer ihm entgegenstreckte, und kehrte ihm mit einem Blicke unsäglicher Verachtung den Rücken zu. Mesmer errieth aus diesem Benehmen leicht genug, daß Robert von mehr wisse, als er wissen sollte. Nun war die Aufgabe, genau zu erfahren, wie weit diese Kenntniß reiche. Bei Roberts offenem Wesen und aufbrausender Natur konnte es nicht allzuschwer halten, Aufschlüsse zu bekommen. Der junge Mann war bisher noch nicht in der Lage gewesen, die Selbstbeherrschung des berechnenden Menschen zu üben.

»Wie, Robert!« rief der Doctor mit dem Ausdrucke tiefster Kränkung aus, »ich komme Dir entgegen voll der freudigsten Gefühle, mit dem wahrsten Ausdrucke ungeheuchelten Dankes gegen die Vorsehung, welche an Dir ein Wunder übte, ich möchte Dich stürmisch an mein Herz drücken, welches Dir von jeher so treu und voll inniger Freundschaft entgegengeschlagen hat, und Du beleidigst mich, stößest meine Hand zurück, behandelst mich kälter als einen Fremden? Habe ich das um Dich verdient?«

»Spare die vielen Worte,« antwortete Robert finster, »sprächest Du weniger süß, hättest Du wahrer, freundschaftlicher an mir gehandelt, es wäre für uns Beide, für Dich wenigstens jedenfalls besser gewesen. Du fragst, ob Du das um mich verdient hast? Du sollst zu rechter Zeit an andern *Orten darüber* mehr erfahren. Doch lassen wir die Vergan-

genheit; ich wollte, daß ich die letzten Tage vergessen könnte. Meine arme Mutter wird lange an alledem zu leiden haben, was Schurken an mir verbrochen.«

»Herr Haimon! Kein solches Wort mehr!« fuhr Mesmer drohend auf. »Es wäre mir leid,« fügte er gleich darauf sich wieder besänftigend hinzu, »wenn unser Verhältniß eine Wendung nähme, die fortan unsere Wege trennte. — Du weißt, Robert,« sprach er weiter und versuchte es, einen Ton der Herzlichkeit in seine Rede zu legen, der von seinem sonstigen Wesen um so auffallender abstach, »Du weißt es, ich habe Dich wie einen jüngeren Bruder behandelt, ich habe deine Studien geleitet, habe Dir den Umgang mit Männern verschafft, welche auf deinem künftigen Lebenswege Dir feste Stützen sein werden, ich war es, der Dich hier bei van Swieten zuerst einführte.«

»Soll dies vielleicht ein Vorwurf deiner gekränkten Eitelkeit sein?« antwortete Robert wegwerfend; »kannst Du es nicht ertragen, daß der edle Mann mich mit seiner Gnade beehrt und mir manchen Vorzug vor Andern meines Alters zu Theil werden läßt? Ich durchschaue Dich, Mesmer; Du hofftest in mir einen blindgläubigen Adepten für deine neue Heilkunst zu erziehen, Du glaubtest, ich würde Dich als großen Meister, als Wunderthäter und Erforscher der tiefsten Geheimnisse der Natur verehren, deinen Namen nach Marktschreierart überall als dein Famulus anpreisen, und so zur Stufe dienen, auf welcher Du, des bethörten Volkes hohnlachend, die Höhe deines Glückes hinaufschrittest. Ich habe es bisher nicht gethan und werde es von jetzt an noch weniger, denn ich habe Dich durchschaut, und werde es jetzt in die *weite Welt hinausschreien:* Hütet Euch vor Doctor Mesmers

Wundercuren, der Betrüger macht die Todten wohl nicht lebendig, aber die Lebendigen — scheintodt!«

Mesmer hatte ruhig den Ausbruch des gerechten Unwillens seines ehemaligen Freundes angehört. Ein eigenthümliches Lächeln spielte um seine Züge und sein Blick heftete sich lauernd auf das Antlitz seines Gegners.

»Wie es Dir beliebt,« sagte er endlich; »aber es wird gewiß manchen der hochgestelltesten Männer interessiren, wer genauen Umgang mit einem gewissen verdächtigen Subjecte, Namens Leroix, geführt, wer mit ihm eine verdächtige Reise unternommen, wer ihm in Wien eine Zeit lang als Führer gedient, und endlich, wer — soll ich noch mehr erzählen, Herr Haimon?«

Robert starrte ihn sprachlos an. »Du hast ja selbst den genauesten Umgang mit ihm gehabt, Du hast ja zehnmal mehr in der ganzen Angelegenheit gethan als ich —« rief er endlich erstaunt aus; »und Du willst mein Ankläger sein?«

»Natürlich, weil gegen mich kein Beweis vorliegt,« antwortete Mesmer lächelnd.

»Das lügst Du, Schändlicher! Sieh! — hier ist ein Beweis, den Du nicht abläugnen wirst!« sagte Robert empört über diese Frechheit, und hielt ihm den Brief, welchen Martin gefunden, vor die Augen. »Wirst Du jetzt noch verleumden?«

Mesmer hatte das Schreiben gesehen und erkannt. Er war bleich geworden und suchte vergeblich seine Aufregung zu bemeistern. »Gib mir den Brief zurück, er ist mein Eigenthum!« sagte er endlich ruhiger, »wir wollen Beide vergessen, was wir gesprochen haben.«

Robert schüttelte aber abweisend den Kopf. »So war nicht gewettet. Du hast Dich zu früh in deiner wahren Gestalt mir gezeigt, ich weiß jetzt, was ich von Dir zu erwarten habe. Großmuth wäre in diesem Falle nur Thorheit. Unsere Wege scheiden sich von heute an!«

»Gib mir den Brief zurück,« bat Mesmer dringend.

Robert wendete ihm den Rücken zu. »Hole Dir ihn später aus den Händen des Freiherrn van Swieten!« sagte er kurz und stellte sich zur Thür des Cabinets, um bei dem Erscheinen des Kammerdieners als der Erste bei der Hand zu sein.

Unglücklicherweise war aber van Swieten bereits früher von der Anwesenheit Mesmers unterrichtet gewesen und der Kammerdiener rief daher diesen zuerst in das Cabinet seines Herrn. Mit einem triumphirenden Blicke schritt der Doctor vor dem bestürzten Haimon vorbei und flüsterte ihm zu: »Ueberlege es Dir! Gib mir den Brief!«

Robert wandte das Auge weg, er war tief betrübt über den unglücklichen Zufall, welcher seinen Feind zuerst in das Cabinet des Freiherrn führte, und ihm nun ein Fehlschlagen aller seiner Hoffnungen befürchten ließ.

Er hatte von dem Freiherrn so viel gehofft, in ihm den letzten Anker in der dringendsten Verlegenheit seines Lebens gesehen, und schon, daß er so lange im Vorzimmer warten mußte, galt ihm als ein böses Vorzeichen. Was konnte während der Zwischenzeit nicht alles zu Hause geschehen sein? Mußte er nicht befürchten, daß in seiner Abwesenheit gegen den alten Mann alle jene Rücksichtslosigkeit eintrete, welche nur durch das Erscheinen des Dechanten und durch dessen Verwendung bei dem Baron bisher nicht angewendet worden.

Denn in dem Momente, als der Geistliche, welcher, wie wir wissen, auf dem Wege nach der Stadt wieder den Entschluß zurückzukehren und sich zu Robert zu begeben, gefaßt hatte, in das Zimmer trat, worin Robert und Martin sich befanden, war der ganze Raum eben so wie das Vorzimmer und ein Theil des Hauses und der Stiege voll von Neugierigen, welche die Entwicklung der nächsten Scenen mit ansehen wollten. Frau Rosl hatte schon dafür gesorgt, daß man im ganzen Hause gleich wußte, um was es sich handle, und der Baron sich in hocheigener Person an die Spitze jenes Truppes handfester Gesellen und Arbeitsleute gestellt, mit welchen er den Maleficanten in Beschlag nehmen wollte.

Der Dechant war nun gerade zur rechten Zeit gekommen, um dem Wortwechsel zwischen dem Baron, welcher Martin wegführen lassen, und Robert, der ihn in Schutz nehmen wollte, in so weit zu vermitteln, daß er mit dem ganzen Gewichte seines geistlichen Ansehens sich auf Roberts Seite schlug und den Baron vor jedem selbstthätigen Eingreifen warnte.

»Aber Hochwürden! wie können Sie sich dieses abscheulichen Verbrechers annehmen? Es betrifft ja zum Theil Ihre eigene Kirche, der Mensch, nein, der Bösewicht, war ja dort bedienstet, und hat mit so schwarzem Undank die Wohlthaten des hochwürdigen Capitels gelohnt.«

»Deswegen wird das Capitel auch einschreiten,« antwortete der Dechant, »um so mehr Grund für Sie, hochverehrter Herr Baron, in dieser Sache nur mehr den unbetheiligten Zuschauer zu spielen. Ihr Verdienst, ihn entdeckt zu haben, kann Ihnen nun doch nicht mehr entgehen.«

Robert hatte, als der Dechant eingetreten war, ihm

einen beredten Blick zugeworfen, den jener zu wohl verstand. Er trat nahe zu ihm hin und während er Martin, welcher, seit die Gefahr über ihn unabwendbar hereingebrochen war, ruhig und kalt am Tische saß, zu betrachten schien, benützte Robert den Moment, um ihm ins Ohr zu flüstern: »Wachen Sie über ihn, bis ich zurückkomme, ich hoffe ihn wenigstens aus den Klauen dieser Menschen zu retten, — ich werde einen wichtigen Gang machen.«

Der Geistliche schien nicht viel Hoffnung zu haben, denn er zuckte zweifelnd mit den Achseln. Nichtsdestoweniger ging er in den Plan seines jungen Freundes ein, und um ihm auf eine gute Weise vor den Anwesenden das Weggehen zu erleichtern, bat er ihn laut, sich in die erzbischöfliche Residenz zu begeben und dort die Anzeige von dem Auffinden des Geflüchteten zu machen.

Auf solche Weise war es Robert gelungen, vom Hause wegzukommen, und ohne früher seine Mutter und Schwester über die Entdeckung Martins beruhigt zu haben, war er zu seinem Gönner van Swieten geeilt, von dessen Einfluß und Güte er eine Wendung im Schicksale seines unglücklichen Oheims hoffen zu können meinte.

Er schien aber bestimmt, in diesen wenigen Stunden den bittern Kelch von Enttäuschungen und Seelenleiden bis auf den Grund zu leeren. Hatte schon die unerwartete Begegnung mit Mesmer ihn aufgeregt und die äußere Ruhe, welche er bisher, wenn auch mühsam, noch bewahrt hatte, gestört, so fühlte er sich um so schmerzhafter berührt, daß in einer Stunde, wo seine Zeit so kostbar war, wo von einer Minute vielleicht das Schicksal eines Menschen abhing, sein Feind *den Vortritt zu einer Audienz* erhielt, auf welche er so viele,

ja alle Hoffnung gesetzt hatte. Die schwärzesten Befürchtungen durchdrangen seine Seele. Was konnte Mesmer, von dessen schurkischem Charakter er die Beweise in der Hand hatte, nicht alles gegen van Swieten erfinden, um das Vertrauen zu Robert zu erschüttern. Und daß er so handeln würde, davon hielt sich der junge Haimon schon aus dem Grunde für überzeugt, als er nur zu gut wußte, welche Waffe er in dem Briefe Leroix's gegen Mesmer in der Hand habe, und von welcher Wichtigkeit es für den Doctor war, gleich im vorhinein van Swieten gegen alles, was Robert vorbringen würde, einzunehmen.

Die Ungeduld des jungen Mannes im Vorsaale wuchs von Minute zu Minute. Es waren indeß noch einige andere Herren gekommen, der Kammerdiener fand sich jetzt öfter ein, um nachzusehen, wer anwesend, und Robert mußte mit tiefem Schmerze bemerken, daß der Kammerdiener einmal aus dem Cabinet des Freiherrn herauskam und einen der Anwesenden freundlich bat, nur noch eine kleine Weile zu verziehen, Seine freiherrliche Gnaden würden sich in kürzester Frist das Vergnügen machen, ihn zu empfangen. Und als Robert, seine Aufregung unterdrückend, den Kammerdiener, der noch vor Kurzem so überaus freundlich mit ihm gewesen war, fragte, ob der Baron sich seiner nicht erinnert, und ihn als den Nächstkommenden zum Eintritte bestimmt habe, zuckte der Kammerdiener die Achsel und wies bedauernd auf einen alten Herrn hin, diesen als denjenigen bezeichnend, welchen der Herr Baron nach dem Doctor Mesmer zu sehen wünsche.

Robert fühlte sich in der Aufregung des Augenblicks und bei dem Gedanken der Ungewißheit, was während dieser

Zeit vielleicht schon mit dem alten Martin geschehen sei, kaum mehr fähig, noch länger zu warten. Er sah bereits ein, daß ein anderer Einfluß ihm entgegenarbeite, und das veränderte Benehmen des Kammerdieners ließ ihn nicht daran zweifeln, daß dieser nur auf Befehl des Freiherrn so handle, der Baron selbst aber durch Mesmers Darstellung der Verhältnisse umgestimmt worden sei.

Jetzt schlug auch der helle Ton der großen Uhr im Vorsaal an sein Ohr. Er blickte hin und sah mit Schrecken, daß schon mehr als zwei Stunden seit seiner Entfernung vom Hause verflossen seien; und mußte er nicht fast mit Gewißheit annehmen, daß sein Warten hier ein fruchtloses sei?!

Der Jüngling sollte sich sehr bald überzeugen, wie richtig seine Vermuthung war.

Die Thüre vom Cabinet des Barons öffnete sich; mit einem Antlitze, das von Triumph strahlte, trat Mesmer heraus und schritt, nach allen Seiten hin die Anwesenden grüßend, durch den Saal. Vor Robert war er einen Augenblick stehen geblieben und hatte höhnisch ihn leise gefragt:

»Nun, was nützt Dir der Brief? Der Weg, wo Du gefährlich werden könntest, ist Dir verrammelt, schon in diesem Augenblicke der Zweck deines Hieherkommens vereitelt.«

Robert schaute seinem ehemaligen Freunde mit unsäglicher Verachtung ins Antlitz.

»Ist es so weit mit Dir gekommen?« das waren die einzigen Worte, welche er aussprechen konnte. Dann wendete er stolz den Kopf, um Mesmer nicht mehr zu sehen. Dieser aber winkte dem Kammerdiener, welcher jetzt ungemein höflich zu ihm herankam, und sagte ihm ein Wort ins Ohr. Es

entging Robert nicht, daß von ihm die Rede sein mußte, und er erkannte, daß länger hier warten verlorene Zeit sei. Seine Bitte, dem Freiherrn zu melden, daß er so lange hier gewartet, wurde von dem Bedienten mit kalter Höflichkeit aufgenommen, ja, er mußte noch die Zurücksetzung erfahren, erst dann sprechen zu können, nachdem Mesmer einige, wie es schien, eindringliche Worte dem Kammerdiener gesagt und sich entfernt hatte.

Endlich verließ er, niedergebeugt in seinem Innern, empört über den Verrath und die Schlechtigkeit seines ehemaligen Freundes, und trauernd ob der Erfahrung, die er jetzt in van Swietens Hause gemacht, mit stürmischen Schritten den Saal, den er mit so ganz andern Hoffnungen betreten hatte. Er fühlte sich wie im Fieber, als er auf die Straße hinauskam, und nur der eine Gedanke belebte ihn tröstend, daß vielleicht seine Mutter noch nichts von der unglücklichen Wendung des Schicksals ihres Bruders wisse, und es dem Zureden des Dechanten gelungen sein werde, den Baron von seinem Entschlusse abzubringen. Er sah zwar jetzt, seit ihm sein Gang zu van Swieten mißlungen war, keine Möglichkeit mehr, den alten Martin zu schützen, aber es lebte in seinem jungen Herzen noch so viel Zuversicht der Hoffnung, daß er selbst im letzten Augenblicke an das Eintreten irgend einer günstigen Wendung glaubte. Unter diesen Gedanken eilte er heimwärts. Aber schon auf dem Glacis vor dem Kärntnerthore wurde seine Aufmerksamkeit auf einen Zusammenlauf von Leuten gerichtet, welche sich in der Nähe des Freihauses angesammelt hatten. Mit klopfendem Herzen beeilte er seine Schritte; es ahnte ihm nichts Gutes, und je näher er kam, desto mehr wurde seine Vermuthung zur Gewißheit.

»Gleich werd'n sie'n bringen,« rief jetzt ein Schusterbube, welcher spornstreichs vom Freihause hergelaufen kam und die Neuigkeit Allen, denen er begegnete, entgegenschrie. »Recht ist's, daß sie den Spitzbuben haben!« sagte jetzt ein zerlumpter Kerl, an welchem Robert eben vorüberschoß, und vorzüglich aus dem Munde der Weiber, welche in beträchtlicher Zahl sich angesammelt, überfloß es von Schimpf und Schande über den Dieb, den Heuchler, den schlechten Kerl! — Man konnte sicher sein, jenen Theil des Pöbels am meisten schimpfen zu hören, welcher am wenigsten wußte, was eigentlich vorgegangen.

Jetzt stand Robert nur noch einige Schritte vom Freihause, hier mußte er sich durch den Menschenschwarm, welcher das Thor in einem großen Halbkreise umgab, durchdrängen. Plötzlich öffnete sich der Menschenknäuel von selbst zu einer Gasse, so daß Robert, statt vorzukommen, auf die Seite gedrängt wurde. »Jetzt kommt er!« tönte es wie ankündigend von dem Thore des Freihauses her. Robert machte sich gewaltsam mit beiden Armen Platz in der drängenden Menge; jetzt war er schon fast bis ganz vor gelangt — — aber zu spät; er war nur gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um selbst zu sehen, wie Martin, welcher sich finster in seinen Mantel gehüllt hatte, in der Mitte von vier Stadtwächtern aus dem Hause abgeführt wurde!

Roberts Sinne schwanden fast. Mit Mühe nur unterdrückte er den Schrei, welcher sich auf seine Lippen drängte. Starren Auges schaute er dem Zuge nach, welcher gefolgt von dem lauten Halloh des Pöbels sich gegen die Stadt bewegte, und hatte dann kaum Kraft genug, um dem Freihause zuzuwanken. Die Hausmeisterin, welche unter dem

Thore stand wischte sich, als er an ihr vorüberging, wie von Rührung übermannt, die Augen, eigentlich geschah es aber nur, um unter diesem Zeichen der Theilnahme den lebhaften Antheil nicht vermuthen zu lassen, welchen sie selbst durch eigenes Herbeiholen der Wache an dem Vorfalle genommen hatte.

Als Robert tief ergriffen und voll Besorgniß für seine Mutter die Treppe hinaufstieg, kam der Dechant ihm schon entgegen.

»O! daß Sie endlich da sind! — Es geschah trotz meinen Vorstellungen, ich konnte die Tobenden nicht mehr aufhalten,« sagte er, selbst gerührt, zu Robert, und faßte seine Hand.

»Weiß meine Mutter schon davon?« fragte der junge Mann.

»Ich komme so eben von ihr und werde jetzt wieder mit Ihnen zurückkehren,« antwortete der Geistliche, »sie ist gefaßt wie eine christliche Heldin.«

»Und sein Schicksal?« sagte Robert, indem er fragend aufblickte.

Der Dechant zuckte schweigend die Achsel und Beide stiegen, ohne weiter ein Wort zu sprechen, bis in den dritten Stock hinauf.

XVI.

Das Adepten-Laboratorium auf der Landstraße war den Abend darauf, nachdem Saint Germain so unerwartet dort erschienen, wie ausgestorben. Kein Feuer glühte auf den verschiedenen kleinen Herden, die Blasbälge lagen unthätig im Winkel, die Schmelztiegel standen zwar in der Asche, aber diese war todt und in keiner Retorte verflüchtigte sich der Geist irgend einer wunderkräftigen Flüssigkeit. Es sah in dem Saale aus, als wenn man plötzlich alle Arbeiten im Stiche gelassen und auf und davon gegangen wäre.

In der That war es nicht viel anders gewesen.

Das plötzliche Verschwinden des großen Magiers und Martins, den er unter seinen Schutz genommen, hatte unter den wenigen Adepten, welche sich nicht schon früher fortgeschlichen, um so mehr Bestürzung erregt, als sie allesammt wußten, daß nur die bedeutsamsten Anlässe im Stande waren, Saint Germain aus seiner Verborgenheit hervorzulocken. Mithin waltete bei den Eingeweihten kein Zweifel darüber, daß sich in Wien etwas sehr Wichtiges vorbereite und daß dabei geheime Springfedern thätig seien, deren Ursprung Saint Germain genau bekannt sein müßten. Die Blicke, womit die drei der am tiefsten eingeweihten Adepten, Linden, Bacciochi und Zwirner, sich nach dem Verschwinden des Magiers ansahen, *sprachen klar die Sehnsucht* dieser Männer nach einer

vertraulicheren Mittheilung unter einander aus. Nachdem man sich von der ersten Ueberraschung erholt und mehrere der noch Anwesenden ebenfalls weggegangen, machte Linden den Vorschlag, am nächsten Abend sich bei ihm zu versammeln, und genau zu erwägen, wie man sich zu verhalten habe, wenn vielleicht ihrem Vereine selbst eine Gefahr drohe.

Die bestürzten Mienen, womit diese Männer auseinander gingen und die besorgten Fragen, wodurch einer bei dem andern sich um Näheres über den Vorgang mit dem Wächter vom Stephansfreidhofe erkundigte, hatten sie gegenseitig überzeugt, daß hier noch irgend ein anderes Geheimniß obwalte und Linden versprach sein Möglichstes zu thun, um den Freunden, wenn sie ihn am nächsten Abend in seiner Wohnung besuchten, ausführliche Aufschlüsse geben zu können.

Zur festgesetzten Zeit erschienen in der That die beiden anderen Herren pünktlich in der Wohnung des Baron Linden auf der Freiung. Der Baron, ein Mann in dem Anfang der vierziger Jahre, bewohnte, obschon unverheiratet, mit seinem Neffen ein ausgedehntes, sehr elegantes Quartier, dessen wohl nicht am wenigsten luxuriös eingerichtete Abtheilung — die Küche mit ihrer Zugabe von zwei großen Speisekammern war.

Die beiden Herren, welche zum Besuche gekommen, sahen schmunzelnd einander an, als der Kammerdiener sie einlud, sich nur in das Speisezimmer zu begeben; der Herr Baron werde sogleich die Ehre haben, sie zu empfangen.

Bei dem Eintritte in das bezeichnete Zimmer verklärten sich sogleich die Züge des einen der Angekommenen, denn

Herr Zwirner war seiner bürgerlichen Beschäftigung nach nur ein gering besoldeter unterer Beamter und hatte sich der Adeptenkunst, für welche er die mühsam abgesparten Groschen seines Gehaltes in den rauchenden Schmelztiegel warf, zum größten Theile nur deswegen hingegeben, weil er mit blindem Glauben hoffte, endlich doch einmal die edle und erhabene Kunst des Goldmachens zu entdecken und sich dann reichlich für alle Entbehrungen seines mühevollen und kümmerlichen Lebens zu entschädigen.

Ihn am meisten lachte deshalb der für drei Personen gedeckte Tisch im Speisezimmer an und die hohe Säule von Tellern, welche wie vorbereitet zum wechseln auf der Credenz stand, zauberte schon vor seinem Geiste jene ganze Reihe von Gerichten her, welche nach und nach erscheinen würden. Auch die drei verschiedenen Gläser, welche vor jedem Couvert standen, stellten die verschiedenen Weinsorten in Aussicht, mit welchen der Baron seine Gäste zu bewirthen willens sei.

Es dauerte nicht lange, so erschien der Hausherr selbst und das ernste, fast trübselige Gesicht Zwirners verzog sich unwillkürlich wieder zu einem Lächeln, als er die dicke Gestalt mit einer weißen Serviette über dem Arm hereinstürzen sah.

»Ihr seid nicht böse, Freunde! daß ich Euch habe warten lassen,« lautete das erste Wort des Barons; »aber wenn man etwas Ordentliches zu essen haben will, darf man sich auf seine Leute nicht verlassen. Ich habe gestern einen neuen Koch bekommen und wollte mich überzeugen, ob der Mann es versteht, mir bei meinen Freunden keine Schande zu machen. Wird gehen, wird alles gehen; nur eine Sauce habe ich ihm *selbst zeigen müssen*. Meine eigene Erfindung, ganz

ausgezeichnete Composition. Ihr werdet hoffentlich zufrieden sein!

Linden schoß nach diesen Worten wieder zur Thüre hinaus und ließ seine beiden Freunde allein.

Lächelnd sah ihm Bacciochi nach. »Ein Feinschmecker wie es keinen zweiten in Wien gibt,« sagte er, »aber eine gute Haut und weiß seine Freunde zu tractiren.«

Zwirner zupfte sich seufzend seine Manschetten zurecht und bemerkte trübselig: »Ein wahrer Cavalier, der Herr Baron — aber freilich auch ein glücklicher, reicher Mann, dem bereits manches bei dem Schmelztiegel gelungen sein soll.«

Bacciochi wollte eben antworten, als Linden wieder erschien und seine Gäste einlud, Platz zu nehmen. In demselben Augenblicke ging auch schon die Thüre auf und ein Bedienter begann zu serviren.

Während der ersten Gänge der Tafel herrschte tiefes Stillschweigen, nur manchmal von einer aufmunternden Bemerkung des Barons, von diesem oder jenem Gerichte mehr zu nehmen und von einem bewundernden Ausrufe Zwirner's unterbrochen. Nach und nach erst wurde das Gespräch der drei Herren lebhafter, ohne aber etwas anderes als ganz gewöhnliche Dinge zu berühren. Nur einmal mitten im Gespräche wendete sich Linden zu dem Kammerdiener hinter seinem Stuhle und fragte ihn: ob der junge Herr schon nach Hause gekommen sei? Der Kammerdiener entfernte sich und kehrte gleich darauf mit der Antwort zurück, daß der Bediente des jungen Herrn ihn noch nicht nach Hause kommen gesehen habe. Linden schien mit dieser Antwort nicht recht zufrieden, denn er wendete sich verdrießlich wieder um und es

entstand eine kleine Pause in dem Gespräche, welche keiner der Gäste zu unterbrechen wagte.

Endlich ließ sich Linden die Serviette, welche er um den Hals gebunden, aufknüpfen, und dies war für seine Gäste das Zeichen, daß die Tafel aufgehoben sei. Der Bediente schleppte die Eiskübel mit Champagnerflaschen herbei und verließ auf einen Wink von Linden das Zimmer. — Die kleine Gesellschaft war nun allein.

»Wir haben jetzt den müden Leib gestärkt,« begann der Baron, »nun wollen wir an die Geschäfte gehen und mit Ruhe alles, was nothwendig ist, besprechen. — Aber, was sehe ich, Herr Adjunct Zwirner! Er hat ja keinen Champagner mehr im Glase. Meine Herren, ohne Umstände, wer ausgetrunken hat, der bediene sich selber. Wir sind allein, ich will bei unserm Gespräch keinen Aufpasser von Bedienten haben. Verstanden?«

»Also,« fuhr er fort, »damit wir gleich auf die Sache kommen, — die Herren werden bemerkt haben, daß ich vorher nach meinem Neffen gefragt habe? Dieser junge Mensch scheint, so viel ich mir combinire, für uns wichtiger zu werden, als ich selbst es jemals gedacht hätte und zwar, Sie werden es kaum glauben, durch eine Liebschaft, die er erst hinter meinem Rücken, dann wider meinen Willen hatte.«

»Da soll ihn ja der — —« polterte Bacciochi heraus; Herr Zwirner bezeigte aber seine besondere Theilnahme dadurch, daß, während er eine Prise nahm, er tief aufseufzte und die Augen zum Himmel wendete.

»Ja, meine Herren,« fuhr Linden fort, »und Sie werden mir *gewiß recht geben,* wenn Sie erst erfahren, in welche

Familie hinein sich dieser Zweig des Linden'schen Stammes, wenn er auch nur ein Seitenzweig ist, verpflanzen wollte. Sie kennen das Mädchen, an welcher freilich, ich muß es als ehrlicher Mann sagen, nichts auszustellen ist; aber es sind in den letzten Tagen Verhältnisse eingetreten, welche —«

»Nun, was gibt es denn?« fragte Bacciochi ungeduldig, als der Baron inne hielt; »Sie machen uns ganz unbändig neugierig, Hochverehrtester, und rücken mit der Sprache doch nicht heraus. Also was für Verhältnisse sind eingetreten?«

»Ich sehe schon, ich muß es mit einem Ruck heraussagen,« seufzte Linden und stürzte ein Glas Champagner hinunter; »also damit Sie es wissen, mein Carl steht mit den Haimons auf gar vertrautem Fuße.«

»Mit der Haimon!« riefen Bacciochi und Zwirner wie aus einem Munde; »doch nicht die Schwester desselben jungen Mannes, welchen Marcell unvorsichtigerweise so tief in die Karten sehen ließ? — Das wäre ja eine abscheuliche Geschichte!« stöhnte Zwirner.

»Kann erst noch ärger werden, wenn wir nicht bei Zeiten vorbauen,« sagte Linden. »Ich habe Marcell, welcher mit seinen Briefen zuerst an mich kam, Vorstellungen genug gemacht, er möge vorsichtig sein und nicht zu viel jenem jungen Menschen vertrauen. Aber was glaubt Ihr, daß er mir antwortete: »der junge Narr,« sagte er, »werde an einem gar langen Seile herumgeführt, dessen Ende jemand in Frankreich in Händen habe, der seiner Macht über diesen Menschen gewiß sei, und,« setzte der Franzose einmal mit einem ganz *boshaften* Blicke hinzu, »wenn er uns Sprünge machen will,

so wissen wir, ich nämlich und unser Freund Mesmer, ein gutes Hausmittel dagegen.«

»Ich wollte, wir hätten uns gar nicht mit diesem Franzosen eingelassen,« meinte Bacciochi; »mir hat dieser Mensch, der so vornehm gethan hat, nie recht gefallen wollen. Und dann — — was hat er alles versprochen? Gehalten hat er freilich nichts, aber dafür ist er durchgegangen und kein Mensch weiß wohin!«

»Vielleicht hat er dadurch, daß er sich unsichtbar gemacht hat, uns nur beweisen wollen, daß er wirklich einer der unsichtbaren Obern des Ordens sei,« sagte Zwirner trocken und brannte sich eine der langen weißen Kölnerpfeifen an, welche der Bediente auf einem silbernen Teller auf den Tisch gestellt hatte.

Linden rückte etwas näher zu seinen beiden Gästen und sagte geheimnißvoll leise: »Ich gestehe Euch, daß mir dieses plötzliche Verschwinden auch nicht recht gefallen will, und wenn ich es in Zusammenhang mit dem schnellen Tode des jungen Haimon bringe und überlege, was Marcell eigentlich hier in Wien wollte, so — erschreckt nicht — wird mir das plötzliche Erscheinen Saint Germain's beinahe erklärlich.«

Die beiden andern sahen ihn überrascht an; sie schienen die Gedankenreihe des Barons nicht klar aufgefaßt zu haben.

»Ihr wißt,« fuhr Linden fort, »daß der Geheimnißvolle von aller Welt als einer der großen Meister unseres Maurerordens betrachtet wird; alle Logen ohne Ausnahme, sie seien in Deutschland, Frankreich oder England, erkennen

ihn als einen Eingeweihten der höchsten Grade an und die Welt weiß,« sagte Linden mit fast feierlicher Stimme, »daß vor seinem Blicke die Geheimnisse der Natur entschleiert daliegen. Für ihn gibt es kein Ereigniß in Bezug auf den Orden, das, wo es auch geschehe, ihm unbekannt bleiben könnte, für ihn gibt es keinen Raum, den er nicht mit der Schnelligkeit des Gedankens zurückzulegen vermöchte. Stelle ich mir diesen Mann, den man in der ganzen Welt kennt und von dem man nur Edles und Erhabenes weiß, im Gegensatze zu Marcell vor, der, während er hier war, immer voll Heimlichkeit und in lauter Besorgniß schien, nur den Stuhl in unserer Loge einnahm, aber nie im Laboratorium sich sehen ließ, um am flammenden Herde den Beweis abzulegen, daß er in der That ein Eingeweihter der höchsten Grade sei.«—

»Nun? was glauben der Herr Baron?« fragte Bacciochi ängstlich, und auch Zwirner sah so erwartungsvoll auf Linden, daß er die Pfeife aus dem Munde genommen hatte und weiter zu rauchen vergaß.

»Ich glaube,« fuhr Linden trübselig fort, »daß wir alle von Marcell betrogen worden sind und daß Saint Germain, dem das Treiben dieses Menschen in Wien nicht unbekannt geblieben, nun selbst erscheint, um den Betrüger zu entlarven und vielleicht manches Unglück, das erst hereinbrechen sollte, zu verhüten. — Jetzt also ist die Frage, was sollen wir thun?«

Es entstand eine Pause. Der Baron sah seine Gäste erwartungsvoll an und schien mit Spannung ihrer Antwort entgegenzuhorchen.

Keiner von Beiden unterbrach aber die Stille; Zwirner

blies jetzt wieder die blauen Wolken des Knasters vor sich hin, und Bacciochi schüttelte fortwährend wie in Zweifeln befangen so stark den Kopf, daß der Haarbeutel auf dem Nacken in Bewegung gerieth.

»Ja, Freund Bacciochi, was meint Ihr denn mit eurem ewigen Kopfschütteln,« fragte Linden zuletzt ärgerlich, als er lange keine Antwort erhielt.

»Ich meine,« sagte dieser endlich, »daß es sich vor allem darum handeln muß, erst zu wissen, ob Marcell uns wirklich betrogen hat. Daß er heimlich that — meine Herren, Ihr wißt es, wenn man im Auftrag des Ordens reist, kann man nicht alles an die große Glocke binden; daß er endlich nicht in unserem Laboratorium erschien, wer weiß, ob er gerade so gut bei Casse war, um eine erkleckliche Anzahl Ducaten in den Tiegel wandern zu lassen — und was der frißt, weiß ich, Gott sei es geklagt, bisher am besten.«

Zwirner nickte zustimmend mit dem Kopfe und Linden rief eifrig aus: »Da mögt Ihr recht haben, Freund! Marcell hat bei mir selbst dreihundert Stück Ducaten ausgeborgt und ich soll sie heute noch sehen!«

»Und das hört man jetzt erst, nachdem der saubere Patron schon fort ist?« sagte Bacciochi und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

»Wenn das alles wäre, dann könnt' ich's noch leicht verschmerzen,« fuhr Linden ganz kleinlaut fort; »aber er hat mich um noch etwas anderes gebracht, das an reinem Werthe schon viel kostbarer als die paar Ducaten ist und für mich aus andern Ursachen ganz unbezahlbar. Ihr werdet wissen, daß ich während *meines Aufenthaltes* in Italien mit dem Fürsten

Cotaldo in den vertrautesten Verhältnissen lebte. Als er vor sechs Jahren kinderlos und ohne sonstige Erben starb, hatte er mich, der auf seinen Wunsch die letzte Zeit seines Lebens bei ihm zubrachte, zum Universalerben eingesetzt. In seinem Nachlasse befanden sich zwei Miniaturporträts von ihm und der Fürstin, seiner Gemalin. Ich hatte die beiden Bilder, an denen ich schon in dankbarer Erinnerung sehr hing, immer auf dem Schreibtische meines Studirzimmers stehen.«

»Ich erinnere mich daran, die Bilder waren von erbsengroßen Brillanten eingefaßt,« sagte Bacciochi, »mir hat oft der Mund nach den prachtvollen Steinen gewässert. Das war Natur, echte feuerstrahlende Natur, nicht so blindes Zeug, wie es aus Quarzflüssen manchmal im Laboratorium hervorgebracht wird. Nun, und diese beiden Bilder?«

»Hat mir der Franzose abgeschwatzt, rein abgeschwatzt, sage ich Euch, es war mir gar nicht möglich, ihm eine abschlägige Antwort zu geben. Und jetzt sitze ich da, ohne Bilder, ohne Brillanten-Einfassung und um dreihundert Ducaten leichter.«

Nach diesem mit einem tiefen Seufzer herausgestoßenen Bekenntnisse sah Linden erwartungsvoll seine Freunde an.

Der lebhafte Bacciochi rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her, der Adjunct Zwirner aber meinte ganz phlegmatisch, ein solches Betragen wäre, wenn auch von einem Oberen des Ordens begangen, doch in die Paragraphe über Gaunerei zu classificiren und sonach rathsam, sich vor solchem Menschen in aller Zukunft sehr in Acht zu nehmen.

»Was die Zukunft betrifft,« meinte Linden, »da will *ich schon* sorgen, daß er mir nicht mehr über den Weg läuft.

Aber die Gegenwart, meine Herren, die Gegenwart, das ist jetzt die Frage. Ich fürchte, der Herr Marcell hat, so wie bei mir, auch anderswo noch schlechte Streiche gemacht, und selbst wenn das nicht der Fall war, so ist der schnelle Tod des jungen Haimon so auffallend und man erzählt so schreckliche Geschichten von dem, was vor einigen Nächten auf dem Stephansfreidhofe vorgefallen sein soll und die Flucht jenes Martin zur Folge hatte, daß ich gar nicht daran zweifle, es werde jetzt eine Untersuchung eingeleitet werden. Was wird dabei herauskommen? nichts; denn Saint Germain hat sich, wie wir selbst gesehen haben, des alten Gauners angenommen und wen der beschützt, dem wird kein Haar gekrümmt; aber hineinkommen werden andere Leute und zwar wir, die wir mit Marcell so viel umgegangen sind und so dumm waren, uns öfter bei diesem jungen Haimon zu versammeln. Seine Leute werden nun, wenn es zu etwas kommt, auftreten.«

»Da bleibt nichts anderes übrig, als ihnen die Lust dazu zu vertreiben,« schlug Bacciochi vor.

»Man muß sie einschüchtern,« meinte Zwirner. »Es ist Weibsvolk, das läßt sich bald kirre machen.«

»Ihr Beide habt gut reden, aber das ist ja eben der Teufel, daß mein eigener Neffe, der Carl, auf ihrer Seite ist und im Stande, gegen mich, seinen leiblichen Oheim und Ernährer, Partei zu nehmen.«

»Auch dafür ließe sich ein Mittelchen finden,« bemerkte der Herr Adjunct schlau lächelnd; »und zwar eins, wobei der junge Herr dem großmüthigen Herrn Oheim noch auf das Wärmste für seine liebevolle Sorgfalt und Gnade danken *müßte*.«

Linden horchte hoch auf. »Laßt los, laßt los!« rief er dem Adjuncten zu, »ich bin begierig, was Ihr denn eigentlich meint.«

»Der junge Herr wird in allerkürzester Frist für einige Zeit auf Reisen geschickt. Ausweichen kann er nicht, er ist jetzt alt genug, um die große Tour zu machen und weiß es, daß es zu seiner Carriere gehört, ein paar Jahre lang sich im Auslande umgesehen zu haben.«

»Vortrefflich!« rief Linden, »Ihr seid ein Goldmann, Adjunct, und ich werde Euch diesen Rath nicht vergessen. Morgen soll mir der Junge fort.«

»Gut,« sagte Bacciochi, »dann wäre wohl der Eine entfernt, aber wer steht uns dafür, daß die Haimon nicht andere Freunde und Stützen haben.«

»Auch darüber werde ich genaue Auskunft verschaffen,« erwiederte süßlächelnd Zwirner; »ich werde meinen vortrefflichen Freund und unseren vielgeliebten Bruder im Tempel, den Herrn geheimen Kanzlisten Schreiber ersuchen, sich darüber etwas genau zu erkundigen.«

»Den Kanzlisten Schreiber?« sagte Linden gedehnt, »aufrichtig gestanden, es genirt mich immer, wenn ich dieses Gesicht im Laboratorium oder in der Loge sehe, mir kommt der Mann nicht richtig vor. Ich traue ihm nicht recht, er scheint ein Achselträger, ein Duckmäuser, ein schlechter Kerl.«

»O, zu viel Güte, verehrtester Herr und Gönner!« erwiederte der Adjunct lächelnd, »aber ich möchte nur zur Charakteristik des Herrn Kanzlisten noch beifügen, daß er jedenfalls ein gewandter Mann sei.«

»Nun meinetwegen,« rief Linden resignirt aus, »was meint Herr Bacciochi zu dem letzteren Vorschlage des Herrn Adjuncten?«

»Was ich meine? Nun, ich glaube, daß man jedenfalls erst den jungen Herrn absolvirt, weil der zu viel weiß, dann kann man überlegen, was weiter geschehen soll und sich über den Kanzlisten berathen. Ist erst den Weibern eine Stütze genommen, dann ist noch sehr die Frage, ob sie, wenn es noch überhaupt zu etwas kommt, mehr an uns denken. Sie werden nur auf den Franzosen losreden, wir sind ja ohnehin fern gestanden und Niemand außer Franz weiß, daß Marcell so oft hier gewesen und daß er, — was meiner Ansicht nach das Wichtigste ist — an unsern Gönner hier adressirt war.«

Damit war die Berathung zu Ende. Die drei Männer, welche sich nicht ganz rein in ihrem Gewissen fühlten, glaubten sich sicherer, wenn sie schon einen Zeugen entfernten.

Das ahnten sie nicht, daß sie selbst in dieser Stunde nicht ohne Zeugen gewesen waren.

XVII.

Als Baron Linden nach der Tafel seine Bedienten aus dem Zimmer schickte und dabei gegen seine Gäste bemerkte, daß er nicht gern von diesen Aufpassern umgeben sei, hatte er den Charakter der Dienstleute in seinem Hause ganz richtig beurtheilt. Jedesmal, wenn Gäste da waren, und diese, wie die Bedienten wußten, zu den vertrauteren Freunden des Hauses gehörten, konnte man sicher sein, einen oder den andern vom Gesinde hinter einer der Tapetenthüren versteckt und horchend zu finden. Heute war es aber unglücklicherweise noch dazu der Bediente des jungen Herrn, welcher den ganzen Plan, der Carl so nahe anging, hörte. Er war seinem jungen Herrn, in welchem er ein Muster aller jungen Leute gleichen Standes sah, von Herzen zugethan, und konnte es deshalb kaum erwarten, bis dieser nach Hause kam. Zufälligerweise verzögerte sich dieses heute länger als sonst, und fast alles im Hause war schon zur Ruhe gegangen, als Carl endlich in sein Zimmer trat. Langsamer als sonst verrichtete der Diener heute seine Pflicht, und es entging dem Gebieter nicht, daß jener etwas auf dem Herzen zu haben schien.

Gutmüthig und leutselig, wie er überhaupt war, fragte er den wackern Burschen um die Ursache seiner Trauer.

Dieser gestand nun, daß er am Abend während der Tafel gehorcht habe, und erzählte ausführlich, was er gehört.

Carl hörte ihm aufmerksam und nachdenkend zu. Er

war über das, was er selbst zu thun habe, bald mit sich im Reinen. Mehr Sorge verursachte es ihm, daß der Bediente Mitwisser eines Geheimnisses geworden sei, das zu verbergen sein Oheim sich angelegen sein ließ.

Endlich schwieg der Erzähler und sah seinen Herrn wie bedauernd an. Das zarte Verhältniß, welches den jungen Mann an die Familie Haimon band, war ihm nicht unbekannt; doch wußte er nicht, daß Carl bereits seit einiger Zeit sie nicht mehr gesehen hatte, seit nemlich Robert so verschiedene Gesellschaft bei sich empfing, und mit einem Franzosen, der auch öfters zu Linden kam, sich in eine geheimnißvolle Verbindung eingelassen hatte.

Der junge Mann war während der ganzen Mittheilung ruhig und kalt geblieben. Als der Bediente schwieg, sagte er:

»Ich danke Ihm, Christoph, für seine Anhänglichkeit und Besorgniß um mich, aber abgesehen davon, daß ich es gar nicht billigen kann, wenn Er die Herren behorcht, glaube ich auch sicher, daß Er sich entweder verhört, oder daß mein Herr Oheim sich einen Scherz mit seinen Freunden gemacht hat. Ueberlege Er es nur selbst, Christoph, Er weiß es ja, wie überaus gütig mein Herr Oheim gegen mich ist; wie kann Er nur glauben, der Baron werde gegen mich etwas unternehmen, ganz abgesehen davon, daß es Sünde und Schande wäre, nur den Gedanken zu fassen, als ob mein Onkel irgend etwas jemals gethan hätte, was er nicht vor aller Welt verantworten könnte. Nein, Christoph, Er hat den Onkel nicht recht verstanden, oder der Baron hat sich einen Spaß mit seinen Freunden gemacht — nichts weiter.«

Christoph, welcher aus diesen Worten merkte, daß der junge Herr *nicht weiter* von der Sache sprechen wollte, und

ihn doch zu genau kannte, um nicht aus der Blässe seines Antlitzes die tiefe Wirkung der Mittheilung zu errathen, vermied es jetzt, weiter davon zu sprechen, und fragte den jungen Herrn nur um seine letzten Befehle für den Abend.

Karl antwortete einen Augenblick nicht und sah dem Bedienten ernst ins Gesicht.

Christoph verstand was gemeint war; er ergriff die Hand seines jungen gnädigen Herrn, und indem er sich sie küssend darüber bückte, sagte er leise: »Ich werde gewiß gegen Niemand dieses Scherzes des gnädigen Herrn Barons erwähnen! —

Endlich befand sich Carl allein! Er selbst hielt sich nur zu sehr von der Wahrscheinlichkeit dessen überzeugt, was er so eben vernommen. So sehr ihn unter andern Verhältnissen und zu einer andern Zeit die Aussicht auf weite Reisen erfreut hätte, so fühlte er doch jetzt die Unmöglichkeit, Diejenigen, welche seinem Herzen theuer waren, in der drohenden Gefahr zu verlassen. Er beschloß dem Willen seines Oheims diesmal Widerstand entgegenzusetzen. Dazu beunruhigte ihn noch der Gedanke, daß man noch von anderer Seite aus gegen die vom Schicksal schon so hart getroffene Familie intriguiren werde, und der lebhafteste Wunsch wurde in ihm rege, möge auch mit ihm was da wolle geschehen, jedenfalls die Haimons von der nahenden Gefahr zu unterrichten. Nun aber entsann er sich, daß er selbst den Umgang abgebrochen, und wußte nicht recht, wie er jetzt plötzlich und in solcher Angelegenheit sich bei den Frauen einführen sollte. Er hatte bisher noch eben so wenig wie sein Oheim und dessen Freunde von der Rettung Roberts erfahren und fürchtete durch sein Erscheinen die noch offene Wunde schmerzlich zu berühren. Ein Weg blieb ihm übrig, der sicherste zwar, aber auch den meisten

Mißdeutungen ausgesetzt; er mußte sich an Sophie selbst wenden, und ihr alles, alles entdecken. Der treue und pfiffige Christoph, der ihm so eben erst einen neuen Beweis seiner Anhänglichkeit gegeben hatte, sollte es übernehmen, an Sophie einen Brief zu bestellen.

Carl begann zu schreiben. Es waren nur wenige Zeilen, welche er an Roberts Schwester richtete, aber er legte so viel Innigkeit, so viel wahren Ausdruck des tiefsten herzlichsten Gefühles hinein, daß er sicher zu sein glaubte, Sophie werde ihm, den sie so genau kannte, die Bitte um eine geheime Unterredung nicht versagen. Er fühlte, wie viel er von dem Mädchen verlangte, aber all' sein Nachdenken hatte ihm keinen andern Weg gezeigt, um sie zu warnen, ohne zugleich und vielleicht auch noch zu vorzeitig, die Mutter zu beunruhigen.

Christoph übernahm am nächsten Morgen den Auftrag mit Zuversicht. Es war ja nicht das erste Mal, daß er in die Wohnung der Frau Haimon ging. — Zur Zeit, als Carl und Robert noch innige Freunde gewesen, hatte es genug Posten auszurichten gegeben, und der Bediente war mit der Hausordnung hinlänglich bekannt. Er wußte genau, wann das Dienstmädchen auf den Markt ging, um welche Zeit es dann immer Sophie war, welche dem Anklopfenden die Thür öffnete.

Kaum acht Uhr Morgens war es, als Christoph sich schon auf dem Platze an der Wien vor dem Freihause befand, und von weitem Jeden, der das Haus verließ, genau beobachtete. Er brauchte nicht lange zu warten, um das ihm wohlbekannte Dienstmädchen der Frau Haimon mit dem Marktkorb am Arme aus dem Thore treten zu sehen. Er wartete, bis sie um die Ecke verschwunden war, eilte dann in

das Haus und flog mit einigen raschen Sätzen die wohlbekannten drei Treppen hinauf. Er war so glücklich, ungesehen über die Stiegen zu kommen, und holte erst einen Augenblick Athem, als er vor der Thüre der bezeichneten Wohnung stand. Als er anklopfte, pochte ihm fast hörbar das Herz; der gute Bursche wußte selbst nicht, ob aus Freude, wieder die lieben Züge jenes Mädchens zu sehen, das, wie er wußte, seinem Herrn so theuer war, oder — weil er so schnell heraufgesprungen.

Es dauerte nicht lange, so hörte er von innen einen raschen Tritt der Thüre näher kommen, der Riegel wurde weggeschoben, und im nächsten Augenblicke stand er wirklich Sophie gegenüber, welche bei seinem Anblick die Farbe wechselte.

»Um Gottes willen, Fräulein, erschrecken Sie nicht. Nehmen Sie. Es soll sehr wichtig sein. Ich bin von meinem jungen Herrn geschickt.«

So lauteten die kurzen abgebrochenen Sätze, welche er in der Eile sprach, während er ihr das Briefchen in die Hand schob. Ehe sie noch von ihrem Erstaunen sich erholt hatte, war er bereits nach einem stummen Gruße verschwunden.

Mechanisch schloß das Mädchen wieder die Thüre. Das Briefchen allein, das sie fast willenlos fest zwischen den Fingern hielt, überzeugte sie, daß es kein Traum gewesen, was sie so eben gesehen, und nach und nach erst kehrte die Besinnung bei ihr zurück. Sie wagte es nicht, in das Zimmer zur Mutter zu gehen. Sie zog sich in ihre Kammer zurück, und den Blick auf den Brief geheftet, den sie noch immer unerbrochen in der Hand hielt, dachte sie darüber nach, ob sie ihn uneröffnet in die Hände der Mutter legen — oder ihn doch lesen sollte.

Und für Letzteres sprach eine Stimme in ihrem Herzen so laut, und vor ihrem inneren Auge schwebte Carls Bild so bittend, daß sie alle Zweifel und auch jenen kleinen Tropfen der Bitterkeit, welchen sein plötzliches Abbrechen allen Umgangs in ihrem Herzen zurückgelassen hatte, gewaltsam niederkämpfte; eine rasche Bewegung — und das Papier war von der Oblate weggerissen, welche den Brief schloß. Mit gierigem Auge überflog sie die wenigen Zeilen, und eine Thräne floß ihr über die Wangen, als sie gelesen hatte. Sie hielt den Brief nachdenkend in der Hand, dann überlas sie ihn noch einmal und wieder — es schien, als wenn sie sich an den wenigen Zeilen nicht satt lesen könnte.

Armer Carl! sagte sie endlich leise zu sich selbst, wie leiste ich Dir Abbitte für meinen Zweifel an deinem edlen Herzen! Wie dringend er schreibt, und doch wie beruhigend! Ich soll nicht besorgt sein! sagt er in dem Briefe. — Wenn er jetzt in mein Herz sehen könnte, wie ruhig ich bin, seit ich weiß, daß wir diesen edlen Freund immer den unsern nennen können!

In der That, je mehr sie über den geheimnißvollen Inhalt des Briefes nachdachte, der keine Besorgnisse aussprach, sondern nur andeutete, desto beruhigter fühlte sie sich durch den Gedanken, daß ihr im Falle der Noth Carls Hilfe nicht entgehen werde. Ueberhaupt dachte sie in ihrer Unerfahrenheit jetzt an keine Gefahr mehr, seit Robert wie durch ein Wunder dem Leben zurückgegeben war. Das Ereigniß des letzten Tages, die Verhaftung Martins, berührte sie mehr wegen der Aufregung, in welche die Mutter dadurch versetzt worden; ihr selbst war dieser Oheim noch zu neu, zu fremd, sie kannte noch nicht den Zusammenhang zwischen ihm und

das Haus und flog mit einigen raschen Sätzen die wohlbekannten drei Treppen hinauf. Er war so glücklich, ungesehen über die Stiegen zu kommen, und holte erst einen Augenblick Athem, als er vor der Thüre der bezeichneten Wohnung stand. Als er anklopfte, pochte ihm fast hörbar das Herz; der gute Bursche wußte selbst nicht, ob aus Freude, wieder die lieben Züge jenes Mädchens zu sehen, das, wie er wußte, seinem Herrn so theuer war, oder — weil er so schnell heraufgesprungen.

Es dauerte nicht lange, so hörte er von innen einen raschen Tritt der Thüre näher kommen, der Riegel wurde weggeschoben, und im nächsten Augenblicke stand er wirklich Sophie gegenüber, welche bei seinem Anblick die Farbe wechselte.

»Um Gottes willen, Fräulein, erschrecken Sie nicht. Nehmen Sie. Es soll sehr wichtig sein. Ich bin von meinem jungen Herrn geschickt.«

So lauteten die kurzen abgebrochenen Sätze, welche er in der Eile sprach, während er ihr das Briefchen in die Hand schob. Ehe sie noch von ihrem Erstaunen sich erholt hatte, war er bereits nach einem stummen Gruße verschwunden.

Mechanisch schloß das Mädchen wieder die Thüre. Das Briefchen allein, das sie fast willenlos fest zwischen den Fingern hielt, überzeugte sie, daß es kein Traum gewesen, was sie so eben gesehen, und nach und nach erst kehrte die Besinnung bei ihr zurück. Sie wagte es nicht, in das Zimmer zur Mutter zu gehen. Sie zog sich in ihre Kammer zurück, und den Blick auf den Brief geheftet, den sie noch immer unerbrochen in der Hand hielt, dachte sie darüber nach, ob sie ihn uneröffnet in die Hände der Mutter legen — oder ihn doch *lesen sollte.*

Und für Letzteres sprach eine Stimme in ihrem Herzen so laut, und vor ihrem inneren Auge schwebte Carls Bild so bittend, daß sie alle Zweifel und auch jenen kleinen Tropfen der Bitterkeit, welchen sein plötzliches Abbrechen allen Umgangs in ihrem Herzen zurückgelassen hatte, gewaltsam niederkämpfte; eine rasche Bewegung — und das Papier war von der Oblate weggerissen, welche den Brief schloß. Mit gierigem Auge überflog sie die wenigen Zeilen, und eine Thräne floß ihr über die Wangen, als sie gelesen hatte. Sie hielt den Brief nachdenkend in der Hand, dann überlas sie ihn noch einmal und wieder — es schien, als wenn sie sich an den wenigen Zeilen nicht satt lesen könnte.

Armer Carl! sagte sie endlich leise zu sich selbst, wie leiste ich Dir Abbitte für meinen Zweifel an deinem edlen Herzen! Wie dringend er schreibt, und doch wie beruhigend! Ich soll nicht besorgt sein! sagt er in dem Briefe. — Wenn er jetzt in mein Herz sehen könnte, wie ruhig ich bin, seit ich weiß, daß wir diesen edlen Freund immer den unsern nennen können!

In der That, je mehr sie über den geheimnißvollen Inhalt des Briefes nachdachte, der keine Besorgnisse aussprach, sondern nur andeutete, desto beruhigter fühlte sie sich durch den Gedanken, daß ihr im Falle der Noth Carls Hilfe nicht entgehen werde. Ueberhaupt dachte sie in ihrer Unerfahrenheit jetzt an keine Gefahr mehr, seit Robert wie durch ein Wunder dem Leben zurückgegeben war. Das Ereigniß des letzten Tages, die Verhaftung Martins, berührte sie mehr wegen der Aufregung, in welche die Mutter dadurch versetzt worden; ihr selbst war dieser Oheim noch zu neu, zu fremd, sie kannte noch nicht den Zusammenhang zwischen ihm und

Robert; Martin war für sie, obschon ein Unglücklicher, doch mehr noch ein Fremder. Auch daß Robert am Abend nach der Verhaftung Martins fast bis gegen Mitternacht mit der Mutter gesprochen, beunruhigte sie nicht, denn sie hielt es für so natürlich, daß die Mutter dem ihr wiedergegebenen Kinde so Vieles zu sagen habe. Selbst der Umstand, daß Robert zeitlich Früh ausgegangen war, und ihr mitgetheilt hatte, er werde vielleicht Mittags nicht nach Hause kommen, war ihr nicht aufgefallen; sie dachte daran, wie viel er durch die Zeit seiner Krankheit versäumt habe, und daß es jetzt nothwendig sei, endlich wieder das alte Geschäftsleben in seiner Kanzlei aufzunehmen. Das Ende aller Erwägungen war, daß sie beschloß, der Bitte Carls nachzugeben, und sich Nachmittags an dem von ihm bestimmten Orte einzufinden.

Rascher als seit längerer Zeit ging ihr in ihrem häuslichen Wirkungskreise heute alles von der Hand. Die Mutter, auf welche die Schicksalsschläge der letzten Zeit so niederdrückend gewirkt hatten, sah mit freudiger Wehmuth auf dieses rührige Wesen, dessen rasches Thun sie der glücklichen Sorglosigkeit der unerfahrenen Jugend zuschrieb. Der Schleier des Trübsinns, der seit Wochen auch über Sophie gebreitet gewesen, schien plötzlich von ihr genommen; sie war wieder wie einst in ihren glücklichsten Tagen. Mutter Haimon schüttelte zwar manchmal den Kopf und konnte es nicht recht fassen, was Sophie so umgewandelt, als aber das Mädchen im Laufe des Vormittags sich schmeichelnd ihr nahte und sie um die Erlaubniß bat, heute den Besuch bei einer langentbehrten Freundin machen zu dürfen, da schien es der Mutter klar zu werden, woher diese Rührigkeit, diese Umwandlung; es war das Bestreben, im Hause alles recht zu machen, so daß

die Mutter dann um so lieber ihre Einwilligung geben sollte.

»Gern mein Kind,« sagte Frau Haimon; »Du warst jetzt so lange zu Hause und sollst Dich auch nach so vielen bittern Tagen — setzte sie seufzend hinzu — wieder einmal erheitern. Nur bitte ich Dich, Sophie, sei vorsichtig in deinem Gespräche, wenn vielleicht, was ich zwar nicht glaube, die Rede auf unser Unglück kommen sollte. Ich hoffe, man wird im Hause der Frau Hofräthin unsern Kummer ehren.«

Sophie küßte der Mutter freudig dankend die Hand und wollte wieder an ihre Arbeit gehen als Frau Haimon sie zurückrief.

»Du mußt mir aber vorher noch einen Gang machen, mein Kind,« sagte die Mutter. »Ich will Dir deine Freude für den Nachmittag nicht stören, aber da Robert ebenfalls nicht zu Hause ist, so wäre ich ganz allein, und doch sehne ich mich danach, Jemand um mich zu haben.« —

»Dann will ich zu Hause bleiben!« rief Sophie rasch aus; aber sie erbleichte in dem Augenblicke, denn sie hatte, unwillkürlich von ihrem kindlichen Gefühle hingerissen, ein Opfer bringen wollen, dessen Schwere ihr im nächsten Augenblicke auf's Herz fiel.

»Nein, Du sollst meinetwegen nicht zu Hause bleiben,« sagte die Mutter sanft, »aber Du mußt zur Frau Steiner hinübergehen und sie bitten, den Nachmittag bei mir zuzubringen. Sie ist die einzige Frau, welche ich nun noch leiden mag. Gehe aber bald zu ihr.«

Sophie war gleich bereit. Die Frau, welche sie einladen sollte, wohnte nur einige Häuser entfernt, — bald hatte sie den Mantel und Capuchon genommen und die Hände

im warmen Muff sprang sie die Treppen hinab, um nur recht bald wieder zu Hause zu sein.

Alle ihre Gedanken waren bei Carl. Sie dachte weniger an das, was er ihr mitzutheilen haben würde, als an ihn selbst. Sie konnte es sich, während sie die letzte Treppe hinabstieg, nicht versagen, das Briefchen, das sie bei sich trug, nochmals zu lesen, und las es, während sie langsamer die Stufen hinabstieg, wieder von Anfang bis zu Ende mehrmals durch. Sie hatte nicht bemerkt, daß sie jetzt schon unter dem Thorwege angelangt war. Plötzlich schien es wie ein großer Schatten vor ihr zu stehen. Erschrocken steckte sie das Briefchen in den Muff und blickte auf; es war das gleißnerische Gesicht des Kanzlisten Schreiber, der an ihr vorüberging und sie mit widerwärtigem Lächeln grüßte.

Sie dankte flüchtig und eilte, ohne sich umzusehen, mit schnellen Schritten zum Thore hinaus.

Hätte sie sich doch umgesehen! Denn bei der raschen Bewegung, welche sie machte, war ihr das Briefchen aus dem Muff gefallen; ihr war es entgangen, aber nicht dem Blicke des Kanzlisten, der stehen geblieben war und ihr nachgesehen hatte. — Behende sprang er hinzu, nahm das Papier auf und ein Zug boshafter Freude glänzte aus seinem Auge, als er den Inhalt gelesen hatte.

Rascher als sonst noch stieg er die Treppe zur Wohnung des Barons hinauf. In seinem Geiste spannen sich schon die Fäden eines Planes, Sophiens Verlust zu seinem Vortheile auszubeuten. Erfinderischer im Bösen als bereitwillig zum Guten, hatte er bereits, als er bei dem Baron eintrat, *eine ganze Kette* von Verwicklungen entworfen, welche er um *das arme* Mädchen spannen würde. Mit einem triumphiren-

den Blicke trat er deshalb jetzt vor Rosa hin, als diese ihn in Abwesenheit ihres Vaters empfing, und ihre Fingerspitzen an seine Lippen führend, sagte er lächelnd:

»Ich bin glücklich, meine gnädige Baronesse, Ihnen eine Freude machen zu können!«

Rosa sah ihn gleichgiltig und lachend an; sie hielt das Wort für eine der gewöhnlichen Galanterien, in welchen der Kanzlist sich gefiel. Als er aber langsam etwas aus der Brusttasche zog und endlich ein kleines Briefchen ihr vor die Augen hielt, da wurde sie aufmerksamer und riß ihm das Papier aus den Fingern.

Schreiber stand lächelnd vor ihr, als sie rasch den Brief las und tiefes Erstaunen sich in ihren Zügen malte.

»Nun! meine gnädige Baronesse, hatte ich Recht, als ich sagte, ich würde Ihnen eine Freude machen?«

»Ob Er mir eine Freude gemacht hat!« antwortete sie aufgeregt; »aber nicht wahr,« fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, »wir Beide wollen auch dabei sein!«

XVIII.

Als Christoph nach Hause kam und seinem jungen Herrn berichtete, in welcher Weise er den Brief in Sophiens Hand gebracht hatte, fühlte Carl sich beruhigter, denn er zweifelte nicht, daß Roberts Schwester seiner Bitte folgen würde. Er erwartete jetzt auch vollkommen unbesorgt die Aufforderung seines Oheims, welcher, wie er vermuthete, ihn bald nach dem Frühstücke werde rufen lassen.

Er hatte sich darin auch nicht getäuscht. Linden, welcher ziemlich spät aufzustehen pflegte, hatte heute bald nach dem Erwachen seinem Kammerdiener den Auftrag gegeben, den jungen Herrn zu ihm herüber zu bitten.

Als Carl erschien, befand sich sein Oheim noch im Bette und nahm eben seine Chocolade. Mit einer überaus freundlichen Begrüßung lud Linden seinen Neffen ein, im Lehnstuhl neben seinem Lager Platz zu nehmen, und begann nach einer ziemlich weitschweifigen Einleitung, worin er den jungen Mann fortwährend seiner zärtlichsten Liebe versicherte, mit der Idee hervorzurücken, daß Carl endlich daran denken müsse, welche Stellung er einst im Leben einnehmen und wie seine Zukunft begründen solle. — »Wenn ich heute sterbe,« sagte er, »so bist Du freilich mein einziger Erbe, aber Du darfst nicht in dem Glauben sein, in welchem sich Gott sei Dank die ganze Welt befindet, daß ich sehr reich sei. Ich weiß am besten, wie es damit steht, und Dir, mein

Sohn, darf ich es jetzt auch nicht mehr verschweigen. Du weißt, ich brauche viel und meine kostbaren Studien haben bisher weit mehr verschlungen als eingebracht. Ich darf mich weder einschränken, noch meine Forschungen einstellen; beides würde auffallen, und man muß alles vermeiden, was der Welt Anlaß zu unliebsamen Vermuthungen geben könnte.« —

»Theurer Oheim!« sagte Carl ganz ruhig, »Sie wissen es, ich habe nie auf Ihr Vermögen Anspruch gemacht, und will alles vermeiden, um Ihnen auch nur im geringsten zur Last zu fallen.«

»Aber närrischer Mensch, so war es ja nicht gemeint,« rief Linden aus. »Wer spricht denn davon, daß Du Dich einschränken sollst? Aber damit Du künftig — man kann nicht wissen, welche Wechselfälle im Leben eines Menschen eintreten—es nicht nothwendig haben sollst, deinen gewohnten Lebensgang zu ändern, deswegen wäre es mein Wunsch, daß Du Dich endlich einem positiven Lebenszwecke widmetest. — Ich habe nun die Idee,« fuhr er mit einiger Verlegenheit fort und zupfte an den Spitzen seiner Bettdecke, »daß Du jetzt die große Tour durch Europa machst, durch Reisen Dich an Welt- und Menschenkenntniß ausbildest und während des Aufenthaltes in Italien, Frankreich und England Dir die Sprachen dieser Länder so vollkommen eigen machest, wie es sich für einen jungen Cavalier schickt, und wie es nothwendig ist, wenn Du später in der diplomatischen Laufbahn deinen Weg machen sollst.«

Eine flüchtige Röthe überzog bei den letzten Worten Carls Wangen, sein Herz pochte lauter bei den Aussichten, welche sein Oheim ihm eröffnete, — denn so ungelegen ihm

dieser Vorschlag auch zur Stunde kam, so war damit doch die Erfüllung einer der früheren Lieblingswünsche des jungen Mannes in Aussicht gestellt. Dem Baron entging diese innere Bewegung seines Neffen nicht, und da sie seine Absichten förderte, fuhr er lächelnd fort:

»Ja, mein Sohn, ich kann Dir sogar noch mehr sagen. Ich habe schon bei dem Fürsten davon gesprochen, und Seine Durchlaucht war so gnädig, mir die Erfüllung meiner Bitte in Aussicht zu stellen, wenn Du nach deiner Rückkehr den Anforderungen, die der Dienst an Dich macht, genügen würdest. Also, nicht wahr, Du bist einverstanden? Abgemacht. Du kannst heute noch abreisen. Das Geld für die erste Zeit liegt schon bereit, — sonst mitzunehmen hast Du nicht viel, denn ich wünsche, daß Du Dich gleich in Paris, wohin Du zuerst gehen wirst, equipirst.«

Der Baron hielt jetzt inne und sah etwas überrascht auf seinen Neffen, der nachdenkend im Lehnstuhl saß. Der gute Linden hatte nach dem Momente der angenehmen Ueberraschung, welche er so eben bei Carl zu bemerken geglaubt, auf eine freudige Zustimmung gerechnet, und war schon nicht wenig um den Erfolg seines schönen Planes besorgt, als er den jungen Mann so schweigsam sah.

»Ich glaube gar, Du besinnst Dich noch?« rief er ärgerlich; »jeder Andere an deiner Stelle würde mir mit tausend Freuden danken. Ist das die Liebe und Achtung, welche die jetzige Jugend vor ihren Eltern hat?«

»Verzeihen Sie mir, mein theurer Oheim,« sagte Carl ernst und gefaßt; »wenn ich für Ihren gütigen Vorschlag und diesen neuen Beweis Ihrer väterlichen Sorgfalt *für mich nicht* sogleich jene Worte gefunden habe, welche

Ihnen den vollen Dank meines Herzens aussprechen könnten. Aber —«

»Aber? — was hast Du denn für ein Aber?« fragte Linden besorgt.

»Ihr liebevoller Antrag hat mich so überrascht, daß ich kaum fasse, was Sie zu diesem schnellen Entschlusse bewogen haben mag, und mir selbst kommt er so plötzlich, daß Sie mir gewiß gestatten werden, wenigstens noch einige Tage bei Ihnen zu bleiben, damit ich mich mit dem schmerzlichen Gedanken einer längeren Trennung erst vertraut machen kann.«

Carl hatte diese Worte so offen und herzlich gesprochen, daß der Baron ihm gerührt die Hand entgegenstreckte und ausrief:

»Du bist und bleibst mein gutes Kind, und alles, was ich für Dich thue, ist noch immer zu wenig.«

Der gute Mann dachte in diesem Augenblicke gar nicht daran, daß er sich selbst von seinem Gefühle hatte hinreißen lassen, er vergaß, wie nothwendig es sei, daß Carl so bald als möglich Wien verlasse, und dachte erst trübselig über alles das nach, als der Neffe, welcher die schwache Seite seines gutmüthigen Oheims zu benutzen verstanden, bereits das Cabinet verlassen hatte. Aber so unmuthig der Baron, um so zufriedener war jetzt Carl mit dem vorläufigen Erfolge seiner Unterredung. Wie auch sein junges Herz an Sophie hing, hatte doch während der Nacht bei stillem Nachdenken der Plan des Onkels seine lockenden Seiten gezeigt, und seufzend gestand sich Carl, daß er gern dem Antrage gefolgt wäre, wenn nicht der Gedanke der Gefahr für Sophie und ihre Mutter ihn den entgegengesetzten Weg einschlagen hieße.

Er hielt sich verpflichtet, zum Schutze der, wie er glaubte, Alleinstehenden alles zu thun. Der erlangten Frist von Herzen froh, dachte er für den Augenblick nicht weiter hinaus. Seine ganze Seele war erwartungsvoll auf den Nachmittag gespannt, wo er Sophie das erste Mal seit Wochen wiedersehen sollte. Er malte sich ihr Bild aus, wie es noch seit ihrer letzten Begegnung lebhaft vor seinem Auge stand, er sah sie wieder, wie sie damals zögernd und mit einem unaussprechlich schmerzhaften Blicke des Vorwurfes ihre Hand aus der seinen zurückzog, welche er ihr zum Abschiede geboten hatte. Immer noch tönte der süße Klang ihrer Stimme an sein Ohr, als sie mit leisem Vorwurfe ihn darauf aufmerksam machte: ob er es denn nicht für besser finden würde, seine Befürchtungen und sein Mißtrauen über den Umgang Roberts diesem selbst mitzutheilen, als die Mutter und sie für die Fehler des Bruders mit dem Verluste eines werthen Freundes zu strafen?

Vielleicht daß alles anders geworden wäre, wenn ich männlicher gehandelt hätte! diesen Vorwurf hatte Carl in der letzten Zeit sich oft gemacht, aber den Wurm in seiner Brust durch die Voraussetzung unterdrückt, daß Robert doch nicht seine Verbindungen aufgegeben hätte!

Er konnte den Nachmittag kaum erwarten und schon eine Stunde vor der bestimmten Zeit stand er an der Ecke des Kohlmarkts, den Eingang in die Michaelskirche fest im Auge, damit ihm ja nicht der Augenblick entgehen könne, wenn Sophie die Kirche betreten würde. Er hatte ihr in dem Briefe schon den Platz bestimmt, wo er sie finden würde, er hatte ihr genau angegeben, in welche Bank sie eintreten sollte. Alles war von ihm mit solcher Umsicht eingeleitet, daß

er, ohne irgend ein Aufsehen zu erregen, in ihrer Nähe niederknien und mit ihr sprechen konnte.

Endlich erkannte er schon von weitem die zierliche Gestalt, wie sie eilig, den Kopf gegen den Boden gesenkt, von der Seite des Augustinerklosters daherkam. Er bemerkte, daß sie auf dem Michaelerplatze einen flüchtigen Blick umherwarf, und es war ihm, als müsse sie ihn gesehen und erkannt haben, denn mit einer fast unmerklichen Neigung des Kopfes, die er für einen Gruß nahm, war sie in die Kirche eingetreten. Jetzt konnte der junge Mann kaum mehr seine Ungeduld bezähmen, es drängte ihn, aus ihrem Munde wieder das Wort der Verzeihung, der alten traulichen Herzlichkeit zu vernehmen, und so betrat er denn kurz nach ihr ebenfalls die Kirche.

Carl hatte sie auf den ersten Blick bereits an dem bestimmten Platze gefunden. Sie kniete am Eingange einer Bank und schien tief in ein Gebet versunken. Er wagte es im ersten Augenblicke nicht, sie zu stören, und kniete schweigend an ihrer Seite nieder.

Nach kurzer Frist wendete sie etwas den Kopf und sah ihn mit einem seelenvollen Blicke an, worin das ganze Glück sich wiederspiegelte, welches ihr Herz empfand. Er wollte sie eben ansprechen, als sie selbst das Wort nahm, um hastig und leise ihm zuzuflüstern: »Wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie unserer gedachten — ich habe der Mutter nichts gesagt, weil Sie darum baten, aber wie wird Robert sich freuen, wenn er wieder von Ihnen hören wird und erfahren, daß Sie der Alte geblieben sind.«

Carl sah *besorgt und erstaunt* das Mädchen an. Sie

sprach von Robert, dem Verstorbenen, wie von einem Lebenden.

Sophie verstand seine Gedanken. Sie löste ihm das Räthsel der jüngsten Zeit, so weit sie selbst es im Stande war. Dann fügte sie hinzu:

»O! wenn wir, oder wenn vielmehr Robert nur Ihre Warnung beachtet hätte! Sie haben das Wesen jenes fremden Menschen durchschaut — mein armer Bruder schien aber von ihm und durch Mesmer wie verzaubert.«

»Hat dieser auch wieder seine Hand im Spiele gehabt!« sagte Carl mit unverhehltem Ausdruck der Verachtung in seiner Stimme. »Ich kann es mir wohl denken,« fuhr er sichtlich aufgeregt fort, »er besuchte Ihren Bruder um so fleißiger von der Zeit an, als er wußte, daß mein Fuß nicht mehr die Schwelle Ihrer Wohnung betrete.«

Das Mädchen sah ihn mit einem langen vorwurfsvollen Blicke an und ihr Antlitz war bei seinen Worten bleich geworden.

»Verzeihung, theure Sophie! verkennen Sie mich nicht und beurtheilen Sie mein Wort nicht falsch. Hätte ich mit dem Vertrauen und der Hingebung alter ungeschwächter Freundschaft mich an Sie gewendet, wenn ich nur irgend einen Stachel des Vorwurfes gegen Sie in meiner Brust gefunden hätte? Aber verzeihen Sie mir, wenn die Erinnerung an die trübe Vergangenheit mein Wort anders ausfallen ließ, als ich es selbst gemeint habe.«

Sie sah ihn lächelnd an und er las in diesem Lächeln die volle Verzeihung ihres Herzens.

»Ich bin sehr glücklich, Sophie,« begann er endlich wieder, »daß Gott so wunderbar alles gefügt hat. Jetzt ist

eine Ursache der Unterredung, um welche ich Sie gebeten habe, schon in anderer Weise und gewiß am besten erledigt. Robert ist dem Leben und der Gesundheit wiedergegeben. Er wird alles aus dem Wege räumen, was Ihre und Ihrer Mutter Ruhe gefährden könnte, und die Erfahrung der letzten Zeit wird ihn ohnehin seine Freunde kennen gelehrt haben.«

»Sie haben mich durch Ihren Brief so erschreckt,« sagte das Mädchen; — »und doch auch wieder so erfreut,« fügte sie hinzu und beugte den Kopf auf die Bank nieder, um die aufflammende Röthe in ihrem Gesichte zu verbergen.

»Sie machen mich glücklich durch dieses Wort,« erwiederte er leise, »und geben mir doppelt meine Ruhe wieder. Was ich Ihnen sagen wollte, ist nun, da Robert wieder lebt und bei Ihnen weilt, fast unnöthig geworden. Was böse Menschen gegen Sie und Ihre Mutter beginnen wollten, es zerfällt jetzt ohnehin, da Robert Ihr natürlicher Vertheidiger ist, und sein Auftreten, das kann ich Ihnen zur vollen Beruhigung sagen, alle Anschläge zu nichte machen wird. Aber es wird nothwendig sein, daß ich mit ihm spreche, daß ich ihn über so Manches aufkläre, das ein helles Licht auf die jüngste Vergangenheit werfen kann. Werden Sie, Sophie, mir dann, wenn ich es wage, wieder über Ihre Schwelle zu treten, ebenso freundlich entgegenkommen, als Sie vertrauensvoll mir hier Gehör geschenkt haben?«

»Zweifeln Sie daran? Oder glauben Sie, daß es nur allein die Besorgniß war, welche mich hieher geführt hat, weil Ihr Brief so geheimnißvoll mir wichtige Mittheilungen andeutete? Ich glaube, Carl, Sie sollten mich besser kennen!«

Er schwieg und blickte sie wie um Verzeihung bittend an. — Es entstand eine kleine Pause, endlich fragte Sophie, indem sie die Augen auf ihre wie zum Gebete gefalteten Hände niedergeschlagen hatte: »Und waren Sie wirklich während dieser ganzen Zeit nicht in unserem Hause?«

»Ich verstehe Sie nicht!«

»Ich frage nicht umsonst,« begann das Mädchen wieder; »Sie wissen, wer noch in demselben Hause wohnt!«

»Sie werden doch nicht glauben, daß die Baronesse Rosa —« sagte er in einem Tone, aus dem gekränkter Stolz sprach.

»Ich glaube, daß die Baronesse Rosa ebenso hübsch als vornehm ist; und was ist denn ein so armes Mädchen, wie ich, ihr gegenüber?«

»Sophie! ich schwöre Ihnen, Sie kränken mich tief durch einen solchen Verdacht, um so mehr — — —«

»Da Sie die Probe so gut bestanden haben,« fiel ihm das Mädchen jetzt in's Wort und sah ihn mit ihren hellen Augen lächelnd an. »Ich weiß alles, Carl, ich weiß, daß Sie Einladungen ausgeschlagen haben, ich weiß, daß man sich um Sie bemüht, und« — sie legte bei diesen Worten ihre Hand leise auf die seine — »Sie sind so fest gewesen, mich armes Kind nicht darüber zu vergessen.«

Das Gespräch der beiden Liebenden ging von jetzt an immer mehr und mehr in ein leises Geflüster über, sie vergaßen Ort und Zeit, sie bemerkten nicht, daß schon vor einigen Altären die Kerzen angezündet wurden, am wenigsten aber hatten sie eine Ahnung davon, daß nicht weit von ihnen rückwärts zwei Personen Platz genommen hatten, welche jede ihrer Bewegungen auf das schärfste beobachteten.

Endlich schien Sophie, indem sie aufblickte, erschrocken zu bemerken, wie spät es schon geworden sei.

»Um Gottes willen, Carl! es wird Nacht! gehen wir. Sie begleiten mich doch bis zum Hause?«

Mit diesen Worten erhob sie sich und auch Carl stand auf, um an ihrer Seite aus der Kirche zu gehen.

Die beiden Personen, welche rückwärts hinter ihnen gesessen, erhoben sich gleichfalls mit ihnen. Als Carl und Sophie sich umwandten, um gegen die Thüre zu gehen, schritt plötzlich die Baronin ganz nahe an ihnen vorüber, und spöttisch rief sie halblaut Sophien zu:

»Ei! auch Nachmittags in der Kirche! seit wann ist denn die Jungfer so fromm geworden?«

Sophie faßte krampfhaft den Arm ihres Begleiters. Sie sah sich in den Händen ihrer Feindin und fühlte eine Ohnmacht nahe. Carl, auf dessen Arm das bebende Mädchen gestützt war, wollte einen Schritt vorwärts machen, um Rosa nachzueilen, da trat gekrümmten Rückens und lauernden Auges der Herr geheime Kanzlist Schreiber hinter einer Säule hervor und fragte mit höhnischer Demuth:

»Darf ich etwa wagen, submissest hier meine Hilfe anzubieten?«

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Die
letzten Adepten.

Roman

von

Julius Seidlitz.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.



I.

Einige Monate waren seit den zuletzt erzählten Begebenheiten verflossen, und wie durch ein Wunder hatte sich in dem Leben der uns bekannten Personen keine wesentliche Veränderung zugetragen. Die Ruhe der Familie Haimon war bisher ungestört geblieben, denn ebenso wie Linden und seine Freunde durch die Anwesenheit Roberts sich veranlaßt fühlten, von ihren Planen gegen Mutter und Tochter abzustehen, in gleicher Weise schien ein anderer und zwar geheimer Einfluß sich bei dem Kanzlisten Schreiber geltend gemacht zu haben, so daß dieser nicht allein alles vermied, was als feindlich gegen die Haimon betrachtet werden konnte, sondern auch sich sogar von dem Umgange mit dem Baron und Rosa etwas zurückzog, indem er weniger häufig bei ihnen erschien, und mit unverkennbarer Absichtlichkeit einem Gespräch unter vier Augen mit der Baronin auswich.

Diese fühlte sich seit dem Auftritte in der Michaelskirche unglücklicher, als sie sich selbst gern eingestand. Die tiefe Neigung, welche seit längerer Zeit schon in ihrem Herzen für Carl gelebt, war ihr niemals so klar geworden, als nach jenem Zusammentreffen. Das Auge der Eifersucht, so mißtrauisch und so scharf, hatte sie damals erkennen lassen, daß es sich bei dem jungen Manne diesmal nicht um die Galan-

terie einer flüchtigen Neigung, sondern bei allen Beiden um das feste Bündniß zweier Herzen handle, zwischen welche sich einzudrängen, ihr, wie sie sah, wenig Hoffnung blieb. Und doch konnte sie nicht vergessen, daß es eine Zeit gegeben, wo es schien, als ob Carl seine Huldigung ihr zuzuwenden im Begriffe stehe, und sie in dem Glauben sich wiegen durfte, nicht allein sein Herz, sondern einst auch seine Hand und das große Vermögen seines Oheims zu besitzen. Ihr Vater, welcher von dem gründlich zerrütteten Zustand seiner Verhältnisse kein Geheimniß vor seiner Tochter machte, hatte es nicht an aufmunternden Winken und Andeutungen fehlen lassen über das glänzende Loos, welches sie an der Seite des reichen Erben erwarte. Und zu diesen egoistischen Gründen gesellte sich die Liebe zu Carl so wahr und tief, als überhaupt ihr Herz einer Neigung fähig war. Dieses Gefühl hatte sich zur Leidenschaft gesteigert, seit Rosa sich verschmäht wußte und in der verhaßten Sophie eine glückliche Nebenbuhlerin kannte.

In dem Schmerze getäuschter Leidenschaft hatte sie den Groll durch Thaten der Rache gegen Sophie und ihre Angehörigen äußern wollen. Sie hielt diese nämlich im Verdacht, daß sie Carl von dem flüchtigen Verhältnisse unterrichtet hätten, welches die junge Baronin unbedachtsam mit jenem fremden Manne angeknüpft, der als Roberts Freund aufgetreten, dann aber nach dessen geheimnißvoller Krankheit plötzlich spurlos verschwunden war. Rosa hatte diesem Manne gegenüber nie an eine ernste Neigung gedacht, sondern ihn mehr als einen Gegenstand betrachtet, von dem sie hoffte, er würde die Eifersucht Carls rege machen, ihn, der sie immer mit der kalten Förmlichkeit der gewöhnlichen Umgangssitte behandelte, endlich erwärmen und in ihre Arme führen. Des-

wegen war sie jenem Fremden von dem Augenblicke an, wo sie wußte, daß Carl sich von der Familie Haimon zurückgezogen, fast mit allzugroßer Freundlichkeit entgegengekommen, — sie rechnete mit Gewißheit darauf, daß der Neffe des Baron Linden jenem Marcell wenigstens bei ihr den Platz streitig machen werde, welchen dieser bei der Familie Haimon ihm entrissen hatte.

Nach jener Begegnung in der Michaelskirche sah sie nun alle Hoffnungen für immer vernichtet. Sie hatte sich selbst überzeugt, daß Carl jetzt, mehr vielleicht als jemals, an die Schwester Roberts gefesselt sei, und sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, als sie auf den Arm des Kanzlisten gestützt aus der Kirche nach Hause ging.

Aber selbst seit dieser Zeit hatte sich viel verändert. Bei jenem Nachhausegehen hatte Herr Schreiber sie auf die nächsten Tage vertröstet, wo ganz andere Ereignisse eintreten würden; doch diese Tage waren jetzt selbst nach Monaten noch immer nicht gekommen.

Auch auf Mesmer hatte Rosa lange ihre Hoffnung gesetzt, daß er ihr zu einem neuen Anknüpfungspuncte bei Carl dienen werde. Die Arme sah sich ebenfalls hierin getäuscht, denn Mesmer so wie die übrigen früheren Freunde ihres Hauses hatten sich nach und nach zurückgezogen, und wenn auch keiner von ihnen den Umgang ganz abbrach, so waren doch jene Zeiten vorüber, wo sich fast allabendlich bei ihrem Vater mehrere Herren versammelten, in deren Kreis sie als die belebende Grazie des Hauses erschien. Wenn jetzt noch einer oder der andere kam, so hatte er immer mit dem alten Baron so viel zu sprechen, daß Rosa von ihrem Vater gar nicht aufgefordert wurde, in der Gesellschaft zu erscheinen. Zudem brachte der Baron jetzt mehr als jemals die Abende außer

dem Hause zu. Und kam manchmal auch das Gespräch auf die Ereignisse, welche vor Monaten so sehr die Ruhe der Familie Haimon gestört hatten, so wollten weder der Baron noch einer seiner näheren Freunde gern darauf eingehen; vorzüglich schien es aber den Alten unangenehm zu berühren, als einmal von einem Herrn, der übrigens nur äußerst selten erschien, der Verhaftung Martins in diesem Hause erwähnt wurde.

Man sah es dem Baron in diesem Momente an, daß eine unangenehme Erinnerung in ihm erweckt worden; sein fahles Gesicht war noch bleicher geworden, und Rosa, welche bei diesem Gespräche gegenwärtig, blickte nicht ohne Besorgniß auf den Vater. Für das Fräulein war das Ergriffensein ihres Vaters ein Räthsel; sie verstand nicht, aus welcher Ursache der Baron so viel Antheil an dem alten Freidhofswächter nahm, von welchem sie seit seiner Verhaftung nichts mehr erfahren hatte. Aus gelegentlichen Aeußerungen entnahm sie wohl, daß Martin noch immer im Gefängnisse sei, aber er war ihr gleichgiltig geworden, wie alles andere, das nicht in der innigsten Beziehung zu ihrer Herzensneigung stand. Was kümmerte sie jetzt fremdes Unglück, da sie an dem eigenen selbst so schwer zu tragen hatte.

Bei der Familie Haimon schien nach dem Unglücke der letzten Zeit die stille Seligkeit ungetrübten Friedens eingezogen zu sein. Wenn auch die Mutter manchmal unter hervorstürzenden Thränen des unglücklichen Bruders gedachte, dessen graues Haupt im Kerker bleichte, so brachte ein Blick auf das stille innige Herzensglück ihrer Tochter, die in der unwandelbaren Neigung Carls die selige Blüthenzeit eines üppig sich entfaltenden Liebesfrühlings durchlebte, ihr bald

wieder alle Freudigkeit der Hoffnung auf eine schönere, frohere Zukunft vor die Seele.

Doch alle ihre Gedanken hingen zumeist an Robert, dem Sohne, welcher dem Mutterherzen unter so unermeßlichem Schmerze wiedergeboren worden. Er war die Sonne, um welche sich ihr ganzer Lebenskreis drehte, und jedesmal, wenn er jetzt bei der Mutter erschien, war auf Stunden hinaus ihr Antlitz wie von seliger Verklärung umflossen. Sie hatte mit schwerem Herzen darein gewilligt, daß er die Wohnung bei ihr verlasse und eine eigene beziehe. Sie hatte sich nicht von dem Gedanken losreißen können, daß dieselben Feinde, welche Ursache haben mochten, ihn in jüngster Zeit um so mehr zu fürchten, je tiefer er in ihre Geheimnisse eingeweiht war, ihre Verfolgungen dann um so wirksamer erneuern würden; aber er lebte bereits seit neun Monaten unangefochten in einer bescheidenen Wohnung im vierten Stocke eines Hauses der Singerstraße, und nichts hatte bisher ihre Befürchtungen bestätigt.

Im Gegentheile, nie war Robert heiterer gewesen, trotz seines natürlichen Ernstes, nie elastischer in seinem ganzen Thun, nie theilnehmender und gesprächiger. Es schien, als wenn ein Strahl geheimen Glückes bis in die dunkelsten Tiefen seines Wesens gedrungen, um ihn mit neuem Lebensmuthe, mit neuer Kraft, mit neuer Heiterkeit zu erfüllen.

Seine Mutter, welche mit innerem Entzücken diese Veränderung in dem Wesen ihres Kindes bemerkte, hatte ihn nie um die Ursache derselben gefragt, sie ahnte ein süßes Geheimniß und segnete, ohne es zu kennen, das Wesen, welches diese glückliche Umwandlung in Robert hervorgebracht hatte. Nie kam ein Wort, welches darüber Aufschluß gege-

ben hätte, über seine Lippen, und selbst sein vertrautester Freund, der junge Dechant fand hier die Grenze eines ihm unbekannten Bodens. Was diesem aber selbst auffiel, war der Umstand, daß Robert seit einiger Zeit in fast überraschender Weise von einem Glücksstern begünstigt schien, welcher die Lebensbahn dieses jungen Mannes zu einer von seinen früheren beschränkten Verhältnissen ganz entgegengesetzten machte.

Freilich glaubte der Dechant ahnen zu können, wie sehr er selbst zu diesem Umschwunge in Roberts Leben dadurch beigetragen, daß er ihn bewogen, endlich einmal einen anderen Beruf zu wählen, und den Kanzleidienst zu verlassen, der ihm auf so lange hinaus keine Aussichten bot. Robert hatte lange geschwankt. Er gedachte seiner Familie, welcher er von seinem jetzigen, wenn gleich kargen Verdienste, doch schon manche kleine Unterstützung zufließen lassen konnte, er dachte daran, daß gerade seine gegenwärtige Beschäftigung ihm hinlänglich Zeit ließ, um manche seiner Lieblingsstudien ungestört forttreiben zu können, er gehörte zu jenen Menschen, welchen die Energie des Geistes fehlt, um sich mit ganzer Kraft einem Ziele zuzuwenden, und die schwankend in ihren Richtungen, welche sie einschlagen wollen, auch nicht entschieden genug sind, um sich rasch über einen Weg einigen zu können. Als er aber die Erfahrung machte, daß sich seine Collegen in scheuer Verlegenheit von ihm zurückzuziehen begannen, daß sein bisheriger Chef ihm nicht mehr jenes Vertrauen wie früher schenkte, als sogar hie und da bei manchen Gelegenheiten Worte fielen, welche auf geheime Verbindungen, auf verdächtiges Treiben anspielten, da entschloß er sich endlich den Vorschlag des Pater Mansperger anzunehmen, und jenen Lebensweg zu wählen, welchen dieser ihm anempfohlen.

Es war dies eine ebenso einträgliche als leicht zu verwaltende Stelle in dem Hause der verwitweten Gräfin Bietinska.

Die würdige Dame hatte sich an ihren Gewissensrath, den Freund Roberts gewendet, um durch seine Empfehlung einen Mann zu finden, dem sie in allen Angelegenheiten ihres Hauses das unumschränkteste Vertrauen schenken durfte. Der Geistliche hatte Robert vorgeschlagen, und eine einzige Unterredung der Gräfin mit dem jungen Manne ihr gezeigt, daß sie in ihm denjenigen gefunden, den sie so lange gesucht. Robert war ebenfalls verführt von der milden Freundlichkeit, mit welcher die Gräfin ihm entgegengekommen, von dem Antheile, den sie nach dem, was der Geistliche ihr erzählt hatte, an ihm nahm, und von dem Vertrauen, mit welchem sie ihn gleich in alles einweihte, was auf seine künftige Stellung in ihrem Hause sich bezog. Sie lebte allein, selten daß sie den Besuch eines Standesgenossen empfing, noch seltener verkehrte sie mit den entfernten Verwandten, welche sich in Wien befanden, und ihr ganzes Leben verfloß nur in einem fortwährenden Bestreben, der Armuth zu helfen, das Unglück zu unterstützen, den Jammer der Noth verstummen zu machen. Ihr Umgang beschränkte sich größtentheils auf eine Anzahl Männer und Frauen aus verschiedenen Classen der Gesellschaft, durch welche sie ihre Wohlthaten, ohne daß der Beschenkte die Spenderin kennen lernte, unter die Armuth vertheilen ließ. Lange schon hatte sie deswegen einen braven Menschen an ihre Seite gewünscht, der gefühlvoll und edel sie in ihrem Streben unterstützen, und zugleich — leider hatten einzelne bittere Erfahrungen sie mißtrauisch gemacht — manche Empfänger ihrer Gaben beaufsichtigen könnte.

Gleich nach der ersten Unterredung, bei welcher Robert

die Dame wie seine Mutter verehren gelernt, zögerte er nicht, mit Freuden sein Wort zu geben, und wenige Tage nachher übernahm er bereits alle Arbeiten eines Geschäftsführers der Gräfin.

Dies war auch die Ursache gewesen, daß Robert die Wohnung bei seiner Mutter verließ und in die Stadt zog, in ein Haus, das nur wenige Schritte von jenem der Gräfin entfernt war.

Die ersten Monate iu seinem neuen Verhältnisse verflossen ihm um so schneller, als er auf den Wunsch der Gräfin eine Reise auf ihre Besitzungen in Polen und Ungarn machen mußte, um in die Verwaltung dieser Güter, die nicht durchgehends den besten Händen anvertraut waren, einige Ordnung zu bringen. Die Gräfin, die bereits nach wenigen Tagen mit dem Scharfblicke einer klugen und erfahrenen Frau sich vollkommen von der Lauterkeit seines Characters überzeugt hatte, stellte ihm für den Zweck seiner Reise so umfassende Vollmachten aus, daß er ganz in der Lage war, auf den verwahrlosten Gütern jene Anordnungen zu treffen, welche die Wiederkehr der bisherigen Wirthschaft verhindern mußten. Auf alle Berichte, welche er der Gräfin schrieb, erhielt er nur immer die Aufforderung, nach bestem Ermessen seine Anordnungen zu treffen, und so konnte er nach seiner Rückkehr ihr die Versicherung geben, daß von jetzt an der Ertrag der Güter ohne Anwendung irgend einer lästigen Maßregel sich um sehr bedeutende Summen erhöhen werde.

»Dann werden unsere Armen Ihnen danken!« lautete die kurze Antwort der Dame. Am nächsten Morgen aber empfing er aus ihrer Hand eine Schrift, worin sie aus Anerkennung für seine Bemühungen ihm den Gehalt sogleich bedeutend erhöhte.

Jetzt erhielt er auch in ihrem Hause einige Zimmer zu seiner sogenannten Kanzlei, und mit Ausnahme von nur wenigen Personen, mit welchen die Gräfin vorläufig noch selbst verkehrte, mußten alle übrigen Geschäfte der Herrschaft durch seine Hand gehen.

Aber unter jenen Personen befand sich, wie er aus einigen Schriftstücken ersah, auch der geheime Kanzlist Schreiber! Er wußte zwar nicht, in welchen Verbindungen dieser Mann mit seinen Feinden stand; derselbe hatte bisher noch nicht Gelegenheit gehabt, ihm persönlich feindlich entgegenzutreten, aber es war für Robert besorgnißerregend genug, daß der Kanzlist, welchen er als einen genauen Freund des Barons und Rosa's kannte, auch zur Gräfin im genauen Verkehr stand. Der Kanzlist hatte ihn freilich noch nicht bei der Gräfin gesehen, aber konnte sie nicht mit diesem von ihm gesprochen haben, und war er dann vor der Bosheit dieses Menschen, so wie des Barons und seiner Tochter sicher? Er kannte ja nur zu wohl den Haß, mit welchem Rosa seine Schwester verfolgte!

Er wurde erst ruhiger, als er seinen Freund, den Geistlichen, über diese Angelegenheit gesprochen hatte. Der Dechant lächelte, als Robert von der Verbindung des Kanzlisten zur Gräfin sprach. »Man kann nicht immer mit goldenen Werkzeugen arbeiten!« antwortete der Geistliche; »übrigens wird Ihnen selbst später Manches klar werden, das jetzt noch verschleiert vor Ihrem Auge zu liegen scheint.«

Robert fragte nicht weiter. Er hatte den Pater als einen jener goldreinen Charactere kennen gelernt, deren Wort das unbedingteste Vertrauen verdient, und so lange er ihn ruhig sah über eine Verbindung, die er bisher mit besorgtem Auge betrachtet, so lange mußte er auch das Interesse seiner

Gebieterin für nicht gefährdet und seine Furcht für einen leeren Schatten halten. Robert vermied der Gräfin gegenüber ein Wort davon zu erwähnen, und so waren in ungestörter Ruhe mehrere Monate vergangen, so rasch, in so angenehmen Verhältnissen und durch seine neue liebgewordene Beschäftigung so verkürzt, daß ihm die letzte Zeit von seiner verhängnißvollen Krankheit, vor allem aber jene Nacht auf dem Stephansfreidhofe nur mehr wie ein Traum erschienen wäre, hätte ihn nicht manchmal das verweinte Auge seiner Mutter an das Schicksal Martins gemahnt, und wäre er nicht durch ein tückisches Spiel des Zufalls nur zu oft Mesmern begegnet, dessen Blicke auf ihn immer den tiefsten Haß aussprachen.

Der junge Doctor hatte ebenfalls die Wohnung im Freihause aufgegeben und war in die Stadt gezogen. Um jene Zeit begann er in weiteren Kreisen durch seine wunderbaren Curen das größte Aufsehen zu erregen. Ein Auflegen seiner Hände, ein Bestreichen der kranken Theile mit den Fingerspitzen, das waren die unerhörten Mittel, welche er anwendete, und welche ihm damals in Wien auf der einen Seite den Ruf eines Wunderthäters, auf der andern den eines Charlatans verschafften. Es gab damals gewisse Kreise der Bevölkerung, in welchen man seinen Namen nur mit scheuer Ehrfurcht nannte, während auf der andern Seite der mächtige Schutz des einflußreichen van Swieten kaum ausreichte, um die neue Heillehre vor den Verfolgungen der allzufrommen Seelen zu bewahren. Denn daß es bei den Curen des Wunderthäters nicht mit richtigen Dingen zugehe, war bei Vielen eine ausgemachte Sache.

Zur selben Zeit, wo wir wieder den Verlauf unserer Erzählung aufzunehmen beginnen, fand der Provincial eines

Morgens einen Brief ohne Unterschrift auf seinem Tische. — An der eigenthümlichen Art, wie das Papier zusammengefaltet war, erkannte er gleich denjenigen, von wem der Brief gekommen sein mußte. Hastig riß er das Siegel auf. Sein Antlitz verdüsterte sich, als er raschen Blickes die Zeilen überflog.

»So ist der Schlag gefallen!« sagte er nach einer Pause kurzen Nachdenkens, »und alle meine Bemühungen und alle Anstrengungen der Freunde waren umsonst. Die Thörichten! Sie glauben, daß mit unserer Vernichtung eine neue Zeit des Lichtes anbrechen würde, sie sehen nicht, daß nur der Geist das wahre Licht der Welt ist, und der Geist wird ewig, so wie bisher, in unserer Hand bleiben.«

Er nahm abermals den Brief und warf noch einen Blick darauf. »Er empfiehlt mir die Sorge für Martin,« murmelte er; »als ob ich jemals des Greises vergessen hätte. Aber der Alte ist nicht mehr derselbe wie früher, die lange Haft wird seine Kraft noch mehr brechen, er kann nur noch willenloses Werkzeug sein, nicht mehr selbstthätig auftreten. Seine Stelle ziemt einem Jüngern, und Gott sei Dank, ich glaube den gefunden zu haben, welcher unter meiner Leitung den Kampf gegen die Heuchler aufnehmen wird. — Es ist eine ernste Zeit, die jetzt beginnen wird, eine Zeit, wo alte Vorurtheile stürzen und ein neuer Geist durch die Welt ziehen wird!«

Er faltete die Hände wie zum Gebete, und über seine ernsten, männlich schönen Züge zog es wie ein Strahl tiefen Ergriffenseins und der erhabensten Begeisterung.

II.

Am 14. September 1773 wurde ganz Wien von einer außerordentlichen Neuigkeit überrascht. Mit Blitzesschnelle hatte sich in der Stadt die Nachricht verbreitet, daß durch eine päpstliche Bulle, welche bereits die Bestätigung der Kaiserin Maria Theresia und des Mitregenten, des deutschen Kaisers Joseph, erhalten habe, der Orden der Jesuiten in Oesterreich, eben so wie bereits früher in Spanien, Portugal und Frankreich, aufgehoben worden.

Der Eindruck, welchen diese Nachricht in Wien hervorbrachte, war ein ungemeiner gewesen. Der Orden der Jesuiten, die einflußreichste und mächtigste geistliche Verbindung, welche in Oesterreich bestand, zählte in Wien nicht wenig Freunde. Wie durch die Lüfte selbst verbreitet, hatte sich die Nachricht ihres Sturzes in unglaublich kurzer Zeit über die ganze Stadt und alle Vorstädte ergossen. Massenweise strömte die Bevölkerung, vorzüglich der weibliche Theil derselben, in die Stadt und in die drei großen Klöster des Ordens, am Hof, in der Annagasse und in der Bäckerstraße. Man wollte noch einmal in diesen Kirchen sich versammeln, bevor sie vielleicht auf immer geschlossen würden, man wollte noch einmal die heilige Messe von den Mitgliedern jenes Ordens hören, dessen Einfluß bisher ein so allmächtiger gewesen.

Doch die Erwartung des zuströmenden Volkes fand sich getäuscht. Die Kirchen waren gesperrt, Wachen standen vor

den Klosterpforten, und den Priestern war es untersagt, vorläufig ihre Ordenshäuser zu verlassen.

»Das kommt ja heraus, als wenn die hochwürdigen Herren was angestellt hätten!« meinte eine alte Frau, die bisher eifrig ihren Rosenkranz hatte zwischen den Fingern gleiten lassen.

»Meine liebe Frau, es geht schon so auf der Welt,« meinte ein alter Herr, »vielleicht hat Jemand anderer etwas angestellt, und die frommen Patres müssen nun dafür büßen. Wohin soll denn das in der Welt noch kommen?«

»Ja, ja,« mischte sich jetzt ein junges Mädchen in das Gespräch, »jetzt weiß ich schon, warum der Pater Ambros am letzten Sonntage so herzbrechend über die Geschichte vom Lamm, das die Sünden der Welt auf sich nehmen muß, gepredigt hat!«

»Versteht sich,« sagte der alte Herr, »weil der Wolf droben das reine Wasser getrübt hat, muß drunten das Lamm den Schlamm aufgewühlt haben. Gott sei Dank, ich bin alt, und werde von der neuen Zeit nicht viel mehr zu sehen bekommen.«

In diesem Augenblicke kamen aus der Bognergasse eine Menge Leute herausgelaufen, der Menschenhaufe auf dem Hof wuchs zum Gedränge, das um so mehr zunahm, als man die Vorläufer einer sechsspännigen Carosse heranjagen sah, welche um die Ecke des Jesuitenhauses bogen und sich vor dem Thore desselben aufstellten.

»Der Erzbischof! der Erzbischof!« ging es murmelnd durch die Menge, und viele Knie beugten sich, um den Segen des Kirchenfürsten zu empfangen, der sich abwechselnd zu beiden Seiten des Wagens herausbog.

Cardinal Migazzi sah heute besonders ernst und nachdenkend aus, es mußten jetzt schon vor seinem Geiste alle die Folgen des wichtigen Schrittes vorüberziehen, welchen er eben im Begriffe stand, auf Befehl seines geistlichen und seines weltlichen Oberherrn auszuführen. Die im Hause befindlichen Patres, Novizen und Laienbrüder wurden nun im Bibliothekſaale zusammenberufen und der Erzbischof schien nicht wenig erstaunt, als man ihm auf seine Frage, warum der Provincial nicht vor ihm erscheine," antwortete: »der hochwürdige Herr befinde sich unwohl und in seinem Zimmer.«

Der Cardinal schüttelte nachdenklich das Haupt. Er hatte die Schrift nicht vergessen, welche der Provincial ihm vor wenigen Monaten erst übergeben, und er kannte den stolzen hohen Geist desselben hinlänglich, um zu wissen, daß er nicht der Mann sei, sich ohne Widerstand der Gewalt zu beugen. Indessen hielt er nicht für ziemlich, ein Wort darüber zu sagen. Er eröffnete der Versammlung die päpstliche Bulle, welche das Aufhören des Ordens verfügte. Während die älteren Väter im Gebet versunken auf ihren Knien dalagen, und das von Thränen überströmende Auge himmelwärts gerichtet hatten, schienen die jüngeren kaum das Eintreffen des kaiserlichen Commissärs erwarten zu können, welcher die letzte Formalität der Entlassung aus dem Ordensverbande an ihnen erfüllen sollte. Der Cardinal selbst, welcher während der ganzen Ceremonie der Verlesung der Bulle seine innere Bewegung vollkommen bemeistert hatte, schien, als er so viele Thränen fließen sah, so manchen frommen Klagelaut vernahm, von schmerzlichen Gefühlen übermannt, und doch drängte es ihn, den letzten Tropfen des bittern Kelches zu leeren; er wollte noch mit dem Provincial sprechen.

Man führte ihn in die Gemächer des letzteren und ein

Priester eilte voraus, um dem bisherigen Vorstande des Klosters den hohen Besuch zu melden.

Der Provincial war in seinem Zimmer auf und ab gegangen, als man ihm die Nachricht von dem Kommen des Cardinals brachte.

Er richtete sich hoch auf und ging dem Kirchenfürsten bis auf den Kreuzgang vor seiner Stube entgegen.

Der erste Blick, den der Cardinal auf ihn warf, überzeugte ihn, daß er es nicht mit einem Kranken zu thun habe. Der Erzbischof winkte seiner Begleitung, zurück zu bleiben, und trat allein mit dem Provincial in dessen Gemach.

»Es ist geschehen!« rief Migazzi, wie nach einer tiefen Erschöpfung aus, und ließ sich in einen Lehnstuhl nieder; »aber daß ich es sein mußte, dessen Hand zum Werkzeuge dieses Frevels geworden, — das,« rief er wie in tiefer Betrübniß aus, »wird mein Gewissen bis in den letzten Augenblick beunruhigen, und mir die schwer errungene Ruhe meines Alters trüben. — Euer Hochwürden haben es vorausgesagt. Ich Thor, der es nicht glauben wollte!«

»Euer Eminenz haben die Menschen immer nach Ihrem eigenen frommen Gemüthe beurtheilt. Mich hat man einen Egoisten gescholten, weil ich nicht glauben konnte, daß die Welt durchgehends unschuldsvoll und fromm sei. Euer Eminenz haben jetzt eine Probe von der Frömmigkeit erhalten, welche selbst in Rom, in der unmittelbarsten Nähe des Vaticans herrscht.«

Der Cardinal nickte wie bedauernd und zustimmend mit dem Kopfe. »Wahr, sehr wahr,« sagte er, »und in solcher Zeit sind Euer Hochwürden krank!«

»Krank?« antwortete lächelnd der Provincial; »*wie man es nehmen will!* Ich bin heute krank, weil ich nicht den

weltlichen Commissären das Schauspiel geben will, wie ein Fürst sich das Scepter aus der Hand winden läßt, meine Ordensbrüder sollen, ich will wenigstens das Beispiel geben, unsere Aufhebung nur als eine Beraubung, nicht als eine Unterwerfung von uns ansehen.«

Migazzi sah verwundert auf den Mann, der in der vollen Kraft seines Lebens vor ihm stand, und im Augenblicke seines Sturzes noch so stolz mit ihm sprechen konnte. — »O, daß die Kirche einen solchen Streiter verlieren muß!« sagte er traurig, »und noch dazu in dieser Zeit der Bedrängniß!«

»Wer sagt Eurer Eminenz, daß ich verloren bin?« antwortete der Provincial mit einem feinen Lächeln. »Gibt es denn nur eine sichtbare Kirche auf Erden? Ist die Gemeinschaft der Streiter Petri denn nicht größer als die Anzahl derjenigen, welche Kutte und Tonsur tragen? Die Macht der Kirche, Eminenz, liegt nicht im Kleide, sondern im Geiste, dieser muß gerettet werden, das Kleid mag preis gegeben sein.«

Der Cardinal war überrascht vom Lehnstuhle aufgestanden, und hatte freudig die Hand des Provincials ergriffen.

»Ich glaube Euch verstanden zu haben, Hochwürden, und meine Seele ist getröstet. Euer Wort hat den Samen eines fruchtbaren Gedankens in meinen Geist geworfen. Ich sehe in die Zukunft. Man mag die Satzungen des Ordens aufheben, seinen Namen auslöschen, seine Güter einziehen, er wird doch fortleben, und in neuer Kraft geistig sich entwickeln.«

»So ist es und soll es sein,« antwortete bedeutungsvoll der Provincial, und legte seine Hand bedeutungsvoll in die des Cardinals.

Am Abende desselben Tages war das Dienstmädchen des Barons nicht wenig überrascht über den vielen Besuch, welcher heute auf einmal wieder zu ihrer Herrschaft kam. Die guten Zeiten der Besuche und der Trinkgelder waren schon zur verschollenen Sage geworden. Um so freudiger wurde die Verheißung ihrer Wiederkehr begrüßt.

Jeder Neueintretende wurde mit einem so tiefen Knix empfangen, daß die weiten Röcke des Mädchens auf dem Boden aufstießen.

Es waren nach der Reihe schon angekommen: der Herr geheime Kanzlist Schreiber in Begleitung des Herrn Adjuncten Zwirner, der Herr von Rundlich, der Herr Reichshofraths-Expedient Langsam und der Herr Juris Doctor Dreher, endlich kam auch noch die verwitwete Frau Hofräthin Stauber; und jetzt hielt es das Mädchen für höchste Zeit, das gnädige Fräulein von dem großen Ereignisse zu unterrichten.

Rosa hörte schweigend zu. »Und ist sonst Niemand mehr gekommen?« fragte sie und heftete durchdringend den Blick auf die Dienerin, als wollte sie damit den einen Namen heraufbeschwören, von welchem sie doch gar nicht erwarten durfte, ihn in dieser Gesellschaft nennen zu hören.

Als das Mädchen betheuerte, daß sie Niemand bei der Aufzählung vergessen, fuhr Rosa tief aufseufzend mit der Hand über die Stirn, und begab sich langsam und nachdenkend in das Zimmer ihres Vaters zur Gesellschaft. Bei ihrem Eintritte stockte das Gespräch sogleich; man unterbrach die Unterredung, um die Tochter des Hauses zu begrüßen, und während die alte Hofräthin mit ausgebreiteten Armen auf das Fräulein zukam und sie leicht auf die Wange küssend ihr dagegen mit großer Vorsicht einen Theil ihres Gesichtes hin-

hielt, der weniger als alles Uebrige mit Schminke belegt war, hatte sich auch der Kanzlist mit tiefgekrümmtem Rücken von der Seite genähert und erlaubte sich die Frage nach des gnädigen Fräuleins sehr kostbaren Gesundheit.

»Ich danke Ihm,« sagte Rosa fast wegwerfend, »ich befinde mich so wohl, als man sich in dieser traurigen Zeit nur immer befinden kann, und für mich gut genug.«

»Ja, meine liebe Baronesse,« warf gleich die alte Hofräthin ein, »Sie haben ganz Recht, man muß in unserer Zeit nur zufrieden sein, wenn man das Bischen Gesundheit noch hat. Was haben wir Alle erleben müssen, und was steht uns noch vielleicht bevor, ehe wir sechzig Jahre alt werden.«

»Nun ich glaube nicht, daß wir sobald wieder etwas Neues bekommen werden,« bemerkte mit einem vielsagenden Blick auf die Hofräthin Herr von Rundlich, »und am Ende haben wir, wie ich glaube, vorläufig auch an dem genug, was wir heute selbst haben mit ansehen müssen.«

Diese Wendung brachte das Gespräch wieder in das alte Geleise, welches bei dem Eintritte Rosa's kein anderes als das der Aufhebung der Jesuiten gewesen war. Die junge Baronin hörte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gange der Unterhaltung zu, ohne selbst einen größern Antheil daran zu nehmen.

Offenbar war aber der heutige zahlreiche Besuch bei dem Baron kein zufälliges Zusammentreffen, wenigstens mußte man aus den Blicken des Einverständnisses, welche der Kanzlist und der Adjunct unter einander und dann wieder mit dem Baron wechselten, schließen, daß diese drei Herren unter dem Einflusse eines und desselben Gedankens standen. Was dies aber für ein Gedanke, wußte selbst Rosa nicht, obgleich sie die Einzige war, welcher dieses seltsame Augenspiel der drei

Männer nicht entging. Daß die Frau Hofräthin nur gekommen, um ihr Herz über das große Unrecht, das heute begangen worden, auszuschütten, war bald erwiesen, denn nachdem sie von dem Herrn Reichshofraths-Expedienten Langsam und dem Doctor Juris ihr ganzes Herz ausgeschüttet, und von ihnen doch nur halbe Antworten erhalten hatte, nahm sie Abschied von der Gesellschaft, am zärtlichsten von Rosa, welche sie mit einem vielsagenden Lächeln auf übermorgen zu sich einlud.

Kaum als die Herren allein waren, — Rosa ging jetzt ab und zu, um auf Befehl des Barons ein kleines Souper für die Gäste vorzubereiten — als auch schon das Gespräch eine ganz andere und keineswegs mehr gleichgiltige Wendung zu nehmen begann. Die Herren saßen theils auf dem Sopha, theils standen sie in dessen Nähe an den Tisch angelehnt, und der Baron war der erste, welcher nach einer kleinen Pause das Wort ergriff.

»Ich täusche mich wohl nicht, meine verehrten Freunde,« sagte er, »wenn ich die Vermuthung ausspreche, daß andere als die gewöhnlichen Rücksichten eines gesellschaftlichen Besuches mir heute das Vergnügen Ihrer Gegenwart schenken.«

Alle Anwesenden nickten und der Herr Adjunct Zwirner nahm nach seiner Gewohnheit mit vielem Geräusch eine Prise.

»Sie sind mir, meine theueren Brüder, nur in der Ausführung eines Gedankens zuvorgekommen, den ich bereits heute früh bei der ersten Nachricht von dem Vorgefallenen faßte; ich wollte nämlich Sie Alle zu einer geheimen Loge zu mir einladen, da es nothwendig sein dürfte, uns von jetzt an über unser weiteres Vorgehen, nicht allein den allgemei-

nen, sondern auch den anderen Brüdern gegenüber, zu verständigen.

»Ganz meine Meinung, dasselbe, was ich ebenfalls sagen wollte!« rief der Kanzlist aus, und die anderen Herren nickten ebenfalls wie zustimmend.

»Und was sagt unser weiser Bruder, was demnach zu geschehen habe?« fragte der Baron, indem er erwartungsvoll zum Kanzlisten aufblickte.

»Vor Allem,« antwortete dieser, »hat es sich, wie ich glaube, darum zu handeln, daß jetzt fest bestimmt wird, welcher Partei wir von heute an unsere Unterstützung und unseren Einfluß zu Gebote stellen.«

»Hoho, Bruder Schreiber!« bemerkte der Reichshofraths-Expedient, »das klingt ja fast als wenn ein Potentat spräche. Nur nicht so hoch hinauf, Freund, man hat schon Beispiele erlebt —«

»Et caetera, et caetera,« warf der Herr Adjunct dazwischen; »wenn Bruder Langsam mit den Beispielen beginnt, so kommen wir niemals zu den Beweisen.«

»Es wird demnach das Beste sein, so ist meine unvorgreifliche Meinung,« sagte der Doctor Dreher, »wir lassen vor Allem den Bruder Kanzlisten seine Gedanken entwickeln. Man weiß ja noch nicht, wo das hinaus will, und früher sich einmischen, wäre gegen alle juridische Praxis. Also — ich bitte fortzufahren!«

Sämmtliche Herren waren stillschweigend damit einverstanden, und der Kanzlist sprach nach einigem Räuspern weiter:

»Die heutige Aufhebung des Ordens ist, wie ich zu erkennen glaube, ein Ereigniß, welches unsere Verbindung

äußerst stark berührt. Wir Alle wissen, daß es sich bei dem Erbschaftsstreite gegen Baron Linden, über dessen nähere Natur unser verehrter Bruder Zwirner uns zu Nutz und Frommen der guten Sache sehr werthvolle Aufklärungen gegeben hat, zum Theil auch darum handeln muß, alle Jene, welche außer Linden an jenem Vermögen noch ein Interesse haben, entweder zu uns herüber zu ziehen, oder sie ganz entschieden so lange als Feinde zu behandeln, bis sie entweder capituliren oder unterliegen. Marcell, welcher von Frankreich aus abgeschickt war, um hier die Sache auf feine Weise zu betreiben, hat, wie wir Alle wissen, es so plump begonnen und so gewaltthätig durchgeführt, daß wir Alle dadurch in Gefahr gekommen wären, wenn er, der einzige bekannte Schuldige, sich nicht schnell aus dem Staube gemacht hätte. Aber damit ist für uns die Gefahr noch immer nicht geringer geworden, und wir hängen außer von diesem jungen Menschen Robert Haimon, auch noch von dem bisherigen Provincial der Jesuiten ab, welcher, wie ich genau weiß, auf den eingesperrten Wächter vom Stephansfreidhof einen nur allzu großen Einfluß besitzt. So lange der Orden noch nicht aufgehoben und der Provincial ein mächtiger Mann war, glaubte ich es nicht wagen zu dürfen, mich in Unterhandlungen mit ihm einzulassen; jetzt aber, wo die Zeiten anders geworden, dürfte vielleicht die Aussicht auf eine erkleckliche Zulage zu seinen fünfzig Gulden, die er monatlich bekommt, ein Loch in seine Grundsätze stoßen. Wenn er und Martin für uns sind, dann mögen die Haimon im Vereine mit Linden einen Proceß anfangen; unsere Zeugen können sie doch nicht werfen. Deswegen sagte ich, daß die Aufhebung des Ordens für uns von großer Wichtigkeit ist, denn der Einfluß des Provincials auf die gegenwärtige Hauptperson des

Processes, auf den alten Wächter, ist von entscheidendem Gewichte.«

»Valde bene, — klug ausgedacht!« lobte Doctor Dreher; »aber was dann, wenn jener Provincial nicht mit uns halten will? Was dann?«

»Deswegen habe ich gleich vorhinein bemerkt,« sagte der Kanzlist, »daß wir uns entscheiden müssen für die eine oder die andere Partei. Wollen wir nicht für, sondern gegen unsere französischen Freunde sein, so kostet es nur ein Wort, nur eine Andeutung und derselbe Provincial bestimmt den alten Martin gewiß, gegen Marcell und unsere fernen Freunde, und zu Gunsten Lindens aufzutreten. Wir haben es hernach freilich leicht, aber wir sind dann auch leicht, denn aus der Theilung jener Schätze wird schwerlich etwas; und der verehrte Hauspatron hier würde sich gewiß unangenehm berührt finden, wenn Linden das große Vermögen an seinen Neffen vermachte, welcher blind ist für die Reize der vortrefflichen Baronesse Rosa; dem Bruder Doctor dürfte vielleicht lange kein so fetter Proceß in den Rachen laufen, als wenn es zu wirklichen ernsten Schritten von Frankreich aus gegen Linden kommt; Bruder Rundlich könnte die verschiedenen Wechselchen, welche er auf verschiedene Leute hat, dann in den Rauchfang hängen, und Freund Zwirner muß unfehlbar allen jenen kostbaren Experimenten Adieu sagen, welche ihn nach langem Forschen endlich so nahe dem Steine der Weisen gebracht haben.«

Der Eindruck dieser Worte war auf alle Anwesenden ein schlagender. Jeder berechnete im Augenblick die Vortheile, welche ihm aus einer Parteinahme gegen Bruder Linden erwachsen, und selbst der Adjunct, welcher im ersten Augenblicke von dieser neuen Tactik des Kanzlisten etwas überrasch

schien, näherte sich ihm und seine Hand drückend sagte er leise: »Du hast ganz recht, Bruder, da schaut mehr heraus.«

Auch die Andern hatten schnell ihren Calcul gemacht, und das Resultat konnte bei so ehrenwerthen Leuten nicht lange zweifelhaft sein.

»Nur sicher gehen! das ist die Hauptsache, damit wir in keine Wäsche hineinkommen!« meinte Herr von Rundlich, und Doctor Dreher machte die Bemerkung, daß man bei dieser Operation mit großer Vorsicht zu Werke gehen müsse, denn die Kaiserin verstehe in dergleichen Dingen keinen Spaß, und die Justiz sei jetzt ein verteufelt strenges Ding, seit so viele junge Leute zu Räthen gemacht worden seien.

»Das sind die Folgen der beginnenden Aufklärung!« rief der Reichshofraths-Expedient ärgerlich aus, »so ein junger Mensch, ein homo novus, glaubt Gott weiß wie streng sein zu müssen, und Leute, wie wir, werden dann in Allem gehemmt. — Uebrigens,« setzte er tröstend hinzu, »es bleibt nicht ewig so!«

»Und dafür wollen wir nebenbei auch ein wenig sorgen!« sagte der Baron, indem er mit dem Kanzlisten einen vielsagenden Blick wechselte.

III.

Seit Monaten schon befand sich Martin in enger Haft auf der Schranne, ohne daß sein Proceß einen Schritt vorwärts gemacht hätte. Man hatte sich begnügt, ihn zu verhaften und die Untersuchung gegen ihn einzuleiten, aber diese ging, wie es schien, so langsam vorwärts, daß er seit der ganzen Zeit noch nicht einmal zum Verhör gekommen war. Die damalige Justiz glaubte auf dem Wege des »Mürbemachens« besser und erfolgreicher zum Ziele zu gelangen, als durch Verhöre und Protocollaufnahmen. Hatte man den Verbrecher nur einmal zwischen vier Mauern, so kümmerte man sich eine geraume Zeit weiter nicht um ihn; die Einsamkeit eines oft halb unterirdischen Loches, die Entbehrungen an Nahrung und Kleidung, hielt man für wirksamere Mittel, als das eindringliche Wort des Richters.

Mit Martin schien man aber sonderbarer Weise in einer Beziehung eine Ausnahme machen zu wollen, denn obgleich man ihn in eine einsame Kammer, fern von allen anderen Gefangenen sperrte, so lag diese doch ziemlich hoch und luftig im zweiten Stocke gegen den Hof zu, und wenn den alten Mann auch oft das Geschrei und Jammer seiner Leidensgefährten aufschreckte, welche unter seinem Fenster mit reichlichen Stockprügeln bedient wurden, so hatte er doch eine Begünstigung, welche wenige Gefangene seiner Classe mit ihm theilten, er konnte von dem kleinen vergitterten Fenster aus ein Stück blauen Himmel, einen Sonnenstrahl sehen, und

während der Sommermonate hielten gerade vor seinem Fenster die zahlreichen Sperlinge des alten Hauses ihre lärmvollen Zusammenkünfte. In solchen Momenten dachte er dann freilich oft an das Glück der Freiheit, er stand die Hände wie zum Gebete gefaltet vor dem kleinen vergitterten Fenster, und voll trüben Sinnens sank das graue Haupt ihm auf die Brust herab.

Seine Gedanken waren immer außerhalb der Kerkermauern und die Erinnerung an seine Vergangenheit, an die Schuld seiner letzten Zeit trat um so peinigender vor ihn hin, als er eben jetzt, fern von dem Umgange mit allen Menschen, herausgerissen aus seinem Treiben und Streben, nur zu oft an einzelne Momente der Vergangenheit denken und sich mit bitterer Selbstanklage gestehen mußte, daß sein Leben nicht allein ein verfehltes, sondern auch ein schuldbeladenes sei. Der Anblick seiner Schwester, die wenigen Stunden, die er bei ihr und ihren Kindern zugebracht, ließen die Rinde seiner Brust schmelzen, in den Liebesworten Sophiens und der sorgenvollen Aufopferung Roberts erkannte er den unschätzbaren Werth warmer Theilnahme; er hatte wieder Vertrauen, Liebe, Zuneigung zu den Menschen gewonnen, von denen er seit Jahren sich verfolgt, verstoßen, vergessen und verachtet glaubte; alle besseren Gefühle in seiner Brust blühten wie die verdorrten Blätter einer Jerichorose wieder auf — — — und gerade jetzt, wo dieser Strahl des Glückes in die Nacht seiner Seele fiel, sah er sich weiter als jemals von seinem geträumten Glücke entfernt, sah er sich einsam, gefangen, verachtet, und jeder Willkür wehrlos ausgesetzt.

Die erste Zeit in dem Gefängnisse hatte er es vermieden, mit dem Aufseher ein Wort zu sprechen. Ohnehin schien

der Mann, welcher ihn unter seiner Obhut hatte, nicht sehr geneigt, ein vertrauliches Verhältniß des Gefangenen zu sich aufkommen zu lassen. Jedes seiner kargen Worte schien er früher wohl überlegt zu haben, und wenn Martin an ihn eine noch so gleichgiltige Frage stellte, er konnte sicher sein, keinen Bescheid zu erhalten. Der Aufseher hatte seinerseits im Anfange verschiedene Fragen gewagt, als wollte er sich das Verdienst erwerben, einen harten Sünder noch vor der Vernehmung etwas weicher zu machen; doch der Versuch war gescheitert und einstweilen nicht wiederholt worden.

Um so mehr mußte es Martin überraschen, als der Aufseher eines Morgens zu ziemlich ungewöhnlicher Zeit bei ihm eintrat und sich gleich auf die Bank niedersetzte, wie Einer, der ein Weilchen zu verziehen dachte.

Martin hatte ihn bei seinem Kommen gegrüßt, sich aber dann nicht weiter in seinem Auf- und Abgehen stören lassen. Der andere schien um einen passenden Anfang des Gespräches verlegen, bevor er endlich begann:

»Eure guten Zeiten, Alter, werden bald vorbei sein. Ich hab' so was munkeln gehört, man will jetzt die Sache mit Euch scharf anpacken!«

Martin warf einen Blick zum Himmel und sagte ruhig und gefaßt: »Wie Gott will! ich bin auf alles gefaßt!«

»Das sollt' mir Euretwegen lieb sein,« entgegnete der Andere, »aber so haben schon Viele gesprochen, und wenn es dann zum Klappen gekommen ist, haben sie so klein zugegeben, so klein, wie man es früher selbst gar nicht einmal gedacht hätte.«

»Ich habe nichts zu läugnen und noch weniger etwas zu gestehen,« sagte Martin so ruhig wie früher.

»O! thut nur nicht so groß, als ob Ihr ein neugebornes Kindlein wäret; wenn Ihr nichts reden wollt, so werden sich schon Leute finden, welche für Euch reden, und dann — Ihr vergeßt wohl auf die Hausmittelchen, welche das hohe Gericht gegen hartgesottene Sünder bei der Hand hat? Ich sag's Euch, es hat mancher noch hochfahrender als Ihr geredet, und Stein und Bein verschworen, daß er ein wahrer Heiliger an Unschuld sei, wie man ihn aber in die kalte Kammer gebracht hat —«

»Die kalte Kammer! die Folter!« flüsterte Martin tief ergriffen und schlug schaudernd die Hände vor das Gesicht!

Der Gefangenwärter sah ihn mit einem gewissermaßen lauernden Blicke an und schien nicht ohne Befriedigung den Eindruck seiner Worte auf den Greis zu beobachten, welcher unter dem fürchterlichen Gewichte des Gedankens an die Folter zusammenzubrechen schien.

»Es beutelt Euch jetzt bei dem bloßen Gedanken, wie mir scheint,« sagte er nach einer kleinen Pause, »und da hofft Ihr dann vielleicht standhaft sein zu können, wenn der Schmerz Euch die Seele aus dem Leibe herauspreßt? Ich an eurer Stelle — —«

Martin hob bei diesen Worten rasch den Kopf und schaute dem Gefangenwärter erwartungsvoll und gespannt in's Auge.

Dieser aber schwieg und lächelte ganz pfiffig, als er die Wirkung seiner Worte bemerkte.

Wieder entstand eine Pause.

»Was wolltet Ihr sagen?« begann endlich Martin, »Ihr habt einen Gedanken hingeworfen, wie einen Strick, den man einem Ertrinkenden zuzuschleudern sich bemüht.

Er sieht, daß man ihn retten will, aber die Angst verzehrt ihn, ob die Rettung gelingt. Sprecht also weiter, ich bitte Euch.«

»Nu, wenn Ihr denn wollt,« begann der Gefangenwärter wieder, »mir kann es recht sein, es ist ein Vorschlag zur Güte, ein menschenfreundlicher Rath, der überdies nicht einmal von mir ausgeht, damit ich es Euch nur gleich heraussage.« —

»Ein Vorschlag? Ein Rettungsvorschlag? Mich will man retten? und wer ist es denn, der so gnädig sich meiner erbarmt?« rief Martin aufgeregt aus.

»Ihr habt Freunde, Martin,« sagte der Andere; »und es müssen gar vornehme Herren sein, denn sonst bekommt man nicht so leicht die Bewilligung, hier im Hause mit einem Arrestanten allein und unter vier Augen zu sprechen.«

»Ihr foltert mich durch diese Worte mehr, als es die Maschine thun könnte,« warf Martin hastig ein; »wer kann sich meiner so annehmen, wer anders kann es sein, als Robert, der hohe Gönner besitzt. Oder —« sagte er zweifelnd und leise für sich, — — »sollte der Provincial?«

So wenig laut das letzte Wort auch gesprochen worden, so war es doch nicht dem scharfen Ohre des Kerkermeisters entgangen, welcher dabei eine Geberde der Verwunderung nicht unterdrücken konnte. Sein Gesicht zeigte aber gleich wieder die frühere Gleichgiltigkeit, als Martin sich hastig mit der Frage an ihn wendete:

»Aufrichtig, Herr, seid wahr gegen mich! Gibt es Jemand, der sich meiner annehmen will, Jemand, der an mich denkt, für mich sich bemüht, dessen Sorge sich bis auf den alten Martin erstreckt, der hier im Kerker verfault?«

»Gewiß, Martin, gewiß, und ich kann Euch noch mehr sagen: wenn Ihr wollt, so könnt Ihr den Herrn selbst gleich sprechen, denn er hat die Ordre gebracht, ihn eine Stunde lang allein bei Euch zu lassen. Eine ganze Stunde — so was ist mir noch nicht vorgekommen!«

Martins Kopf glühte vor Aufregung. Er mußte sich an den Tisch halten, um mühselig seine frühere Fassung zu gewinnen, welche durch den plötzlichen Hoffnungsstrahl so mächtig erschüttert worden. Endlich gewann er so viel Kraft wieder, daß er mit zitternder Stimme fragen konnte: »Wer will mich sprechen? und jetzt? gleich — heute noch?«

»Es dauert keine fünf Minuten, wenn Ihr zufrieden seid,« lautete die Antwort. »Der Herr sitzt drüben in der Kanzlei, und hat mich gebeten, nur vorauszugehen und bei Euch mich umzusehen, wie Ihr gelaunt seid. Wenn es Euch also recht ist, und Ihr seid gesonnen, mit dem fremden Herrn vernünftig zu reden, auch keine Excesse und Lamentationen zu machen, so will ich gehen und ihn holen. — Bedenkt, Martin,« sagte er noch unter der Thüre, »so ein Glück, wie Euch zu Theil wird, das möchten Andere wohl zu schätzen wissen, man nimmt sich Eurer an, man will Euch protegiren, es hat Jemand an Euch einen Narren gefressen; seid deswegen gescheidt!«

Mit diesen Worten schloß er vorsichtig hinter sich die Thüre zu, und Martin hörte seine schweren Schritte auf den Steinplatten des Ganges verhallen. — Er befand sich wieder allein; er hatte eine Spanne Zeit, um die letzten Minuten zu überlegen, aber er war keines zusammenhängenden Gedankens fähig vor der erdrückenden Menge von Vermuthungen, welche sich vor seine Seele drängten. Wie ein Lichtstrahl glänzte aus allem die Hoffnung heraus, daß es nur der

Provincial sein werde, welcher mit solcher Wärme sich seines Schicksals annehme, der einzige Mann, welcher neben St. Germain sein Inneres genau kannte, der einzige endlich, dem Martin so viel Einfluß zutraute, um durch das bloße Gewicht seiner Stellung in solcher Weise eingreifen zu können. An Robert dachte er nicht mehr, am allerwenigsten wäre ihm aber der Mann in den Sinn gekommen, welcher alsbald hinter dem Kerkermeister in die Zelle trat.

Martin bebte beinahe zurück, als er in dieses Gesicht schaute; er erkannte den Mann nur zu gut — es war der Kanzlist Schreiber!

»Sei Er so gut und lasse Er mich jetzt mit dem Arrestanten allein,« waren die ersten Worte, welche der Kanzlist bei dem Eintritte sprach, und erst nachdem der Gefangenwärter mit einer tiefen Verbeugung sich zurückgezogen, trat der Kanzlist einige Schritte näher und legte Martin, welcher noch immer wie im sprachlosen Erstaunen dastand, vertraulich die Hand auf die Schulter.

Der alte Mann zuckte bei der Berührung zusammen, aber er blickte in diesem Momente auf und seine finstern Blicke begegneten den stechenden Augen des Mannes, welcher wie lauernd vor ihm stand.

»Was wollen Sie hier und bei mir?« fragte Martin endlich, und das Zittern seiner Stimme verrieth die innere Aufregung.

»Was ich will, Martin? Hat sich bei Euch seit längerer Zeit schon irgend einer eurer Freunde sehen lassen? und ist nicht derjenige der wahre Freund, der in der Zeit der Noth, wenn alle andern wegbleiben, sich einstellt? Habe ich Recht, Martin, oder nicht? Was sagt Ihr dazu?«

»Ich habe in der letzten Zeit, bevor man mich hieher

brachte, schon so viel Wunderbares erfahren, daß mich jetzt nichts mehr staunen macht als —«

»Nun, Martin?« fragte der Kanzlist gespannt, »welches als? was soll nachkommen?«

»Als daß Jemand, dem nichts, gar nichts an mir liegen kann, sich meiner annimmt!«

Der Kanzlist schien etwas beleidigt.

»Ei, Martin,« sagte er, »das klingt gar sehr nach Mißtrauen, und gerade das verdiene ich nicht. Hört mich an! Vergeßt was einmal zwischen uns vorgegangen, wir sind beide Männer, und einmal im Leben muß man doch die alten Rechnungen ausgleichen. Habe ich Euch einmal Unrecht gethan, so geschah es nicht mit Willen, es war nicht meine Schuld, und deswegen möchte ich es gut machen. Vertraut Euch mir an, es soll euer Schade nicht sein, Ihr sollt mich erst kennen lernen.«

»Und wenn ich nun glaube, Euch schon kennen gelernt zu haben?« fiel ihm Martin in die Rede.

»Dann täuscht Ihr Euch. Ihr sollt Euch überzeugen, daß ich mehr für Euch thun kann und thun werde, als nur irgend Jemand es im Stande ist. Ihr seht mich ungläubig an! Ihr lächelt! Ich weiß, Ihr hofft auf den Provincial, daß dieser in der Stunde der äußersten Gefahr zu eurer Rettung da sein werde! Armer Martin, Ihr wißt freilich noch nicht, was geschehen ist!«

»Um aller Heiligen Willen! was ist geschehen?« schrie Martin, durch die letzten Worte des Kanzlisten in Angst um den Provincial versetzt, »was ist geschehen? ist der hochwürdigste Herr gestorben?«

»Wenn er gestorben wäre,« sagte der Kanzlist leichtfertig, »dann wäre vielleicht das Unglück nicht so groß, er

hätte irgend einem Bruder die Sorge um Euch überlassen, denn man weiß es ja, Ihr habt absonderliche Verdienste um die hochwürdigen Herren —«

Martin erbleichte, und mit bebenden Lippen flehte er: »Peinigt mich nicht, Herr! sagt mir gerade heraus, was ist geschehen?«

Der Kanzlist theilte ihm nun in vieler Ruhe und ganz ausführlich die Neuigkeit von der Aufhebung des Ordens mit. Martin hörte fast besinnungslos diese für ihn niederschmetternde Nachricht. Er verwendete kein Auge von dem Gesichte des Kanzlisten. Endlich rief er, jenen unterbrechend, leidenschaftlich aus: »Nein, nein! es ist nicht möglich! Es kann ja gar nicht sein!«

Eine Pause trat ein. Martin war erschöpft auf die Bank hingesunken und hielt den Kopf auf die Hand gestützt, um die Thränen zu verbergen, welche ihm über die gefurchten Wangen rollten. Der Kanzlist stand, den goldenen Knopf seines Stockes an den Lippen, vor ihm und schien nicht ohne Theilnahme die gebrochene Gestalt des Greises zu betrachten. Endlich brach er das Stillschweigen:

»Martin, ich bin gekommen, um Euch jetzt, wo Ihr nun ganz verlassen seid, denn eure Verwandten werden in diesem Processe nichts für Euch thun, Euch meine Hilfe, meine Unterstützung und die Protection einer Person anzubieten, die einflußreicher als der Provincial sich Eurer annehmen würde, wenn Ihr Vertrauen zu mir fassen könntet. Ihr antwortet mir nicht, Martin?«

Der alte Mann raffte sich auf, als er seinen Namen rufen hörte.

»Herr Kanzlist,« sagte er, »wenn Ihr mir einreden wollt, die bloße Theilnahme habe Euch zu mir geführt, so

erspart Euch die Mühe; so wenig als es wahr ist, so wenig glaube ich Euch auch. Aber Ihr seid gekommen, wenn auch in irgend einer eigennützigen Absicht, und habt mir eine Nachricht mitgetheilt, die mich auf das Tiefste erschüttert. Ich danke Euch aber doch dafür, denn ich weiß nun, woran ich bin. Redet, wenn Ihr mir etwas zu sagen habt, ich bin bereit alles zu hören.«

»Wir hätten aber lange zu sprechen.«

»Ich habe keinen Grund, den Herrn Kanzlisten zu bitten, daß er sich kurz fasse. Ich habe wenigstens eben so viel Zeit übrig, als er selber.«

IV.

Wenn Robert in seiner neuen Wohnung des Morgens aufstand und einen Blick durch das Fenster warf, so haftete sein Auge unwillkürlich immer auf dem prachtvollen Blumenflor, welcher alle Fenster einer Wohnung im ersten Stocke des Hauses schräg gegenüber schmückte. Er freute sich an dem blumenreichen Zimmergarten, als wenn er sein eigen wäre, und manchmal durchfuhr seinen Sinn ein flüchtiger Gedanke an den Lebensgenuß der Leute, welche jene Räume bewohnten. Es fiel ihm aber nie ein, sich danach zu erkundigen, denn sobald er vom Fenster zurückgetreten und die vielen Blumen nicht mehr sah, waren sie auch bereits aus seinen Gedanken verschwunden.

Mehr aber noch als er für diese Blumen schien eine junge Frau sich für seine Fenster zu interessiren. Sie saß in jenem Zimmergarten an einem kleinen Tischchen, von den Blumen fast wie von einer Laube umgeben und von den

schweren Damastvorhängen der Fenster beinahe verdeckt, und schaute oft, den schönen Kopf auf die Hand gestützt, zu jenen Fenstern hinauf, — von denen Robert schon längst verschwunden war.

So saß sie eines Vormittags wieder da, als eine ältliche Frau auf dem spiegelblanken Boden leise auftretend sich ihr näherte, und fast bekümmert sie ansah.

»Euer Gnaden!« sagte sie endlich, und der Ton tiefer, fast mütterlicher Besorgniß klang durch ihre Stimme — — —

Die junge Frau wendete rasch den Kopf und streckte ihr schmerzlich lächelnd die Hand entgegen.

»Du nennst mich schon wieder Euer Gnaden! wie oft habe ich Dich gebeten, es nie zu vergessen, was Du mir bist, und noch mehr — was Du mir warst! Meine Dienstleute mögen mich so nennen, wie Du es früher gethan. — Für Dich aber,« rief sie und warf sich in die Arme der alten Frau, »für Dich bin ich jetzt und für immer deine alte Antonie!«

»Sie machen mich stolz durch die Güte und Freundlichkeit, mit welcher Sie mich überhäufen,« entgegnete die Matrone, welche ganz das Wesen einer Gouvernante oder Haushälterin hatte; »aber glücklich, Antonie, würden Sie mich machen, wenn Sie einmal wieder den Frohsinn Ihrer Jugend, die natürliche Heiterkeit Ihrer Seele zurückgewännen. Sie sind jung und unabhängig, schön und gut, das Leben mit seinen glänzendsten Seiten steht Ihnen offen, und Sie versinken von Tag zu Tag mehr in Trübsinn, vorzüglich seit wir hieher in die Singerstraße, in die Nähe der Tante Ihres *seligen* Herrn Gemals, der Frau Gräfin Vietinska, gezo*gen sind.*«

Antonie sah ihre alte Freundin, welche mit dem Ausdrucke der tiefsten Herzlichkeit sprach, schweigend an. Als jene schwieg und auf eine Antwort zu warten schien, nahm die junge Frau sie bei der Hand und zog sie zwischen die Blumen ganz nahe zum Fenster hin.

»Blick' einmal da hinauf!« sagte sie endlich und zeigte mit der Hand auf Roberts Fenster.

Die alte Frau hatte kaum einen Blick in die bezeichnete Richtung geworfen, als sie verwundert die Hände zusammenschlug. »Ja! das sind freilich dieselben Fenster, das ist dasselbe Zimmer, aber was kann Ihnen denn jetzt mehr daran liegen? Mir wäre das nicht eingefallen!«

»Siehst Du, Maria, das ist ja eben der Unterschied zwischen einem jungen und einem alten Herzen. Dir wäre es nicht eingefallen, und mich quält, seit wir hier wohnen, die Sehnsucht nach jenem Zimmer, und ich verzehre mich in Gedanken, wie ich es möglich mache, in jenen vier Mauern, wenn es mir beliebt, einige Stunden zuzubringen, über die Vergangenheit zu träumen und jene glückliche Zeit wenigstens im Geiste noch einmal an mir vorüberziehen zu lassen.«

»Ja, wenn es nichts weiter ist, dem kann ja bald abgeholfen werden!« rief freudig die alte Frau. — »Gott sei Dank, daß es nur dieses ist, ich habe wahrlich etwas ganz anderes gefürchtet, — und das — —«

»Darüber kannst Du ruhig sein, Maria,« sagte Antonie erröthend, »der freigewordene Vogel sehnt sich sobald nicht wieder in einen Käfig zurück, und wenn er auch ein so goldener wäre, als es der meine gewesen ist. Aber wie willst Du Rath schaffen? Das begreife ich nicht!«

»*Nichts leichter als das!*« meinte Maria ganz zuver-

Er sieht, daß man ihn retten will, aber die Angst verzehrt ihn, ob die Rettung gelingt. Sprecht also weiter, ich bitte Euch.«

»Nu, wenn Ihr denn wollt,« begann der Gefangenwärter wieder, »mir kann es recht sein, es ist ein Vorschlag zur Güte, ein menschenfreundlicher Rath, der überdies nicht einmal von mir ausgeht, damit ich es Euch nur gleich heraussage.« —

»Ein Vorschlag? Ein Rettungsvorschlag? Mich will man retten? und wer ist es denn, der so gnädig sich meiner erbarmt?« rief Martin aufgeregt aus.

»Ihr habt Freunde, Martin,« sagte der Andere; »und es müssen gar vornehme Herren sein, denn sonst bekommt man nicht so leicht die Bewilligung, hier im Hause mit einem Arrestanten allein und unter vier Augen zu sprechen.«

»Ihr foltert mich durch diese Worte mehr, als es die Maschine thun könnte,« warf Martin hastig ein; »wer kann sich meiner so annehmen, wer anders kann es sein, als Robert, der hohe Gönner besitzt. Oder —« sagte er zweifelnd und leise für sich, — — »sollte der Provincial?«

So wenig laut das letzte Wort auch gesprochen worden, so war es doch nicht dem scharfen Ohre des Kerkermeisters entgangen, welcher dabei eine Geberde der Verwunderung nicht unterdrücken konnte. Sein Gesicht zeigte aber gleich wieder die frühere Gleichgiltigkeit, als Martin sich hastig mit der Frage an ihn wendete:

»Aufrichtig, Herr, seid wahr gegen mich! Gibt es Jemand, der sich meiner annehmen will, Jemand, der an *mich denkt*, für mich sich bemüht, dessen Sorge sich bis auf *den alten* Martin erstreckt, der hier im Kerker verfault?«

»Gewiß, Martin, gewiß, und ich kann Euch noch mehr sagen: wenn Ihr wollt, so könnt Ihr den Herrn selbst gleich sprechen, denn er hat die Ordre gebracht, ihn eine Stunde lang allein bei Euch zu lassen. Eine ganze Stunde — so was ist mir noch nicht vorgekommen!«

Martins Kopf glühte vor Aufregung. Er mußte sich an den Tisch halten, um mühselig seine frühere Fassung zu gewinnen, welche durch den plötzlichen Hoffnungsstrahl so mächtig erschüttert worden. Endlich gewann er so viel Kraft wieder, daß er mit zitternder Stimme fragen konnte: »Wer will mich sprechen? und jetzt? gleich — heute noch?«

»Es dauert keine fünf Minuten, wenn Ihr zufrieden seid,« lautete die Antwort. »Der Herr sitzt drüben in der Kanzlei, und hat mich gebeten, nur vorauszugehen und bei Euch mich umzusehen, wie Ihr gelaunt seid. Wenn es Euch also recht ist, und Ihr seid gesonnen, mit dem fremden Herrn vernünftig zu reden, auch keine Excesse und Lamentationen zu machen, so will ich gehen und ihn holen. — Bedenkt, Martin,« sagte er noch unter der Thüre, »so ein Glück, wie Euch zu Theil wird, das möchten Andere wohl zu schätzen wissen, man nimmt sich Eurer an, man will Euch protegiren, es hat Jemand an Euch einen Narren gefressen; seid deswegen gescheidt!«

Mit diesen Worten schloß er vorsichtig hinter sich die Thüre zu, und Martin hörte seine schweren Schritte auf den Steinplatten des Ganges verhallen. — Er befand sich wieder allein; er hatte eine Spanne Zeit, um die letzten Minuten zu überlegen, aber er war keines zusammenhängenden Gedankens fähig vor der erdrückenden Menge von Vermuthungen, welche sich vor seine Seele drängten. Wie ein Lichtstrahl glänzte aus allem die Hoffnung heraus, daß es nur der

hinbringen zu können. Sie hatte dadurch Gelegenheit gehabt, die vielen schätzenswerthen Eigenschaften seines Geistes, die umfassende Bildung, den klaren practischen Verstand und die Energie des Willens bei ihm kennen zu lernen, welche ihr ihn für die Stelle, die er bei ihr bekleidete, nur um so werthvoller machten. So hatte sich bei ihr schon nach wenigen Wochen eine fast mütterliche Zuneigung für den jungen Mann herausgebildet, und sie empfand alle die süßen Freuden wahrer Theilnahme, wenn sie mit ihm über seine eigenen Verhältnisse, seine Familie, seine Hoffnungen für die Zukunft sprechen konnte. Letzteren Punct berührte sie freilich am wenigsten und geschah es, dann klang ihre Stimme dabei so weich und milde, als wenn die Ahnung eines baldigen Todes hindurchzitterte. Dagegen ließ sie sich gern von Robert von seiner Mutter, die er so zärtlich liebte, von seiner Schwester, die er nie ohne Entzücken nannte, erzählen und die Gräfin war heute fast böse, daß Robert auf ihr öfteres Verlangen ihr dennoch diese beiden Glieder seiner Familie noch nicht vorgestellt habe.

»Verzeihung, gnädigste Gräfin!« bat der junge Mann, »aber ich wagte es trotz Ihrer Gnaden gütigste Aufforderung bisher noch nicht, weil —«

»Ja, welches Weil! Nur heraus damit; was stockt Er denn? Er weiß es, Haimon, daß ich vor allem Offenheit liebe.«

»Meine arme Mutter,« antwortete er, »ist fortwährend kränklich, seit ein schwerer Familienschlag sie vor einiger Zeit getroffen. Sie würde Euer Gnaden nur das trübe Bild einer Leidenden vor die Augen bringen, und allein, verzeihen Euer Gnaden, würde es sich für meine Schwester nicht ziemen, ihre Aufwartung zu machen.«

brachte, schon so viel Wunderbares erfahren, daß mich jetzt nichts mehr staunen macht als —«

»Nun, Martin?« fragte der Kanzlist gespannt, »welches als? was soll nachkommen?«

»Als daß Jemand, dem nichts, gar nichts an mir liegen kann, sich meiner annimmt!«

Der Kanzlist schien etwas beleidigt.

»Ei, Martin,« sagte er, »das klingt gar sehr nach Mißtrauen, und gerade das verdiene ich nicht. Hört mich an! Vergeßt was einmal zwischen uns vorgegangen, wir sind beide Männer, und einmal im Leben muß man doch die alten Rechnungen ausgleichen. Habe ich Euch einmal Unrecht gethan, so geschah es nicht mit Willen, es war nicht meine Schuld, und deswegen möchte ich es gut machen. Vertraut Euch mir an, es soll euer Schade nicht sein, Ihr sollt mich erst kennen lernen.«

»Und wenn ich nun glaube, Euch schon kennen gelernt zu haben?« fiel ihm Martin in die Rede.

»Dann täuscht Ihr Euch. Ihr sollt Euch überzeugen, daß ich mehr für Euch thun kann und thun werde, als nur irgend Jemand es im Stande ist. Ihr seht mich ungläubig an! Ihr lächelt! Ich weiß, Ihr hofft auf den Provincial, daß dieser in der Stunde der äußersten Gefahr zu eurer Rettung da sein werde! Armer Martin, Ihr wißt freilich noch nicht, was geschehen ist!«

»Um aller Heiligen Willen! was ist geschehen?« schrie Martin, durch die letzten Worte des Kanzlisten in Angst um den Provincial versetzt, »was ist geschehen? ist der hochwürdigste Herr gestorben?«

»Wenn er gestorben wäre,« sagte der Kanzlist leichtfertig, »dann wäre vielleicht das Unglück nicht so groß, er

habe, gehe Er indessen in das Zimmer daneben, ich werde Ihn gleich wieder rufen.«

Robert verließ unter einer tiefen Verbeugung das Gemach und begab sich in das anstoßende Zimmer.

Er hatte noch die hohe schwere Flügelthüre hinter sich nicht ganz zugezogen, als er bereits im Zimmer der Gräfin das Kommen des Besuches vernahm, und bei dem Klange der Stimme des einen Mannes vor Ueberraschung ganz vergaß, die Thüre hinter sich festzuschließen, — sie blieb angelehnt, und er war im Stande, jedes Wort, welches bei der Gräfin gesprochen wurde, zu hören.

Die Eingetretenen waren — der Kanzlist Schreiber und zwei fremde Männer von ziemlich ärmlichem Aeußeren.

Bei dem Nahen des Kanzlisten hatte sich die Gräfin etwas im Stuhle erhoben und die Ankommenden mit einem leichten Neigen des Kopfes begrüßt.

»Er hält Wort, Herr Kanzlist,« sagte sie, »und ich bin ihm dankbar, daß Er so sorgsam den Wünschen meines Herzens entgegenkommt. Wollte Gott nur, ich könnte so reichlich meine Pflicht als Mensch und Christin erfüllen, wie ich es sehnlichst und von Herzen wünsche.«

»Euer gräfliche Gnaden erwerben sich auf Erden schon die himmlische Krone,« entgegnete sich tief bückend der Kanzlist und drückte seine Lippen auf den schweren Brocatstoff ihres Kleides; »Euer hochgräflichen Gnaden unterthänigster Knecht ist überglücklich, von einem solchen Engel der Milde und des Wohlthuns zum irdischen Boten verwendet zu werden. Wenn ich mir eine Stufe zum Himmel erobere, so sind Euer hochgräfliche Gnaden der Werkmeister, welcher die Leiter dazu baut.«

»Ich bitte Ihn, Herr geheimer Kanzlist, schweige Er

davon, Er weiß, ich mag derlei nicht gern hören,« sagte die Gräfin, und ein Schatten von Unmuth flog über ihr Gesicht. — »Aber,« setzte sie hinzu, »wer sind die Männer, die Er da mit hereingebracht hat? Ich wünsche das nicht; Er hätte sich unseres Pactes erinnern sollen.«

»Verzeihung, Euer gräfliche Gnaden,« entgegnete der Kanzlist neuerdings mit einer tiefen Verbeugung, »aber ich lebe der süßen Hoffnung, Euer gräfliche Gnaden werden mir diesmal meinen Vorwitz verzeihen, sintemalen ich in der That gemeint habe, hier und in diesem außerordentlichen Falle eine Ausnahme von Euer gräflichen Gnaden Befehl machen zu dürfen.«

»In diesem Falle? was will Er damit sagen? erkläre Er sich deutlicher.«

»Ich habe Euer hochgräfliche Gnaden,« ließ sich der Kanzlist vernehmen, »um die Huld angefleht, meine niedrige Verwendung zum Besten zweier würdigen Männer zu Euer Gnaden Füßen legen zu dürfen. Diese beiden Herren hier — die Männer verbeugten sich bei diesen Worten — gehören zu jenen Märtyrern der guten Sache, jenen unverschuldet Leidenden, welchen nicht allein die heißeste Theilnahme jedes Menschenfreundes, sondern auch, was mehr noch sagen will, der fromme Segen aller christlichen Herzen auf ihrem Lebenswege folgt.«

»Herr Kanzlist,« rief die Gräfin, welche jetzt das Weitere zu errathen schien, »ich will doch nicht hoffen, — o mein Gott! die Herren stehen vor mir, ich habe es versäumt, Plätze anzubieten. Hochwürdige Herren, verzeihen Sie mir, — die Ueberraschung, ich bin ganz verwirrt.«

Die gute Dame schien in peinlicher Verlegenheit. Die eiden fremden Männer standen immer noch vor ihr da, die

schweren Damastvorhängen der Fenster beinahe verdeckt, und schaute oft, den schönen Kopf auf die Hand gestützt, zu jenen Fenstern hinauf, — von denen Robert schon längst verschwunden war.

So saß sie eines Vormittags wieder da, als eine ältliche Frau auf dem spiegelblanken Boden leise auftretend sich ihr näherte, und fast bekümmert sie ansah.

»Euer Gnaden!« sagte sie endlich, und der Ton tiefer, fast mütterlicher Besorgniß klang durch ihre Stimme — — —

Die junge Frau wendete rasch den Kopf und streckte ihr schmerzlich lächelnd die Hand entgegen.

»Du nennst mich schon wieder Euer Gnaden! wie oft habe ich Dich gebeten, es nie zu vergessen, was Du mir bist, und noch mehr — was Du mir warst! Meine Dienstleute mögen mich so nennen, wie Du es früher gethan. — Für Dich aber,« rief sie und warf sich in die Arme der alten Frau, »für Dich bin ich jetzt und für immer deine alte Antonie!«

»Sie machen mich stolz durch die Güte und Freundlichkeit, mit welcher Sie mich überhäufen,« entgegnete die Matrone, welche ganz das Wesen einer Gouvernante oder Haushälterin hatte; »aber glücklich, Antonie, würden Sie mich machen, wenn Sie einmal wieder den Frohsinn Ihrer Jugend, die natürliche Heiterkeit Ihrer Seele zurückgewännen. Sie sind jung und unabhängig, schön und gut, das Leben mit seinen glänzendsten Seiten steht Ihnen offen, und Sie versinken von Tag zu Tag mehr in Trübsinn, vorzüglich seit wir hieher in die Singerstraße, in die Nähe der Tante Ihres seligen Herrn Gemals, der Frau Gräfin Vietinska, gezogen sind.«

Antonie sah ihre alte Freundin, welche mit dem Ausdrucke der tiefsten Herzlichkeit sprach, schweigend an. Als jene schwieg und auf eine Antwort zu warten schien, nahm die junge Frau sie bei der Hand und zog sie zwischen die Blumen ganz nahe zum Fenster hin.

»Blick' einmal da hinauf!« sagte sie endlich und zeigte mit der Hand auf Roberts Fenster.

Die alte Frau hatte kaum einen Blick in die bezeichnete Richtung geworfen, als sie verwundert die Hände zusammenschlug. »Ja! das sind freilich dieselben Fenster, das ist dasselbe Zimmer, aber was kann Ihnen denn jetzt mehr daran liegen? Mir wäre das nicht eingefallen!«

»Siehst Du, Maria, das ist ja eben der Unterschied zwischen einem jungen und einem alten Herzen. Dir wäre es nicht eingefallen, und mich quält, seit wir hier wohnen, die Sehnsucht nach jenem Zimmer, und ich verzehre mich in Gedanken, wie ich es möglich mache, in jenen vier Mauern, wenn es mir beliebt, einige Stunden zuzubringen, über die Vergangenheit zu träumen und jene glückliche Zeit wenigstens im Geiste noch einmal an mir vorüberziehen zu lassen.«

»Ja, wenn es nichts weiter ist, dem kann ja bald abgeholfen werden!« rief freudig die alte Frau. — »Gott sei Dank, daß es nur dieses ist, ich habe wahrlich etwas ganz anderes gefürchtet, — und das — —«

»Darüber kannst Du ruhig sein, Maria,« sagte Antonie erröthend, »der freigewordene Vogel sehnt sich sobald nicht wieder in einen Käfig zurück, und wenn er auch ein so goldener wäre, als es der meine gewesen ist. Aber wie willst Du Rath schaffen? Das begreife ich nicht!«

»Nichts leichter als das!« meinte Maria ganz zuver-

*

chen Dingen ganz unerfahren sind, und Er ist ein gewandter, thätiger und verläßlicher Mann. Also lasse Er sich nicht abhalten. Mit Gott! Ich sehe Ihn schon wieder.«

Die Gräfin verneigte sich bei diesen Worten gegen die beiden Fremden, welche bereits aufgestanden waren, und sie sowohl als der Kanzlist gingen rückwärts bis zur Thüre, wo sie noch eine tiefe Verbeugung machten, bevor sie sich entfernten.

Die Gräfin war jetzt allein — sie stand, mit der Hand auf das Mosaiktischchen aufgestützt, und sagte zufrieden zu sich selbst: »Ich glaube, ich habe eine gute That gethan.«

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thüre des Cabinets. Sie rief, und Robert erschien an der Schwelle — bleich, abgespannt, wie von einer tiefen Aufregung durchzittert.

V.

Die Gräfin erschrak fast, als sie in das bleiche Antlitz Roberts blickte, welcher trotz aller seiner Mühe seine Bewegung nicht zu bemeistern vermochte. Sie trat ihm besorgt einen Schritt entgegen und fragte: »Was ist Ihm, Haimon? Er sieht ja ganz verstört aus! Ich glaube gar Er zittert! Setze Er sich doch nieder und erhole Er sich.«

Robert verbeugte sich dankend gegen die milde Frau und versuchte mit allem Aufwand seiner inneren Kraft sich wenigstens so weit zu fassen, um ihr die Ursache seiner Aufregung mittheilen zu können. Erst nach einem Weilchen brachte er es so weit, ihr mit klaren nackten Worten seine Vermuthung, daß sie an einen Unwürdigen ihre Wohlthat verschwendet habe, mittheilen zu können.

tonie!« sagte sie halbleise für sich, »ich besorge fast, daß nicht das kleine Zimmer, nicht die früheren Erinnerungen, sondern daß ganz neue Eindrücke deinen Blick und deine Gedanken so sehr in jenen vierten Stock hinaufziehen.«—Sie stand einen Augenblick wie nachdenkend da. — »Wer kann es mir verwehren, oder auch nur übel denken, wenn ich selbst gehe und mich um das Nähere erkundige. Besser ist besser, und man kann in unserer Zeit und bei einem jungen Herzen nicht vorsichtig genug sein. Gott gebe nur, daß ich keine schlimme Kundschaft einziehe!« — —

Je mehr Robert in dem Vertrauen der Gräfin stieg, desto mehr wuchs aber auch die Last seiner Arbeiten. Die Dame sah jetzt erst ein, in welchen Händen sie sich seit dem Tode ihres Gemals befunden, und genauere Ausweise, welche ihr neuer Beamter ihr vorlegte, überzeugten sie, daß der ganze Zustand der Administration ihrer ausgedehnten Güter einer durchgreifenden Verbesserung bedürfe. Sie wußte keinen verläßlicheren, keinen geschickteren Arbeiter dafür, als Robert, und dieser selbst fühlte eine solche Zuneigung zu der Frau, die ihm so mütterlich und so vertrauungsvoll entgegengekommen, daß er mit Freude es übernahm, den Wust alter Mißbräuche, so weit sich dieses vom Arbeitstische aus thun ließ, aufzuräumen.

Zweimal in der Woche hatte er von der Gräfin sich eine Stunde des Nachmittags ausgebeten, wo er ihr Bericht über das, was er anzuordnen vorschlagen würde, so wie über das Geschehene erstatten könnte, und die freundliche Herrschaft verlängerte diese Geschäftsstunde immer um ein Bedeutendes, um noch einige Zeit mit Robert in mannigfachem Gespräche

Gräfin neuerdings an ihn dieselbe Frage stellte: »Ich glaube sogar davon überzeugt zu sein.«

Die Gräfin ging einige Male, wie mit ihren Gedanken kämpfend, im Zimmer auf und ab; endlich blieb sie knapp vor Robert stehen.

»Haimon, Er hat mich durch Seine Worte sehr beunruhigt,« sagte sie. »Ich weiß es wohl, daß ich selbst Ihn aufgefordert habe, die Leute, welche von mir Unterstützungen erhalten, zu überwachen; ich will wissen, auf welchen Boden meine Gaben fallen. Aber Er hat heute, wo Er nicht dazu beauftragt war, sich in meine Angelegenheit gemischt, und Seine Anklage betrifft gerade einen Mann, welchen ich für rein wie lauteres Gold halte. Denke Er nur selbst nach, Haimon, wird man es denn wagen, solchen groben Betrug mir gegenüber zu spielen? Wird ein so frommer christlicher Herr, wie der geheime Kanzlist, sich erkühnen, mir Gott weiß was für Leute als geweihte Priester vorzustellen? Denke Er selbst darüber nach!«

Robert war von diesen Zweifeln tief bewegt. Er erkannte darin jenen schönen Zug eines edlen Herzens, welches nicht glauben kann, daß man mit dem Heiligsten einen frevlen Spott zu gemeinem Zwecke treiben könne, und das lieber einen Leichtsinn der Jugend oder eine Uebereilung zu verzeihen bereit ist, als sich selbst eingesteht, schmählich betrogen zu sein.

Deswegen antwortete der junge Mann auch nicht auf diese Vorwürfe, er begnügte sich, der Gräfin mit einem jener stummen aber vielberedten Blicke in's Auge zu schauen, wie sie der Unschuld und der reinen Ueberzeugung so eigen sind.

»Ich muß in dieser Sache Licht bekommen,« begann die Gräfin wieder. »Setze Er sich gleich an meinen Tisch, Hai-

mon, und schreibe Er an den Pater Mansperger, ich lasse ihn bitten, mich morgen Vormittag zu besuchen. Ich werde ihn fragen, er kennt den Herrn geheimen Kanzlisten ebenfalls, und ich bin überzeugt, daß Er, mein Freund,« — sie legte bei diesen Worten ihre feine schmale Hand auf Roberts Schulter — »dann anderer Meinung sein wird.«

Robert befolgte den Befehl der Gräfin und schrieb. Er reichte ihr dann den Brief zur Unterschrift, und sie zeichnete ihren Namen, nicht ohne vorher das Schreiben genau durchgegangen zu haben. — »Es ist gut so!« sagte sie, siegelte dann den Brief selbst und befahl Robert, ihn sogleich durch einen Bedienten in die Wohnung des Paters Mansperger besorgen zu lassen.

Als Robert das Zimmer verließ, sah sie ihm lange und mit einem sehr weichen Blicke nach.

»Er ist mir treu,« sprach sie zu sich selbst, »er mag vielleicht sogar nicht ganz Unrecht haben, aber ich kann dennoch nicht den Gedanken fassen, daß Schreiber sich derart gegen mich vergangen haben sollte. Er, der seit Jahren so große Summen von mir bezogen, der mir von Zeit zu Zeit ganze Familien vorgestellt hat, deren Glück durch meine Gaben gegründet sein sollte, — er hätte mich betrogen?«

Robert trat wieder ein und meldete, daß der Befehl der gnädigen Frau Gräfin bereits vollzogen sei.

»So, das ist mir lieb!« sagte sie wieder in dem sanften, ruhigen, einnehmenden Tone, welcher ihr so sehr eigen; »dann können wir auch wieder an unsere unterbrochene Arbeit gehen. Es wird ohnehin spät, bevor wir fertig werden, für heute muß Er mir also schon den Abend schenken.«

Robert antwortete nur mit einer Verbeugung, worauf er die Acten wieder von dem Tische, auf welchen er sie früher

habe, gehe Er indessen in das Zimmer daneben, ich werde Ihn gleich wieder rufen.«

Robert verließ unter einer tiefen Verbeugung das Gemach und begab sich in das anstoßende Zimmer.

Er hatte noch die hohe schwere Flügelthüre hinter sich nicht ganz zugezogen, als er bereits im Zimmer der Gräfin das Kommen des Besuches vernahm, und bei dem Klange der Stimme des einen Mannes vor Ueberraschung ganz vergaß, die Thüre hinter sich festzuschließen, — sie blieb angelehnt, und er war im Stande, jedes Wort, welches bei der Gräfin gesprochen wurde, zu hören.

Die Eingetretenen waren — der Kanzlist Schreiber und zwei fremde Männer von ziemlich ärmlichem Aeußeren.

Bei dem Nahen des Kanzlisten hatte sich die Gräfin etwas im Stuhle erhoben und die Ankommenden mit einem leichten Neigen des Kopfes begrüßt.

»Er hält Wort, Herr Kanzlist,« sagte sie, »und ich bin ihm dankbar, daß Er so sorgsam den Wünschen meines Herzens entgegenkommt. Wollte Gott nur, ich könnte so reichlich meine Pflicht als Mensch und Christin erfüllen, wie ich es sehnlichst und von Herzen wünsche.«

»Euer gräfliche Gnaden erwerben sich auf Erden schon die himmlische Krone,« entgegnete sich tief bückend der Kanzlist und drückte seine Lippen auf den schweren Brocatstoff ihres Kleides; »Euer hochgräflichen Gnaden unterthänigster Knecht ist überglücklich, von einem solchen Engel der Milde und des Wohlthuns zum irdischen Boten verwendet zu werden. Wenn ich mir eine Stufe zum Himmel erobere, so sind Euer hochgräfliche Gnaden der Werkmeister, welcher die Leiter dazu baut.«

»Ich bitte Ihn, Herr geheimer Kanzlist, schweige Er

sie nicht durch seinen Trübsinn zu beunruhigen, und beschloß, lieber noch einen kleinen Spazirgang durch die Straßen zu machen, bevor er in seine einsame Wohnung zurückkehrte.

Unweit vom Stock im Eisen fühlte er sich plötzlich von rückwärts am Arme gefaßt, und eine nicht ganz unbekannte Stimme rief ihm zu:

»Trifft man Sie endlich, Flüchtling, Ausreißer, stolzer Mann? Ja, wenn man ein großer Herr wird, ist's freilich ganz anders!«

Ueberrascht sah sich Robert um und blickte in ein ihm halb bekanntes Gesicht. Nicht sehr freundlich über die unerwartete Störung wollte er sich mit einigen kalten Worten losmachen, der Andere aber hatte bereits seine Hand gefaßt und drückte sie lebhaft.

»Habe ich Sie beleidigt?« sagte er in dem gutmüthigsten Tone von der Welt, »so soll es mir herzlich leid sein. Aber nein, beleidigt sind Sie nicht, nur etwas verstimmt heute; freilich, wenn man ein großer Herr geworden ist, hat man auch große Sorgen und seine kleinen Launen.«

Er hatte letzteres in einem so unbeschreiblichen Tone von Gutmüthigkeit und leichtem Spott gesagt, daß Robert sich jetzt erst seinen Mann genauer ansah, und als er ihn erkannte, flog ein lichter Strahl des Lächelns über seine bisher verdüsterten Züge.

»Herr Rubin!« sagte er überrascht; »wie kommen Sie hierher? jetzt erkenne ich Sie erst.«

»Ist's meine Schuld, daß Ihr Gedächtniß so schwache Augen für Ihre Freunde hat?« antwortete der alte Student, der seinem Aeußern nach nicht in bessere Umstände gekommen zu sein schien. »Herr Haimon,« fuhr er gesprächig fort, »es

ist jetzt schon so lange, daß ich nicht das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen, Sie können sich nicht denken, wie oft mein Magen an Sie gedacht hat.«

»Aber sagen Sie mir nur, Rubin,« fragte Robert mitleidig, »geht es Ihnen denn noch immer so schlecht?«

»Was heißt schlecht gehen? Schlecht gehen heißt: wenigstens doch noch gehen; ich stecke aber so tief d'rin, daß von einem Weiterkommen gar nicht mehr die Rede sein kann.«

»Ich begreife nicht, Rubin. Sie sind doch ein Mensch, der etwas gelernt hat. warum sehen Sie sich nicht um eine Beschäftigung um?«

»Das geht schwer,« meinte Rubin mit kläglicher Miene, »ich möchte es wohl gern, aber es nimmt mir zu viel Zeit weg.«

»Also haben Sie doch schon viel Beschäftigung, nur trägt sie Ihnen nicht genug!« sagte Robert, der herzlichen Antheil an dem lustigen Taugenichts zu nehmen schien.

»Freilich,« antwortete Rubin lachend, »denken Sie nur, wie viel Zeit ich auf's Nichtsthun brauche, und die verliere ich rein, wenn ich eine Beschäftigung annehme. Was bleibt mir also übrig? Der Herr Regierungsrath Sonnenfels ist leider anderer Meinung, und hat mich gerade heute fortgejagt.«

»Ich glaube, Rubin, er hat unter solchen Umständen ganz recht daran gethan.«

»Was wollen Sie? ich glaube es am Ende selbst, aber kann ich dafür, daß ich ein Genie bin? und Sie wissen, wir Genies haben immer unsere Eigenheiten. Aber reden wir von etwas Anderem. Warum kommen Sie denn gar nicht in unsere Conventikel? Sie glauben nicht, wie prächtig die jetzt geworden sind, wir haben ein neues Mitglied gewonnen,

einen jungen Mann, der bisher bei den Jesuiten war, einen gewissen Blumauer. Den sollten Sie reden hören. Gott im Himmel, was ist das für ein verbotenes Maul! Aber Ihr Freund, mit dem Sie immer gekommen sind, der Doctor Mesmer, der scheint jetzt auch ein gar stolzer Herr geworden zu sein, läßt sich nicht mehr sehen und will unsereinen auf der Gasse gar nicht wieder erkennen.«

Robert war bei diesem Namen aufmerksam geworden. Er hatte Mesmer zwar aus den Augen, aber nicht gänzlich aus den Gedanken verloren. Er mußte, daß wußte er wohl, gegen diesen Mann auf seiner Hut sein und in ihm einen seiner gefährlichsten Feinde sehen.

»Glauben Sie mir aber,« fuhr Rubin fort, »es ist nicht klug von ihm, daß er so gegen mich ist; mit mir hätte er sich vertragen sollen, denn er weiß —«

In diesem Augenblicke streifte eine weibliche Gestalt hart an Beiden vorbei und Rubin drückte fest Roberts Arm.

»Haben Sie die erkannt? Mir scheint, Sie haben gar nicht gesehen, was sie mir für einen Basiliskenblick zugeworfen hat; die weiß auch viel vom Doctor Mesmer zu erzählen, und ob er nicht gegenseitig von ihr, das will ich auch nicht verschwören.«

Robert hatte nur zu wohl die stark verschleierte Dame erkannt, welche eilends an ihnen vorübergehuscht; Rosa war's und die letzte Aeußerung Rubins hatte ihn gerade in diesem Augenblicke neugieriger gemacht.

»Woher kennen Sie diese Dame?« fragte Robert etwas betroffen über den Ton, mit welchem Rubin von der Baronin gesprochen.

»Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß sie viel von Mes-

mer zu erzählen weiß, Sie können also denken, woher ich sie kenne. Wie Sie mich hier sehen, habe ich auch schon als postillon d'amour Dienste geleistet, — freilich ohne Horn,« setzte er lachend hinzu; »das überlasse ich gern dem Galant selbst.«

»Also Sie glauben, daß zwischen Mesmer und der Baronin Rosa ein intimes Verhältniß stattfindet?«

»Glauben! glauben heißt nicht wissen; wenn ich es aber weiß, wie können Sie dann fragen: ob ich glaube?«

»Und wissen Sie etwas Näheres darüber, Rubin? Mich würde die Sache interessiren, weil ich Beide doch so genau kenne.«

»Ob ich etwas Näheres weiß! Bis auf das Allernächste weiß ich nahe Alles. Welches Nähere wollen Sie also wissen?«

Robert und Rubin waren während des Gespräches durch mehrere Gassen fortgeschlendert. Diese Plaudereien wirkten zerstreuend auf Roberts Trübsinn, und so waren sie bis an die Ecke des Kohlmarkts bei dem Hause zu den drei Laufern angekommen, wo Rubin wie angenagelt stehen blieb

Robert sprach eben und bemerkte im ersten Augenblicke nicht die Absicht seines Gefährten. Weiter redend wollte er weiter gehen. Rubin hielt ihn zurück.

»Sehen Sie, Herr Haimon,« begann er, »wenn zwei so alte Freunde, wie wir, sich nach so langer Zeit wieder einmal treffen, so sollten sie von Gottes und Rechts wegen nicht sobald auseinandergehen. Hier winkt uns Gottes Finger,« sagte er und zeigte auf das Bierzeichen über dem Thore des Dreilauferhauses; »ich sehe es Ihnen an, Sie haben seit langer Zeit kein gutes Bier getrunken, ich will

Ihnen, damit Sie nicht allein sind, Gesellschaft leisten, ich weiß, der Trunk schmeckt dann zehnmal besser, wenn man ein wenig dabei plaudern kann.«

Robert mußte über die Art, wie Rubin sich einlud, lächeln, und war gerne bereit, ein Stündchen noch mit ihm zuzubringen. Er hoffte vielleicht Mehreres über Mesmer und Rosa zu hören, und dann war ihm das Zusammentreffen mit dem alten Studenten schon aus dem Grunde nicht unlieb, weil er selbst seinen eigenen Plan mit ihm vorhatte. Er trat deshalb mit ihm in die Bierstube »zum Lothringer« ein, deren Schild heutzutage noch an dem Hause neben den drei Laufern zu sehen ist.

Das Innere einer damaligen Bierstube unterschied sich in vieler Beziehung von den Localen, wie sie heute sind. Ledergepolsterte Bänke und schwere Stühle standen um die großen eichenen Tische, die Kellner und Buben mit langen blauen Vortüchern eilten geschäftig hin und her; der Wirth, an dem grünen aufgestülpten Sammtkäppchen kennbar, stand hinter dem großen Schenktisch und goß aus großen kupfernen Kannen den fast schwarzen Gerstensaft in hohe Gläser mit blanken Zinndeckeln oder in kleine, wie Silber glänzende Zinnkrüge.

Als Robert und sein Gefährte eintraten, waren noch sehr wenig Leute da. Doch bemerkte Robert ganz im Hintergrunde der Stube zwei Männer, welche an einem Tische zusammengerückt sehr angelegentlich sprachen. Ohne auf Rubin zu merken, der ihn an einen andern Platz hinziehen wollte, schritt Robert gerade auf jenen Tisch los und setzte sich nicht weit von den Beiden nieder. Rubin war ihm, erstaunt über die plötzlichen raschen Bewegungen, ohne ein Wort zu sprechen gefolgt; ein Wink mit dem Auge von dem jungen

Manne genügte, um ihm begreiflich zu machen, daß der Platz nicht ohne Absicht gewählt worden.

Robert hatte in den beiden Gästen des Bierhauses »zum Lothringer« die Begleiter des Kanzlisten erkannt, welche kurz vorher von der Gräfin so ansehnlich beschenkt worden waren.

VI.

Die beiden Genossen des Herrn Kanzlisten schienen trotz ihres eifrigen und angelegentlichen Gespräches seelenvergnügt. In den Winkeln ihrer zusammengekniffenen Augen lauerte der Schalk und ihre Heiterkeit war augenscheinlich noch im Steigen begriffen, wie Robert schnell genug bemerkte.

»Rubin, betrachten Sie diese beiden Männer da neben uns,« sagte er leise zu seinem Begleiter; »sind Ihnen diese Physiognomien vielleicht bekannt?«

Der Angeredete, welcher sich bisher mehr mit seinem Krüglein beschäftigt hatte, sah einen Moment lang hinüber, dann wandte er sich lächelnd zu Robert:

»Als Species bekannt? Nein, aber als Genus — sehr! Sie gehören unzweifelhaft zur ausgebreiteten Familie Derjenigen, für welche Gott der Herr in seiner Güte und Allmacht die Wirthshäuser erschaffen hat, damit ein armer Teufel dann doch sagen könne: Ich habe einen guten Sitz; sie sind Mitglieder jener großen Bruderschaft, deren Schutzpatron der Erzvater Noah ist, unbedingte Anhänger jener von der Wissenschaft längst verworfenen Theorie, daß die Erde nur aus der Feuchtigkeit entstanden sei und deshalb jedes lebende Wesen sich fortwährend anfeuchten müsse!

Wollen Sie mehr wissen, mein verehrter Freund und Gönner? — So viel über das Genus. Was nun die Species betrifft, das heißt, wer die Herren eigentlich sind, das ist mir unmöglich, Ihnen sagen zu können. Doch sind Sie neugierig, so ließe sich ja ein Mittel dafür finden.«

»Ein Mittel? Und welches?«

»Ich werde selbst mit den Leuten reden,« sagte Rubin zuversichtlich. »Aber das sage ich Ihnen gleich,« fügte er hinzu, »das Mittel kostet Geld, ich muß fein wie ein Advocat bei der Sache zu Werke gehen, und Sie wissen, einem Advocaten muß man immer etwas für unvorhergesehene Ausgaben vorauszahlen.«

Robert zog lachend eine rothseidene Geldbörse und nahm drei Kronenthaler heraus. »Was meinen Sie,« sagte er, »ist das genug Vorschuß?«

»Für den ersten Termin jedenfalls,« antwortete Rubin; »aber — wenn dann Erstreckungen kommen — Fristen —« er zuckte bedauernd mit den Achseln und ließ die drei Thaler in seine Westentasche gleiten

An dem Nebentische waren indeß die Herren etwas lauter geworden. Die Dosen wurden geräuschvoller zugeklappt, die zinnernen Krüge fester auf den Tisch niedergeschlagen, das frühere Flüstern war nach und nach einem etwas lauteren Gespräche gewichen, welches aber bei dem einen der Beiden bereits sehr oft von einem schwerfälligen Gähnen, dem sicheren Zeichen beginnender Schwäche, begleitet war. Robert sowohl als Rubin betrachteten von der Seite aufmerksam ihre Nachbarn, und Rubin sagte leise: »Jetzt machen Sie sich bald auf den Weg, ich muß allein mit meinen *Parteien* verhandeln. Ihre Wohnung weiß ich, *ich komme morgen Früh* und bringe Ihnen das Resultat.«

»Sie können auf meine Dankbarkeit rechnen!« sagte Robert leise, indem er aufstand und seinen Hut nahm.

»Schon gut,« meinte Rubin; »seien Sie überzeugt, daß wenn ich etwas ausrichte, wie ich nicht zweifle, so werde ich von Ihrer Güte die Multiplication dieser einfachen Größen,« er schlug an die Westentasche, »noch öfter subtrahiren, und mich bemühen, Ihre Freundschaft für mich in einen Kettensatz zu verwandeln.«

Robert reichte ihm lächelnd die Hand, verbeugte sich höflich gegen die andern Herren und schritt langsam vor dem Schenktische vorbei zur Thüre hin. Als er diese öffnete, blickte er noch einmal zurück, und sah gerade, wie Rubin aufgestanden war und sein Krüglein Bier selbst an den Tisch der anderen Herren hintrug.

War nun auch bei dem jungen Haimon der Mißmuth während des Gespräches mit Rubin zum größten Theile verflogen, so waren seine Gedanken jetzt um so mehr mit den beiden Fremden beschäftigt, welche er so unvermuthet und ganz verändert wiedergesehen hatte. Da war keine Spur von jener demüthigen Frömmigkeit, jenem stillen, tiefinnerlichen Wesen an ihnen zu bemerken, welches sie in Gegenwart der Gräfin zur Schau getragen. Wer sie jetzt und früher gesehen, mußte sie für die plumpen Statisten irgend einer Comödie halten, und Robert fühlte sich schmerzlich bei dem Gedanken berührt, daß seine gütige Herrin das Opfer solcher betrügerischer Schurken sein sollte.

Er war einen Augenblick noch unter dem Hausthore bei den drei Laufern stehen geblieben, um sich vor der herbstlichen Abendluft den Rock ganz zuzuknöpfen, als eine Gestalt, *welche er der* Haltung und dem Gange nach erkennen zu *müssen glaubte,* an ihm vorüberging. Er erschrak im ersten

Augenblicke wie bei dem Anblicke einer giftigen Schlange, aber er blieb, vom Dunkel des Thorweges begünstigt, unbeweglich stehen, und schaute unverwandt in die Richtung, wo der Eingang zur Gaststube war, um, wenn der Fremde die Thür öffnete und der Lichtschein von innen auf sein Gesicht fiele, ihn desto leichter zu erkennen.

Jetzt öffnete Jener die Thür. Robert hatte sich nicht geirrt. Der Mann, der eben in die Bierstube getreten war, war der Dritte zu jenem sauberen Kleeblatte — der Kanzlist Schreiber.

Robert überlegte einen Augenblick was er jetzt thun sollte; ob in die Stube treten und die drei sauberen Vögel überraschen — — aber welchen Beweis hatte er vor der Hand, daß Jene nicht wirklich die, für welche der Kanzlist sie bei der Gräfin ausgegeben? Nach kurzem Bedenken entschloß er sich, die weitere Entwicklung lieber Rubin allein zu überlassen, er rechnete auf die Schlauheit dieses Menschen, dem es vielleicht gar schon gelungen, in der kurzen Zeit des Alleinseins mit jenen Beiden Anhaltspuncte für nähere Auskünfte zu gewinnen.

Der junge Haimon konnte freilich noch nicht wissen, was Rubins scharfes Auge auf der Dose des einen Zechers entdeckt hatte.

Niemand empfand wohl die Seltenheit der Besuche Roberts jetzt tiefer und schmerzlicher als die arme Sophie. Seit einigen Tagen schien nämlich die Mutter nur mit einer gewissen Zurückhaltung auf jenen Theil des Gespräches einzugehen, welcher dem Herzen des jungen Mädchens am meisten wohlthat, und wohin die Rede zu lenken Sophie bisher so

vortrefflich mit der unschuldigen Schlauheit eines liebenden Wesens verstanden hatte. Ueberhaupt mochte seit Kurzem wieder ein neuer Gram an dem Herzen der schwergeprüften Frau nagen; die sorgenvollen Blicke, welche sie oft, ungesehen von Sophie, auf ihrer Tochter ruhen ließ, hätten von dieser wahrgenommen, ihr leicht die Richtung des neuen Kummers enthüllt.

Es war einige Tage nach den in den früheren Capiteln erzählten Begebenheiten, als Mutter und Tochter eines Nachmittags zu Hause an ihrem Tische mit Stricken beschäftigt saßen. Frau Haimon bemerkte zu ihrem tiefen Kummer, daß das Mädchen oft die Arbeit halb aus den Fingern gleiten und die Hände in den Schooß sinken ließ, um in Träumereien das Auge wehmuthvoll zu Boden zu schlagen. Die Mutter hatte bisher vermieden, Sophie durch eine Ansprache in ihren Gedanken zu stören.

Die alte Frau gehörte zu jenen einseitgen Seelenärzten, welche das Schweigen und die Zeit unter allen Umständen für die besten Heilmittel halten.

Endlich konnte Sophie es nicht mehr recht über's Herz bringen, sie hatte lange den Blick mit einem flehenden Ausdrucke auf ihre Mutter geheftet, und faßte nun den Muth, zuerst das peinliche Stillschweigen zu brechen.

„Mutter,“ fragte sie leise und in bittendem Tone, „wenn ich Dich um etwas frage, wirst Du mir darauf antworten?“

Frau Haimon nahm die Brille ab, ließ einen Augenblick die Strickerei auf den Schooß niedersinken und sah ihre Tochter fest an.

„Es ist zwar,“ sagte sie langsam, „nicht Sitte, daß

Kinder ihre Eltern in dieser Weise fragen, aber ich will glauben, Du seist krank und es verzeihen.«

»O Mutter, Du hast Recht!« rief Sophie unter hervorstürzenden Thränen aus, »ich bin krank, in meinem tiefsten Herzen krank!«

Frau Haimon antwortete nicht, aber sie begann auf einmal emsig weiter zu stricken.

»Was ist seit ein paar Tagen geschehen?« hob Sophie wieder an, »was muß Carls Oheim zu Dir gesagt haben, daß Du so plötzlich und ohne allen Grund, nachdem wir Beide kein Hinderniß mehr zwischen uns glaubten, mir verbietest, Carl wieder zu sehen oder ihm zu schreiben?«

Die Mutter antwortete nicht und es entstand ein peinliches Stillschweigen. Endlich nahm Frau Haimon das Wort.

»Du hast mich gefragt; gut, ich will Dir offen sagen, welche Ursache dazwischen getreten ist. Ja, Du hast Recht, jener Herr, welcher vorgestern bei mir war, ist Carls Oheim, unser Gespräch galt Euch Beiden, und ich selbst fand die Gründe, welche er mir gegen diese Verbindung vorstellte, so klar und einleuchtend, daß ich vollkommen einer Meinung mit ihm bin.«

Sophie bedeckte seufzend ihr Gesicht mit beiden Händen.

»Es ist besser,« fuhr Frau Haimon fort, »daß jetzt noch dieser Sache ein Ende gemacht wird, als daß Ihr Beide die Wunde im Herzen noch lange herumtragt, Euch in Hoffnungen einwiegt, welche nicht lebendig werden können, und dann spät erst aus eurem Wahne erwacht, wo ihr nicht mehr die Kraft habt, Euch in das Unvermeidliche zu fügen. Carl wird nächstens von hier abreisen, und Du — wirst ihn vergessen.«

Das Mädchen schüttelte zweifelnd den Kopf. »So plötzlich, so auf einmal wieder?« klagte sie; »es ist, als ob ein

Dämon, neidisch über unser Glück, sich mit der ganzen Welt verschworen hätte, um alle Qual des Leides auf uns auszugießen. Weiß Robert davon?«

»Bis jetzt noch nicht,« antwortete die Mutter. »Wie sollte er es auch. Er hat sich seit mehreren Tagen nicht bei uns blicken lassen, und Du weißt, daß ich erst vorgestern den Besuch des Baron Linden erhielt. Er mag noch Alles in den alten Verhältnissen glauben. Aber ich bin überzeugt, daß, wenn er die Gründe hören wird, welche der Baron mir ans Herz legte, er ganz mit mir und meinem Versprechen einverstanden sein wird.«

»Glaube das ja nicht,« rief Sophie, »Robert liebt mich zu sehr, und war selbst zu glücklich in meinem und Carls Glücke.«

— — Mutter und Tochter waren so sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie ganz überhörten, wie es bereits mehrmals leise an der Stubenthür pochte. Endlich wurde Frau Haimon aufmerksam, sie rief: »Herein!« und wie die Thüre aufging, stand ein hoher Mann von ernstem würdigen Aussehen vor den beiden Frauen.

Wir kennen ihn bereits, es ist der ehemalige Provincial.

Bei dem Anblicke der fremden Erscheinung auf der Schwelle war Sophie aufgestanden. Mit niedergeschlagenen Augen, worin noch Thränen perlten, hatte sie ihn begrüßt; jetzt blickte sie auf und blieb erstaunt vor ihm stehen.

Mit mildem freundlichen Lächeln wandte sich der Provincial zur alten Frau, welche strickend am Tische sitzen geblieben war, und erklärte, gekommen zu sein, weil er gehört, daß bei ihr eine kleine Stube zu vermiethen wäre.

»Es ist das Zimmer, welches mein Sohn früher bewohnte,« sagte Frau Haimon und stand auf, um den Man

flüchtig zu betrachten, welcher ihr neuer Hausgenosse werden wollte. Ihre Forschung mußte wohl zur vollkommensten Zufriedenheit ausgefallen sein; sie ließ mit einem leichten Kopfnicken gegen den Fremden sich wieder auf ihren Stuhl nieder und befahl Sophie, dem Herrn das Zimmer zu zeigen.

Das Mädchen fühlte sich in der Nähe des Provincials wunderbar erleichtert, und mit einem Herzklopfen, in welches sich die Freude der Trosteshoffnung mischte, bat sie ihn, ihr zu folgen und sich selbst zu überzeugen, ob die neue Wohnung seinen Ansprüchen genüge.

Nach einer flüchtigen Besichtigung der Stube kehrten sie wieder zur Mutter zurück. Wenige Worte genügten, um die Sache abzumachen, während Sophie klopfenden Herzens daneben stand.

»Darf ich um den werthen Namen bitten?« fragte die alte Frau bescheiden ihren neuen Zimmerherrn; »es ist nicht Neugierde von mir, aber Sie werden es gewiß in der Ordnung finden, daß ich in unserer Lage mir diese Bitte erlaube.«

Der Provincial sah mit mildem Lächeln auf Sophie und sagte dann ruhig: »Mein jetziger Name ist Clemens Befer. Als ich noch Provincial des Ordenshauses am Hof war, führte ich noch einen andern.« -

»Jesus, Maria! hochwürdiger Herr!« rief die Matrone überrascht aus und sprang vom Stuhle auf; »diese Ehre, die Sie mir erweisen —«

»Lassen Sie das, Madame Haimon,« sagte der Provincial lächelnd; »werfen wir einen Schleier über die vergangenen Tage. Ich will in Ruhe und Zurückgezogenheit leben, fern von dem Geräusche der Welt, und doch in einer Umgebung von Herzen, wo ich frommen Sinn und menschenfreundliche Theilnahme zu finden gewiß bin.«

Nach einigen mehr gleichgiltigen Worten zog sich Frau Haimon wieder an ihren Platz zurück und der Provincial machte Miene, sich zu entfernen.

Bevor er aber ging, ergriff er die Hand des Mädchens, und während er seine großen milden Augen auf sie heftete, sagte er halbleise:

»Wenn ich nicht irre, so kennen Sie mich; wenn Sie mich näher kennen, so hoffe ich, daß Sie mir auch vertrauen!«

Sophiens Wangen glühten. Sie fühlte jetzt schon das Vertrauen zu diesem Manne in ihrem Herzen wie eine große Blume sich entfalten, es standen lebhaft jene Momente vor ihrem Auge, wo sie einst knieend vor ihm Worte des Trostes und der Beruhigung aus seinem Munde vernommen hatte, und trostreich entfaltete sich der Gedanke, in ihm einen neuen Beschützer zur Seite zu haben.

»Weinen Sie nicht mehr um Denjenigen, der Ihrem Herzen theuer ist,« flüsterte er ihr zu; »vertrauen Sie meinem Worte, ich kenne Carl.«

Sie blickte überrascht zu ihm auf.

»Was Ihnen ein Räthsel scheint,« setzte er hinzu, »es wird eine glückliche Lösung finden. Denken Sie daran, daß Sie nicht allein stehen, und daß Ihre Zukunft von Augen bewacht wird, die klar und hell sehen, deren Strahl Sie aber nie erblicken.«

Sie wollte in tiefer Rührung seine Hand ergreifen, um sie an ihre Lippen zu führen.

Er entzog sie ihr sanft und nahm Abschied, indem er noch der Mutter, welche sich bei seinem Weggehen wieder erhob, versprach, noch heute in seiner neuen Wohnung sich einzurichten.

VII.

Rosa ließ sich eben von ihrer Köchin, die zugleich Stubenmädchen war, ankleiden, um der verwitweten Frau Hofräthin Stauber den versprochenen Besuch zu machen, als es leise an die Thüre klopfte und gleich darauf Frau Rosl ihr rundes Gesicht zur Thüre hereinstreckte.

»Küss' die Hand unterthänigst, Euer Gnaden Fräulein Baronin!« sagte die Hausmeisterin ins Zimmer hinein; »ist's erlaubt, daß ich eintreten kann?«

Rosa, deren Frisur sich eben unter den Händen der Köchin befand, rief, ohne den Kopf zu wenden, sie zu sich hinein, und die runde Figur kugelte sich durch die Thüre bis zu dem Stuhle des Fräuleins, deren Hand sie ehrerbietigst küßte.

»Was bringt Sie, Frau Hausmeisterin?« fragte das Fräulein in einem Tone, der nur zu deutlich verrieth, daß die Baronin sie zum Sprechen auch in Gegenwart der Köchin aufforderte, vor welcher, wie Rosl ohnehin wußte, das Fräulein ebenso wenig, als vor ihr selbst ein Geheimniß habe.

»Mein Gott! was soll ich bringen? Nicht viel um ein Gröschl, Euer Gnaden, gnädiges Fräulein! Die Zeiten werden immer schlechter und wenn der Mensch ehrlich sein Fortkommen finden will, ist's gar so bitter, beschwerlich.«

Rosa kannte zu genau diesen Ton der Einleitung, um nicht zu wissen, wo es hinaus wolle. Jetzt war das Mädchen auch mit dem Kopfputz fertig, das Fräulein warf den Pudermantel weg und nahm aus ihrem Börschen einen neuen Siebzehner, den sie der Hausmeisterin in die Hand drückte.

»Da, mache Sie sich einen guten Tag, Frau Hausmeisterin und denke Sie dabei an mich,« sagte die Baronin.

»Glauben denn Euer Gnaden, daß ich so spornstreichs von meiner Arbeit heraufgelaufen wär', wenn ich nicht an das gnädige Fräulein denken möchte?«

»Ist denn etwas geschehen?« fragte Rosa in fast ängstlicher Erwartung.

»Ob schon etwas geschehen ist, das kann ich wirklich nicht sagen, aber daß etwas vorgeht, ist gewiß. Denken sich Euer Gnaden nur, wer glauben Euer Gnaden, daß gerade jetzt um das Haus unten herumschleicht?«

»Doch nicht . . .«

»Ja doch, wenn Euer Gnaden der Name des jungen Herrn von Linden im Hals stecken geblieben ist, nur heraus damit, denn mit diesen meinen Augen habe ich seinen lumpigen Kerl, den Bedienten, Euer Gnaden wissen, den Christoph, gesehen, und wenn der irgendwo herumschleicht, so spionirt er nur für seinen Herrn. Ich hab' mir gedacht, ich muß das Euer Gnaden gleich sagen, denn es ist gewiß nicht schön vom jungen Herrn von Linden.

»Ich danke Ihr, Frau Hausmeisterin,« sagte Rosa, welche ihre Aufregung nur mit Mühe verbergen konnte; »aber Sie hat nur den Christoph und nicht den jungen Baron selbst gesehen. Das ist doch ein Unterschied, oder glaubt Sie vielleicht, daß Christoph — —«

»Gewiß, Euer Gnaden, hat er wenigstens einen Brief bei sich, den er auf gute Art der Jungfer Haimon zustecken soll,« versicherte voll Eifer die Hausmeisterin, »und glauben *denn* Euer Gnaden, daß so eine heimliche Briefschreiberei *nichts ist*? Ich möcht' nur wissen, wo der junge Baron seine

Augen hat? Euer Gnaden und die Jungfer Haichon! Aber die Männer sind schon einmal so, ich weiß es am besten.«

Rosa hatte bereits ihren Entschluß gefaßt, den sie auch sogleich der Hausmeisterin mittheilte.

»Frau Rosl,« sagte sie, »Sie muß mir einen Gefallen thun. Der Christoph darf nicht ins Haus, bevor ich nicht weggegangen bin. Gehe Sie nur gleich wieder hinab und stelle Sie sich zum Thore hin; wenn er Sie sieht, wagt er sich nicht herein. Das Uebrige werde ich schon machen.«

»Aber, Euer Gnaden, wenn er, während ich da war, entweder schon ins Haus herein, oder die Jungfer schon hinausgegangen ist?«

»Das wäre freilich schlimm,« meinte Rosa, welche an diese Wendung nicht gedacht hatte; »aber ich hoffe, daß es noch immer Zeit sein wird. Nur jetzt rasch und keine Zeit verloren, wie ich mit dem Anziehen fertig bin, komme ich dann selbst hinab.«

Frau Rosl entfernte sich so eilig, als ihr fortzukommen möglich war. Als sie sich zum Thore stellte und über den Platz forschend hinblickte, sah sie in der That Carls Diener, wie rathlos und den Blick auf das Haus gerichtet, in der Nähe stehen. Der arme Mensch schien es nicht zu wagen, jetzt einen Schritt vorwärts zu machen und sah sich selbst besorgt und wie Jemand erwartend nach allen Seiten um.

Es dauerte nicht lange, so kam Rosa, glühend vor Ungeduld und schon vollständig für den Besuch angekleidet, die Treppe herab und rief, als sie die Hausmeisterin bei dem Thore stehen sah, diese sogleich zu sich.

»Nun, wie ist's, Frau Rosl,« sagte sie, »steht der Christoph *noch immer auf der* Wache?«

Die Hausmeisterin hatte noch nicht einmal geantwortet als Christoph schon mit einem großen Sprunge unter dem Thore war, bei dem Anblicke des Fräuleins aber wie eingewurzelt stehen blieb. Der arme Bursche hatte geglaubt, die Hausmeisterin sei, weil sie sich so rasch entfernte, in das Innere des Hauses abgerufen, er meinte, die Luft rein zu finden und so wie früher den Auftrag an Sophie glücklich ausführen zu können und sah sich jetzt so plötzlich und unerwartet gerade derjenigen Person gegenüber, welcher er am meisten Ursache hatte, auszuweichen.

»Ei, Christoph!« sagte die Baronin höhnisch, »woher so eilig? gewiß mit einem Auftrage an mich von seinem Herrn?«

Der Bursche war in der peinlichsten Verlegenheit und konnte kein Wort hervorbringen, er war bleicher als die Wand geworden.

»Wo ist denn Sein Herr?« fragte Rosa weiter, »ich habe erwartet, daß Er mir eine Post bringen wird.«

»Ich weiß nicht, Euer Gnaden, wo der junge Herr Baron ist,« brachte Christoph stotternd hervor und sah sich nach allen Seiten um, als wenn er an einen guten Rückzug dächte. »Ich weiß wahrlich nicht, wo er ist, Euer Gnaden!« versicherte er, ohne gefragt zu sein, nochmals.

»Da Er also von Seinem Herrn keinen pressanten Auftrag hat,« meinte Rosa, »so kann Er bei mir bleiben und wird mich jetzt zu einem Besuche begleiten, Sein Herr wird nichts dagegen haben; das übernehme ich. — Es ist mir sogar lieb, daß Er gekommen ist, Er kann dann warten, bis ich nach Hause gehe und ich brauche mich von niemand von *meinen Leuten* abholen zu lassen. Sie wird so gut sein, Frau *Rosl, und* dieses oben sagen.«

»Aber — Euer Gnaden —« stammelte Christoph.

Ein strenger Blick des Fräuleins hieß ihn schweigen und gesenkten Kopfes wandelte der Arme betrübt hinter Rosa her, welche von einem freudigen Gefühle der Rache wie neu belebt, stolz gegen die Stadt zuschritt.

Die Hausmeisterin blieb unter dem Thore stehen und sah den Beiden nach.

»Wahr ist wahr,« sagte sie zu sich selbst, »die noblen Leute haben so was Gewisses, daß unsereins sich ordentlich vor ihnen fürchten muß. Aber schmutzig — schmutzig ist die Baronin, daß es eine ordentliche Schand' ist. Ein Siebzehner für so ein Aufpassen! Doch nun muß ich zur Jungfer Sophie gehen und der die ganze Geschichte erzählen. Eine ordentliche Hausmeisterin muß sich mit allen Parteien verhalten.«

Mit diesen Worten wendete sie sich gegen den Hof, um dort die Treppe zur Wohnung der Frau Haimon hinaufzusteigen.

Als Rosa in das Gesellschaftszimmer der Hofräthin eintrat, saß die alte Dame im vollen Staat auf dem Sopha, bereit, ihre Abendgesellschaft zu empfangen. Rosa war die erste der Ankommenden und die Frau vom Hause erhob sich etwas vom Sopha, als die Baronin sich ihr näherte, und die Umarmung beider Damen war so förmlich und gemessen, daß man deutlich erkennen mußte, wie sehr jede für ihre eigene Toilette besorgt sei.

»Ich bin außerordentlich glücklich, meine liebe Baronin, Sie bei mir zu sehen,« begann die Hofräthin, »mich hat schon die Ungeduld verzehrt, ich habe Ihnen so Vieles zu sagen und es ist gut, daß Sie so pünctlich waren und die

Erste bei mir sind. Ich habe heute einige Freundinnen geladen, die Sie zwar alle kennen, aber ich habe auch nicht ausweichen können, eine Witwe einzuladen, die erst neuerlich hier unten in dem ersten Stock eingezogen ist und da begreifen Sie wohl, meine Liebe, daß man sich dann im Gespräche wird etwas menagiren müssen, denn die Person gehört doch eigentlich nicht zu uns und ich habe ihr nur aus gewissen Rücksichten die Ehre erwiesen, also mit einem Worte, wir wollen plaudern, bevor die übrigen kommen. Jetzt vor allem sagen Sie mir aber, wie steht Ihre Sache?«

Rosa warf in ihrer hochmüthigen Weise den Kopf etwas zurück und sagte verächtlich: »Mein Gott! sie steht eigentlich gar nicht!«

»Was Sie sagen?« rief die Hofräthin aus und schlug die Hände zusammen, »aber Sie haben mir ja angezeigt, daß Sie Braut sind?«

»Ja — aber ohne Bräutigam. Der junge Herr läuft noch immer der larmoyanten Figur nach und hat vielleicht jetzt gerade ein Rendezvous.«

»Kind!« sagte die Hofräthin tröstend, »daran muß man sich bei den Männern gewöhnen, das ist noch nicht das Aergste. Treulos sind sie alle, und die sanften Empfindungen der hingebenden Zärtlichkeit an das geliebte Wesen wohnen nur in unserem Busen. Ach, wenn ich an meine Jugend denke!«

Wäre Rosa nicht so verstimmt gewesen, die verdrehten Augen, welche die alte fingerdick geschminkte Hofräthin bei diesen Worten machte, hätten sie vielleicht zum Lachen gebracht. So aber achtete sie gar nicht auf diesen Ausbruch abgetragener Sentimentalität und fuhr fort zu erzählen.

»Ich wußte ja gar nicht, wie ich auf einmal Braut geworden,« sagte sie. »An dem Tage, wo ich Ihnen schrieb, gestern, kam mein Herr Vater Mittags ganz wohlgelaunt nach Hause. Auf mein finsteres Gesicht antwortete er mit Lachen und als ich endlich in Thränen ausbrach, rief er: »So machen es alle Bräute, sie weinen äußerlich, damit man nicht sehen solle wie innen das Herz ihnen lacht.« Ich sah ihn erstaunt an, da rückte er endlich mit der Nachricht heraus, er sei so eben bei dem alten Baron Linden gewesen, habe mit ihm über die Sache gesprochen und dieser ihm zugesagt, seinem Neffen den Kopf zurecht zu setzen. Die Frau Hofräthin können mir glauben, daß ich im ersten Augenblicke ganz außer mir vor Erstaunen war, aber es war purer Ernst, was mein Vater sagte und ich merkte es schon daraus, daß er mir ankündigte, der alte Linden und Carl würden Abends ihren Besuch bei uns machen. Darauf hin habe ich Ihnen, verehrteste Freundin, gleich die Meldung gemacht; aber hätte ich gewußt, was noch kommen sollte —.«

»Sie machen mich neugierig,« drängte die Hofräthin; »was ist denn geschehen?«

»Denken Sie nur, die beiden Herren sind richtig gekommen. Der alte Linden ist ein wahrer Cavalier, ein Mann der vortrefflichsten Erziehung, durch und durch Noblesse. Carl dagegen, ich sah es deutlich, kehrte absichtlich alle seine Schwächen, alle Untugenden, die einen Mann in den Augen einer Dame unliebenswürdig machen müssen, heraus, und zwar in einer wahrhaft verletzenden Weise. Ich schäme mich, es Ihnen zu gestehen, wie er seine Werbung anbrachte. »Mein gnädiges Fräulein,« sagte er, »auf Befehl meines Oheims, der Vaterstelle bei mir vertritt,« — — und in dieser Weise bat der abscheuliche Mensch um meine Hand.«

»Das ist ja ganz fürchterlich,« schrie die Hofräthin entsetzt auf; »was glaubt denn der junge Herr eigentlich? Wo soll denn das hinaus?«

Die Beiden wurden in ihrem Gespräche unterbrochen. Zwei Damen traten ein, denen in Kurzem noch ein Theil der Gesellschaft folgte, so daß bald alles versammelt war, bis auf die erwartete Witwe aus dem ersten Stocke.

Die Hofräthin, welche den Caffee und die Chocolade nicht eher auftragen lassen wollte, als bis die ganze Gesellschaft vollzählig, entschuldigte sich bei den Anwesenden über die Verzögerung, welche nicht ihre Schuld sei.

»Aber liebe Hofräthin,« bemerkte eine dicke Dame, deren Fächer in ewiger Bewegung war, »wie haben Sie auch nur diese Person einladen können? Ich höre, ihre Abkunft soll etwas zweifelhafter Natur sein, man weiß nicht, was man aus ihr machen soll.«

»O meine Theure, ich hätte sie ja auch nicht geladen, aber sie wohnt hier als Witwe; dann höre ich, daß sie das Haus kaufen wird. Sie begreifen also, daß ich als eine Dame von Erfahrung beinahe die Pflicht habe, mich einer alleinstehenden Frau anzunehmen und zudem gibt es doch auch noch Rücksichten —«

»Vorzüglich wenn man den Zins ein paar Jahre schuldig bleibt,« flüsterte eine kleine bewegliche Frau ihrer eben nicht mehr jungen Tochter zu, neben welcher sie saß und die fortwährend die Augen zu Boden geschlagen hielt.

»Sagen Sie uns, liebe Hofräthin,« fing die dicke Dame wieder an, »hört man denn nichts von einer Liaison oder dergleichen von dieser jungen Frau? es würde mich sehr interessiren, darüber etwas Näheres zu erfahren, denn sie macht Aufsehen, das muß man sagen.«

Die Hofräthin schüttelte zweifelnd den Kopf. »Sie glauben nicht, meine Lieben,« sagte sie, »wie ich mir schon Mühe gegeben habe, hinter etwas zu kommen, aber sie scheint in der That — wie soll ich nur sagen — Grundsätze zu haben.«

»O! O!« tönte es von allen Seiten, »das wäre ja in unserer Zeit ein Weltwunder von einer jungen Witwe!«

»Oder von einer klugen vorsichtigen Person,« sagte kichernd die alte Mutter der ältlichen Tochter, »denn sie wird doch nicht ein Narr sein und wenn sie jung und reich ist, sich bei lebendigem Leibe begraben.«

»Das ist wahr, so etwas können Gott und die Welt nicht von einer jungen Frau verlangen,« meinte eine Dame, welche auf der verhängnißvollen Grenzscheide jener Jahre stand, wo man nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt ist.

»Wenn nur die Dehors beobachtet werden, meine Damen,« ließ sich die dicke Frau mit dem Fächer wieder vernehmen, »wenn nur der Welt kein Aergerniß gegeben wird und die Gesellschaft keinen Scandal zu erzählen weiß —«

»Mama, solche Grundsätze! Abscheulich!« flüsterte die ältliche Tochter ihrer Mutter ins Ohr und verdeckte verschämt ihr halbes Gesicht mit dem Schnupftuche.

Rosa hatte bisher keinen Antheil an dem Gespräche genommen. Sie fühlte sich zum voraus eingenommen gegen die Fremde, ohne sich den Grund dafür angeben zu können; es war ein geheimnißvoller Zug von Antipathie, welcher sie von der Unbekannten abstieß und welche durch den Gang des Gespräches nur noch vermehrt worden war.

Ein allgemeines Flüstern der Erwartung ging durch

die Gesellschaft, als ein Mädchen der Hofräthin eintrat und diese der Gesellschaft eröffnete, daß soeben die Gräfin Raunek angekommen sei. Sie erhob sich vom Sopha, um ihrem Gaste entgegen zu gehen und hatte kaum einige Schritte gegen die Thür zu gemacht, als die Langerwartete eintrat.

Es war die Dame aus dem ersten Stocke des Hauses gegenüber von Robert, Antonie, die Nichte der Gräfin Vietinska.

Nach den ersten gegenseitigen Verbeugungen und Vorstellungen wurde wieder Platz genommen. Für die Gräfin war der Ehrenplatz auf dem Sopha neben der Hausfrau vorbehalten worden, neben ihr auf der anderen Seite hatte Rosa sich setzen müssen und so ging es weiter nach der Rangordnung, auf welche die Hofräthin sehr viel hielt.

Das Gespräch wollte anfangs trotz aller geselligen Kunst der Hofräthin nicht recht in den Gang kommen, sie und die Gräfin waren fast die einzigen, welche es führten, denn die andere Gesellschaft hatte nicht Augen genug, um den neuen Gast vom Kopfe bis zum Fuße durchzumustern.

»Sie scheint nicht mehr so jung, als sie aussieht,« war das erste Urtheil, welches eine lange hagere Dame ihrer dicken Nachbarin zuflüsterte.

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, meine Theure,« war die Antwort, »das gute Aussehen scheint mir mehr Wirkung des rouge zu sein.«

Es entging Rosa nicht, daß die Augen der Gräfin mit einem mehr als gewöhnlichen Interesse auf ihr ruhten, und ohne daß sie wußte warum, fühlte sie sich fast beklemmt durch diese Blicke. Sie versuchte, sich dem Gespräche zu entziehen, welches die Hofräthin angeknüpft und sie hineingeflochten

hatte, aber Antonie hielt den Faden mit so außerordentlicher Geschicklichkeit fest, daß sie sich nicht loswinden konnte.

»Liebe Frau Hofräthin,« begann Antonie plötzlich, »Sie, welche so viele und ausgebreitete Bekanntschaften haben, werden mir am besten darüber Aufschluß geben können: was ist dies für eine Familie, die des Barons von Linden?«

Rosa erbleichte und ihr Herz begann beinahe hörbar zu klopfen. Die Hofräthin warf ihr einen Blick des Einverständnisses zu und sagte dann leichthin zur Gräfin: »Fragen die Frau Gräfin nach dem alten Baron oder seinem Neffen?«

»Wahrhaftig, Sie thun mir Unrecht,« antwortete Antonie lächelnd, »wenn Sie glauben, daß mich einer der Herren mehr als der andere interessire, es ist eine reine Geschäftssache, nebenbei freilich auch eine kleine pikante Geschichte —«

»Was ist Ihnen, gnädige Baronin!« rief jetzt vom Stuhle aufspringend das alte Fräulein und eilte zu Rosa hin. Die ganze Gesellschaft kam in Aufruhr, aus jeder Tasche flogen die Riechfläschchen heraus, denn Rosa war ohnmächtig auf ihrem Stuhle zusammengesunken.

»Was ist dem Fräulein?« fragte Antonie besorgt die Hofräthin und leise erwiederte diese: »Die Arme ist die verlassene Braut des jungen Baron Linden!«

VIII.

Frau Rosl hatte redlich ihre Maxime, sich mit allen Parteien im Hause zu »verhalten«, befolgt und war in der That geradenweges in das Quartier der Frau Haimon gegangen. Da sie wußte, daß die alte Frau ihre Besuche nicht gern sah, gebrauchte sie die Vorsicht, erst ganz leise an der äußeren Thüre zu klopfen; diese, wußte sie, werde entweder nur von dem Dienstmädchen, oder von Sophie selbst geöffnet. Wirklich erschien jetzt auch die Letztere, und nun begann ein Parlamentiren durch Zeichen, indem die Hausmeisterin mit dem Finger auf die Stubenthür zeigte und mit einem bedeutungsvollen Blicke zu fragen schien: ob die Frau Mutter nicht herauskommen werde? Sophie wies mit der Hand auf ihre Kammer, in welche die Hausmeisterin sofort ganz leise wie eine Katze schlich.

Sophie ging nur einen Augenblick noch in das Zimmer zu ihrer Mutter und kehrte dann sogleich zur Frau Rosl zurück

»Da bin ich wieder,« sagte sie im Eintreten, und lehnte leise die Thüre hinter sich zu; »was bringt die Frau Hausmeisterin zu mir herauf? Was ist geschehen?«

»Ich kann's nicht über's Herz bringen. Jungfer Sophie, aber die junge Baronesse ist doch eine abscheuliche Person.«

»Ich weiß nicht, was das mich angeht, oder was mir daran liegen soll?« antwortete Sophie mit scheinbarer Ge-

lassenheit, während sie innerlich erbebte; »die Baronin Rosa mag thun, was ihr gefällig ist.«

»So? ach! Sie sind gar zu gut. Wissen Sie denn, was sie gerade jetzt wieder Ihnen gemacht hat? 's ist zu schlecht — so eine Person!«

»Was denn? was ist also geschehen?« fragte Sophie wieder, aber jetzt schon dringender. In ihrer Stimme zitterte es wie die bange Ahnung eines Unglücks.

Frau Rosl erzählte mit einigen Ausschmückungen alles, was sich zwischen Rosa und Christoph begeben hatte, und versäumte nicht, gehörig auszumalen, mit welcher Aengstlichkeit der arme Christoph Jemand gesucht zu haben schien, daß er gewiß irgend eine Post bei sich getragen, und wie sehr man der Baronesse die Freude angesehen, ihn aufgehalten zu haben. Die Hausmeisterin begleitete ihre Erzählung mit einer Flut von Betheuerungen des Bedauerns, und bot schließlich auf das bereitwilligste ihre eigenen guten Dienste an, wenn die Jungfer vielleicht eine Post »irgendwohin« zu besorgen habe.

Sophie war äußerlich ganz ruhig und lehnte sanft und mit einem Ausdrucke von Herzlichkeit das Anerbieten ab. In ihrem Innern stürmte es aber um so gewaltiger, nur war sie stolz und vorsichtig genug, keinem fremden Auge die Wunde zu zeigen, welche eben frischblutend in ihrem Herzen wieder aufgerissen worden. Denn trotzdem sie aus der Erzählung der Hausmeisterin heraussah, daß Carl ihrer gedachte, so sah sie doch in dem herausfordernden stolzen Betragen der Baronin einen Hohn für sich und den vollen Sieg ihrer Nebenbuhlerin. Zudem fühlte sie, daß die Hausmeisterin am wenigsten der Character war, welcher ihr Vertrauen verdiente, und wie sie es vermeiden

wollte, dieser Frau irgend etwas Unangenehmes zu sagen, eben so lag ihr auch daran, sich alle Vertraulichkeiten derselben so fern als möglich zu halten.

Frau Rosl schien von der Aufnahme, welche ihre Nachricht gefunden hatte, nicht sehr erbaut. Die scheinbare Ruhe Sophiens durchschaute sie nicht und der erste Gedanke, welcher in ihr aufblitzte, war der, daß das Mädchen selbst nicht ungern das Verhältniß abgebrochen sehe. Sie hielt dies für um so ausgemachter, als Sophie ihr Anerbieten von sich gewiesen, und hielt diese Entdeckung für wichtig genug, um sie der Baronin so bald als möglich mittheilen zu sollen. Daß hier bei Sophie für sie nichts mehr zu thun sei, erkannte sie zu wohl, und doch hielt sie es für passend, auch fernerhin einen Verbindungsfaden mit diesem Mädchen fortzuspinnen, um bei gelegener Zeit ihre Dienste daran anknüpfen zu können.

Deshalb empfahl sie sich heute mit eben der Wärme und Freundlichkeit, als dieses nur jemals früher der Fall gewesen war. Sophie sollte keine Ahnung davon haben, daß die Alte unbefriedigt sie verlasse.

So gefaßt das Mädchen in Gegenwart der Hausmeisterin erschienen, so sehr brach ihre Kraft zusammen, als sie sich allein befand. Wohl hatte sie bisher gehofft, Carl noch einmal zu sehen oder wenigstens eine Nachricht von ihm zu erhalten, denn die Mutter hatte ihr zwar erklärt, daß nach dem Besuche des alten Baron Linden, welcher die Verbindung aufgelöst wissen wollte, kein Gedanke mehr an eine gegenseitige Annäherung in ihr auftauchen dürfe, aber Carl selbst hatte ja noch nicht das Band zerrissen, von ihm war noch kein Wort zu ihr gedrungen, und nur sein Ausbleiben seit einigen Tagen mußte es ihr fast zur Gewißheit machen,

daß er sich dem Befehle seines Onkels unterworfen habe. Deswegen fühlte sie gegen die Baronin die größte Erbitterung, seit sie erfahren, daß diese Christoph aufgehalten; denn daß er nur zu ihr gewollt, war klar, und nicht minder ausgemacht, daß der Bursche in geheimen Aufträgen Carls den Weg angetreten.

Im ersten Augenblicke dachte Sohie daran, Alles ihrer Mutter zu entdecken, im nächsten Momente faßte sie aber den Entschluß, sich ihrem Bruder anzuvertrauen, und in seine Brust, welche vom ersten Anfange an das Geheimniß ihrer Liebe verschlossen hatte, auch diesen Kummer auszugießen. Mit wenigen Zeilen setzte sie ihn davon in Kenntniß, daß die Mutter besorgt über sein langes Nichtkommen sei, daß sie sich bereits seit zwei Tagen nach ihm sehne, und bat ihn, sobald es seine Zeit erlauben würde, zu ihnen zu kommen. Am Schlusse meldete sie ihm auch, wer zu ihnen in die Wohnung gezogen sei, und ganz zuletzt endlich schrieb sie nur ein paar Worte, welche ihn auf ihren eigenen Seelenzustand aufmerksam machen mußten.

Als das Dienstmädchen nach Hause kam, schickte sie dasselbe sogleich mit dem Briefe an Robert, und als hätte schon der Entschluß, sich ihrem Bruder anzuvertrauen, neue Kraft in ihr Herz gegossen, ging sie jetzt wieder ruhiger und heiterer an ihr nächstes Geschäft, das Zimmer des Provincials in Bereitschaft zu setzen, da derselbe ja noch heute einziehen wollte.

Der Miethher fand sich gegen Abend ein, in Begleitung eines Dieners, welcher ein ziemlich bescheidenes Gepäck trug. Sophie führte ihn in sein Zimmer, und fragte nicht ohne Befangenheit, ob auch Alles nach seinem Wunsch eingerichtet sei?

»Unser Herr und Meister,« sagte er ernstfreundlich, »mußte sich noch bescheidener begnügen; wäre es nicht sündiger Stolz von mir, wenn ich unzufrieden mit dem wäre, was die einfache Herzlichkeit mir bietet? — Glauben Sie mir, mein Kind,« fügte er sanft hinzu und nahm Sophie bei der Hand, »die Ansprüche der Menschen wären angemessener ihrem ganzen Leben, wenn sie eben zu leben verständen. Darin liegt der Grundton aller Weisheit, und die Welt wird nicht eher glücklich und die Menschheit nicht eher ihrem Ziele der endlichen Vervollkommnung näher kommen, als bis man lernt, nur das Nothwendige zu brauchen, und das Ueberflüssige blos zu genießen.«

Er stellte den Diener, welcher ihm das Gepäck getragen, Sophien vor, und theilte ihr mit, daß dieser Mann jeden Tag zu ihm kommen würde und jederzeit frei in sein Zimmer eintreten dürfe. »Ich mache Sie ausdrücklich darauf aufmerksam,« sagte er dann mit einem gewissen Nachdruck, »daß, wenn dieser Mann mit einer Nachricht, oder mit einem Wunsche, oder einem Auftrage von mir kommt, Sie ihm vollkommen so wie mir selbst vertrauen können.«

Er sah bei diesen Worten Sophien so fest und tief in die Augen, daß ihr die helle Röthe in die Augen schoß.

Sie verneigte sich und wollte das Zimmer verlassen, um der Mutter die Ankunft des Zimmerherrn zu melden. Er hielt sie zurück.

»Einen Augenblick noch bitte ich Sie mir zu schenken,« sprach er, »ich muß eine Frage an Sie stellen. Kommt Ihr Bruder oft zu Ihnen? und glauben Sie, daß er in den nächsten Tagen bereits die Mutter besuchen wird?«

»Ich hoffe, er kommt vielleicht heute noch,« sagte das Mädchen freudig.

»Dann bitte ich Sie,« erwiederte der Provincial, »mich davon zu unterrichten, und uns Beide bekannt zu machen, wenn Sie oder Ihre Mutter nicht dringendere Angelegenheiten mit dem jungen Herrn abzumachen haben. Ich sehne mich nach seiner Bekanntschaft.«

Er verbeugte sich leicht gegen Sophie; diese verließ das Zimmer und fühlte sich, ohne zu wissen warum, erleichterter, ruhiger, unbesorgter. Die Gegenwart des mildernsten Mannes hatte einen beschwichtigenden Eindruck auf das Mädchen ausgeübt.

Bald darauf kam das Dienstmädchen zurück. Sie hatte Robert weder in seiner Kanzlei noch zu Hause gefunden, und ihm auf jeden Fall das Briefchen in seiner Wohnung zurückgelassen.

Seit geraumer Zeit schon war die Stunde zwischen der Dämmerung und der Nacht Sophien nicht so lang vorgekommen, als heute, wo sie mit solcher Ungeduld den Bruder erwartete. Endlich hörte sie ziemlich spät schon die bekannten Schläge an der äußeren Thür; rasch wie ein junges Reh sprang sie auf um selbst zu öffnen, und lag im nächsten Augenblicke an der Brust des theuren Bruders.

Robert machte sich sanft von ihr los und ging dann voraus in das Wohnzimmer der Mutter, während Sophie freudig an die Thür des Provincials klopfte und ihm mittheilte, daß Robert so eben angekommen und erst zur Mutter gegangen sei.

Frau Haimon empfing ihren Sohn mit aller Zärtlichkeit ihres vollen heißen Herzens, und ihr Gemüth fühlte sich bei seinem Anblicke um so freudiger erregt, als der Kummer um das Schicksal Sophiens ihr die letzten Tage nur zu sehr verbittert hatte. Nach den ersten freundlichen Begrüßungen konnte

die Mutter nicht umhin, sogleich selbst diesen Gegenstand zu berühren. Sie hatte Robert bisher nichts davon mitgetheilt, doch konnte sie ihn nicht länger in Unkenntniß über die Verhältnisse lassen.

Robert blieb während der ganzen Erzählung der Mutter, die ihm die Verhandlungen mit dem alten Baron Linden mittheilte, vollkommen ruhig, und kein Ausbruch der Entrüstung, weder über den Baron noch über Carl, unterbrach ihre Worte.

Als sie geendigt und schweigend seine Meinung erwartete, antwortete er ruhig: »Daß Carl vollkommen schuldlos ist, davon bin ich überzeugt —«

»Gewiß! gewiß!« warf Sophie hastig ein.

»Und was den alten Baron betrifft,« fuhr Robert ruhig fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, »so glaube ich, daß man ihn gezwungen hat.«

»Gezwungen?« meinte Frau Haimon ungläubig; »wer kann einen Mann wie den Baron zwingen?«

Robert sah seine Mutter scharf an und sagte dann langsam: »Die Verhältnisse! Oder glaubst Du nicht, Mutter, daß dieses möglich ist?«

Er sprach nicht weiter, aber ein Seitenblick, welchen er auf Sophie warf, sagte deutlich, daß Robert es in Gegenwart der Schwester nicht angemessen finde, ausführlicher darüber zu reden.

»Ich werde heute nicht lange dableiben können, ich komme morgen wieder,« sagte der junge Mann bedeutungsvoll.

Frau Haimon, welche den Sinn dieser Worte verstand, begann Robert zu erzählen, in welcher Weise der Provincial zu ihr gezogen.

Der junge Mann schien nichts weniger als erbaut von dieser Nachricht.

»Es wäre mir lieb gewesen, wenn es nicht geschehen wäre,« sagte er, und seine Gedanken schweiften in seine jüngste unglückselige Vergangenheit zurück; ihm fielen manche von den Erzählungen ein, welche damals über die geheimen Verbindungen, die große Wirksamkeit des Ordens im Munde des Volkes lebten; »doch weil es schon geschehen ist, Mutter, so möchte ich wenigstens den Mann kennen lernen, von dem Sophie mir auch so begeistert geschrieben hat.«

»Sophie, frage an, ob mein Sohn sich dem hochwürdigen Herrn vorstellen darf?« befahl die Mutter, und Sophie eilte den Auftrag zu erfüllen.

»Du scheinst im vorhinein gegen ihn eingenommen,« sagte die Mutter, als sie allein waren, zu Robert; »ich glaube aber, Du hast in diesem Falle unrecht. Mir ist selten ein Mann vorgekommen, dessen Wesen einen gewinnenderen Eindruck zu machen im Stande wäre. Ueberzeuge Dich selbst und Du wirst finden, daß ich Recht habe.«

Robert antwortete nicht — aber er schüttelte zweifelnd den Kopf. Sophie kam zurück und benachrichtigte ihren Bruder, daß der Provincial mit Vergnügen bereit sei ihn allein zu empfangen.

»Allein?« sagte Robert stutzend für sich, aber er ließ von seiner Ueberraschung weder Mutter noch Schwester etwas merken und begab sich nach dem Zimmer des Provincials.

Dieser kam ihm bei seinem Eintritte einige Schritte entgegen, und mit jener gewinnenden Macht seiner sonoren Stimme, welche er für jede Schattirung des Gefühles so

vollkommen in seiner Gewalt hatte, begrüßte er ihn mit den Worten: »Seien Sie mir herzlich willkommen!«

Robert, welcher sich diesen Mann, von dem er öfter schon gehört, ganz anders gedacht hatte, war im ersten Augenblicke zu sehr überrascht und eingenommen von dem Gewinnenden dieser Erscheinung, als daß er die kalte Ruhe und Ueberlegenheit, mit welcher er ihm hatte entgegen kommen wollen, jetzt noch hätte bewahren können — der weiche warme Ton des Zutrauens, den er aus dem Klange dieser Stimme heraushörte, griff wohlthuend in die Saiten seines verstimmten Gemüthes, und mit der ganzen Wärme jener vertrauensvollen Hingebung, welche die Jugend dem reiferen Alter darzubringen im Stande ist, fühlte er sich von diesem Augenblicke an zu dem Provincial hingezogen.

Diesem war der Eindruck, welchen er auf den jungen Mann hervorgebracht hatte, auf den ersten Blick klar geworden. Zufrieden damit, vermied er, die ganze imponirende Hoheit seines Wesens jetzt schon auf Robert wirken zu lassen, es konnte ihm nicht darum zu thun sein, den Geist des jungen Mannes zu fesseln, er wollte sein Herz zu sich heranziehen, seinen Gefühlen jene Richtung geben, welche er für seine Zwecke für nothwendig hielt, und dies, wußte er, konnte nicht das Werk einer Unterredung, nicht das Resultat einer Stunde sein

»Ich bin glücklich, daß Ihre Wahl unser Haus getroffen hat,« sagte Robert freudig bewegt nach einem kurzen Verlaufe des Gespräches.

»Mein junger Freund,« antwortete der Provincial, »wenn man die Ruhe finden will, muß man in der Nähe edler Herzen leben; nur die Tugend übt jene zauberische Gewalt über alle Stürme unserer Seele, um die Wogen der

Leidenschaften wie mit einem süßen Hauche zu glätten — Sie sehen mich erstaunt an, es scheint Ihnen so seltsam, daß ich von Leidenschaften spreche, ich, dessen Brust jahrelang von dem Kleide des Friedens bedeckt war? Und doch, gibt es denn ein Wesen auf dieser Welt, welches frei von dieser treibenden drängenden Sehnsucht in seinem Innern wäre, deren glühender Ausbruch die verschiedene Form der Leidenschaft ist?« —

Die Beiden hatten sich während dieser Worte an dem Tische, der mit Büchern bedeckt war, niedergelassen.

»Ich habe,« fuhr der Provincial fort, »in meinem früheren Leben nur zu oft Gelegenheit gehabt, die Menschen in den verschiedenen Ausbrüchen ihrer Gefühle, in ihrer Ausartung der Leidenschaft zu sehen, eine Zeitlang freute es mich zu meinen Studien, über das Leben und Wirken der Seele mir manche Bilder zu zeichnen, welche mir dann als Anhaltspuncte zu weiteren Studien gelten sollten. Sehen Sie, hier in diesem Buche zum Beispiele,« — er ergriff bei diesen Worten ein in rothes Leder gebundenes großes Buch — »sind Studien über die menschlichen Leidenschaften, wie ich in der letzten Zeit noch sie gezeichnet habe. Wollen Sie ansehen?«

Robert rückte, angeregt von dem Gegenstande, neugierig näher. Der Provincial schlug das Buch auf, und ein jedes Blatt zeigte ein menschliches Antlitz, jedes von dem Ausdrucke irgend einer Leidenschaft bewegt, und in immer höherem Ausdrucke, bis zur vollsten Verzerrung.

Der junge Mann besah mit vielem Interesse diese verschiedenen Köpfe, ohne sich aber dadurch anders, als durch ein Kunstwerk, oder eine wissenschaftliche Studie angeregt zu fühlen.

Jetzt schlug der Provincial, der ihn in diesem Augenblicke fest ins Auge faßte, das nächste Blatt um.

Robert stieß einen lauten Schrei aus, als er diesen Kopf, das Antlitz eines Mannes in den besten Jahren, jeden Zug des Gesichtes von tödtlichem Hasse verzehrt, erblickte.

»Marcell!« rief der junge Mann aus, und in höchster Aufregung ergriff er den Arm des Provincials: »woher haben Sie diesen Kopf? Dieses Blatt können Sie nicht gezeichnet haben!«

»So vielleicht dieses doch!« lautete die Antwort, und ein anderes Blatt schlug sich vor Roberts Augen auf.

»Martin!« schrie er fast außer sich, als er einen Blick hingeworfen hatte. Er blätterte rasch weiter. — »Heiliger Gott!« rief er, »da ist Mesmer — da jener Schurke der Kanzlist — und hier, wer ist diese Frauengestalt, diese Engelszüge verzerrt von niederer Sinnesglut — o! um aller Heiligen willen,« sagte er, und hob flehend die Hände zum Provincial empor, — »was ist dieses Buch, was soll es für mich bedeuten?«

»Die Nachtseite Ihres Lebens! Die Gefahren Ihrer Zukunft.«

IX.

Es war sehr spät in der Nacht geworden, als Robert endlich das Zimmer des Provincials verließ. Die Mutter hatte sich schon lange zur Ruhe gelegt. Selbst Sophie, welche doch so gern noch ihr volles Herz vor dem Bruder ausgeschüttet hätte, war vor Müdigkeit überwältigt eingeschlummert; nur das Dienstmädchen war wach geblieben und leuchtete ihm jetzt die Treppen hinab.

Der junge Mann fühlte sich wie ein Träumender. Erst die Nachtluft, die im Freien kühlend und ermunternd an seine Wangen schlug, gab ihm nach und nach mit der Klarheit seiner Gedanken die Fähigkeit wieder, alles was er gesehen und gehört, nach richtigem Maße zu beurtheilen. Betäubt und schwindelnd, umflattert von den seltsamsten Bildern, hatte er den Provincial verlassen. Wie im Herentanz wogten die verschiedensten Gestalten, welche theils einen Einfluß auf sein Leben geübt, theils nach dem Worte des Provincials erst in der Zukunft auf ihn üben sollten, vor seinem inneren Auge vorüber, es wurde ihm immer mehr und mehr klar, daß dieser Abend, dieser Besuch, diese Bekanntschaft von entschiedenem Einflusse für sein Leben sein müßten. Er hatte versprochen, sobald als es ihm leicht möglich sein würde, wieder zu kommen, und war entschlossen, das Versprechen zu halten, denn je mehr er mit seinem neuen Freunde gesprochen, desto stärker fühlte er sich zu ihm hingezogen und mit geheimen starken Banden an ihn gefesselt.

Erst gegen Morgen gelang es ihm, die Ruhe des Schlafes zu finden, welche er heute so sehr benöthigte. Aber die kurze Rast war von den seltsamsten Traumbildern bewegt; die aufgeregten Nerven ließen sich nicht so leicht in das Gleis des gewöhnlichen Lebens bringen. Er erwachte in einer dumpfen Betäubung, so daß er im ersten Augenblicke nicht recht wußte, ob er geträumt, oder ob er der ernsten Wirklichkeit ins Auge gesehen.

Je mehr er aber über alles, was er mit dem Provincial gesprochen, nachdachte, mit desto ernsterem Blicke übersah er seine Lage. Jener hatte ihm kein Geheimniß daraus gemacht, daß die Zeit der Prüfungen bei weitem noch nicht vorüber, daß vielmehr er der Mittelpunct sei, um welchen vielleicht in nicht sehr langer Zeit sich neue Ereignisse bewegen würden, welche zu besiegen aller Aufwand seiner Kraft erforderlich sein dürfte.

Robert war eben aufgestanden, als er im Vorzimmer schwere Tritte und ein überstürztes hastiges Sprechen hörte, woran er sogleich Rubin erkannte. Er öffnete die Thüre und hieß den alten Studenten eintreten.

»Nun, was bringen Sie?« fragte er rasch; »haben Sie etwas erfahren und sind Ihre Neuigkeiten gut oder schlecht?«

»Wer wird mit schlechten Neuigkeiten so früh kommen? Hört man die nicht immer zeitlich genug? Und bin ich der Mann, welcher schlechte Neuigkeiten bringen kann? Gold, pures Gold, was ich Ihnen erzählen werde, mitunter auch Brillanten, so kostbar alles!«

»Sie machen mich neugierig? Erzählen Sie, Sie glauben nicht, wie sehr mich die Leute interessiren!«

»Augenblicklich! Aber sagen Sie mir nur vorher gefälligst, haben Sie schon gefrühstückt?«

Robert lächelte. »Aus Ihrer Frage,« sagte er, »sehe ich, daß Sie noch nichts zu sich genommen haben. Sie sollen mein Gast seyn. Aber, Rubin, gestern Abend haben Sie von mir drei Kronenthaler bekommen und heute haben Sie nicht einmal ein Frühstück?«

»Verehrtester Herr von Haimon, das ist immer das Unglück, wenn Frau und Kinder an einem hängen!«

»Sind Sie etwa verheirathet?« fragte Robert ganz erstaunt und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er in Rubins trübseliges Gesicht sah.

»Gott soll mich bewahren! Wo denken Sie hin? Aber die Frau ist meine Hausfrau, die deswegen so an mir hängt, weil ich bei ihr hänge, und die Kinder — wissen Sie, Herr von Haimon, was das heißt, in meinen Jahren Kindsmädel seyn? und wie Sie mich hier sehen, muß ich einmal zu Haus den einen Rangen herumtragen, den andern auf mir reiten lassen, und der älteste, mein hoffnungsvoller Zögling, hat die Gewohnheit, wenn ich in die Stube trete, gleich meine Rocktaschen zu visitiren. Gestern ist er unglückseligerweise noch auf gewesen, wie ich nach Hause gekommen bin, und geräth mir gar über die Weste. Sie hätten den Höllenspectakel hören sollen, wie er die Kronthaler, es waren noch ganze zwei Stücke, entdeckte. Ich sage Ihnen, kein Zollaufseher kann bei einer Confiscation kürzeren Proceß machen, als es hier der Fall war. Gesehen, genommen, verschwunden. Hier haben Sie das Schicksal meiner — oder vielmehr Ihrer armen Kronen. Zum Glücke können Sie das erhebende Bewußtseyn haben, damit einen Theil meiner Schuld bei Frau Nani getilgt zu haben. Aber Schade ist's

darum, die Gute hatte sich schon so sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, von mir in ihrem Leben nichts zu bekommen.«

»Lassen wir das,« sagte Robert, »der Verlust ist kein unersetzlicher, aber jetzt sagen Sie mir endlich, wie weit gehen Ihre Entdeckungen?«

»Bis auf den Alsergrund!«

»Ich verstehe Sie nicht, erklären Sie sich deutlicher.«

»Gut. So hören Sie. Als Sie aus dem Bierhause weggingen, machte ich wenig Umstände, und trug mein Bier sogleich an den andern Tisch, wo die Beiden saßen. — »Die Herren erlauben schon,« sagte ich »allein sitzen ist gar so grauslich, es schmeckt nicht ordentlich, wenn man nicht zwischen jedem Schluck ein gescheidtes Wort mit einem klugen Manne reden kann.« Im ersten Augenblicke waren die Beiden etwas verlegen, aber sie nickten mir doch höflich zu und ich hätte sie gewiß zum Beichten gebracht, da sie nicht mehr fest waren, wenn nicht der Satan gleich hinter mir den geheimen Kanzlisten Schreiber — Sie kennen doch den Patron — hereingeführt hätte. Ich saß mit dem Rücken gegen die Thüre zu, und wie er an unsern Tisch trat und mich erblickte, schien es ihm ordentlich einen Stich zu geben. Ich sah ganz gut, wie er den Andern mit den Augen winkte, die aber, Gott, die haben so kleine Augen gemacht, daß ich geglaubt habe, sie schlafen jeden Augenblick ein.«

»Nun und endlich?« fragte Robert etwas ungeduldig.

»Endlich sind ihnen wirklich die Augen zugefallen, aber nur auf einen Augenblick, denn im nächsten war wenigstens der eine wieder ganz munter, und ich bemerkte sehr gut, wie der Kanzlist ihm fortwährend winkte. Das muß ich Ihnen aber sagen, wer der Eine ist und wo er wohnt, hatte ich

bereits herausbekommen. Ich sah nämlich, während er mit seiner Dose spielte, daß oben ein Name eingravirt war. Im Laufe des Abends hatte ich bald Gelegenheit gefunden, ihn um eine Prise zu bitten, und las nun den Namen: Thomas Kikelberger und den Grund, die Gasse und Nummer seiner Wohnung. Seinem Cameraden, der weniger im Kopfe zu haben schien, war es sichtlich nicht recht, daß ich dieses gelesen. Das bestärkte mich freilich schon in der Vermuthung, daß der Name auf der Dose auch der Name meines Mannes sei, aber ich wollte ganz sicher gehen und sagte wie hingeworfen: »Eine schöne Dose das, Herr Kikelberger!« Jetzt hätten Sie die Augen sehen sollen, die der Kanzlist gemacht hat, der Basilisk in der Schönlaterngasse muß dagegen verliebte Gucker gehabt haben; aber das hat mich um so erpichter gemacht, und gerade um den Galgenvogel zu ärgern, habe ich wieder angefangen: »Ein prächtiges Bier das, Herr Kikelberger!« — Das war ein Blitz in die duselige Seele meines Mannes, er gähnte zuerst wie erwachend, und sagte dann schmunzelnd: »Ein prächtiges Bier! Noch eine Halbe, Kellner!« Ich wußte jetzt genug, und wollte nun sehen fortzukommen, um so mehr, als ich nur zu gut bemerkte, wie der Kanzlist mich fortwährend lauernd betrachtete. Ein Gespräch schien er absichtlich vermeiden zu wollen, und trotzdem wir uns doch vom Baron her kennen, grüßte er mich nur frostig und — damit war es aus.«

»Also das ist alles, was Sie mir zu sagen haben?« fragte Robert ziemlich enttäuscht.

Für drei Kronenthaler ist dies, wie ich glaube, genug geleistet. Ich habe Ihnen zwei wichtige Anhaltspunete gegeben, den Namen des einen und die Verbindung aller zwei mit dem Kanzlisten. Aber ich bin großmüthig und will Ihnen

einen Vorschuß machen. Als ich wegging — die Andern warteten, wie es mir schien, absichtlich auf mein Fortgehen, überlegte ich, ob es nicht am gerathensten sei, mich sogleich, wo der Herr Kikelberger im Bierhause saß, etwas näher über seine Verhältnisse zu unterrichten. Ich trabte deshalb bei den Schotten vorbei auf den Alsergrund hinaus, und hatte richtig trotz Nacht und Finsterniß bald das Haus gefunden. Unter dem Thorwege — sehen Sie, das ist der Nutzen ausgebreiteter Bekanntschaften — finde ich eine alte Amour aus den untergegangenen Paradiesen längst vergessener Schwärmereien. Das Auge der Liebe, vorzüglich der verlassenen Leidenschaft, sieht scharf, denn trotz der Dunkelheit bei dem Lichte der kleinen Oellampe unter dem Thore hatte sie mich doch gleich am Arme gepackt, und eine nie mehr erwartete Stimme flüsterte mir zu: Ist doch schön, daß er nicht vergessen hat auf mich! — Kathl! rufe ich entsetzt. Meli! lispelt sie leidenschaftlich, und jetzt denken Sie sich diese Scene für Götter unter dem dämmerigen Hausthor!«

»Kathl, bei wem dienst Du jetzt?« fragte ich nach den ersten Augenblicken des Wiedersehens.

»Bei gewissen Kikelberger, ist aber schlechter Dienst, Lump!«

»Denken Sie sich meine Ueberraschung. Jetzt war ich liebenswürdiger als je gegen Kathl, und erfuhr nun mehr, als Sie vielleicht wissen wollen. Thomas Kikelberger ist ein abgewirthschafteter Lebzeltner, der die Süßigkeiten des Lebens so rasch durchkostete, daß ihm nach ein paar Jahren nur der harte Marcipan der Entbehrung übrig blieb. Seit einiger Zeit aber ist er, wie Kathl erzählt, wieder lustig und guter Dinge, und spricht von nichts als vom Goldmachen!«

»Also auch ein Adept!« murmelte Robert für sich.

»Ob er ein Adept ist oder nicht, weiß ich nicht, aber daß man den Kanzlisten für einen solchen hält, weiß ich be-

stimmt. Ueberhaupt gehört ja, wie Sie wissen, fast die ganze Bekanntschaft des Barons im Freihause zu diesen Leuten. Sie können jetzt ungefähr combiniren, ob ich Recht hatte, als ich sagte, es sei mir im Bierhause vorgekommen, als ob der Kanzlist etwas mit dem Kikelberger zu thun habe.«

»Ich danke Ihnen, Rubin,« sagte Robert, »Ihre Mittheilung ist für mich von großem Werthe, sie würde aber noch kostbarer, wenn Sie mir vielleicht ganz untrügliche Beweise über das Leben und Treiben dieses Menschen verschaffen könnten. Wäre dies möglich?«

»Wollen Sie mit Kathl selbst sprechen? Ich sag' Ihnen, Kathl ist gar nicht so uneben, und bis auf den kleinen Fehler, daß sie in mich verschossen ist, sonst eine ganz gescheidte Person. Und für den einen Fehler kann die Arme ja auch nichts!«

»Schreiben Sie mir gefälligst die Hausnummer und den Namen auf,« sagte Robert, »der geschriebene Buchstabe bleibt.«

»Gott im Himmel! ganz wie der Herr Regierungsrath Sonnenfels!« meinte Rubin für sich; »wenn der junge Herr da wüßte, was ich dem Herrn Regierungsrath damals mitgetheilt habe! Aber er erfährt nichts und ich kann da mittheilen und dort mittheilen, darin liegt ja eben die wahre Lebensphilosophie!«

Er hatte indessen das Gewünschte auf ein Blatt geschrieben und reichte es Robert hin. Dieser las es und verwahrte es dann in seiner Brieftasche. Rubin stand immer, als wenn er auf etwas wartete, vor Robert.

»Wünschen Sie noch etwas?« fragte dieser lächelnd.

»Wünschen! Herr Haimon, wann hört der Mensch auf

zu wünschen, und wo endet das Wünschen als in der Gewährung? Und die Gewährung, wo ist sie?«

»Vielleicht dies?« sagte Robert und ließ einen Ducaten zwischen seinen Fingern spielen.

»Das ist nicht mehr Gewährung, das ist schon Seligkeit!« rief Rubin entzückt und streckte die Hand nach dem Goldstück aus.

»Halt,« entgegnete Haimon und zog die Münze zurück, so leicht bekommen Sie den Fuchs nicht. Sie haben ein Wort fallen lassen von noch einer interessanten Entdeckung, die Sie gemacht haben. Heraus damit, und das Goldstück gehört Ihnen.«

»Herr Haimon, das ist eine schwere Sache, ich glaube, ich habe eine Dummheit gesagt, ich habe mich geirrt —«

»Sie haben ja noch gar nichts gesagt! Womit sollten Sie sich also geirrt haben? Also, besinnen Sie sich! Eins — zwei —«

»Halt! Es ist jetzt, wo Sie die Sache von Kikelberg wissen, einerlei, ob ich Ihnen das andere verschweige, oder lieber gleich sage, denn am Ende wird es bei dieser Gelegenheit doch aufkommen, und ich will nicht für einen Mitschuldigen gelten — —«

»Was reden Sie von Mitschuld — um was handelt es sich denn — Sie sind ängstlich?«

»Man soll nicht ängstlich sein, wenn man so ins Examen genommen wird? Was glauben Sie denn; ich wohne ja nicht weit davon — der Verdacht liegt ja so nahe.«

»Immer besser! Sie beichten ja nach und nach recht gut. Es handelt sich also um etwas, das auf der Wieden vorgeht?«

»Gott im Himmel! Sie machen mich ja ganz confus.

Sie sollen alles wissen, alles, was ich selbst weiß. Sie sind der Mann, um daraus das Wahre zu ziehen. Wo ich wohne, ist Ihnen bekannt, ob Sie aber in dieser Gegend selbst bekannt sind, daran zweifle ich. Ein paar Gassen von mir weiter hinaus fängt Wien schon an mit Bretern verschlagen zu sein. Dort finden Sie nichts als Felder mit Planken herum, höchstens alle hundert Schritte weit ein Haus, das so einsam dasteht, wie ein Aug' auf einer Spitalsuppe. Denken Sie nun, in dieser Gegend ist ein Wirthshaus, freilich das schönste Haus weit und breit herum, aber — — doch nicht so schön wie die Leute, die ich selbst dort habe hineingehen sehen.«

»Nun? und was weiter?« sagte ruhig der junge Haimon.

»Weiter? Wissen Sie, welche Leute dort hineingegangen sind? ich werde Ihnen nur ein paar von Ihrer eigenen Bekanntschaft nennen — der Herr Baron aus dem Freihause — der Herr von Linden — der Herr Kanzlist —«

»Rubin! ist das wahr?« rief Robert betreten und faßte mit einemmale die Wichtigkeit der Entdeckung.

»Ob es wahr ist! Sie können sich ja selbst überzeugen! Ich wette darauf, wenn wir uns heute Abend auf die Lauer stellen, können wir sie wieder sehen. Es gehen übrigens mehr Leute, als die ich Ihnen genannt habe, ins Haus; wahrscheinlich gehört das alles zu einer Bande.«

Robert war schon während der letzten Worte Melchiors aufgeregt im Zimmer auf und ab gegangen. Offenbar beschäftigte ein wichtiger Gedanke seine Seele. In der That schien ihm mit dieser Angabe des alten Studenten ein wichtiges Geheimniß in die Hände geliefert, denn was konnte diese Männer, deren Treiben ohnehin ein unlauteres war, dazu

bewegen, sich an einem so entlegenen Orte und in so später Nacht geheimnißvoll zusammenzufinden, wenn es nicht irgend ein Werk galt, welches eben so sehr das Licht des Tages, als das Auge der Menge scheute?«

»Rubin!« sagte er endlich, »wollen Sie mich begleiten? Sie müssen mir den Weg und das Haus zeigen. Hier Darangabe,« und er drückte ihm den Ducaten in die Hand, — »finde ich, was ich suche, und erreiche ich, was ich hoffe, dann, Rubin, soll auch für Sie gesorgt sein.«

— — In später Nacht stand Robert an der Ecke einer einsamen, kaum halb ausgebauten Gasse am äußersten Ende der Vorstadt Wieden, und schaute mit gespannter Aufmerksamkeit auf ein einstöckiges Haus, welches nur matt von einer Lampe erleuchtet war, und dessen sämmtliche Fenster im ersten Stocke in tiefes Dunkel gehüllt waren.

Von Zeit zu Zeit schlichen einzelne Männer, die sich vorsichtig überall umblickten, in dieses Haus. Knapp an der Thür fiel ein Strahl des Lichtes auf das Gesicht jedes Eintretenden. Robert hatte Alle, Alle erkannt, welche er hier vermuthet, er hatte sie Alle hineingehen sehen, zuletzt noch Kikelberger und seinen andern Gefährten. Der Allerletzte war — Doctor Mesmer!

Robert und Melchior blieben noch eine Zeit lang auf ihrem Posten, Niemand ging mehr hinein, aber Niemand hatte auch bisher das Haus verlassen.

»Es ist kein Zweifel, hier ist ihre Loge!« sagte Robert zu sich selbst, als er nach Mitternacht mit Melchior den Rückweg antrat.

X.

Robert konnte in seiner Unruhe kaum den Morgen erwarten. — Seine Entdeckung war von der größten Erheblichkeit, indessen war ihm nicht recht klar, in welcher Weise und gegen wen, oder ob er nur überhaupt vor der Hand Gebrauch davon machen sollte. Er kam endlich zu dem Entschlusse, sich dem Provincial mitzutheilen und dessen Meinung zu hören.

Es war noch nicht acht Uhr Morgens, als er bereits in der Wohnung seiner Mutter eintraf. Sophie, an welche er sich wendete, um bei dem Provincial anfragen zu lassen, ob er ihn bereits empfangen könne, theilte ihm mit, daß der hochwürdige Herr bereits seit mehreren Stunden auf sei, und wie sein Diener ihr gesagt, arbeite. Er habe aber befohlen, daß Niemand in sein Zimmer kommen sollte, er würde schon selbst, wenn er etwas wünschte, das Zeichen geben. — »Wenn Du aber,« fuhr Sophie fort, »warten willst, bis dieser Mensch, den er nur fortgeschickt hat, wiederkommt, so mag dieser Dich anmelden. Ich, das siehst Du ein, kann füglich nicht so mir nichts dir nichts in sein Zimmer eintreten.«

»Ich möchte aber nicht gern hier warten; es könnte der Mutter, wenn sie herauskäme, auffallen, daß ich so zeitlich hier bin, und doch kann ich ihr nicht die Ursache mittheilen, welche mich *hieher geführt.*«

»*Robert, Du machst* mich auch ängstlich; ist etwas

geschehen? Du scheinst aufgeregt, und — mein Gott, wie Du blaß bist, als wenn Du die ganze Nacht nicht geschlafen hättest. Sage mir nur das Eine, ist vielleicht für Dich wieder eine Gefahr?«

Der junge Mann beruhigte seine Schwester und versprach gegen Mittag wieder zu kommen; nur bat er die Schwester, auf jeden Fall den Provincial wissen zu lassen, daß er ihn um eine Unterredung bitte. »Am liebsten wäre es mir freilich,« sagte Robert, »wenn es nicht hier wäre, schon der Mutter wegen.« —

— — Sophie mußte ihren Auftrag ganz pünctlich ausgerichtet haben, denn noch im Laufe des Vormittags erhielt Robert durch einen Menschen, der ihn in seiner Kanzlei aufsuchte, ein Billet des Provincials. Dieser schrieb ihm darin, daß er im Laufe des Nachmittags ihn zu Hause erwarte. »Ich habe meine Gründe dafür,« hieß es in dem Briefe, »daß Ihre Mutter von unserer genaueren Bekanntschaft wisse, es wäre ein Theil des Zweckes verfehlt, wenn wir ihr verheimlichen sollten, wie genau unser Zusammenwirken, ihr gewährt es Trost, zu wissen, daß ihr Sohn mehr als einen Freund besitzt.«

Als Robert Nachmittags sich auf eine Stunde von seinen Geschäften freimachte und in die Wohnung seiner Mutter kam, fand er den Provincial bereits seiner harrend. Die Mutter war mit Sophien zu einem Besuche gegangen.

»Ich habe Sie zu mir herausbemüht, mein junger Freund,« sagte der Provincial nach den ersten Worten der freundschaftlichsten Begrüßung, »und ich bin Ihnen eine ausführlichere Erklärung darüber schuldig, was ich im Briefe blos andeutungsweise Ihnen geben konnte. Wenn es ein Zu-

fall war, der mich gerade in diese Wohnung führte, so war es ein Zusammentreffen, welches meinem Plane auf das glücklichste entgegenkam. Welcher Plan dies aber ist, — darüber muß ich vorläufig noch schweigen, aber seien Sie überzeugt, daß es nicht einer ist, der gegen Ihre oder Ihrer Familie Ruhe, sondern ganz anderswohin gerichtet ist. Daß Sie dabei mitwirken können, daß Manches, was damit zusammenhängt, auch in einer gewissen Beziehung zu Ihnen steht, werden Sie aus unserem letzten Gespräch entnommen haben. Daß ich mich jetzt gern zurückziehe und nicht öffentlich erscheine, werden Sie dem gekränkten Stolze eines Mannes verzeihen, der es nicht ertragen kann, die lieblosen Urtheile mit anzuhören, welche ein blinder Pöbel über mich und meine zerstreuten Brüder fällt, Gerüchte, Vermuthungen und Urtheile, die um so niederträchtiger sind, als es Niemand gewagt hätte, zur Zeit unserer Macht und unseres Glanzes auch nur das Geringste davon zu erwähnen. — Glauben Sie mir, mein Freund!« sagte er mit steigendem Affect, »unsere Zeit wird wieder kommen, dann aber — —« Er brach ab, und fuhr, als wollte er einen Gedanken verscheuchen, mehrmals mit der Hand über die Stirn, worauf er mit der vorigen Ruhe weiter sprach: »Die Feinde unseres Ordens lassen es an keiner Verleumdung, und sei sie noch so niedrig, fehlen, um uns, die ohnehin Gebeugten, noch mehr in den Staub zu treten. Ich werde aber hoffentlich dieses ganze Gewebe zerreißen. Dies ist auch mit eine Ursache, daß ich mich jetzt so in die Einsamkeit zurückziehe. Ich weiß es, daß Manches gesponnen und ausgeführt wird, das man auf unsere Rechnung schreibt, ich weiß es auch, daß eine Anzahl meiner Brüder in Frankreich sich hinreißen ließ, den

falschen Göttern zu dienen, sich an Werkzeuge der unlautersten Art anzuschließen, um diese zu ihren Zwecken zu benützen, während ich die Ahnung habe, daß sie mißbraucht werden. Sie selbst, Robert, waren ja nahe daran, ein Opfer dieser Ränke zu werden — —«

»Sie sprechen von jenem fürchterlichen Marcell!«

»Die Zeit wird kommen, wo Sie über diesen Menschen und die unsichtbaren Obern, denen er, von einer traurigen Leidenschaft gefesselt, blindlings folgt, die vollsten Aufschlüsse erhalten werden. Daß sich hier Zweige jener großen französischen Verbindung befinden, weiß ich, aber es ist mir noch nicht die Zeit erschienen, ihrem Treiben offen entgegenzutreten. Jetzt, wo ich frei von allen Banden bin, welche mich einst gefesselt hielten, jetzt, wo es für mich keine Rücksicht, keine Schonung mehr gibt, wo ich nicht mehr Partei zu sein brauche, jetzt werde ich von meiner Verborgenheit aus all dieses Getriebe überschauen, und im geeigneten Augenblicke richtend dazwischen treten.«

Robert hatte neben ihm im Zimmer auf- und abgehend, ihm aufmerksam zugehört.

»Wenn ich das,« sagte er endlich, »was ich jetzt gehört, und jenes, welches Sie mir das letzte Mal mittheilten, mit einander in eine Verbindung bringe, so scheint es mir, als ob zwei große geistige Strömungen, jede durch einen Kreis von hervorragenden Männern repräsentirt, durch die Welt zögen. Wie kommt es, daß man einen Orden, welcher Männer Ihres Geistes und Ihres Herzens besitzt, allüberall verfolgt, dagegen einen Verein von Menschen, welche sich und ihr Streben in ein beinahe undurchdringliches Dunkel hüllen, für die wahren Vertreter von Tugend, Sitte und Bildung anzuerkennen so leicht bereit ist?«

»Ich weiß, wen Sie meinen,« warf der Provincial mit einem feinen Lächeln ein, »Sie sprechen von den Freimaurern.«

»Ja, von diesen,« fuhr Robert mit steigender Lebhaftigkeit fort, »von diesen Menschen, welche die Tugend im Munde führen und ihre Symbole als die Zeichen des wahren Glaubens, der echtesten Menschenliebe, der reinsten Humanität anpreisen, und deren einzelne Mitglieder —«

Robert stockte. Dem Scharfblick des Geistlichen entging nicht, daß die Bewegung des jungen Mannes keine zufällige sein könne.

»Sie mögen nicht Unrecht haben, mein Freund, aber so viel mir bekannt ist, hat dieses Treiben seit dem Tode des seligen Kaisers aufgehört, er hatte es geduldet, weil unter ihm die Freimaurer mehr die Spielerei der Adeptenwirthschaft trieben. Sein Tod hat diese Menschen ihrer wenigstens eingebildeten Stütze beraubt, und ich glaube kaum, daß —«

»Daß sie jetzt noch fortbestehen?« fiel Robert ein; »o, ich weiß es sicher, oder wenigstens so gut wie sicher. Deswegen kam ich ja auch hieher, das war die Ursache, die mich drängte, mit Ihnen zu sprechen, denn Ihnen, dessen Geist mit Höherem beschäftigt ist, und der die Verhältnisse im großen Maßstabe betrachtet, Ihnen ist vielleicht unbekannt geblieben, was mich ein Zufall entdecken ließ.«

»Nicht möglich!« rief der Provincial aus; »wissen denn diese Menschen nicht, welchen Strafen sie sich aussetzen?«

»Die Leute, die daran jetzt theilnehmen,« antwortete Robert bitter, »*scheinen* mir auch vor noch mehr nicht zurückzubeben!«

*

»Also, Sie wissen auch die Theilnehmer?«

»Ich will nicht mehr sagen, als ich weiß. Ich kenne einen Ort, wo nächtlicher Weile eine Gesellschaft von Männern sich versammelt, von denen Einige nicht über jeden Verdacht erhaben, Andere offenkundige Adepten sind. Man sieht kein Licht an den Fenstern, man sieht keinen Rauch aus dem Schornstein steigen, man hört von außen kein Geräusch, und so viel ich selbst gesehen habe, hat das Haus auch keinen Seitenflügel, kein anderes Gebäude im Hofe, wo ein Laboratorium sein könnte; welchen Zweck mithin können diese geheimen Zusammenkünfte haben, als zu bauen?«

Der Provincial schwieg einen Augenblick nachdenkend still — »Haben Sie sich selbst überzeugt?« fragte er endlich mit Nachdruck.

»Ja!« antwortete Robert eben so bestimmt und theilte mit, wovon er in der vergangenen Nacht selbst Zeuge gewesen. Er verhehlte nicht, daß diese Entdeckung den eigentlichen Grund zu seinem frühen Besuche gegeben, er fügte hinzu, was er von dem Kanzlisten bei der Gräfin gesehen, so wie von der Auskunft, welche Melchior ihm gebracht. — »Wo dieser Schreiber ist,« schloß er seine Worte, »da ist die Bosheit, die Tücke, ich will nicht sagen — das Verbrechen.«

Der Provincial schien diese Worte überhört zu haben. Er hatte in seiner Brieftasche nachgesucht und ein kleines Blatt Papier hervorgezogen, welches er nun aufmerksam überlas. Endlich wendete er sich wieder zu Robert.

»Ich zweifle kaum, daß Sie sich nicht getäuscht haben,« sagte er, »die Sache ist aber von solcher Wichtigkeit, daß man vollkommen sicher sein und alle Umstände genau erwogen haben muß, bevor man gegen diese Bande einschreitet.

Wichtig ist schon, daß man den Schlupfwinkel kennt und dadurch Gelegenheit hat, sie Alle mit einem Schlage zu treffen. Nur so kann dieser Schlange der Kopf zertreten werden, denn werden diese Menschen einzeln gefaßt, so gereicht das nur zum Vortheile für Jene, welche unentdeckt geblieben sind, und die hernach ihr Treiben zwar geheimer, aber umfassender fortsetzen. Jeder Unentdeckte wird der Erbe seiner enthüllten Genossen. Vorläufig bitte ich Sie, das tiefste Stillschweigen zu bewahren; das Eine aber fordere ich von Ihnen, daß Sie mich in einer der nächsten Nächte an den Ort führen, wo Sie Alles beobachtet haben. — Vielleicht,« sagte er lächelnd, »wird mir dort noch Manches klar, was Ihnen entgehen konnte, entgehen mußte «

Robert versprach es ihm, und nahm Abschied. Der Provincial blieb nach seinem Weggehen noch einige Minuten in Nachsinnen verloren.

»Er hat keine Ahnung,« sagte er endlich, »wie tief dies alles in sein eigenes Schicksal eingreift, und welch ein verschiedenes Räderwerk in einander greift, um seine Lebensbahn zu durchkreuzen. Man wird in Frankreich nicht ruhen, bis man ihn vernichtet haben wird, und doch scheint er nur mehr von allen den geheimen Triebfedern zu ahnen, als selbst vollkommen zu kennen. Ich zweifle sogar, daß die hiesigen Verbündeten Marcells genau in dessen Plane eingeweiht sind; sie scheinen mehr die schmutzige Außenseite, als den tiefen untersten Abgrund zu kennen. Ich aber will mich überzeugen, ich will klar sehen — — und dann —« hier flog ein eigenthümliches Lächeln über seine Züge, »dann mag Kaunitz sich überzeugen, wer von uns Beiden Recht oder Unrecht hat.«

Der Blumengarten in Antoniens Zimmer war seit zwei Tagen noch viel reicher und dichter geworden, als er bisher gewesen. Kleine Bäumchen mit breiten Blätterkronen standen jetzt in zierlichen Holzkübeln in einem offenen Halbkreise gegen das Innere des Zimmers zu bei jedem Fenster, und während dadurch jeder neugierige Blick aus den gegenüberliegenden Häusern in das Zimmer vollkommen abgesperrt wurde, blieb doch zwischen dem Blätterdache so viel Raum, daß man von dort aus genau sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Ohne Absicht war die Anordnung wohl nicht getroffen Antonie, die gegen ihre Gewohnheit schon ziemlich früh aufstand, war von dem Tischchen kaum wegzubringen, welches sie unter die Bäumchen in das Eckfenster hatte stellen lassen. Die alte Maria lächelte nur geheimnißvoll, wenn sie in das Zimmer trat und die Gräfin immer auf dem einen Platze sitzen sah. Antonie aber ließ es sich nicht nehmen, daß dieses eigentlich der Lieblingsplatz ihres Papageis sei, den sie zu Hause immer so gern neben sich hatte.

Marie sagte nichts darüber, sie gab sich den Anschein, als ob sie ebenfalls nur derselben Meinung sei; aber hinter dem Rücken der Gräfin hatte sie ihre eigenen Wege gemacht, und nicht den letzten in das Haus, wo Robert wohnte. Die unbegrenzte Hingebung, welche sie für ihre Herrin fühlte, die tiefe, fast mütterliche Zärtlichkeit, mit welcher sie an der jungen Frau hing, die sie einst als Kind schon gepflegt hatte, jener dem Weibe so allgemeine und natürliche Zug endlich, ein Weh des Herzens und ein Leid der Sehnsucht doppelt mitzufühlen, hatte sie beinahe schon empfänglich gemacht für die schwärmerische Richtung der Gedanken, welche Antonie

zwar noch nicht gegen sie ausgesprochen, welche aber nur zu schnell in Maria's eigenem Herzen eine Vertheidigung gefunden hatten. Sie kannte die Gräfin zu genau, um nicht zu wissen, daß in dieser reinen starken Seele kein flüchtiges Gefühl Raum finden könne, daß die Empfindungen dieses Herzens zu tief und nachhaltig, um blos dem Momente zu gehorchen, und die klare Einsicht des Verstandes gänzlich auszuschließen. Weil eben vor den Augen der Matrone das ganze frühere Leben Antoniens offen dalag, hielt sie sich um so mehr verpflichtet, jeden Athemzug dieser jungen Seele zu überwachen, als die Gräfin im Besitze von allem, was das Leben beneidenswerth machen kann, eben erst beinahe zu leben begann. Ihre Vergangenheit war in mehr als einer Beziehung eine freudlose gewesen. Wie konnte Maria es verantworten, daß eine überströmende Aufwallung des Gefühles auch noch einen düsteren Schatten auf ihre Zukunft werfe?

Deswegen hatte sie klug und vorsichtig nicht zu viel von dem jungen Mann im vierten Stocke des gegenüberliegenden Hauses gesprochen; sie kannte Antonie und wußte, daß überhaupt gerade jene Gedanken sich festzusetzen pflegten, die man von außenher zu verdrängen sich abmüht. Sie lächelte nicht mehr, wenn sie die Gräfin unter ihren Blumen am Fenster sitzen sah, sie sprach nicht davon, daß es Jemand im Hause auffallen könnte, aber sie hatte beschlossen, selbst zu handeln und mit eigenen Augen sich zu überzeugen.

Deswegen hatte sie versucht, in dem Hause selbst, wo Robert wohnte, sich genaue Auskunft zu verschaffen, ohne den Zweck ihrer Nachfrage zu verrathen. Sie erschien dort noch nicht in ihrer eigentlichen Gestalt, sondern unter dem theilweise sogar wahren Vorwand, eine kleine Wohnung zu

miethen, wenn eine solche im Hause zu vergeben sei. Der Zufall, der Gelegenheitsmacher, war ihr günstiger, als sie es nur vermuthen konnte. Gerade die Wohnung, in welcher Robert zwei Zimmer inne hatte, sollte in der nächsten Zeit vermiethet werden, da die Familie, deren Hausgenosse der junge Haimon jetzt war, in Folge einer Versetzung nach Böhmen, Wien verlassen mußte. Maria war nicht lange unentschlossen. Ein Gespräch, welches sie mit der Inhaberin der Wohnung hatte, und wobei sie sehr geschickt die Rede immer auf den jungen Zimmerherrn zu lenken verstand, ließ sie selbst wünschen, ihn näher und durch längere Zeit zu beobachten. Man hatte ihr so viel des Lobes und Ruhmes von ihm gemacht, daß sie still für sich hinlächelte, und zu jener Frau, welche die Wohnung hergeben mußte, nur sagte: Wenn er ein ruhiger Mensch ist, dann ist's mir freilich lieber, aber ich bin sonst nicht gewohnt, viel Umstände mit einem Zimmerherrn zu machen. Gefällt er mir nicht, so sind wir gleich in den ersten Tagen geschieden, ich finde schon Mittel, ihn aus dem Hause zu bringen, und wenn er auch das Quartier längere Zeit gemiethet hat.«

»Wo denkt die Madame hin!« versicherte jene Frau; »einen solchen jungen Herrn gibt es gar nicht mehr, ich wollt' ich könnt' mir ihn mitnehmen.«

Maria lächelte still vor sich hin und dachte an Antonie. »Ich muß mir die Sache doch noch überlegen,« sagte sie zur Quartierfrau etwas bedenklich; »es hat immer seinen Haken, wenn man einen Fremden zu sich ins Quartier nimmt. Ich werde morgen aber wieder kommen und der Madame meine Antwort sagen — — —«

Als Maria nach Hause kam, fand sie Antonie auf ihrem gewöhnlichen Platze bei dem Fenster.

»Ich werde Sie um einen kurzen Urlaub bitten müssen,« begann die Matrone, »denn ich muß Ihr Haus verlassen.«

Antonie sah sie erstaunt an, sie begriff nicht, was Maria eigentlich meinte.

»Ich verstehe Sie nicht,« sagte sie endlich, »Sie wollen mich verlassen? Was ist Ihnen denn? Und wohin wollen Sie?«

Die Matrone faßte sie lächelnd bei der Hand, zog sie näher gegen das Fenster und wies mit dem Finger auf das Haus wo Robert wohnte:

»Sehen Sie, theure Gräfin — dort werde ich eine Zeit lang wohnen!«

»Maria, meine gute, meine zweite Mutter!« rief Antonie tief erregt aus und warf sich in die Arme der alten Frau, um an ihrem Herzen das erste Zittern freudiger Ueberraschung ausbeben zu lassen.

XI.

Der Ohnmacht, welche Rosa in der Gesellschaft bei der Hofräthin befallen und einige der anwesenden Damen zu sehr lieblosen Bemerkungen verleitet hatte, war ein ernsteres Unwohlsein gefolgt, welches die junge Baronin zwang, das Zimmer zu hüten. Der Ernst ihrer Gedanken und der Groll, der nur zu oft aus ihrem Herzen jetzt aufstieg, erhielten durch die Einsamkeit, worin sie sich während ihres Unwohlseins befand, nur noch neue Nahrung.

In diesen trüben Stunden des Alleinseins ging ihr ganzes vergangenes Leben wie ein warnender Schatten an ihr vorüber, sie erkannte deutlicher, als sie es sich jemals eingestanden, daß auf dem tiefsten Grunde ihres Herzens jene reine Perle glückseliger Neigung, welche die Jugend beseligt und den Menschen über die Qual irdischen Jammers zu erheben im Stande ist, — daß diese Perle in ihrem Herzen nie rein und lauter geglänzt, sondern daß von dem Tage an, wo sie zum Verständnisse der Macht eines jugendlichen Weibes gekommen, sie ihre Schönheit, ihren Geist und ihren Witz nur zum Köder für die flüchtigen Launen ihres Wankelmuthes gemacht habe.

Es gab jetzt, wenn sie allein und wie verlassen in ihrem Zimmer im Lehnstuhl lag, Augenblicke für sie, wo wirklich ein Strahl von Reue, ein Aufflammen besserer Vorsätze, ein Gedanke an das Glück der Ruhe und eines still bescheidenen Familienlebens in ihr aufdämmerten; im nächsten Augen-

blicke dachte sie aber wieder an Alles, dem sie dann entsagen müßte, und sie konnte es nicht fassen, daß die Natur es zur Aufgabe des Weibes gemacht, zu beglücken, selbst in dem Falle, wo ein Frauenherz auf das eigene Glück verzichten muß.

Jetzt war ihre ganze Seele mit dem Gedanken an Carl erfüllt, und jeder Tag erzeugte in ihrem Kopfe andere Pläne, wie sie ihn an sich fesseln wollte, Pläne, welche die nächste Stunde wieder verwarf. Der eigenthümliche Zug ihres Characters, welcher sie am liebsten zur Intrigue leitete, gewann auch hier, je mehr sie über ihr Verhältniß nachdachte, und je genauer sie alle Vortheile und Nachtheile erwog, die Oberhand. Zu eitel, um ein Herz, das sich in stolzer Kälte von ihr abwendete, nicht eben deswegen durch alle möglichen Mittel an sich fesseln zu wollen, zu tief gekränkt, um nicht die Schmach, welche Carl ihr zugefügt, vollkommen zu fühlen, sann sie nur auf ein Mittel, ihn ebenso unauflöslich an sich zu fesseln, als gleichzeitig auf demselben Wege von Sophie zu entfernen.

Sie gehörte zu jenen Naturen, welche manche Geheimnisse ihres Herzens eher Fremden, als den nächsten Freunden oder Anverwandten zu vertrauen geneigt sind, so wie man manches Geständniß lieber in einem Briefe, als Auge in Auge macht, und deswegen hatte sie es bisher vermieden, des letzten Vorfalles, welcher die fortgesetzte Verbindung Karls mit Sophien ihr gezeigt, gegen ihren Vater zu erwähnen. Sie befürchtete, daß dieser Mann, der sie abgöttisch liebte, irgend einen unüberlegten Schritt machen würde, um so mehr, als er schon vor ihr die Worte hatte fallen lassen: ob es denn nicht doch besser wäre, wenn der junge Baron jetzt auf Reisen geschickt würde? Das wäre das beste Mittel, ihm seine Lie-

desgedanken mit der Jungfer Sophie aus dem Kopfe zu treiben!

Rosa hatte sich zwar auf das Entschiedenste dagegen ausgesprochen, als ob eine Ahnung ihr sagte, daß durch die Entfernung ihre Nebenbuhlerin allein gewinnen, sie selbst aber verlieren müsse. Indessen hatten dennoch des Vaters Worte in ihrer Seele einen Plan angeregt, der ganz darauf berechnet war, mit Carls edler Gesinnung schnöden Mißbrauch zu treiben. Der Einfall bewies, daß sie weder durch die Einsamkeit der letzten Tage in ihrer Krankheit, noch durch die Erfahrung, noch durch die flüchtige Anwandlung besserer Vorsätze, irgendwie im Geringsten gebessert worden sei.

Carl hatte sie seit jenem Tage, wo Rosa seinen Bedienten aufgehalten und mit sich genommen hatte, nicht besucht. Er fühlte sich durch die Besprechung seines Oheims und des Barons wegen seiner Verlobung mit Rosa deswegen doch nicht verpflichtet, ihr mehr Rücksichten zu schenken, als durch die allgemeinen Gesetze des Anstandes geboten war, und hatte sich vorgenommen, nur jeden Sonntag Mittag nach der Kirche seiner sogenannten Braut die Aufwartung zu machen; eine Pflicht der Höflichkeit, durch deren Beobachtung er sich von jeder weiteren Verbindlichkeit, öffentlich an ihrer Seite zu erscheinen, loszukaufen meinte.

Rosa hatte dieses Betragen nur einen Sonntag mit angesehen und war dann entschlossen, auch ihrerseits in einer Weise zu handeln, welche, wie sie erwartete, nicht den Eindruck auf Carl verfehlen würde.

Tags darauf nemlich, als er ihr die erste Sonntagsvisite abgestattet und sie unwohl gefunden hatte, ließ sie ihn zu sich bitten.

Sie empfing ihn im Lehnstuhl sitzend, noch angegriffen

von dem Unwohlsein der letzten Tage. Carl mußte sich gestehen, daß sie in dieser mehr bequemen, als für den Empfang eines Besuches passenden Toilette, bei diesem Mangel alles rouge auf den bleichen durchsichtigen Wangen und mit diesem mattschimmernden Glanze des feuchten Auges reizender als jemals erschien. Zum ersten Male fühlte er sich beinahe versucht, Vergleiche zwischen ihr und Sophie anzustellen, und nur der Gedanke an die rührende Einfachheit des schlichten Mädchens, an den ergreifenden Zauber ihrer unschuldsvollen Seele war im Stande, ihn Rosa gegenüber nicht seine Versprechungen vergessen zu lassen.

Die Baronin schien, als er eintrat, und ohne ihre Hand zu fassen sich in einen Sessel neben ihr niederließ, neuerdings von einer Schwäche befallen zu werden, welche sie nur mühsam zu überwinden vermochte. Sie nickte ihm zu, gleichsam wie zum Danke, daß er ihre Bitte, sie zu besuchen erfüllt, und schien einige Minuten nach Worten zu einer passenden Einleitung des Gespräches zu ringen; in der That aber wollte sie ihm nur Zeit lassen, den Eindruck ihrer leidenden schmachtenden Züge mit Muße in sich aufzunehmen.

Carl mochte wohl diese Absicht errathen. Keine Miene an ihm zeigte, daß er mehr Theilnahme fühle, als man in der guten Gesellschaft überhaupt schon der Höflichkeit wegen durchblicken lassen muß. Er begann von ganz gleichgiltigen Dingen mit ihr zu sprechen, brach aber dann ab, wie um ihr Gelegenheit zu geben, den Gegenstand, wegen dessen sie seinen Besuch gewünscht hatte, zu berühren. Als sie fortwährend schwieg, glaubte er endlich, sie daran erinnern zu dürfen, daß sie seine Anwesenheit gewünscht, um ihm eine Mittheilung zu machen.

Sie zuckte unwillkürlich zusammen und heftete einen

langen brennenden Blick auf ihn. Sie schien nachzudenken. Endlich verzogen sich ihre Züge zu einem schmerzlichen Lächeln und sie begann:

»Ich habe Sie zu mir bitten lassen, Herr Baron, weil ich es endlich an der Zeit halte, daß wir Beide uns offen gegen einander aussprechen.«

Carl verneigte sich wie dankend und schwieg.

»Es ist meinem Herzen,« hob Rosa wieder an, und fuhr mit dem Tuche über die Augen, »gewiß eine schmerzliche Erfahrung, daß weder die Eigenschaften meines Geistes noch mein Aeußeres im Stande sind, jenes Interesse bei Ihnen zu erwecken, welches mich, ich schäme mich nicht, es zu gestehen, unter anderen Verhältnissen so glücklich machen würde. — Unterbrechen Sie mich nicht, Carl,« sagte sie sanft, als sie sah, daß der junge Mann ihr in das Wort fallen wollte; »wir scheinen Beide uns in einander zu irren, wir scheinen Beide andere Ansprüche an unser gegenseitiges Verhältniß machen zu wollen, als es in der That theils möglich, theils räthlich ist. Uns Beiden schwebt ein Ideal des inneren Glückes vor, dem wir nachstreben; meine Schuld ist es nicht, daß ich so unglücklich bin, Ihrem Ideale nicht zu gleichen.«

Carl hörte aufmerksam zu. Dieser Ton überraschte ihn um so mehr, als er in der That vom Herzen zu kommen schien, und ohne daß Rosa es hindern konnte, ergriff er rasch ihre Hand und sagte mit dem Ausdrucke des tiefsten herzlichsten Mitgefühles: »Wer von uns Beiden ist der Beklagenswertheste? Sie, deren edles Herz sich jetzt in solcher Schönheit vor mir entfaltet, oder ich, der mir den Vorwurf machen muß, ein solches Gemüth verkannt zu haben? Sie werden die Ruhe finden, die diese Stunde mir vielleicht auf lange raubt.«

»Es war nicht so gemeint, mein Freund,« erwiederte die Baronin rasch; »ich ließ Sie nicht zu mir bitten, um Sie an mich zu fesseln, sondern Ihnen Ihre Freiheit wieder zu geben. Was jetzt zwischen uns besprochen wird, bleibt unser strengstes Geheimniß, bis die Zeit da sein wird, es zu lösen. — Hören Sie also meinen Vorschlag. Ich weiß, daß es Ihr Wunsch ist, die große Tour zu machen, Ihr Onkel hat nichts dagegen, Sie waren es vielmehr, welcher in der letzten Zeit diesen Plan zu hintertreiben suchte. Jetzt muß es aber anders werden, jetzt müssen Sie reisen —«

Carl machte eine Bewegung der Ueberraschung.

»Hören Sie meine Gründe,« fuhr Rosa fort. »Sie werden reisen, Sie werden in der Ferne neue Eindrücke aufnehmen, die Sie des lästigen Bandes, das Sie hier an mich knüpft, vergessen lassen werden. Die Entfernung verklärt das Zurückgebliebene, wenn dessen Bild tief im Herzen eingegraben ist, es verwischt das Bild, wenn es nur eine flüchtige Erscheinung des Augenblicks war. Sie werden deshalb mich vergessen, so wie ich — hören Sie wohl, was ich Ihnen jetzt sage — Sie vergessen will. Ich bin davon so fest überzeugt, daß Sie nach sechs Monaten einen Brief Ihres Onkels erhalten werden, der Sie beschwört, eilends zurückzukehren, weil ich Sie vergessen und vielleicht — mein Herz einem Andern geöffnet habe. Sie werden natürlich nicht zurückkommen und — zwei Monate darauf erkläre ich dann diese Vernachlässigung als eine Beleidigung, welche ich nur mit dem Bruche unseres Verhältnisses ausgleichen kann. Sind Sie zufrieden?«

Carl stand sprachlos da. Die Baronin hatte mit so viel überzeugender Wärme, mit einer so sichtlichen Anstrengung eines niederzudrückenden Gefühls gesprochen, daß er das

Mißtrauen fahren ließ, welches sich gegen diese plötzliche und überraschende Umwandlung in ihm geregt hatte. Im ersten Augenblicke sträubte sich sein Edelmuth gegen die Annahme eines solchen Opfers, und Sophiens demuthsvolle Gestalt trat vor dieser Seelengröße der Baronin bei ihm in den Hintergrund; Rosa aber, welche zu errathen schien, was ihm auf den Lippen schwebte, hielt ihm rasch die Hand hin.

»Keinen Widerspruch!« rief sie; »Sie sind mir verfallen! Ich weiß es zu wohl, daß jedes Versprechen, wozu Ihr gutes Herz Sie vielleicht in diesem Augenblicke hinreißen würde, in der nächsten Stunde für Sie eine neue noch drückendere Fessel sein würde. — Deswegen, ich bitte Sie darum, Carl,« sagte sie fast flehend, »binden Sie sich durch kein neues Versprechen mir gegenüber. Verlassen Sie mich jetzt, wir Beide bedürfen der Ruhe!«

Bei diesen Worten erhob sie sich und schien nur mit Anstrengung die wenigen Schritte bis zur Thür des Nebenzimmers zurückzulegen. Carl wollte unterstützend beispringen, sie lehnte durch ein sanftes Verneinen mit dem Kopfe den Beistand ab und verschwand im Nebenzimmer. Carl ging ihr zögernd ein paar Schritte nach; sie aber zog die Thüre gleich hinter sich zu und einige Augenblicke später hörte sie, wie auch ihr Bräutigam das Zimmer verließ.

»Endlich, endlich!« rief sie aus tiefer Brust aufathmend aus; »es war höchste Zeit, daß ich die Sache abschnitt, länger hätte ich nicht diese Dulderrolle spielen können. Und der Thor glaubt wirklich, daß ich einen Entschluß, einen Plan, den ich gefaßt, eine Leidenschaft, der ich so viel Raum gegönnt, so leicht, so ohne alle Entschädigung an erfüllter Rache mir aus der Brust reißen werde?«

Sie trat vor den Spiegel und schrak zurück vor dem

eigenen Ebenbilde. Fort mit diesem Kleide!« rief sie, »das mich an Schwäche und Krankheit erinnert, meine Wangen, so blaß jetzt, sollen bald wieder, wenn auch nur künstliche Rosen tragen. — — Komm! komm!« rief sie dem Mädchen zu, »ich will mich umkleiden; vielleicht daß ich sogar heute noch ausgehe.«

Es dauerte nicht lange, so war die Toilette vollendet. Man hätte die leidende Gestalt nicht wieder erkannt. Nichts hatte sie von früher behalten, als das Tuch, welches sie noch jetzt von Zeit zu Zeit an die Augen drückte, um die Thränen des Hasses abzutrocknen, die bei dem Gedanken an Sophie sich daraus hervordrängten. Sie stand wie von innerer Unruhe getrieben am Fenster und sah auf die Straße hinab; es war ihr immer, als müßte sie da wieder eine neue und für sie bedeutungsvolle Entdeckung machen.

Ein leises Klopfen an der Thür weckte sie aus ihren Gedanken. Auf ihren Ruf: »Herein!« erschien die überaus gekrümmte Figur des geheimen Kanzlisten Schreiber auf der Schwelle.

»O, willkommen!« rief sie ihm zu und trat ihm einige Schritte entgegen; »wäre Er früher gekommen, Er hätte seine Freude an mir gehabt.«

»Euer Gnaden thun mir unrecht,« sagte er höflich, »wenn Sie glauben, daß ich nur glücklich bin in Ihrem Anblicke, ich bin es ja schon bei dem bloßen Gedanken an Sie.«

»Er strengt sich in der Galanterie sehr an, Herr Kanzlist,« sagte Rosa schnippisch.

»Galanterie ist die flüchtige Lüge augenblicklichen Gefallens,« antwortete er, »was ich aber sage —«

»O schweig' Er, schweig' Er, ich will Ihm lieber sagen, wie meine Sache jetzt steht, und wie ich gethan habe.« Sie erzählte ihm nun den ganzen Verlauf ihrer Unterredung mit Carl. »Das ist der einzige Weg,« sagte sie, »um ihn von ihr loszureißen. Er muß fort, und wird im Gewühle der Fremde sie vergessen, während sie, hier allein und ohne seinen Schutz zurückbleibend, uns nicht widerstehen kann.«

»Wie wäre es,« meinte der Kanzlist, »wenn wir ihm schon ein kleines Denkzettelchen mit auf die Reise gäben?«

Als Rosa wie verneinend den Kopf schüttelte, fuhr er fort:

»Es muß, bevor er abreist, schon ein kleines Zwischen eingefädelt werden, sicher und wirksam, so daß ihm Hören und Sehen vergehe, und er es gar nicht sich mehr wünsche, länger hier zu bleiben, denn ich fürchte, der gute Baron ist wie ein Weidenrohr, jetzt so, dann wieder so, da muß man nachdrückliche Mittelchen anwenden.«

Rosa hatte sich bei den letzten Worten dem Kanzlisten sehr genähert, und sagte: »Also was glaubt Er, was zu machen wäre?«

Der Kanzlist begann leise und eindringlich dem Fräulein seinen Plan zu entwickeln. Man sah an dem wechselnden Spiele ihrer Mienen, mit welchem Interesse sie zuhörte; endlich rief sie aus: »Schreiber! wenn Er das im Stande wäre!«

»Dann?« fragte jener lauernd.

»Dann wollen wir sehen!« rief Rosa flüchtig und reichte dem Glücklichen, bevor sie aus dem Zimmer sprang, wie im Fluge die Hand zum Kusse hin.

XII.

Robert war unangenehm überrascht, als seine Hausfrau ihm ankündigte, sie müsse ihre Wohnung aufgeben; da sie jedoch hinzufügte, er könne nach wie vor seine Zimmer behalten, so war er schnell getröstet. Der junge Mann hatte sich bisher so wenig um seine Nachbarn als um seine Vermietherin gekümmert, und da er nicht auszuziehen brauchte, galt es ihm gleich, wem er den Miethzins zu bezahlen hatte.

Freilich würde er bei diesem Wechsel schwerlich so ruhig geblieben sein, wenn er geahnt, wie nahe die Angelegenheit mit den stillen Träumereien seiner einsamen Stunden zusammenhing.

Seit einiger Zeit schon übte das geheimnißvolle Gegenüber mit seinen Blumen und Kübelpflanzen den eigenthümlichen Zauber auf ihn aus. Er glaubte die Umrisse einer hohen und schlanken Frauengestalt einmal dort unter den Blättern verborgen gesehen zu haben, und mit dem Morgen, wo er diese Entdeckung gemacht, war es ihm zur süßen Gewohnheit geworden, Früh eine Zeit lang am Fenster zu verweilen. Die reizende Erscheinung hatte sich nicht mehr blicken lassen. Das aber störte ihn nicht. Er verlangte nicht einmal nach näherer Bekanntschaft, die nur allzuleicht den idealen Traum seiner Seele verscheuchen konnte. Er gehörte überhaupt zu jenen Menschen, welche jahrelang einen stillen Traum tief in der Brust verschlossen mit sich herumtragen können, glück-

lich durch den Besitz, doppelt beglückt durch das Geheimniß ihrer verschwiegenen Seligkeit.

So spannte sich zwischen den beiden Häusern, dem luftigen Regenbogen gleich, die Brücke zu dem Bunde der Herzen, welchen die Ahnung schloß, ohne daß Robert und Antonie sich näher kannten. Doch stand Antonie im Vortheile gegen den jungen Mann; sie wußte ja von ihm, sein Bild war für sie kein Schatten von geisterhaften Umrissen, und zudem stand die alte Maria ihr bei, klug und besonnen, thätig und hingebend.

Robert, welcher die Schlüssel seiner Wohnung selten mit sich nahm, ließ sich nicht träumen, daß bereits ein fremder Fuß sein Zimmer betreten und ein Wesen — wenn auch nur eine kurze Zeit — darin geathmet hatte, in dessen Nähe einen Augenblick zu sein er so glücklich gewesen wäre. Unter dem Vorwande nämlich, die Zimmer Roberts zu besehen, hatte sich Maria dahin führen lassen, begleitet von einer verschleierten Frau, »einer Verwandten, die sie von Zeit zu Zeit besuchte.« Antonie wohnte noch nicht lange genug in der Straße, um schon von den Nachbarn gekannt zu sein; sie ging so selten zu Fuße aus und — ihre Fenster waren ja so verstellt, daß man höchstens, wenn sie unter den Blumen saß, die Umrisse ihrer Gestalt, keineswegs aber die Züge ihres Antlitzes erkennen konnte.

Als sie bei Robert in das zweite Zimmer eintrat, blieb sie an der Schwelle mit gefalteten Händen stehen.

Die alte Maria stand hinter ihr, den Ausdruck tiefer Rührung in den Zügen.

Antonie wendete sich um, in ihren Augen glänzten Thränen, und die gefalteten Hände waren wie zum Gebete erhoben.

»Maria,« sagte sie mit erbebender Stimme, »kennst Du noch den Winkel? Da, wo jetzt wieder das Bett steht, da stand es auch damals, und da,« sie trat einige Schritte bis zum Kopfende des Bettes vor, »da kniete ich in jener schweren traurigen Nacht, als ihr letzter Seufzer ihren letzten Segen über mich sprach. Hier starb meine Mutter, und ich sollte mich nicht sehnen, an dieser Stelle den vergangenen Traum meiner Jugend noch einmal durchzuträumen? Hier, wo jeder Schritt mich an einen Tag meines Lebens erinnert, jede Stelle in diesem Zimmer mir das Bild meiner unvergeßlichen Mutter zurückruft, hier, ich fühle es, werde ich wieder so werden, wie ich einst war, bevor der trügerische Glanz der großen Welt mich über mich selbst eine Zeit lang zu täuschen vermochte.«

»Aber,« wollte Maria einreden; Antonie fiel ihr ins Wort: »Warum willst Du mich in meinen Träumen stören? warum willst Du mich daran erinnern, daß ich jetzt eine Andere bin, als ich damals war?«

»Ihr Herz ist dasselbe edle, reine, vortreffliche Herz geblieben!« rief Maria aus.

»Bis jetzt vielleicht,« antwortete Antonie, »wer bürgt mir aber dafür, daß ich mich nicht dennoch ändere? Welches Weib will behaupten, daß sie bis an das Ende ihrer Tage ganz so bleibt, wie sie in ihren heiligsten Augenblicken es sich einst zugeschworen! Wir ändern uns mit der Welt, in welcher wir uns bewegen, und Du weißt, Maria, welche Welt mich in ihren Kreis ziehen will.«

»Ihre gnädige Frau Tante liebt Sie doch so sehr,« sagte Maria.

»Und ich verehre die Gräfin Bietinska, wie dieses edle Herz es verdient, aber es gibt Augenblicke, wo es mir vor-

kommt, als wenn sie doch der Gedanke an das, was ich einst gewesen, beschliche, und in solchen Momenten fühle ich es klar, daß eine unübersteigliche Scheidewand uns trennt.«

Maria fühlte, daß sie mit diesem Gespräche eine Saite in dem Herzen Antoniens angeschlagen, welche diese so selten als möglich berührt wissen wollte, und beeilte sich deshalb, die Aufmerksamkeit der Gräfin auf die äußerst nette Weise zu lenken, wie der Zimmerherr eingerichtet war, und auf die musterhafte Ordnung, welche hier herrschte.

»Es muß ein Phönix von einem jungen Herrn sein,« meinte die alte Frau mit einem feinen Lächeln, »man mag hinsehen wo man will, nirgends entdeckt man Etwas, das an ein zärtliches Verhältniß, an eine stille Liebe oder dergleichen mahnen könnte. Nirgends ein weibliches Portrait, keine getrockneten Blumen in der Vase, kein gesticktes Band in einem Buche, kein parfumirter Damenhandschuh auf dem Bijoutischchen vor dem Spiegel; oder sollte der feine Schalk diese Pfänder vielleicht in einer geheimen Lade verborgen haben?«

»Gewiß nicht!« sagte Antonie überraschend hastig; verbesserte sich aber gleich und meinte: »Es wäre freilich nur ein Beweis von Discretion, wenn er so zarte Erinnerungen nicht vor den Augen aller Welt ausbreitete. Aber,« fuhr sie in einem veränderten Tone fort, »hast Du denn auch schon gefragt, Maria, wie dein neuer Zimmerherr heißt?«

»Wie er heißt, weiß ich wohl, aber was er ist, und das bleibt am Ende die Hauptsache, darüber habe ich keine Auskunft erhalten können. Er soll ein ganz stiller, ruhiger, zurückhaltender junger Mann sein, der Früh fortgeht und manchmal schon vor Abend wieder nach Hause kommt. Die bisherige Inhaberin der Wohnung weiß nur, daß er so ein

Art von Secretär oder Geschäftsführer bei einer Gräfin sein soll. Mein Gott, liebe Antonie, dergleichen Leute, wie diese Frau, kümmern sich um ihre Miethsleute nur in einem Puncte, hinsichtlich der regelmäßigen Bezahlung, das Uebrige — was liegt ihnen daran?«

»Ich möchte es aber wissen!«

»Sie sind auf einmal so neugierig?« sagte Maria lächelnd und hob wie schalkhaft drohend den Finger auf, »ich fürchte, Antonie, ich hätte Ihnen diesmal nicht nachgeben sollen! Sie hätten Ihren Wunsch hinsichtlich des Zimmers — und vielleicht noch Manches vergessen.«

Antonie wollte eben antworten, als die Hausfrau durch ihr Eintreten dem Gespräch eine andere Richtung gab.

Es war einige Tage später, nachdem der Kanzlist Rosa das letzte Mal besucht hatte.

Frau Rosl saß im Lehnstuhl und hielt ihr Nachmittagsschläfchen, als sie durch ein leises Klopfen an der Thür aus ihrer süßen Ruhe gestört wurde. Hausmeistersleute und Hasen schlafen bekanntlich mit offenen Augen, deswegen war auch Frau Rosl bereits bei dem ersten Tone aufgesprungen und schon ein paar Schritte der Thüre entgegen gegangen, als diese sich öffnete und der Herr Kanzlist Schreiber lächelnd eintrat.

»Die Frau Rosl ist halt immer munter und fleißig,« sagte er und bot aus der silbernen Dose eine Prise an.

»Euer Gnaden — die unverdiente Ehre!« erwiederte die Hausmeisterin mit einem Knix und griff mit drei Fingern in den Tabak; »mit was kann ich Euer Gnaden dienen? Ich bin ein Weib, das schon weiß, was sich gebührt.«

»Die Frau ist eine kluge und verständige Frau, und ich bin ein Mann, der nichts umsonst verlangt. In der ganzen Welt muß immer Eins vom Andern leben, das ist mein Grundsatz, und wenn mir Jemand einen Gefallen thut, — à propos, hat die Frau Rosl schon die neuen Thaler gesehen?«

»Gesehen, Euer Gnaden, aber 's Anschauen macht nicht satt. Haben Euer Gnaden vielleicht ein Paar da?«

»Einen, Frau Hausmeisterin,« sagte der Kanzlist pfiffig lächelnd, und holte einen blanken Thaler aus seiner Westentasche, »einen hätte ich da, der jetzt gerade vacirend ist und ein Obdach sucht.«

»Da ist ja die Hausmeisterin da, Euer Gnaden, die wird ihm schon Quartier verschaffen,« meinte Frau Rosl und streckte die Hand aus, in welche auch allsobald der Thaler fiel, um von da in der tiefen Tasche unter dem Fürtuch zu verschwinden.

»Aber,« fuhr der Kanzlist fort und zog langsam einen Brief aus der Brusttasche seines Rockes, »da ist noch ein vacirend Ding, das eben so schnell, ja wenn möglich noch schneller als der Thaler eine Unterkunft sucht.«

Frau Rosl besah den Brief aufmerksam nach allen Seiten und bemerkte dann trocken: ihr Mann sehe es nicht gern, wenn sie sich mit solchen Parteien einlasse, und man könne einem Menschen nicht ins Herz sehen, viel weniger einem versiegelten Briefe. »Und für wen ist denn eigentlich der Brief da bestimmt?« fragte sie neugierig; »man muß ja wissen — vielleicht — ich möcht' Euer Gnaden gern zu Befehl sein —«

»Es hat gar keine Gefahr, alles in bester Ordnung,

der Brief ist für die liebenswürdige Sophie Haimon bestimmt.«

»Was? Euer Gnaden! Sie schicken an die Jungfer Sophie einen Brief? Was wird die gnädige Baronin dazu sagen? die kann die Jungfer nicht zweimal gut leiden, und Euer Gnaden schreiben ihr einen Brief! Ah! da steckt was dahinter!«

»Nichts für ungut, Frau Hausmeisterin!« sagte der Kanzlist kalt und ruhig, indem er sich zur Thüre wendete; »wenn die Frau Rosl sich fürcht't, einem jungen Mädchen einen Brief zuzustecken, dann ist's freilich schon weit gekommen. Wenn ich hinaufgehen könnte zu der Haimon, ich hätte die Frau Rosl gar nicht angesprochen; aber ich habe mir gedacht, die Frau ist eine gescheidte Frau, man verhalt sich mit einander, heut' ist's ein Thaler, ein andermal vielleicht ein Ducaten — —«

»Oder ein Siebzehner,« sagte Frau Rosl für sich, »denn die Schmutzereien kenne ich. — Wissen Euer Gnaden was, lassen Euer Gnaden mir den Brief da, ich will's doch thun; wenn mein Mann das wüßte — na, ich kann achtgeben, daß er nichts davon merkt. Nicht wahr, der Jungfer Sophie muß der Brief heimlich zugesteckt werden?«

»Freilich, freilich!« bekräftigte der Kanzlist, »es darf Niemand etwas davon wissen, die Frau Rosl muß aufpassen, bis der geeignete Augenblick kommt, und dann den Brief flugs ihr in die Hand — sie muß überrascht werden — überrumpelt —«

»So!« sagte spöttisch die Hausmeisterin, »daß sie den Brief fallen läßt, oder ihn gar nicht nimmt, oder, wenn ja so *mißtrauisch geworden ist*, daß sie ihn gleich der Mama *zum Lesen gibt.* Euer Gnaden mögen ein ganz gescheidter

Mann sein, aber in d e m Geschäft kennt der Herr sich noch nicht aus.«

»Gut, gut! ich habe gar nichts dagegen, wie die Frau es macht, wenn sie es doch so gut versteht; aber nochmals, Klugheit, Vorsicht und Verschwiegenheit.«

»Schon gut, Euer Gnaden, es wird Alles in Ordnung gehen, aber Euer Gnaden werden dann gewiß Einsicht haben und ein andermal ein Uebriges thun. Mein Gott! man bringt sich in der schlechten Zeit so schwer durch; wenn mein Mann das weiß —«

Sie begleitete den Kanzlisten bis zur Thüre und blieb ihrer Gewohnheit nach noch einen Augenblick auf der Schwelle stehen, um einen Blick in den Thorweg und den Hof zu werfen. — Eben wollte sie wieder in ihr Zimmer zurücktreten, als sie Sophie die Treppe herabkommen sah. Das Mädchen war im Hauskleide, augenscheinlich im Begriffe, nur einen Sprung über die Gasse, vielleicht in ein Gewölb zu machen. Frau Rosl blieb unter der Thür stehen und flüsterte, als Sophie sich näherte, ihr leise zu: »Jungfer Sophie — nur auf ein Wort.«

Das Mädchen blieb bei diesen Worten überrascht stehen und folgte dann nach augenblicklichem Besinnen der Alten, welche voraus in ihre Stube ging. Sophie fühlte sich bei dem Eintritt in das Zimmer etwas beklommen, und doch war es ihr gewesen, als wenn eine geheime Stimme ihr geboten hätte, den Schritt zu machen.

»Jungfer Sophie,« begann die Hausmeisterin, »ich hab' Ihnen eine große Freude zu machen.«

»Mir?« fragte Roberts Schwester überrascht; »ich wüßte in der That nicht, was das sein könnte,« fügte sie traurig hinzu.

»Sehen Sie, was ich da habe!« sagte Frau Rosl und hielt den Brief des Kanzlisten zwischen den Fingern in die Höhe, »errathen Sie Etwas?«

In Sophiens Zügen spiegelte sich die Verlegenheit ihres Innern ab. »Sollte der Brief von Carl sein? Wie kam er dann hierher, warum durch diese Hände? Wußte der junge Linden keinen andern Weg?« Sie war unschlüssig, was sie der Hausmeisterin antworten sollte, welche ihr den Brief in die Hand schob, und zögerte ihn anzunehmen. »Von wem ist er?« fragte sie.

Die Hausmeisterin lächelte verschmitzt: »Jungfer Sophie, kann ich das wissen?« sagte sie mit einem so seltsamen Tone, daß das Mädchen sich höchst unangenehm davon berührt fühlte.

»Wer hat den Brief gebracht, und hat man gar nichts dazu gesagt?«

»Nicht ein Sterbenswort, ein Bedienter hat mir ihn übergeben, kurz und bündig: ist an die Jungfer Haimon sicher einzuhändigen.«

»Kennt die Frau Rosl den Mann nicht?« fragte Sophie etwas ängstlich.

»Hab' ihn mein Lebtage nicht gesehen.«

»Wie hat er ausgesehen?«

»Ein Alter mit ganz weißen Haaren, und ein so ernstes, grimmiges Gesicht, daß man glauben muß, er will unsereinen fressen. Nein, Jungfer Sophie, der sieht mir nicht aus, wie einer, der einen Liebesbrief bringt.«

»Also glaubt die Frau Rosl —«

»Man kann ja nicht wissen — ob es nicht etwas Heimliches ist, was den jungen Herrn oder die Frau Mutter angeht, und — was liegt daran, gefällt Ihnen der Brief

nicht, so haben Sie ihn gelesen und weiter ist's aus. Sie können ja immer thun, was Sie wollen — —«

»Sie hat Recht, Frau Rosl, ich danke Ihr, aber ich bitte Sie, Niemand was davon zu sagen, es ist ja doch nicht recht.«

»Jungfer Sophie, ich bin stumm wie das Grab, aber nicht wahr, Sie sagen mir später, was denn eingentlich in dem Brief gestanden ist?«

XIII.

Sophie fand in dem Briefe, welchen die Hausmeisterin ihr übergeben, eine geheimnißvolle Einladung zu einer wichtigen Unterredung, um welche sie »ein wahrer und ergebener Freund« bat. Im ersten Augenblicke hatte sie nur an Carl gedacht, es erschien ihr so natürlich, daß er sie ungestört zu sprechen wünsche; aber warum ließ er auf diese Art ihr den Brief zukommen? Warum war die Handschrift verstellt? Was konnte ihn abhalten, ihr gegenüber sich zu nennen? Wenn auch ihre Verbindung durch die Macht äußerer Verhältnisse zerrissen war, das Band ihrer Seelen war noch nicht gelöst. Wozu dann also der förmliche, fast kalte Ton in diesem Briefe, wenn Carl ihn geschrieben? Sie begann daran allmälig zu zweifeln.

Sophie wagte nicht, der Mutter ein Wort davon zu sagen, aber dem väterlichen Freunde, welcher sich in der kurzen Zeit ihrer näheren Bekanntschaft bereits ihr ganzes Vertrauen erworben hatte, dem Provincial theilte sie das Schreiben sogleich mit und machte ihn mit den Umständen bekannt, unter welchen es in ihre Hände gelangt war.

»Und was denken Sie zu thun? was ist Ihre Meinung?« fragte dieser, als er den Brief aufmerksam gelesen hatte.

Sophie wurde feuerroth und konnte lange nicht antworten. »Wenn ich sicher wäre, daß Carl den Brief geschrieben,« stammelte sie endlich, »so würde ich ohne Besinnen der Aufforderung gefolgt sein. So aber — —«

»Sie haben Recht, Sophie, Ihre Vermuthung scheint vollkommen gegründet, Carls Schrift ist es nicht. Was hätte ihn auch abhalten können, sogar wenn er nicht selbst kommen konnte, doch wenigstens sich an Ihren Bruder zu wenden, statt auf solchem Wege eine Unterredung von Ihnen zu verlangen? Haben Sie keine Vermuthung, von wem dieser Brief herrühren könnte?«

Sophie schwieg. In ihrem Herzen regte sich wohl ein Verdacht, aber sie sprach ihn nicht aus, um Niemand Unrecht zu thun. »Ich habe wohl auch daran gedacht,« sagte sie, »daß Robert vielleicht am besten wissen dürfte, woher dieser Brief stammt, und daß er am leichtesten mit Carl darüber sprechen könne; aber ich wollte erst Ihren Rath hören. Ich trage Bedenken, dem guten Bruder neue Unruhe zu bereiten.«

»Wenn es diese Sorge ist, welche Sie quält, so überlassen Sie mir die Einleitung. Ich werde selbst mit Ihrem Bruder, ich werde auch, wenn es nothwendig sein sollte, mit Carl sprechen, und hoffe bereits heute Abend Ihnen genaue Auskunft geben zu können.«

— In der That zögerte der Provincial nicht, sich zu Robert zu begeben. Er sah in diesem Briefe, wenn er wirklich nicht von Carl kam, mehr als eine gewöhnliche Intrigue, und obgleich er noch nicht den Zusammenhang errieth, so bedünkte die Sache ihn doch wichtig genug, um den jun-

gen Mann von der Gefahr zu unterrichten, welche seiner Schwester möglicher Weise drohte.

Er traf Robert nicht in seiner Kanzlei, sondern mußte zu ihm in die Wohnung gehen, wo dieser eben die Ankunft seiner neuen Hauswirthin erwartete, welche heute noch ihre Zimmer beziehen wollte. Der Provincial fand den jungen Mann etwas verstört und zögerte deswegen, ihn von der Ursache seines Kommens in Kenntniß zu setzen. Sie sprachen von unwichtigen Dingen, die Robert ziemlich gleichgiltig ließen, wenigstens stand er öfter während des Gespräches auf und trat mit unverkennbarer Unruhe an das Fenster.

Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen und Melchior Rubin stürzte ganz erhitzt herein.

»Gut, daß ich Sie finde!« rief er, ohne den Provincial zu bemerken; »Gott! was bin ich für ein unglücklicher Mensch! muß ich gerade heute wie ein Kettenhund zu Hause angeschmiedet sein, und erst jetzt abkommen, heute, wo ich so gern schon gleich vor Tags bei Ihnen gewesen wäre!«

»Was gibt es denn? was ist geschehen? oder was geht denn vor?« sagte der junge Haimon sichtbar etwas unmuthig; »ich glaube doch, Sie wissen, wo ich zu finden bin, wenn Sie mich suchen wollen, und wenn Sie mir zur Zeit etwas mitzutheilen haben!«

»Gut! Seien Sie jetzt noch bös mit mir! Zanken Sie noch! Ich hätt' mir denken sollen, daß es so werden wird, das ist der Lohn meiner Bemühungen, meiner Aufopferung, der Dank, daß ich mich Ihretwegen in Gefahr begeben habe —«

»Hören Sie, Rubin,« sagte Robert geringschätzig, »ich halte nichts darauf, wenn man von seinen eigenen Opfern in solchem Tone spricht.«

»Gut! Halten Sie nichts darauf; was kann ich dafür? Kann ich deswegen dem Zuge meines Herzens eine andere Richtung geben, und aus dem Pochen desselben, das mir immer den Namen Haimon zuruft, einen andern Namen Heraushorchen? — Hören Sie mich an, ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, die Sie nicht wenig überraschen wird. — Vor allem lesen Sie diesen Brief.«

Er übergab bei diesen Worten Robert ein zierlich gefaltetes Billet, aber bei dem ersten Blicke, welchen der junge Mann darauf warf, rief er überrascht aus: »Wenn ich nicht irre, so ist mir die Schrift nicht ganz unbekannt; ja, gewiß. es ist dieselbe Hand, von welcher ich Briefe bei Carl sah, es ist die Schrift —«

»Von der jungen gnädigen Baronin Rosa aus dem Freihause, wollen Sie sagen,« fiel ihm Rubin rasch in's Wort »— ja — möglich — aber lesen Sie nur das Billet — das ist ja die Hauptsache —«

Robert las: »Eine Dame, die Ihnen eine interessante Mittheilung zu machen hat, ersucht Sie, sich am nächsten Donnerstag Nachmittag schlag halb fünf Uhr bei der dritten Bank links im zweiten Gange des oberen Belvedere-Gartens einzufinden. Sie werden eine blonde Dame in einem himmelblauen Seidenkleide, grauem Ueberwurf und weißen Atlashute dort finden, welche erwartet, von Ihnen angesprochen zu werden. Sie werden gebeten, eine braune Nelke im dritten Knopfloche Ihres Rockes auf der linken Seite zu tragen. — Eine Freundin.« —

Robert las den Brief aufmerksam zweimal durch und schüttelte dann mißmuthig den Kopf. »Was sollen die Possen? Was *geht mich* dieser Brief an?« sagte er verdrießlich *zu Rubin*, »*mag* Carl die Galanterien Rosa's überwachen!«

»Wenn es nur Rosa's Galanterie wäre!« meinte Rubin nicht ohne Beziehung, »dann wäre ich auch der Meinung, daß Sie ganz ruhig dabei sein könnten. Aber glauben Sie denn nicht, daß dahinter etwas ganz Anderes steckt?«

»Sind Sie auch schon ein Geisterseher geworden?« rief Robert verächtlich; »der tolle Wahn meines ehemaligen Freundes Mesmer findet ja äußerst zahlreiche Schüler. Ueberall neue Naturkräfte, überall ein Herausragen der unsichtbaren Welt in unsere irdischen Kammern! Mein Gott, wann wird dieser Wahnsinn wohl ein Ende nehmen?«

Jetzt trat der Provincial, welcher bisher den stummen Beobachter gemacht hatte, näher zu Robert, und sagte halblaut: »Sie thun Unrecht, die Sache gar so leicht zu nehmen; auch ich habe Ihnen in einer ähnlichen Angelegenheit ähnliche Mittheilungen zu machen.«

Robert fuhr erschrocken einen Schritt zurück — »Wie!« rief er aus, »auch Sie? Welche Gefahr droht mir denn wieder, daß Sie zu meinem Schutze herbeieilen? Ist es denn noch nicht genug, habe ich noch nicht alles leiden müssen, was ein Herz quälen und peinigen kann?«

»Es betrifft diesmal nicht Sie allein, es will mir scheinen, als ob der Pfeil der Feinde sich ein anderes Ziel gesetzt hätte, wo Sie aber mitgetroffen werden sollen.«

Robert sah erstaunt den Provincial an, der ihm nun ebenfalls einen Brief gab, und zwar denjenigen, welchen Sophie erhalten hatte.

»Ich habe,« sagte der Provincial dazu, »durch den andern Brief den Beweis, daß zwischen beiden ein geheimer Zusammenhang herrschen muß, der auf irgend einen heimtückischen Anschlag abzielt.«

Robert las: »Angebetete Sophie! Jemand, der Ihnen nicht fremd ist, wendet sich an Ihr edles Herz mit der Bitte, seine flammenden Schmerzen durch die Gewährung einer einzigen kurzen Unterredung zu löschen. Er hat Ihnen Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen, und würde diesen Schritt nicht gewagt haben, wenn ihm nicht die Thüren Ihres Hauses grausam verschlossen wären. Ich erwarte Sie am nächsten Donnerstage Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr bei der dritten Bank links im zweiten Gange des oberen Belvedere und werde im dritten Knopfloche meines Rockes auf der linken Seite eine braune Nelke tragen. Sie würden mich sehr glücklich machen, wenn Sie in jenem Anzuge erschienen, in welchem Sie mich bereits öfter bezauberten, nämlich in dem blauen Kleide mit grauem Ueberwurf und weißem Hütchen. Ich hoffe, weil ich weiß, daß Ihr edles Herz einem Unglücklichen nichts abzuschlagen im Stande ist. Ein wahrer Freund.«

Robert traute seinen Augen kaum, als er auch diesen Brief gelesen hatte.

»Hier geht wieder etwas vor, hier ist wieder ein Schurkenstreich im Werke!« sagte er aufbrausend, als er beide Briefe verglichen hatte, »und ich ahne jetzt auch schon den Zusammenhang; die Schriften beider Briefe, obwohl verstellt und verzogen, sind mir doch zu bekannt. Der mit der Unterschrift »eine Freundin« ist von der Baronin, und dieser da, wo der Schurke sich als wahrer Freund unterschrieben hat, o, ich kenne die Schrift, dieser ist von dem Kanzlisten Schreiber gefälscht. Aber wie kommen diese Briefe in euere Hände, vorzüglich Sie, Rubin, wo erhielten Sie das Schreiben?«

Der Angeredete warf einen mißtrauischen Blick auf

den Provincial, Robert aber rief ungeduldig aus: »Reden Sie! Reden Sie! Sie haben am allerwenigsten Ursache, irgend wen mit Mißtrauen zu betrachten.«

Rubin sah mit einem unbeschreiblichen Blicke des Mitleids Robert an: »Sie beleidigen mich zwar, Herr Haimon, Sie greifen mich bei meiner Ehre an, aber ich verzeihe es Ihnen. Sie sind aufgeregt, Sie sind nicht ganz Ihrer mächtig. Also hören Sie. Gestern, wie Sie wissen, habe ich von Ihnen wieder etwas Geld bekommen —«

»Und waren gewiß liederlich,« fuhr Robert ihm in's Wort, »kommen Sie zur Sache, zur Sache!«

»Ich wär[illegible]a schon dabei, wenn Sie mich nicht unterbrochen hätten,« klagte der Andere. »Also ich hatte Geld und nahm mir vor, wieder einmal in unsere Abendgesellschaft zu gehen, um die Bekannten zu sehen, ein gescheidtes Wort zu sprechen und Neues zu hören. Wie ich in unser Extrazimmer eintrete, höre ich schon aus dem Tabakqualm Blumauers Stimme heraus: »Gibt es etwas Lustigeres? Kaum aus dem Kloster und schon ein Rendezvous!«—»Wird auch danach sein!« war mein erstes Wort, und weil die Andern darüber gar nicht aus dem Lachen herauskamen, steckt mir Blumauer den Brief hin und ruft: »Da! lies selbst, das kann nur eine Gräfin geschrieben haben, zum mindesten eine Baronin; dieser aristokratische Styl, diese Einfachheit, diese Noblesse, und dann — reiß die Augen auf und schau das Papier an. So etwas hast Du in deinem Leben noch gar nicht in der Hand gehabt, wie glatt, wie fein, und die beiden Amouretten, die darauf gemalt sind« — — — »Hast Du keine Ahnung, von wem dieses Briefchen sein kann?« *fragte ich*, denn ich hatte auch augenblicklich die Schrift erkannt. »Wie sollte ich!« sagte Blumauer, »wie kann ich

wissen, in wessen Herz ich den verzehrenden Funken der Leidenschaft geworfen?« — »Und wirst Du gehen zu diesem Rendezvous?« fragte ich weiter. — »Ob ich gehen werde, kannst Du noch fragen?« — »Wie aber, wenn Du zum Narren gehalten bist?« Blumauer sah mich hiebei mit großen Augen an, aber er schwieg jetzt schon. »Wenn ich Dir den Beweis liefere, daß man mit Dir einen plumpen Scherz vor hat?« — »Das ist nicht möglich!« schrie er. Das Ende vom Liede war, daß er mit mir wettete, und mir bis morgen sogar den Brief überließ, um die Beweise zusammenzustellen, daß man ihn zum Narren halten wollte.«

»Und wie wollen Sie diese finden?« fragte Robert.

»Ich habe sie schon gefunden, Herr Haimon,« antwortete Rubin, »und zwar auf sehr einfache Weise. Ich habe soeben mit dem jungen Baron Linden gesprochen, welcher, wie Sie wissen, als der Bräutigam der Baronin Rosa gilt. Da nun dieser Brief von der Baronin geschrieben ist, so konnte es entweder nur ein Scherz, oder eine Treulosigkeit sein. War es ersteres, und ich vermuthete es, denn der eitle Blumauer würde so eine Lection verdient haben, dann wußte der junge Linden wahrscheinlich darum; war aber etwas Anderes dahinter, dann glaubte ich es der Freundschaftspflicht schuldig zu sein und ihn warnen zu müssen. In jedem Falle konnte ich keinen Schaden haben —«

»Und was sagte Carl?« fiel Robert ungeduldig ihm in die Rede, »was erklärte er Ihnen auf Ihre Anfrage —«

»Aufrichtig gesagt, gar nichts. Er war im ersten Augenblicke blaß, dann wechselte er fortwährend die Farbe, endlich nahm er noch einen Brief aus seinem Portefeuille, las ihn aufmerksam durch, und —«

In diesem Augenblicke klopfte es laut an die Zimmer-

thür und Derjenige, von dem man so eben sprach, trat rasch in's Zimmer.

Robert warf ihm einen finstern Blick zu und rührte sich nicht, ihm einen Schritt entgegen zu machen. Carl aber ging mit der ganzen Wärme der alten Freundschaft, welche er so rein in seiner Brust bewahrt hatte, auf Robert zu und breitete ihm die Arme entgegen.

»Von Dir möchte ich am allerwenigsten verkannt sein!« rief er aus, »vorzüglich heute, wo ich selbst deine Schwelle betreten muß.«

»Du hast Dir lange genug Zeit gelassen, es Dir zu überlegen,« sagte Robert kalt und finster.

»Ich bin nicht gekommen um einen alten Zwist aufzurütteln, eben so wenig als bei Dir um ein warmes Wort zu betteln, wenn dein Herz nicht freiwillig eines für mich findet. Mich führt ein anderer Grund hieher. Ah — sieh da!« rief er, als er Rubin erblickte, »da ist ja Freund Rubin, der in der Sache eingeweiht ist und Dir wohl schon alles erzählt hat.«

»Ja — und was willst Du jetzt noch?«

»Dir schwören, daß Du mich verkannt hast, wenn Du glaubtest, mein Herz wäre jemals Sophien untreu gewesen. Ich kann Dir noch mehr sagen —«

»Bevor Du weiter sprichst, laß uns eine andere Angelegenheit in Ordnung bringen. Du weißt durch Rubin von dem Briefe, dessen Schrift so sehr der Hand Rosa's gleicht. Lies nur dieses Papier, das man,« sagte er scharf betonend, »meiner Schwester übergab, — und dann, wenn es Dir gefällig ist, zeige mir auch jenen, welchen Du, wie Rubin erzählt, in einer ähnlichen Angelegenheit erhalten hast.«

Carl hatte kaum die wenigen Zeilen überflogen, als er empört ausrief: »Das ist zu schändlich, das ist ein Complot,

um deine Schwester in meinen Augen zu verderben. Weißt Du, was mein Brief enthielt? Nichts weniger als eine Einladung des Barons und meiner sogenannten Braut, sie am Donnerstage, Nachmittag um vier Uhr nach dem Belvedere-Garten zu begleiten.«

»Das ist fein abgekartet,« sagte der Provincial lächelnd.

»Und wie teuflisch!« rief Carl, »selbst die Kleidung, welche Sophie gewöhnlich am liebsten trägt, ist angegeben, damit gar keine Verwechslung stattfinden könne, und mich ladet man ein, damit man mich überzeugen könne, daß Sophie mir treulos ist.« —

»Wenn ich noch ein Wort dazu reden darf,« meinte Rubin, »so scheint mir die Hauptcoujonerie darin zu liegen, daß man Blumauer aufgehetzt hat. Man scheint ihn nur zu gut zu kennen, und zu wissen, daß, wenn er mit einem Mädchen zehn Worte gesprochen hat, sie dann ein halbe Stunde lang nicht von ihm loskommt.«

»Ich will sogleich zur Baronin,« sagte Carl, »und ihr diese Schändlichkeit —«

Rubin faßte ihn leise am Arm. »Lieber Herr Baron, glauben Sie mir, es ist das schlechteste Mittel gegen die Bosheit der Welt, mit Knütteln darein zu schlagen. Hat man es mit Schurken zu thun, so muß man noch schurkischer sein. Nun will ich dieses zwar nicht wörtlich gemeint wissen — aber — — ich glaube es ließe sich ein Mittel finden, wo man den Herrn Baron und die saubere Baronin Rosa in ihrer eigenen Schlinge fangen könnte.«

»Welches? welches?« sagte Carl ungeduldig. Auch Robert und der Provincial äußerten ihre Neugierde.

»Gönnen Sie mir bis morgen Zeit,« bat Rubin, »ich habe einen Plan, wo ich dieses Intriguenstück so zu einem

Lustspiele für uns umgestalte, daß Sie am Ende gewiß: Bravo Rubin! rufen werden. Lassen Sie mir also bis morgen Zeit?«

»Ja, ja!« sagten Alle. Rubin entfernte sich. Das Gespräch zwischen dem Provincial, Robert und Carl nahm eine ruhigere Wendung, und die beiden jungen Leute, welche sich seit einiger Zeit etwas fern gestanden, begannen sich wieder zu nähern.

XIV.

Als Rubin verhieß, die tückischen Absichten Rosa's und des Kanzlisten zu durchkreuzen, war in seinem erfinderischen Kopfe der ganze Plan dazu schon beinahe fertig. Aber er bedurfte einiger Gehilfen, die noch anzuwerben waren. Er rechnete dabei auf seine Hausfrau die Kastanienbraterin und für die Hauptrolle hatte er eine andere Person im Sinne, einen kleinen Satan, immer bereit, wenn es sich darum handelte, einen lustigen Streich auszuführen.

Er rechnete nämlich auf jenes neckisch tolle Mädchen, welches vor einigen Tagen plötzlich um neun Uhr Nachts mit einem kleinen Bündel unter dem Arm in die Stube der Frau Nani getreten war und ganz ruhig gesagt hatte: »Frau Godl, jetzt bleib' ich bei Ihr, keine vier Roß' bringen mich fort von da.«

Frau Nani war eben von ihrem Geschäfte nach Hause gekommen und schlug über den unerwarteten Besuch die Hände zusammen.

»Margareth!« schrie sie, »wo kommst denn Du schon wieder her? bist denn schon wieder vacirend!«

»Vacirend! Was die Frau Godl redt! Die Gnädige hat mich nur spaziren geschickt und weil sie gesagt hat, ich kann bleiben wo ich will, so hab' ich mein Bündel gleich mitgenommen und jetzt bin ich da.«

»Aber was willst denn da machen, Du Thunichtgut? Du hältst ja in gar keinem Dienst aus —«

»Ich weiß nicht, wie die Frau Godl mir vorkommt, ich möcht' schon aushalten in einem Dienst, aber der Dienst halt's nicht bei mir aus. Was kann denn ich dafür, daß die jetzigen Frauen so schlimm sein! was die jetzt von sich denken, na, das glaubt kein Mensch.«

»Aber Mädl, was soll denn aus Dir werden, wenn's so fortgeht? sag' mir nur das!«

»Ja, Frau Godl, wenn man sich das bestellen könnt'! Am liebsten möcht' ich eine gnädige Frau werden!«

»Schaust nicht, daß Du weiter kommst?«

»Noch weiter soll ich kommen, Frau Godl? Ich wär' schon mit dem zufrieden.«

»Nein! Da soll ein Mensch die Verworfenheit anschauen. Und das Mädl ist erst achtzehn Jahre. Was wird denn aus Dir, wenn Du einmal vierzig bist —«

»Eine alte Jungfer, Frau Godl, und das wäre gar bitter!«

Solchen Antworten gegenüber mußte Frau Nani endlich verstummen. Einen Blick unermeßlicher Rathlosigkeit warf sie auf das Mädchen, welche ganz ungenirt eben daran war, ihr Leibchen auszuziehen, nachdem sie die Haube schon abgelegt hatte. Dabei aber gab sie sorgsam Acht, daß sie mit ihren hohen Stöckelschuhen nicht zu stark auf den Boden aufklappte, denn die Kleinen schliefen schon und wenn sie vor den Bettchen der Kinder vorüberging, so war sie noch zehn-

mal vorsichtiger als sonst. Das entging nun auch der Frau Nani nicht und sie konnte dem Mädchen nicht gram sein, welche, wenn auch etwas leichtsinnig, doch von Herzen noch gut und unverdorben war und über welche Niemand irgend sonst etwas hätte sagen können. So wurde denn endlich beschlossen, daß Margarethe vorläufig bei der Frau Godl bleiben sollte, es gab ja ohnehin zu Hause immer etwas zu thun, schon die Zimmerherren sowohl als die Kinder konnten allein vollauf zu schaffen geben; aber sie sollte auch der Frau Nani, deren Kastaniengeschäft um diese Jahreszeit ausgesetzt wurde, beim Waschen helfen. Die alte Frau hätte sich ja ohnehin keine geschicktere Büglerin wünschen können.

Bei diesem Geschäfte befand sich Margarethe eben als Rubin nach Hause kam und mit den Worten in die Stube trat: »Frau Nani! hat der Herr Regierungsrath noch nicht nach mir geschickt?«

Die Zimmerfrau, welche eben mit dem Stoppen defecter Strümpfe beschäftigt war, sah ihn halb böse von der Seite an: »Hat sich was mit dem Schicken — warum hat Er es denn so getrieben, daß der gnädige Herr Regierungsrath Ihn fortgejagt hat?«

»Rubin! Er ist auch aus dem Dienst gejagt worden!« rief Margarethe freudig aus und stellte ihr Eisen rasch zur Seite, »komm' Er her, Rubin! jetzt sehe ich erst, daß wir zusammen passen, ich muß Ihn umarmen.«

»Du unverschämtes Ding!« schrie Frau Nani und sprang auf.

»Aber Frau Godl!« lachte das Mädchen aus vollem Halse, »so einen häßlichen Menschen! das schad't ja nichts!«

»Die Jungfer scheint heute gut aufgelegt zu sein,«

meinte Rubin spitzig und konnte den Ton beleidigter Eitelkeit nicht unterdrücken.

»Die?« sagte Frau Nani achselzuckend, »was hat die auch für Sorgen!«

Margarethe, bei welcher, wie bei jungen Mädchen lebhaften Temperamentes überhaupt, die Gefühle ungemein wechselten, sah schon ein, daß sie dem alten Studenten wehe gethan hatte, trat jetzt mit niedergeschlagenen Augen zu ihm hin und bot ihm die Hand. — »Ich hab' es nicht gerne gethan, wenn Er glaubt, daß ich Ihn beleidigte, es ist mir halt so herausgerutscht —«

»Der Rubin meints auch nicht so übel,« beschwichtigte Frau Nani ebenfalls, »er weiß ja, daß man es mit ihm doch gut meint.«

»Frau Nani,« begann Rubin, »Sie ist eine vortreffliche Person und ich hab gut gedacht, daß ich mich in Ihr nicht geirrt habe, ich bin heute so zeitlich nach Hause gekommen, weil ich gleich gewußt habe, Sie wird einen guten Rath wissen.«

»Wenn ich helfen kann, Rubin,« sagte die Kastanienbraterin geschmeichelt, »so weiß Er, es ist ja ohnedies Christenpflicht.«

»Sie muß helfen, Frau Nani, und Sie, Jungfer Margareth.«

»O je, gibt's einen Jux, ich bin schon dabei!« rief das Mädchen freudig.

Rubin erzählte nun den Beiden von den verschiedenen Briefen, so viel als sie wissen mußten, um seinen Plan zu begreifen. Die Kastanienbraterin, welche die beiden Mädchen aus dem Freihause, die Baronin sowohl als Sophie kannte, war um so leichter gewonnen, als sie ohnehin Rosa ihres

hochmüthigen Wesens wegen nicht recht leiden mochte, während sie dagegen auf die freundliche bescheidene Sophie große Stücke hielt.

»Und ich soll das eine Fräulein vorstellen! Nicht wahr, das meint Er doch, Rubin?« fragte Margarethe eifrig.

»Ja, freilich, müßte es so sein, die Jungfer müßte die Kleider der Mamsell Sophie anziehen, einen Schleier über thun, so daß die Baronin, wenn sie Sie im Belvederegarten sieht, glauben muß, die Mamsell Haimon vor sich zu haben.«

»Sag' Er mir, Rubin,« rief das Mädchen neugierig, »sind es schöne Kleider, die ich zum Anziehen bekommen werde?«

»Das will ich glauben, lauter Seidenkleider.«

»Seidenkleider!« sagte Margarethe und schlug vor Freude die Hände zusammen; »Rubin, Er soll seine Freude an mir haben, wie ich die noble Dame spielen werde. Da schau Er an. So werde ich gehen.« Sie machte langsam und gemessen einige Schritte; — »so werde ich den Kopf halten.«

»Halt!« rief der Student, »so darf es nicht sein, der Kopf muß anders getragen werden. Sie wird einen Fächer in die Hand bekommen — wird die Jungfer wissen mit einem Fächer umzugehen? es ist keine kleine Kunst, hinter dem Fächer hervor —«

»Zu coquettiren, will Er sagen,« fiel das Mädchen ihm rasch in die Rede; »wart' Er nur einen Augenblick, da soll Er mich kennen lernen.«

Mit diesen Worten stürzte sie auf ihr Bündel zu und nahm einen grünseidenen ziemlich abgeschossenen Fächer heraus, den sie blitzschnell entfaltete.

»Jetzt geb' Er Acht!« sagte sie und während sie im Zimmer rund herum ging, entwickelte sie ein so reizend coquettes Fächerspiel, ein Verbergen des Kopfes und ein halbes Winken mit den Augen, ein Wegwenden und verstohlen Betrachten, daß Rubin, außer sich vor Freude, wüthend mit den Händen Beifall klatschte, während Frau Nani verwundert ein- über das andere Mal ausrief: »Woher hat denn nur das Mädel das!«

»Das weiß man bei den Mädchen niemals und doch ist es immer da!« sagte Rubin lachend, fühlte sich aber in diesem Augenblicke von Margarethe unter dem Arm genommen.

»Jetzt will ich Ihm zeigen,« sagte sie, »wie ich es machen werde, wenn der falsche Galanthomme mir ins Ohr reden wird und ich mich stelle, als wenn ich ihn noch nicht recht anhören wollte. So wird es ja im Belvederegarten sein müssen, nicht wahr?«

Während sie nun wie spazirend an Rubins Arm hing, begann neuerdings das alte Fächerspiel. So oft sie aber vor Frau Nani vorüberging, zeigte sie hinter dem Fächer ihr heiter lächelndes blühendes Gesichtchen, der lebendige Ausdruck des liebenswürdigsten Spottes. Endlich ließ sie Rubins Arm los.

»Wird Er mit mir zufrieden sein? Werde ich meine Sachen gut machen?« fragte sie lächelnd, und als Rubin in ein enthusiastisches Lob ausbrach, sagte sie: »Die Frau Godl wird mir erlauben, mit Ihm zu gehen, wir wollen Ihm und seinen Freunden den Spaß nicht verderben, aber jetzt ist's genug, ich muß wieder bügeln, man darf's Holz auf die paar Eisen nicht umsonst verbrennen lassen.«

Mit diesem Worte eilte sie, das Bügeleisen in der

Hand, in die Küche hinaus und kam gleich darauf zurück, um von jetzt an ihre Abeit fleißig fortzusetzen. Was sich aber alles für Gedanken in dem kleinen Köpfchen wälzten!

Roberts neue Hausfrau war bereits eingezogen und der junge Mann hielt es an der Zeit, ihr am nächsten Tage seinen Besuch abzustatten. Er fand in ihr eine Frau in bereits vorgerückten Jahren, von stillem freundlichen Wesen, nicht so gesprächig, wie er gefürchtet hatte, und auch nicht so förmlich wie ihre erste gemessene Begrüßung bei seinem Eintritte angekündigt. Der junge Mann, welcher seine früheren Hausleute zwar nur einmal besucht hatte, fand doch auf den ersten Blick im Zimmer, daß hier ein neuer rühriger Geist walte, ein Hauch des Friedens, der es deutlich verkündete, daß die fast ängstliche Nettigkeit in allem, was er ringsum sah, nur ein Abglanz des Gemüthes sei, welches allein in solcher Umgebung sich wohl befinden konnte. Er fühlte sich wie heimisch angeregt in dieser Behaglichkeit der zweckmäßigsten Anordnung.

»Ich bedaure nur,« sagte die alte Frau, nach den ersten Begrüßungen, »nicht öfter von der Annehmlichkeit Ihrer Nachbarschaft Nutzen ziehen zu können, denn am Tage hab' ich doch noch immer so manches auswärts zu thun; höchstens daß ich manchmal am Nachmittage zu Hause sein kann und gerade die Abende, wo meine Zeit frei wäre, da hat wohl der junge Herr —«

»O, Madame!« antwortete Robert rasch, »auch ich bringe die Abende meistens zu Hause zu, außer wenn ich die Stunden mit einem Besuche bei meiner Mutter ausfülle und mein Tag ist ebenfalls den Geschäften gewidmet, der Vormittag ganz und ein Theil des Nachmittags.«

»Tante!« rief es jetzt vom anstoßenden Zimmer; die alte Frau erhob sich mit einer kurzen Entschuldigung über die Störung, versprach aber gleich wieder zu kommen, als sie sah, daß Robert Miene machte, sich zu entfernen. Er selbst hatte eigentlich gar nicht daran gedacht, sich schon zu entfernen, denn der Ton der Stimme, den er so eben nur in dem einen Worte gehört, hatte ihn so eigenthümlich ergriffen, daß er sich von diesem Gefühle kaum Rechenschaft zu geben vermochte. Er war ihm so überraschend, so fremd und doch wieder so bekannt vorgekommen, es war, als tönte er in immer neuen und schöneren Schwingungen durch sein ganzes Innere wieder, den tiefsten Grund seines Herzens mit all' jener süßen geheimnißvollen Macht aufregend, welche in der Menschenstimme liegt.

Er hatte sich noch nicht ganz gefaßt, als die Matrone über die Schwelle des Zimmers in Begleitung eines Frauenzimmers eintrat, bei dessen Anblick in Roberts Seele ein längstvergessener Traum in neuer Farbenpracht aufzublühen schien. Es war ihm in ersten Momente, als habe er diese schlanke, hohe gebietende Gestalt schon irgendwo gesehen, als sei die schlichte einfache Tracht eines Bürgermädchens, welche die Fremde jetzt umhüllte, nur eine Maske und doch konnte er in der Schnelligkeit sich es nicht klar machen, ob seine Vermuthung Wahrheit oder eine Täuschung seiner Sinne.

»Meine Nichte, Herr Haimon!« sagte die alte Frau, die jungen Leute gegenseitig vorstellend und lud Robert ein, noch ein Bischen Platz zu nehmen und ihnen das Vergnügen seiner Gesellschaft zu schenken.

Robert sträubte sich nicht. Fühlte er sich doch seit dem Eintreten jener Verwandten seiner Hausfrau wie mit magi-

scher Gewalt gefesselt und es war ihm nicht entgangen, daß er ebenfalls der Gegenstand der Aufmerksamkeit jenes jungen Wesens sei, wenigstens schien ihm in ihrem Auge ein Strahl jenes Feuers aufzudämmern, welches die Herzen entflammt und die Seelen entzündet.

Das Gespräch, welches Robert bisher zum größten Theile allein geführt, begann seit dem Eintritt einer dritten Person jetzt im Gegentheile fast ganz allein auf die Matrone überzugehen. Der junge Mann fühlte sich unter einem Einflusse, von welchem er sich keine Rechenschaft geben konnte, der aber um so lebhafter hervortrat, als Robert keine Aeußerung aussprach, ohne daß er nicht in dem Antlitze der jungen Frau nach der Billigung seiner Worte zu forschen schien.

Eine junge Frau — ja das schien sie ihm zu sein. denn wenn auch der helle Sonnenschein der Jugend über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, so lag doch in der Sicherheit ihres Auftretens, in dem ernsteren Ausdrucke ihres Antlitzes, wenn sie schweigend dasaß, und endlich in dem Auge, das fast ohne Scheu seinem Blicke begegnete, jenes unaussprechliche Etwas, welches kein Mädchen besitzt und das die Frauen unwillkürlich verräth. Das Schweigen der alten Frau hatte nicht wenig dazu beigetragen, um ihn auch in diesem halben Zweifel zu erhalten — sie hatte die neue Erscheinung als ihre Nichte vorgestellt, ohne Namen oder Stand zu nennen.

Robert wußte nicht, war dieses Absicht oder zufälliges Vergessen? Eines aber fühlte er klar und deutlich, daß mit dieser Stunde ein Wendepunct in seinem Leben eingetreten sei. Alle die Gedanken, die Sorgen und die Hoffnungen, welche bisher seine Seele erfüllt hatten, waren jetzt wie mit *einem* Male von diesem einen Bilde verdrängt, welches sein *ganzes* inneres Wesen auszufüllen schien. Eine neue Welt

glänzender Träume stieg in ihm auf und mit der unaufhaltsamen Phantasie der Jugend spannen sich blitzschnell in seinem Geiste die goldenen Fäden einer Zukunft von Glück und Seligkeit.

Den beiden Frauen schien diese plötzliche Umwandlung der Stimmung Roberts keineswegs entgangen zu sein. Das Auge der alten Frau, das unbefangenste von allen, sah auch am schärfsten und während sie das Gespräch mühsam fortzuführen versuchte, flog ihr Blick von einem zum andern ihrer Gäste.

Sie lächelte still vor sich hin; sie sah die Brücke zwischen den beiden Herzen sich spannen.

XV.

An demselben Tage, an welchem die alte Maria die Wohnung neben Robert bezog, ging auch in den Zimmern Antoniens und in ihrem ganzen Hauswesen eine große Veränderung vor. Am Abende vorher hatte sich nämlich unter der Dienerschaft schon das Gerücht verbreitet, daß die Gräfin plötzlich abreisen müsse, und es sehr unbestimmt sei, wann sie zurückkehren würde. In der That kam auch bald der Befehl, alle Vorbereitungen für eine längere Entfernung zu treffen, der größte Theil des Schmuckes und der Kostbarkeiten wurde eingepackt, die prachtvollen Meubles, die Lustres und Bilder in den Zimmern verhüllt, die Fensterläden geschlossen, ein Theil der Lieblingsblumen der Gräfin von Maria übernommen, die anderen einem Gärtner übergeben, und am Abend nahm Antonie in der That von ihrer Dienerschaft Abschied, um, wie es hieß, am nächsten Tage abzureisen.

Deswegen war auch Robert am nächsten Morgen nicht

wenig überrascht, als er mechanisch den Blick auf jenes Fenster mit den vielen Blumen warf, und nur die graue, mit Goldstreifen eingefaßte Wand eines Spaletladens bemerkte. Zu jeder andern Zeit würde ihn diese Entdeckung vielleicht betrübt haben, er hätte um das entschwundene Bild, das sich seine Phantasie dort hinter jenen Blumenblättern so reizend ausgemalt, getrauert und sein Mißgeschick beklagt, auch dieses freundlichen Sonnenblickes des Schicksals beraubt zu sein.

Heute aber, nach jenem ersten Besuche bei seiner neuen Hausfrau war die geheimnißvoll reizende Erscheinung, welche er sich hinter jenen grünen Blättern geträumt, vor dem Bilde lebender Wirklichkeit schon halb verwischt, und beinahe gleichgiltig wendete er sich von dem Fenster, welches noch wenige Tage vorher das Ziel so vieler seiner Gedanken und Träume gewesen. Ohnehin war er in der Einsamkeit der Nacht, wo die Eindrücke der letzten Stunden erst in voller Kraft sich seiner Seele einprägten, mit sich über sein ferneres Verhalten gegenüber der neuen Hausfrau zu Rathe gegangen, und kein Bedenken regte sich in ihm gegen die Fortsetzung der anmuthigen Bekanntschaft. Er sah zugleich ein, daß es die Artigkeit und gute Sitte seinerseits erforderte, der neuen Nachbarschaft gleich vom Anbeginn mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als er der früheren Vermietherin geschenkt hatte, die er oft ganze Wochen hindurch nicht gesehen.

An Gelegenheit konnte es ihm, wenn er nur wollte, um so weniger fehlen, als ein einsamer Junggesell nur zu oft in die Lage kommt, die Gefälligkeit weiblicher Nachbarschaft in Anspruch zu nehmen.

Und die neue Hausfrau schien sogar darauf gerechnet zu haben; würde sie ihm denn sonst so warm und bereitwillig

alle Dienste und Gefälligkeiten angeboten haben, deren ein junger alleinwohnender Mann so häufig bedarf?

Während Robert frühmorgens mit diesen Gedanken noch beschäftigt und zu keinem Resultate gekommen war, klopfte es, kurz bevor er fortgehen wollte, an seine Thüre; das Dienstmädchen seiner Hausfrau trat herein und fragte, ob er vielleicht irgend etwas zu bestellen oder eine Post zurückzulassen habe? Man würde gern jeden Auftrag von ihm auf das Beste besorgen.

Der junge Mann ergriff diese Gelegenheit, um fragen zu lassen, ob er vor dem Weggehen einen Augenblick vorsprechen dürfe? Das Mädchen brachte gleich darauf die Antwort: »Es werde der Gnädigen sehr angenehm sein.«

Als Robert in das Zimmer bei Maria eintrat, fand er sie bereits an einem Tischchen beim Fenster mit Arbeiten beschäftigt.

»Sie bemühen sich selbst zu mir herüber,« sagte sie, indem sie aufstand und ihm freundlich ein paar Schritte entgegenkam; »mir ist eingefallen, daß Sie den ganzen Tag oft nicht zu Hause sind, wie Sie mir sagten, und doch mag manchmal Jemand kommen und Sie suchen. Ich war deshalb so frei, zu Ihnen hinüber zu schicken und Ihnen unsere Dienste anbieten zu lassen. Irgend Jemand ist bei mir immer zu Hause, entweder ich oder das Mädchen, und trifft es sich manchmal, daß wir Beide weggehen müssen, dann ist meine Nichte so gut, hereinzukommen und das Haus zu führen.«

»Wohnen Sie denn allein?« fragte Robert überrascht, denn er hatte bisher geglaubt, daß jene Erscheinung, welche einen solchen Eindruck auf sein Herz gemacht, mit ihm unter einem Dache sich befinde.

Die alte Frau lächelte traurig, und antwortete dann sanft und wie im Tone des Bedauerns: »Das arme Kind hat mich erst eine zu kurze Zeit hier, um bereits das Verhältniß, in welchem sie seit einigen Jahren steht und worin sie sich ziemlich wohl zu befinden scheint, lösen zu können.«

Maria hielt hier einen Augenblick inne, dann aber, als sie sah, in welcher nicht zu verbergenden peinlichen Spannung sich Robert befand, fuhr sie fort: »Antonie war eine Waise, als ihre arme Mutter, meine Schwester, starb, ich selbst war fern und da war es noch ein Glück für sie, daß sich eine wohlhabende Dame fand, welche sie als Gesellschafterin zu sich ins Haus nahm. In der Zukunft vielleicht wird es mir möglich werden, das Mädchen zu mir zu nehmen — vor der Hand aber —«

Für Robert lag in diesen Worten viel Aufschluß über so manches Wichtige, was ihn seit gestern schwer gedrückt hatte. War auch die eine süße Illusion verschwunden, mit ihr unter einem Dache zu wohnen, so fühlte er sich doch durch die kurzen Andeutungen über ihre Verhältnisse, welche Maria ihm so eben gegeben, ihr näher gerückt, als er nach dem Eindrucke, welchen ihre Erscheinung auf ihn gemacht hatte, vermuthen konnte. Er fand keine Kluft zwischen ihr und sich, und dies mußte sein Selbstvertrauen in dem Grade erhöhen, als es ihn auch in der Absicht bestärkte, das angeknüpfte freundschaftliche Verhältniß mit ihrer Tante auf das Eifrigste zu pflegen. Deswegen dankte er zwar heute für das Anerbieten, welches Frau Maria ihm gemacht hatte, bat aber zugleich um die Erlaubniß, ein andermal von ihrer Güte Gebrauch zu machen. Dadurch hatte er sich für immer die Thüre geöffnet, es stand ihm von jetzt an frei, jeden Tag in irgend

einer Angelegenheit mit seiner Hausfrau in Verbindung zu treten, und Maria, welche diesem Wunsche kein Hinderniß in den Weg legte, wußte nur zu gut, daß er den ausgedehntesten Gebrauch davon machen würde. Sie selbst hatte mit jener scharfen Beobachtungsgabe, welche älteren Frauen bei Beurtheilung von Verhältnissen junger Herzen eigen ist, gleich nach dem ersten Gespräche den trefflichen inneren Kern des jungen Mannes herausgefühlt, und da sie Antoniens eigenthümliche Gedankenwelt wenigstens oberflächlich zu begreifen im Stande war, so hatte sie nicht allein ohne Widerstreben, sondern sogar mit einem gewissen Gefühle von Vorliebe sich zu jener seltsamen Rolle verstanden, welche sie seit einigen Tagen spielte. Die junge Gräfin hatte so viel Gewalt über sie, daß aus der Beobachterin jetzt schon eine Vermittlerin geworden war.

Antonie selbst hatte diese wenigen Tage in einer fortwährenden Aufregung verlebt. Sie hatte sich plötzlich aus dem gewohnten Kreise ihres Lebens und ihrer Umgebung losgerissen, um in geheimnißvoller Zurückgezogenheit die Entwicklung eines Dramas abzuwarten, in welchem ihr Herz die erste Liebhaberrolle spielte. Selbst ihre Tante, die Gräfin Vietinska, glaubte sie verreist, während sie, nur von einem treuen und verläßlichen Mädchen begleitet, unter fremdem Namen als die junge Witwe eines Beamten in eine bescheidene Wohnung auf der Landstraße gezogen war, von wo sie täglich in die Stadt zu Maria ging, so einfach gekleidet und so verschleiert, daß Niemand sie zu erkennen im Stande war.

Robert hatte es endlich an der Zeit gehalten, der Gräfin Vietinska gegenüber vollständig den Schleier zu lüften, welcher über dem Character des Kanzlisten lag. Er hatte in den letzten Tagen vorsichtigerweise einmal das Gespräch mit der Dame auf diesen Menschen gebracht, und sie hatte ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß ihre Unterredung, welche sie mit dem Pater Mansperger über diesen Gegenstand gehabt, nicht ganz zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen sei. Aber sie verschwieg auch nicht, daß der würdige Dechant eben so wenig als Robert im Stande gewesen war, ihr solche Beweise vorzulegen, oder sie mit so schlagenden Thatsachen bekannt zu machen, daß sie daraus die volle Ueberzeugung, welchen Mißbrauch jener Mensch mit ihrer Güte getrieben habe, hätte schöpfen können.

»Wenn ich aber, gnädigste Gräfin, einen Zeugen zu stellen im Stande bin, dessen Wort über allen Zweifel erhaben ist, und welcher hinlängliche Beweise, selbst vielleicht schriftliche, in seiner Hand besitzt?«

Die Gräfin hatte den jungen Mann erstaunt angesehen.

»Er scheint ja sehr wichtige Verbindungen zu haben,« sagte sie ernst; »lasse Er hören, wer ist der Mann?«

Robert nannte kaum den Provincial, als die Gräfin überrascht ihm ins Wort fiel:

»Wie, den kennt Er? und Er glaubt, Haimon, daß der hochwürdige Herr sich herbeilassen würde, mein geringes Haus zu besuchen, um meine Zweifel zu lösen?«

»So weit ich dieses große Herz kenne,« antwortete Robert bescheiden, »geht sein ganzes Leben nur dem einen

Zwecke zu, der Wahrheit die Ehre zu geben, das Recht zu vertheidigen und die Heuchelei zu entlarven.«

»Wenn ein solcher Mann es mir sagte,« rief die Gräfin aus, und schien schon in dem Gedanken der Ehre eines solchen Besuches sich zu wiegen.

Robert war es leicht geworden, den Provincial zu einem Besuche bei der Gräfin zu bewegen, um so mehr, als dieser darin auch noch ein Mittel sah, den Einfluß der Dame zu den ferneren Schritten gegen den Kanzlisten und seine Genossen zu benutzen Man wußte es, in welchem Ansehen die Gräfin bei dem allgewaltigen Fürsten Kaunitz stand, und je mehr sich die Stimmung selbst in den höchsten Kreisen gegen die Jesuiten geltend zu machen verstanden hatte, desto nothwendiger schien es dem Provincial, sich einer Bundesgenossin zu versichern, deren Unterstützung ihm gerade an solcher Stelle von der höchsten Wichtigkeit werden mußte. Deswegen war er auch bald entschlossen, der Aufforderung Roberts zu folgen, und hatte ihm zugesagt, an einem der nächsten Tage bei der Gräfin zu erscheinen.

Trotzdem war Robert nicht darauf vorbereitet, ihn sobald bei sich zu sehen, und deswegen um so freudiger überrascht, als der Provincial in seine Kanzlei trat.

»Ich halte Wort und komme sobald ich es nur im Stande war,« sagte er beim Eintreten. »Es gibt Geschäfte, die man nicht verschieben darf, und dazu gehört dieses, der Gräfin die Binde von den Augen zu nehmen. Ich werde ihr Schriften vorlegen, aus welchen sie wenigstens den Beweis erhalten soll, daß ihre großmüthigen Spenden nicht in solcher Weise wie sie glaubte und hoffte, verwendet wurden. Das Nähere ihr *jetzt schon* zu sagen, halte ich noch nicht für an-

gemessen. Der Eifer solcher Frauen ist im Stande, mehr zu verderben als gut zu machen.«

Robert fragte nicht weiter und eilte, den Besuch seiner Herrschaft melden zu lassen. Als er zurückkam, sagte der Provincial traurig: »Ich habe noch eine Botschaft für Sie, und ich weiß es, daß Ihr Herz darunter leiden wird, aber diesmal laufen alle Fäden in einen Punct zusammen, es wird ein großes, schwer zu zerreißendes Netz.«

Robert sah ihn erstaunt an und der Provincial fuhr fort:

»Ich habe eine Botschaft von dem alten Martin erhalten,« — Robert fuhr ergriffen zusammen — »ich wußte es, daß dieser Name und die Erinnerung, welche sich daran knüpft, Sie schmerzlich berühren wird, aber es handelt sich diesmal um etwas anderes noch. Der alte Mann hat Mittel gefunden, mich zu benachrichtigen, daß er mich dringend zu sprechen wünsche. Er ließ fragen, ob ich Sie und Ihre Mutter kenne, denn er ahnt nicht, wie nahe wir uns sind, er schickte an einen Ort, wo er wußte, daß man mich finden würde. Ich habe ihm versprechen lassen, seinen Wunsch in der kürzesten Zeit zu erfüllen; ich vermuthe aus einigen Andeutungen, die mir geworden sind, um was es sich auch hier handeln wird.«

Robert sah den Provincial fragend an, dieser aber lächelte ruhig.

»Quälen Sie sich nicht mit Gedanken, junger Freund,« sagte er, »überlassen Sie für eine kurze Zeit mir die Sorge, in diese Verhältnisse einzugreifen und den Weg zu ebnen, auf welchem Sie dann zum Ziele der Vernichtung dieses höllischen Gewebes ungehindert fortschreiten können.«

Die Kammerfrau der Gräfin unterbrach ihr Gespräch. Robert führte den Provincial in das Empfangszimmer der Dame, welche ihrem Besuche bis zur Thüre entgegenkam. Nach den ersten Worten zog sich Robert zurück und ließ die Gräfin mit dem Provincial allein.

Das Gespräch dauerte lange, endlich öffnete sich die Thüre wieder und der Provincial schritt mit einem Ausdrucke der Zufriedenheit heraus, wie Robert ihn lange nicht auf diesem Antlitze gesehen. Die Gräfin hatte ihn bis an die Thüre des nächsten Zimmers begleitet und da erst das Haupt gebeugt, um den Segen des ehemaligen Ordensmannes zu empfangen.

Robert hatte in seiner Kanzlei mit Ungeduld die Rückkehr des Provincials erwartet; endlich trat dieser ein.

»Nun, ist sie überzeugt?« rief der junge Mann ihm entgegen.

Der Provincial neigte sich zu ihm und sagte halbleise: »So sehr, daß sie noch heute zu Kaunitz fahren wird, um ihm das zu sagen, was ich ihr vorgestellt.«

»Und Sie selbst?« fragte Robert, als wollte er einen Gedanken nur andeuten.

»Ich — ich werde den Erfolg dieses Schrittes abwarten und dann — handeln wir Beide zusammen.«

XVI.

So sehr die Adepten in Wien damals ihr Treiben auch mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen bestrebt waren, so wenig war dieses für längere Zeit vollkommen möglich. Von mehreren Seiten waren der Regierung schon Winke zugekommen, welche sie auf eine Verbindung aufmerksam machen mußten, die im Finstern schleichend sich vielleicht auch noch zu anderen Zwecken gebrauchen ließ, als zu denen, welche sie angeblich verfolgte. Der schlichte Verstand des Volkes hatte sie ohnehin noch mit einer anderen geheimen Gesellschaft in Verbindung gebracht, mit den Freimaurern nämlich, deren Zwecke, in Wien wenigstens, noch viel tieferes Dunkel umhüllte, als das Treiben und die Absichten der Goldmacher.

Aber so seltsame Begriffe und Ansichten sich auch im Volke gebildet hatten, in den einflußreichen uud entscheidenden Kreisen herrschten darüber andere Meinungen, und man schien nicht abgeneigt, diese geheime Verbindung in Zusammenhang mit den eben aufgehobenen Jesuiten zu bringen.

Schon aus diesem Grunde wäre man bereit gewesen, gegen eine wirkliche Verbindung, wenn sie entdeckt worden, mit um so größerer Strenge vorzugehen, als man damals in dem Glauben befangen war, der aufgehobene Orden sei nur eine Vereinigung von politischen Verschwörern gewesen, welcher seine Zwecke unter dem Deckmantel der Religion mit großer Klugheit und Energie immer weiter verfolgt hatte. Die

eigentlichen Adepten, jene Ueberbleibsel der großen Verbindung, welche nach dem Tode des Kaisers Franz fortwährenden Verfolgungen ausgesetzt waren, hielt man für viel weniger bedenklich, weil man von dem Gedanken ausging, daß diese Menschen, indem sie auf dem Wege einer, wenn auch mißverstandenen Wissenschaft einem Phantom nachjagten, sich dagegen nicht mit den idealen Zwecken anderer geheimer Orden beschäftigten, und eine mehr den neuesten Forschungen in der Naturwissenschaft förderliche Rolle spielten.

Deswegen war auch die Aufsicht über die Adepten nach dem großen Schlage, der bald nach des seligen Kaisers Tode auf Anordnung van Swietens gegen sie geführt worden, immer lässiger und nachsichtiger geworden. Man wußte, daß von jener ungeheuren Zahl von Adepten und Schatzgräbern, welche sich damals in Wien befunden hatte, nach der Katastrophe in Rodaun kaum mehr der hundertste Theil übrig geblieben, und diese Menschen hielt man, beraubt ihres energischen und ohne Zweifel geistreichen Hauptes Sehfeld, für ungefährlich genug, um sie in ihren, wie man glaubte, nur chemischen Spielereien nicht zu stören.

Erst in der allerjüngsten Zeit war die Aufmerksamkeit der Regierung wieder auf dieses Treiben gerichtet worden, und um so mehr, als sich seit der bisher noch immer nicht ganz aufgeklärten Geschichte mit dem Wächter des Stephansfreidhofes bei mehreren einflußreichen Männern immer fester der Gedanke einzuwurzeln begann, daß die eine Zeit lang abgebrochene Verbindung der Adepten mit den Jesuiten in der neuesten Zeit wieder angeknüpft worden sein müsse. Man hatte zwar keinen Beweis dafür, man wußte auch nicht, in welcher Weise man sich volle Klarheit über diese Thatsachen würde

verschaffen können, aber man hatte sich bereits so sehr in diesen Gedanken hineingelebt, daß man nach der Aufhebung der Jesuiten nicht ohne ängstliche Hast nach Schriften und Documenten suchte, welche jenen Verdacht bestätigen sollten. Zwar war nichts dergleichen gefunden worden, aber trotzdem der Verdacht damit nicht niedergeschlagen, und es gab schlaue Leute genug, welche darin eben nur einen neuen Beweis der Klugheit und Vorsicht der Jesuiten sehen wollten, die Alles, was ihnen nur im Entferntesten hätte schaden können, wohlweislich immer rasch genug auf die Seite zu räumen verstanden hatten. Und vor Allem war es eine Partei bei der Regierung, welche, damals im Besitze der Macht und des Einflusses, selbst trotz dieses Mangels an Beweisen nicht von dem Gedanken ablassen wollte, eine großartige Untersuchung einzuleiten. Man wollte sichere Angaben in der Hand haben, daß es sich um eine nicht ungefährliche Verbindung mit Frankreich handle, mit jenem Lande, in welchem damals bereits die ersten Leuchtkugeln jenes großen geistigen Feuerwerkes aufflogen, welches zwanzig Jahre später die Welt in Flammen setzte. Es war damals eine Zeit in Wien, wo man plötzlich allen Schutt einer jahrhundertlangen Vergangenheit mit einem Male hinwegräumen wollte, ohne zu bedenken, daß der Boden für die neue Saat, welche man pflanzen wollte, noch bei weitem nicht urbar gemacht worden war.

Selbst der große Kaunitz, Oesterreichs genialster Staatsmann, war von dem Einflusse dieser neuen Art von Aufklärung nicht unberührt geblieben, und so wie er Alles, was sein Geist erfaßte, mit der ganzen Kraft einer unverwüstlichen Jugend festhielt, so war er auch in dieser Beziehung rascher und weniger besonnen, als es vielleicht gut gewesen wäre,

und ließ sich mehr vom Vorurtheile, das damals zum ersten Male Zeitgeist hieß, beherrschen und suchte auch seinen eigenen Gedanken und Ansichten bei seiner Umgebung Geltung zu verschaffen.

Am meisten und liebsten besprach er sich über diese Verhältnisse mit dem Regierungsrathe von Sonnenfels, einer ihm in vieler Beziehung verwandten, wenn auch weniger starren und energischen Natur.

Dieser war es auch gewesen, welcher dem Fürsten den ersten Bericht über Martin und den Verdacht, welcher sich an diesen Menschen knüpfte, gemacht hatte, und auf des Fürsten eigenen Befehl mußte Sonnenfels ihm die Berichte und Protocolle des Untersuchungsrichters, welcher Martins Angelegenheiten führte, regelmäßig vorlegen.

Wir finden in einer solchen Audienzstunde Sonnenfels in dem Cabinet des Fürsten, welcher in einem Lehnstuhle dem Vortrage des Regierungsrathes zuhört.

»Und was glauben Sie wohl, Sonnenfels,« sagte der Fürst nach einer Pause, »daß aus dieser ganzen Sache herauskommen wird? Wie Sie sehen, ist dieser alte Mensch ein harter Sünder, und es wird kaum ohne etwas scharfe Mittel abgehen, wenn man ihm die Zunge wird lösen wollen.«

»Euer Durchlaucht,« sagte Sonnenfels etwas betreten, »erschrecken mich. Das kann nicht der ernstliche Wille des großen Kaunitz sein.«

»Mein lieber Regierungsrath,« antwortete der Fürst lächelnd, »Sie scheinen mein Wort etwas genau genommen zu haben. Wer denkt denn daran, bei einem so alten Manne, bei einem so gebrechlichen Körper, bei einem beschränkten Geiste, *welchen die Acten* noch dazu als halbverwirrt schil-

rn, jene Mittel anwenden zu wollen, welche ich in meinem Herzen eben so verabscheue, wie Sie! Aber Sie, der diese Acten ebenfalls durchgemacht hat, werden mir doch zugeben müssen, daß es sich hier nicht um einen ganz gewöhnlichen Fall handelt. Es ist unzweifelhaft, daß bereits die bisherigen Vernehmungen, so wenig sie auch noch zu einem bestimmten Resultate geführt haben, doch schon so viel Einsicht in andere Verhältnisse bieten, um eine Angelegenheit nicht fallen zu lassen, welche auch in politischer Beziehung mir von großer Bedeutung zu sein scheint.«

»Euer Durchlaucht meinen unzweifelhaft die Verbindung dieser Menschen, welche hier die Hand im Spiele haben, mit Frankreich?«

»Darüber bin ich klar,« sagte der Fürst, »denn Choiseul hat mir genug Anhaltspuncte geliefert, aus welchen sich die ununterbrochenen Verbindungen unserer deutschen und erbländischen Jesuitenhäuser mit jenen in Frankreich herausstellen; aber ich bin der Meinung, daß wir auch noch auf einen andern Umstand unsere Aufmerksamkeit wenden sollen.«

Der Fürst schwieg hier einen Augenblick still und kramte in den Papieren auf seinem Tische.

»Ich muß Sie auf einen Umstand aufmerksam machen,« sagte er endlich, »welcher dem Untersuchungsrichter dieses alten Mannes nicht bekannt sein wird, worauf ich aber ein großes Gewicht lege, auf die Verbindung der Freimaurerlogen in Frankreich mit den Jesuiten. Erinnern Sie sich, um welche Zeit und unter welchen Verhältnissen die ersten Logen entstanden, wer die ersten Meister waren, und welche Embleme und Symbole dort aufgestellt wurden?«

»Es ist mir wohl bekannt, Euer Durchlaucht, daß die

französische Maurerei eine Tochter der schottischen ist, und die allgemeine Stimme will deshalb wissen, die Priester in der Umgebung des aus England geflüchteten Jacob II. hätten in Frankreich die verschiedenen Logen gestiftet, um dort ihre geheimen Zwecke der Prätendentschaft auf den englischen Thron weiter auszuspinnen. Ich wage es aber, Eurer Durchlaucht meine bescheidene Meinung dahin abzugeben, daß diese Sage wohl meist von Solchen herrührt, welchen die geheimen Statuten der Verbindung die Aufnahme verweigern, und die in solcher Weise einen Act der Rache auszuführen sich nicht scheuen.«

»Halt, Sonnenfels, Sie glauben doch nicht auch mich darunter? Sie charakterisiren so scharf, daß es wohl schon der Mühe lohnt, sich dagegen zu sträuben. Aber ich muß Sie in dieser Sache auf einen Umstand aufmerksam machen, welcher sonderbar bei dem gegenwärtigen Processe auffällt. Ich habe die Acten durchgelesen und gefunden, daß die Andeutungen, welche aus den halbverworrenen Reden dieses Martin hervorgehen, doch nichtsdestoweniger eine mehrfache Betheiligung dieses Menschen nach der einen und nach der andern Seite hin herausstellen. Er scheint eben so sehr das Vertrauen des hiesigen Provincials der Jesuiten, als mehrerer Mitglieder jener Verbindung genossen zu haben, welche als Adepten und Eingeweihte ihre täuschenden Künste treiben.«

»So vollkommen Euer Durchlaucht Scharfblick hier gesehen zu haben scheint, so darf ich es doch nicht verhehlen, daß in der einen Commission, welche ich selbst vor einigen Tagen mit diesem Greis hatte, seine Verbindung mir von einem andern Gesichtspuncte erschienen ist. Er dürfte meinem Dafürhalten nach — ich wage es, Euer Durchlaucht in sei-

nem und der Sache Interesse darauf aufmerksam zu machen — mehr ein bloßes Werkzeug in verschiedenen Händen gewesen zu sein, von jeder Seite wohl nur deswegen benutzt, um vielleicht durch ihn einige Aufschlüsse über die andere Partei zu erhalten. Diesen Gesichtspunct, Euer Durchlaucht, glaubte ich jetzt verfolgen zu müssen, denn nach den letzten Aufklärungen, welche er, wenn auch nur abgebrochen, gab, hängt er mit einer bewunderungswürdigen Hingebung an dem ehemaligen Provincial vom Hof hier, und nur in dessen Interesse scheint er jene gefährliche Verbindung mit dem französischen Emissär angeknüpft zu haben.«

»Sie haben doch die Einleitungen getroffen, daß über diesen Menschen Auskünfte eingeholt werden?« fragte Kaunitz.

»Graf von Mercy ist, wie Euer Durchlaucht wissen,« antwortete der Regierungsrath, »jetzt von Paris abwesend, und der Geschäftsträger, Herr von Barre, hat bisher noch keine darauf bezügliche Depesche an uns gelangen lassen.«

»Die Herren in Paris machen es sich bequem,« sagte der Fürst etwas verdrüßlich, und schrieb sich mit einem Rothstift eine kurze Notiz auf einen Bogen Papier, den er vor sich liegen hatte. — »Sie glauben also,« fuhr er nach einigen Augenblicken fort, »daß die Untersuchung nicht jene Aufklärungen bieten wird, welche ich davon erwarte?«

»Ich hoffe, Euer Durchlaucht vielleicht auf einem anderen Wege darüber Aufschlüsse geben zu können. Jener junge Mann nemlich, dessen Scheintod vor einiger Zeit so großes Aufsehen machte — die erste Ursache der Verhaftung des alten Martin —«

»Ja wohl — ich erinnere mich dieser Sache ganz genau,« sagte der Fürst; »wie kommt es aber, daß noch kein Proto-

coll mit ihm aufgenommen wurde? Sie haben Recht, er muß ziemlich viel von jenen französischen Planen wissen, denn sonst hätte man ihn nicht so gewaltthätig auf die Seite zu schaffen versucht. Um desto unbegreiflicher, daß er noch nicht vernommen wurde!«

Sonnenfels zuckte schweigend mit den Achseln. — »Die Herren von der Justiz,« sagte er endlich langsam, »scheinen es nicht sehr nothwendig gefunden zu haben. Ich habe bereits mehrmals urgirt —«

»Und welche Antwort hat man denn gegeben?« fragte der Fürst hastig.

»Es sei noch nicht an der Zeit, den Proceß so sehr auszudehnen, man wolle noch abwarten, ob nicht der alte Martin sich selbst eines Besseren besinnt, und endlich — in diesem Puncte muß ich freilich die Bedenken der Commission theilen — sei es zweifelhaft, ob aus den Aussagen jenes jungen Mannes irgend etwas Gravirendes für den Alten hervorgehen werde, da Beide in einem nahen verwandtschaftlichen Grade stehen.«

»Warten Sie, mir fällt etwas ein, wie heißt der junge Mann?«

»Robert Haimon, Euer Durchlaucht. Er soll ein sonst ausgezeichneter junger Mensch sein.«

»Richtig. Da sehen Sie!« rief der Fürst und hielt dem Regierungsrathe eine Schrift vor, welche ganz oben auf den Papieren des Tisches lag. »Da steht der Name Robert Haimon. Denken Sie, gestern war eine Cousine von mir da, dieselbe Gräfin Vietinska, welche mich, wie ich Ihnen vorhin sagte, auf das abscheuliche Treiben einiger Adepten, die sich hier noch befinden sollen, aufmerksam machte. Ihr selbst

sind die Augen durch ihren Secretär, diesen jungen Menschen, geöffnet worden. Es soll in dem Memoire da alles ausführlich auseinandergesetzt sein. Ich habe noch nicht die rechte Zeit gehabt, es durchzulesen, wollen Sie es indeß einsehen?«

»Ich erlaube mir, Euer Durchlaucht einen Vorschlag zu machen, der meinem geringen Erachten nach vielleicht rascher als auf dem gewöhnlichen Wege der Justiz zum Ziele führen dürfte. Ich würde mir nämlich erlauben, diesen Robert Haimon selbst, und zwar in nicht amtlicher Weise zu vernehmen. Euer Durchlaucht werden es hoffentlich billigen, wenn ich eine so delicate Sache, wie die Verlustrirung der Verhältnisse dieses jungen Mannes mit dem französischen Emissär, seine Verbindung mit Martin und die Umstände, welche seine spätere ganz veränderte Stellung zu diesem Letzteren herbeiführten, keinem Fremden überlasse. Ich errathe, daß dieser junge Mann ein Gefäß ist, welches wichtige Geheimnisse einschließt.«

»Handeln Sie nach Ihrem besten Ermessen, nur sorgen Sie dafür, daß ich regelmäßig von allem unterrichtet bleibe. Sie wissen aus dem Bisherigen, daß es sich nicht um die Schurkerei von ein paar Menschen, nicht um kleine Interessen handelt. Bestätigt sich der Verdacht, daß von hier aus ein geheimer Verkehr mit den französischen Logen stattfindet, und klärt es sich auf, daß in der That die Hände, welche ich vermuthe, dabei im Spiele sind, dann muß die Milde ein Ende haben, und ich werde ein Exempel statuiren lassen, trotz all' den weichen Herzen, welche da glauben, die Welt sei mit schönen Worten zu lenken.«

Sonnenfels lächelte schmerzlich; er fühlte die Anspielung, und sie verwundete ihn um so tiefer, als sie von einem

Manne herrührte, an welchem er mit aller Begeisterung hing, die jener große Staatsmann hervorzurufen verstand.

Kaunitz schien selbst zu fühlen, daß er ein Wort zu viel gesagt, — er nickte jetzt freundlicher als sonst mit dem Kopfe und sagte: »Adieu für jetzt, das nächste Mal sprechen wir von etwas Angenehmerem. Sie vertheidigen dann Ihre deutsche, ich meine französische Literatur, Sie begeistern sich dann für Klopstock und Mendelssohn, ich leider kann von meinem ungezogenen Voltaire nicht lassen! Adieu!«

XVII.

Das neue Leben, welches seit kurzer Zeit in Roberts Herzen aufgeblüht war, erfüllte seine Seele mit so süßen Bildern, daß der ganze Ernst jener Verhältnisse, in welche er gegenwärtig noch immer so tief verflochten war, in den Hintergrund seiner Gedanken trat, und eine neue schönere Welt sich seinem entzückten Gemüthe zu öffnen schien. Schon der Gedanke an jenes Wesen, dessen Bild fortwährend vor seinem inneren Auge schwebte, goß einen Strahl der Ruhe über seine Seele, wie er sie lange nicht gekannt, ein Engel des Friedens schien sie auf seinem Lebenspfade ihm aufgestiegen zu sein, und sein weiches, nur in der letzten Zeit verdüster- tes Gemüth öffnete sich um so freudiger diesem Eindrucke, als er dadurch gleichzeitig einen dichten Vorhang vor den versun- kenen Liebestraum seiner Jugend zog. Das Bild jener He- lene, die in schwesterlichen Verhältnissen mit ihm aufgewach- sen, dann so plötzlich das Haus seiner Mutter verlassen hatte, war bis jetzt noch nicht von einer andern Neigung

verdrängt worden, und ihr Andenken hatte wie das Andenken an einen geliebten Hingeschiedenen in ihm fortgelebt, bis dieser neue Stern an dem Himmel seines Herzens aufstieg.

Er brachte ungewöhnlich viel Zeit zu Hause in seiner Wohnung zu. Vorzüglich die Arbeitsstunden am Nachmittage suchte er in seiner Kanzlei so viel wie möglich abzukürzen, um nur bald wieder in sein Zimmer, und von da — zum Besuche bei seiner Hausfrau zu gelangen. Dieser schien das häufigere Kommen des jungen Mannes gar nicht aufzufallen, sie blieb ihm gegenüber sich immer gleich in ihrer milden Freundlichkeit und Ruhe, es war der herzliche Ton eines fast mütterlichen Verhältnisses, mit welchem sie Robert entgegenkam. Beide wußten es, ohne darüber ein Wort zu sprechen, daß ein drittes Wesen die unsichtbare Kette zwischen ihnen bilde.

Auch Antonie fühlte sich von diesem neuen Stillleben, das ihrem ohnehin zum Romanhaften geneigten Geiste so viele Nahrung gab, mächtiger angeregt, als sie in einsamen Stunden, wo sie mit ihrem Herzen zu Rathe ging, sich selbst gestehen wollte. Sie sah eine neue Welt vor sich ausgebreitet, welche ihr bisher jungfräuliches Herz noch nicht gekannt hatte, und erschrak im ersten Augenblicke über die Unermeßlichkeit des Glückes, das sie noch größer ahnte, als es ein Menschenherz je zu erfüllen vermag. Sie dachte in diesen Augenblicken nicht an die Kluft von Stand und Rang, welche sie von ihrem neuen Abgott trennte, und als sie daran dachte, fühlte sie sich freudig genug zu jedem Opfer bereit, sie konnte der großen Welt entsagen, aber nicht jener kleinen, welche für sie den Inbegriff aller Seligkeit enthielt.

Derselbe Zug des Herzens, welcher seit einigen Tagen

Robert so zeitlich des Nachmittags nach Hause führte, bewog auch sie, fast täglich um die gleiche Stunde die »Tante« zu besuchen. Ein Zufall schien es zu wollen, daß Robert sie niemals ankommen sah; es hätte ihm sonst auffallen müssen, daß sie so dicht verschleiert war, und manchmal angefahren kam, wo sie dann den Wagen in der Nähe der Franciscanerkirche verließ. Aber so tief Beiden bereits die Neigung in's Herz gewachsen, es war noch nicht so weit gekommen, daß sie ohne Zeugen sich gesprochen hätten, ihre Lippen hatten noch nicht den Riegel des Geheimnisses weggeschoben, welches ihnen nur allzu verständlich in den gegenseitigen Blicken zu lesen war.

Daß auch dieser Augenblick kommen würde, war vorauszusehen, aber er kam früher, als beide erwartet hatten.

Die alte Maria hatte, wie es wohl öfter geschah, einen Gang zu machen, der sie gewöhnlich eine Stunde, wohl auch etwas länger vom Hause fernhielt. Es schien an solchen Tagen ein Einverständniß zwischen ihr und ihrer Nichte zu herrschen, denn nie kam diese früher, als bis sie Maria wieder zu Hause wissen mochte. Heute aber wollte ein neckischer Zufall es anders, denn die alte Maria wurde auf der Straße von einer Bekannten, die sie lange nicht gesehen hatte, angehalten, und um dieselbe nicht nach ihrer Wohnung führen zu müssen, nahm sie die Einladung der andern an, welche ihr so viel zu erzählen haben wollte. Da wurde nun die gewöhnliche Zeit, welche Maria sonst ausblieb, weit überschritten, und sie dachte nicht ohne Unruhe daran, daß Antonie indeß zum Besuche gekommen sein konnte.

Es war in der That so der Fall gewesen.

Antonie, welche am Nachmittage zur gewöhnlichen

Stunde gekommen, war im ersten Augenblicke unangenehm von der Abwesenheit Maria's überrascht. Da sie aber ihrem Nachhausekommen bald entgegensah, nahm sie an dem Tischchen der Alten bei dem Fenster Platz und wollte die Arbeit, welche Jene begonnen, für sie fortsetzen. Aber sonderbarer Weise schienen die Nadeln spröder als ihre Gedanken, die mechanische Bewegung der schlanken weißen Finger wurde jeden Augenblick unterbrochen, sie dachte an etwas ganz Anderes, als die Arbeit, welche sie unter den Fingern hatte.

Jetzt hörte sie die Thüre des Vorzimmers öffnen, sie vernahm die Stimme des Mädchens, welches aus der Küche getreten war, aber sie konnte nicht unterscheiden, mit wem sie sprach; ohne daß sie in diesem Augenblicke wußte, was sie that, eilte sie zur Zimmerthür, öffnete sie hastig, — und stand Robert gegenüber, eine Begegnung, welche sie vielleicht gewünscht, aber jetzt nicht erwartet hatte.

»Ich höre eben, daß die Frau Tante noch nicht zu Hause ist,« sagte Robert endlich nach einer augenblicklichen Pause, in welcher Beide sich stumm gegenüber gestanden waren, »und ich möchte um alles in der Welt nicht stören.«

»Wenn es Ihm gefällig ist, Herr Haimon, indeß in der Stube Platz zu nehmen. Er stört gewiß nicht!« antwortete Antonie, nicht ohne eine gewisse Befangenheit in der Stimme.

»Wenn mir erlaubt ist, Gesellschaft zu leisten!« sagte Robert und folgte bewegt der schlanken Gestalt, welche mit einer leichten Verbeugung ihm einen Sitz ihr gegenüber anbot.

»Ich halte es für eine herrliche Gnade des Schicksals,« begann der junge Mann nach einem kurzen Stillschweigen,

»daß dieser Wechsel meiner Nachbarschaft vor sich gegangen ist, und Ihre würdige Tante mir mit so großem Vertrauen entgegentrat.«

»Nicht mehr als nur verdient,« antwortete Antonie, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken; »so viel ich weiß, schätzt meine Tante Ihn sehr hoch.«

»Dieses Wort macht mich um so glücklicher, als Sie es bestätigt; es thut so wohl, ein freundliches Wort aus freundlichem Munde zu hören.«

»Ei —« sagte Antonie lächelnd und schaute ihm dabei so klug und forschend in die Augen, »man sollte doch meinen, daß den jetzigen jungen Herren solches nicht so ganz ungewohnt wäre.«

»Mir gewiß!« antwortete Robert wehmüthig, »mein Leben war bisher nichts weniger als von den Rosen der Freude umkränzt.«

»Und hält Er dies für ein Unglück? Ist Er nicht auch der Meinung, daß jene Menschen, deren Herzen nie die Bitterkeit des Lebens gekostet, auch nicht wohl im Stande sind, die Freuden des Daseins zu empfinden? Ich habe immer gehört, daß das Unglück die Läuterungsschule der Freude sei.«

Robert sah ihr erstaunt in's Gesicht. — Sie lächelte. — »Es wundert Ihn vielleicht,« sagte sie, »daß ich solche Gedanken ausspreche. Ich weiß es wohl, Ihr Männer haltet uns schwaches Geschlecht nicht für geeignet, so ernst zu denken, wie Ihr es thut. Das ist ein Irrthum. Es kommt nur darauf an, in welchen Verhältnissen ein Weib sich befindet, um ihrer Seele dieselbe Kraft und Stärke der Empfindung zu verleihen, wie sie nur je ein Mann besitzen

kann. — Ihr Männer,« fuhr sie lächelnd fort, »habt nicht das ausschließende Recht, stark zu sein.«

»Eben so wenig, als Ihr Mädchen das ausschließende Recht, stark zu empfinden,« sagte Robert bedeutungsvoll.

»Wie meint Er das?« fragte Antonie so unbefangen, daß Robert im ersten Augenblicke um eine Antwort verlegen war. Endlich aber — sie merkte es wohl, welcher schwere Kampf in seinem Innern tobte — stand er von seinem Stuhle auf und näherte sich ihr. — Ich muß schon, auf die Gefahr hin, daß Sie es mir übel nimmt, wagen, das was ich sagte, an mir selbst zu beweisen« —

Antoniens Blick flog in diesem Momente unruhig über ihn hin, und sie fühlte es wie eine heiße Lohe über ihr Herz schlagen. Robert bemerkte, daß sie zitterte, und rasch den Ton seiner Stimme ändernd, sprach er anscheinend ruhig: »Verzeihung! wenn ich schon zu viel gesagt habe, ich hätte wissen sollen, daß für mich der Sonnenschein des Lebens nur da ist, um Wolken zu ziehen.«

»Wo denkt Er hin!« rief Antonie rasch aus, »habe ich denn ein Wort gesagt?« Und als fühlte sie, zu weit gegangen zu sein, setzte sie flüsternd hinzu: »Ich achte Ihn gewiß eben so sehr hoch, als Ihn meine Tante schätzt.«

Robert wagte es jetzt, ihre Hand zu ergreifen und sagte traurig: »Hochachtung ist ein kühles Wort für ein heißes Verlangen — —«

Ihre Hand zuckte in der seinen, dann zog sie sie langsam zurück. — »Sprechen wir von etwas Anderem,« sagte Antonie, »es will mir scheinen, als ob wir Beide — nicht unbefangen genug für diesen Augenblick wären.«

»Und glaubt Sie, daß eine Zeit kommen wird, wo wir es wirklich sein werden?«

»Wer kann es wissen? Das hängt von Umständen ab, die theils außer uns, theils in uns selbst liegen. Das läßt sich so wenig sagen, als —«

»Als was?« fragte Robert lächelnd und gespannt. Sie aber schüttelte, ebenfalls einen heitern Ton anschlagend, den Kopf und sagte: »Ach, lass' Er uns von etwas Anderem sprechen, mir ist ganz ängstlich geworden bei seinem Examen. Er war ja wie ein Professor.«

»Gut,« sagte der junge Mann; »also wovon wollen wir sprechen? Ich mache Ihr einen Vorschlag, wir wollen uns gegenseitig unsere Geschichte erzählen.«

»O! was fällt Ihm ein? Was hat so ein unbedeutendes Ding, wie ich bin, für eine Geschichte? Und seine Beichte — wer weiß, ob Er aufrichtig ist, und sich nicht besser macht, als er war,« sagte sie schalkhaft; »nein, das ist nichts, aber wenn es schon erzählt sein soll, so will ich Ihm die Geschichte einer jungen Frau erzählen, Er wird sie vielleicht einmal bei der Tante sehen, und es ist dann immer gut, daß Er weiß, mit wem Er zu thun hat. — Er kann sein feuerfangendes Herz dann desto besser bewahren,« setzte sie lachend hinzu.

»Zu spät! zu spät!« rief er in demselben Tone aus, und setzte sich zu ihren Füßen auf einen Schämel nieder, um ihrer Erzählung zu horchen.

»Ja, was ist denn das?« sagte sie verwundert.

»Will Sie mich nicht zu Ihren Füßen lassen?« fragte er halb bittend, halb lächelnd.

»Nun, *meinetwegen*, wenn Er es schon nicht anders

will,« sagte sie erröthend und begann von einem jungen Mädchen zu erzählen, das in bescheidenen, stillen Verhältnissen aufwachsend, selig und unbefangen in das Leben schaute, dessen Schmerzen sie nicht kannte, dessen Bitterkeiten sie nicht ahnte, so lange ihre Eltern, die sie abgöttisch liebten, noch am Leben waren.

»Endlich,« hier begann Antoniens Stimme weicher zu werden, »kamen auch jene Tage, welche keinem Sterblichen vorenthalten werden, Tage des Kummers und des Leidens. Der Vater starb plötzlich, und Mutter und Tochter blieben allein, schutzlos, verwaist und ohne Stütze im Leben zurück. Es war dies ein Schlag, der um so stärker traf, je unvorbereiteter er gekommen. Aber er sollte nicht der letzte sein. Wenige Jahre darauf stand Antonie —«

»Wie! Antonie!« — rief Robert überrascht aus und sah der Sprecherin in's Antlitz —

»Sie hieß wie ich, weil wir Verwandte sind,« sagte sie ruhig, und fuhr wie mechanisch mit ihrer feinen warmen Hand ihm über die Stirn; »wenige Jahre darauf stand Antonie allein ganz verlassen da. Die Welt schien ihr ein großes Grab, und in der Seele des kaum siebzehnjährigen Mädchens hatten die trübsten Gedanken ihren Lieblingsaufenthalt genommen. Da trat eine neue und glänzende Wendung in ihrem Leben ein. Ohne daß sie es ahnte, hatte ihr Wesen einen unvertilgbaren Eindruck auf das Herz eines Mannes gemacht, der bereits im Greisenalter stand —«

Antoniens Stimme begann hier zu zittern, sie mußte alle Stärke zusammenraffen, um nicht noch mehr sich zu verrathen, als sie befürchtete, bereits gethan zu haben.

»Ein Greis,« fuhr sie fort, »trat jetzt vor das junge, blühende Leben hin. Er bot ihr seine Hand und verlangte nicht ihr Herz — ich will Ihr Glück,« sagte er, »ich will, wenn ich von dieser Erde scheide, die dankbare Erinnerung eines geliebten Herzens mit mir nehmen.«

»Und das junge Mädchen?« fragte Robert gespannt.

Antonie schien einen Augenblick mit sich zu kämpfen. »Sie ward die Gemalin des Greises!« sagte sie endlich mit halb tonloser Stimme.

Robert sah sie erstaunt an. Er war betroffen von dem Eindrucke dieser Wehmuth, welcher ihr Gesicht überschattete.

»Und ist sie glücklich geworden?« fragte er endlich langsam und faßte leise Antoniens Hand zwischen seinen Fingern.

Ein tiefer Seufzer, wie einer schwermüthigen Erinnerung geltend, hob ihre Brust; endlich sagte sie fast tonlos:

»Wenn keine Wünsche kennen, glücklich sein heißt, so war sie es. Ihr Gemal betrachtete sie wie ein Kind, das er schützend vor Gefahr auf seinen Armen durch das Leben tragen sollte, er bewachte jeden ihrer Schritte mit der Aufmerksamkeit eines Freundes, und lauschte jedem Wunsche mit der zärtlichen Fürsorge eines Geliebten —«

»Ein herrlicher Greis!« rief Robert ergriffen aus.

»Ja wohl, ein herrlicher Greis!« wiederholte Antonie, und Robert sah in ihrem Auge eine Thräne schimmern. — »Sein Herz war edel und gut,« fuhr sie fort, »wie die lichte Sonne, die nur Wärme und Segen spendet, deswegen ward es auch wie Nacht in ihrer Seele, als er nach zwei kurzen Jahren in ihren Armen entschlummerte.«

Antonie schwieg. Sie neigte den Kopf etwas gegen den Roberts hin, er fühlte das Wehen ihres Athems und zwei heiße Thränen brannten auf seine Stirn nieder. Betroffen blickte er ihr in's Auge. Eine unnennbare Trauer sprach aus ihren feuchten Blicken.

»Antonie!« rief er, »welches Geheimniß verbirgt der tiefe Schmerz, der Sie bei dieser Erinnerung ergreift und so erschüttert?«

Sie antwortete einen Augenblick nicht, dann sagte sie leise: »Ich habe Ihm schon gesagt, es ist die Geschichte einer Freundin, die meinem Herzen theuer ist.«

XVIII.

Die hübsche Margarethe konnte in ihrer Ungeduld kaum den Donnerstag erwarten. Schon am Tage vorher, wo Rubin dem Mädchen Sophiens die in dem Briefe beschriebenen Kleider nach Hause gebracht hatte, war mit ihr kaum mehr zu reden; sie betrachtete fortwährend ein Stück nach dem andern, setzte bald den Hut auf, bald versuchte sie die Mantille, dann ging sie wieder vor dem kleinen Spiegel hin und her, um jede Bewegung, jedes Neigen und Biegen des Kopfes, jede Wendung des Fächers zu studiren.

Frau Nani, welche anfangs nichts gegen den »Jux« einzuwenden gehabt, schnitt jetzt, da sie Ernst sah, ein bedenkliches Gesicht, und hätte gern — wenn sie nur gewußt, wie — die ganze Sache wieder rückgängig gemacht. Dazu zeigte sich aber um so weniger Aussicht, als Margarethe, je näher

der entscheidende Moment kam, für nichts Anderes mehr Sinn und Gedanken zu haben schien.

»Ich wollt', der Rubin wär' geblieben wo er war,« brummte Frau Nani halblaut vor sich hin; »das habe ich noch gebraucht, daß er dem Mädel solche Sachen in den Kopf setzt! Was wird denn heute aus der Arbeit werden?«

»Aber, Frau Godl, es ist ja schon alles fast fertig,« sagte das Mädchen in einem ruhigern Tone, als man ihn sonst von ihr hätte erwarten sollen; »habe ich denn nicht die halbe Nacht gearbeitet, damit die Frau nur nichts zu sagen haben soll?«

Frau Nani schwieg. Sie sah ein, daß das Mädchen im Rechte war, und suchte eben wieder nach einem neuen Vorwande, um vielleicht noch am letzten Tage die Sache scheitern zu machen, als Rubin aus seiner Kammer trat. Er erkannte auf den ersten Blick, daß hier etwas auszugleichen sei und es war ihm bereits am Tage vorher nicht entgangen, daß die Hausfrau gern ein Mittel oder eine Ausrede finden würde, um ihrer Nichte den Ausgang in den Belvederegarten zu verbieten.

»Wie ich gestern die Kleider von der Jungfer Sophie abgeholt habe,« begann er, »habe ich wieder einmal recht gesehen, in welchem Ansehen die Frau Nani bei der Welt steht!«

»Ich? wie so denn? was will Er damit sagen?«

»Glaubt denn die Frau, daß die Jungfer mir so leicht die Kleider gegeben hätte, wenn sie nicht wüßte, daß es eigentlich die Frau Nani ist, welche sie in ihre Verwahrung bekommt? Man kennt mich wohl jetzt auch bei Haimon, aber ich hab' es gleich gemerkt, man hat lange geglaubt, daß ich

Antonie schwieg. Sie neigte den Kopf etwas gegen den Roberts hin, er fühlte das Wehen ihres Athems und zwei heiße Thränen brannten auf seine Stirn nieder. Betroffen blickte er ihr in's Auge. Eine unnennbare Trauer sprach aus ihren feuchten Blicken.

»Antonie!« rief er, »welches Geheimniß verbirgt der tiefe Schmerz, der Sie bei dieser Erinnerung ergreift und so erschüttert?«

Sie antwortete einen Augenblick nicht, dann sagte sie leise: »Ich habe Ihm schon gesagt, es ist die Geschichte einer Freundin, die meinem Herzen theuer ist.«

XVIII.

Die hübsche Margarethe konnte in ihrer Ungeduld kaum den Donnerstag erwarten. Schon am Tage vorher, wo Rubin dem Mädchen Sophiens die in dem Briefe beschriebenen Kleider nach Hause gebracht hatte, war mit ihr kaum mehr zu reden; sie betrachtete fortwährend ein Stück nach dem andern, setzte bald den Hut auf, bald versuchte sie die Mantille, dann ging sie wieder vor dem kleinen Spiegel hin und her, um jede Bewegung, jedes Neigen und Biegen des Kopfes, jede Wendung des Fächers zu studiren.

Frau Nani, welche anfangs nichts gegen den »Jur« einzuwenden gehabt, schnitt jetzt, da sie Ernst sah, ein bedenkliches Gesicht, und hätte gern — wenn sie nur gewußt, wie — die ganze Sache wieder rückgängig gemacht. Dazu zeigte sich aber um so weniger Aussicht, als Margarethe, je näher

der entscheidende Moment kam, für nichts Anderes mehr Sinn und Gedanken zu haben schien.

»Ich wollt', der Rubin wär' geblieben wo er war,« brummte Frau Nani halblaut vor sich hin; »das habe ich noch gebraucht, daß er dem Mädel solche Sachen in den Kopf setzt! Was wird denn heute aus der Arbeit werden?«

»Aber, Frau Godl, es ist ja schon alles fast fertig,« sagte das Mädchen in einem ruhigern Tone, als man ihn sonst von ihr hätte erwarten sollen; »habe ich denn nicht die halbe Nacht gearbeitet, damit die Frau nur nichts zu sagen haben soll?«

Frau Nani schwieg. Sie sah ein, daß das Mädchen im Rechte war, und suchte eben wieder nach einem neuen Vorwande, um vielleicht noch am letzten Tage die Sache scheitern zu machen, als Rubin aus seiner Kammer trat. Er erkannte auf den ersten Blick, daß hier etwas auszugleichen sei und es war ihm bereits am Tage vorher nicht entgangen, daß die Hausfrau gern ein Mittel oder eine Ausrede finden würde, um ihrer Nichte den Ausgang in den Belvederegarten zu verbieten.

»Wie ich gestern die Kleider von der Jungfer Sophie abgeholt habe,« begann er, »habe ich wieder einmal recht gesehen, in welchem Ansehen die Frau Nani bei der Welt steht!«

»Ich? wie so denn? was will Er damit sagen?«

»Glaubt denn die Frau, daß die Jungfer mir so leicht die Kleider gegeben hätte, wenn sie nicht wüßte, daß es eigentlich die Frau Nani ist, welche sie in ihre Verwahrung bekommt? Man kennt mich wohl jetzt auch bei Haimon, aber ich hab' es gleich gemerkt, man hat lange geglaubt, daß ich

vielleicht gar einen andern Schwank vorhabe, der nicht so gut ausfallen könnte. Wie ich aber den Namen von der Frau Nani genannt habe, und wie die Jungfer Sophie wußte, daß die Jungfer Margareth die Godl von den Frau Nani ist, da hat die Jungfer mir nicht widerstehen können, und —«

Margarethe, welche ebenfalls den Widerwillen ihrer Pathin wohl gemerkt hatte und Rubins Absicht durchschaute, meinte jetzt auch:

»Ich möchte eigentlich gar nicht gehen, wenn es sich nicht um ein so gutes Werk handelte. Ist es denn nicht eine Schande und ein Spott, daß ein vornehmes Fräulein, eine Baronin, einem einfachen Bürgermädchen ihren Liebhaber abspenstig machen will? Wenn es nicht Christenpflicht wäre, und wenn ich nicht wüßte, daß daraus gewiß für die arme Jungfer ein großes Malheur entstehen könnte, ich ginge gar nicht!«

Frau Nani, welche am Fenster sitzend, Erbsen für den Mittagstisch klaubte, nahm plötzlich die Brille von der Nase und schlug mit der Hand auf den Tisch.

»Wem wollt Ihr denn solches Zeug einreden?« rief sie aus, »glaubt Ihr mich dadurch vielleicht eher kirre zu machen!«

»Gott bewahre, die Frau Nani kirr machen!« sagte Rubin, »wer möcht' denn das unternehmen?«

»Also was soll denn das fortwährend mir zu Gehör reden: Ich möcht' nicht gehen — und von Christenpflicht! Glaubt Ihr denn, ich möcht' nicht wie ein Donnerwetter drein fahren, wenn ich mir vorgenommen hätte, daß die Margareth nicht dabei sein darf?«

»Also ist die Frau Godl nicht bös — wenn ich gehe —«

»Ich könnt' gerade nicht sagen, daß ich eine große Freude habe, denn Du und der Rubin da. Ihr seid Beide

Ich denke, Frau Nani, Sie sollte mich in dieser Beziehung besser kennen und wissen, daß ich Ihr immer den Vorzug gebe — —«

»Im Ausborgen!« brummte die Frau.

»Und wenn es nur in einem ist, es zeigt, wie gut ich von Ihrem edlen Herzen denke, und das will in der jetzigen Zeit nicht wenig sagen.«

Der Zwist, welcher bereits für die Unternehmung drohend zu werden begonnen, wurde endlich, theils durch die gutmüthigen Einwürfe Rubins, theils durch die Schmeichelworte Margarethens geschlichtet, und Frau Nani sogar bis zu einem solchen Grade versöhnt, daß sie selbst es übernahm dem jungen Mädchen bei ihrer Toilette behilflich zu sein. Rubin mußte indeß in seine Kammer, er bürstete seinen Rock und Hut, um selbst auch mit einem gewissen Aussehen von Eleganz zu erscheinen, und als ihn endlich die Beiden wieder in die Stube zurückriefen, schrie er bei dem ersten Anblicke des jungen Mädchens vor Ueberraschung selbst laut auf.

Man hätte schwören mögen, Sophie Haimon stehe da, so sehr ähnelte Margarethe in den Kleidern von Roberts Schwester dieser selbst an Größe, Wuchs und Art, sich zu bewegen. Um die Täuschung noch vollkommener zu machen, verbarg ein Schleier das Gesicht. Rubin jauchzte vor Freude laut auf, als die zierliche Gestalt einen Gang durch die Stube machte, und selbst Frau Nani konnte in verwandtschaftlichem Wohlgefallen sich nicht der Worte enthalten:

»Wer sieht es jetzt dem Mädel an, daß sie eigentlich nur eine Wäscherin ist?«

»O, Frau Nani,« sagte Rubin, »das ist ja eben das Glück der Täuschung in der Welt Wenn man Jedem gleich

hatte die bessere Einsicht bei ihr bereits Grund gefaßt, »Er mag Recht haben — meine Haube paßt nicht in den Belvederegarten. Es war so ein dummer Schnickschnack von mir, und die Kleider da, die Er gebracht hat, sollten mir doch eigentlich schon Beweis genug sein, daß alles mit rechten Dingen zugeht, — sonst hätte die Jungfer Sophie ihre Garderobe nicht hergeborgt.«

»Ja — und was noch mehr ist als die Garderobe, selbst den Namen, das Aussehen, die Form; denn das begreift die Frau doch, wenn die Margareth in den Kleidern der Jungfer Haimon erscheint, und sich so vermaskiren muß, daß die Baronin glauben soll, es stecke die Jungfer Sophie selbst darunter, so steht ja eigentlich die Jungfer Sophie für alles, was daraus werden könnte. Wenn man die Margareth von weitem sehen wird, soll man nicht wissen, daß es die Margareth hier, unser kleiner Teufel ist, man muß glauben, es sei die Jungfer Haimon, und schon deswegen — —«

»Na, meinetwegen, ich hab' mich vom Satan verblenden lassen und es einmal mitangesehen, mag es jetzt geschehen. Das sage ich ihm aber, Rubin, Er darf sich nicht mehr über meine Schwelle rühren, wenn er selbst bei der Sache den Schalk macht und das Mädel da auf unrechten Weg leitet. Ich muß es Ihm nur sagen, Er will mir seit einiger Zeit gar nicht gefallen, Er mischt sich in allerlei Sachen, die Ihn nichts angehen, und denkt nicht, was aus Ihm werden soll, oder wann Er zu Geld kommen wird; ewig kann ich Ihm nicht borgen!«

»Frau Nani!« rief Rubin aus, »das ist eine Beleidigung. Bin ich Ihr schon mit etwas durchgegangen? Oder glaubt Sie, ich zahle anderswo und bleibe nur Ihr schuldig?

»Nun, Margareth,« sagte er auf dem Wege zu ihr, »wie ist Dir jetzt? Hast Du schon mehr Courage?

Das Mädchen lachte ihm in's Gesicht.

»Wie Er nur so fragen kann?« antwortete sie; »hat Er denn nicht gemerkt, daß ich mich nur der Godl gegenüber so verstellt habe? Glaubt Er denn, daß die mich hätte allein mit Ihm gehen lassen, wenn ich nicht so schüchtern gethan hätte? Höre Er, Rubin, Er ist noch sehr ungeschickt und ist doch ein Studirter!«

»Also verstellt hast Du Dich blos?« sagte er erstaunt und ließ halb ihren Arm los —

»Nennt Er das Verstellung? Es ist doch so natürlich! Die Godl glaubt, daß ich über die Schnur hauen werde, und da muß ich ja so schüchtern thun, als wenn ich nicht drei zählen könnte! — Aber, jetzt sag' Er mir, — nicht wahr, wenn wir in den Garten kommen, läßt Er mich allein?«

»Ganz allein nicht, ich werde immer hinter Dir hergehen, denn man kann ja doch nicht wissen, — es gibt kecke Leute —«

»Das Abtrumpfen überlasse Er nur mir! Er wird mit mir schon zufrieden sein.«

Die Beiden waren im Gespräche bis zu dem oberen Eingangsthore des Belvedere gekommen. Rubin ließ den Arm des Mädchens los und sagte dann feierlich: »Margareth, bedenke, wen Du vorstellst und befolge, was ich Dir sage. Du wirst eine Bekanntschaft machen. Denke daran, daß der Mann, der Dir jetzt die größten Complimente sagen wird, Dich eigentlich nur zum Narren halten will, und sei deswegen gescheit. Ich werde immer in deiner Nähe bleiben, und im

kann. — Ihr Männer,« fuhr sie lächelnd fort, »habt nicht das ausschließende Recht, stark zu sein.«

»Eben so wenig, als Ihr Mädchen das ausschließende Recht, stark zu empfinden,« sagte Robert bedeutungsvoll.

»Wie meint Er das?« fragte Antonie so unbefangen, daß Robert im ersten Augenblicke um eine Antwort verlegen war. Endlich aber — sie merkte es wohl, welcher schwere Kampf in seinem Innern tobte — stand er von seinem Stuhle auf und näherte sich ihr. — Ich muß schon, auf die Gefahr hin, daß Sie es mir übel nimmt, wagen, das was ich sagte, an mir selbst zu beweisen« —

Antoniens Blick flog in diesem Momente unruhig über ihn hin, und sie fühlte es wie eine heiße Lohe über ihr Herz schlagen. Robert bemerkte, daß sie zitterte, und rasch den Ton seiner Stimme ändernd, sprach er anscheinend ruhig: »Verzeihung! wenn ich schon zu viel gesagt habe, ich hätte wissen sollen, daß für mich der Sonnenschein des Lebens nur da ist, um Wolken zu ziehen.«

»Wo denkt Er hin!« rief Antonie rasch aus, »habe ich denn ein Wort gesagt?« Und als fühlte sie, zu weit gegangen zu sein, setzte sie flüsternd hinzu: »Ich achte Ihn gewiß eben so sehr hoch, als Ihn meine Tante schätzt.«

Robert wagte es jetzt, ihre Hand zu ergreifen und sagte traurig: »Hochachtung ist ein kühles Wort für ein heißes Verlangen — —«

Ihre Hand zuckte in der seinen, dann zog sie sie langsam zurück. — »Sprechen wir von etwas Anderem,« sagte Antonie, »es will mir scheinen, als ob wir Beide — nicht *unbefangen* genug für diesen Augenblick wären.«

»Und glaubt Sie, daß eine Zeit kommen wird, wo wir es wirklich sein werden?«

»Wer kann es wissen? Das hängt von Umständen ab, die theils außer uns, theils in uns selbst liegen. Das läßt sich so wenig sagen, als —«

»Als was?« fragte Robert lächelnd und gespannt. Sie aber schüttelte, ebenfalls einen heitern Ton anschlagend, den Kopf und sagte: »Ach, lass' Er uns von etwas Anderem sprechen, mir ist ganz ängstlich geworden bei seinem Examen. Er war ja wie ein Professor.«

»Gut,« sagte der junge Mann; »also wovon wollen wir sprechen? Ich mache Ihr einen Vorschlag, wir wollen uns gegenseitig unsere Geschichte erzählen.«

»O! was fällt Ihm ein? Was hat so ein unbedeutendes Ding, wie ich bin, für eine Geschichte? Und seine Beichte — wer weiß, ob Er aufrichtig ist, und sich nicht besser macht, als er war,« sagte sie schalkhaft; »nein, das ist nichts, aber wenn es schon erzählt sein soll, so will ich Ihm die Geschichte einer jungen Frau erzählen, Er wird sie vielleicht einmal bei der Tante sehen, und es ist dann immer gut, daß Er weiß, mit wem Er zu thun hat. — Er kann sein feuerfangendes Herz dann desto besser bewahren,« setzte sie lachend hinzu.

»Zu spät! zu spät!« rief er in demselben Tone aus, und setzte sich zu ihren Füßen auf einen Schämel nieder, um ihrer Erzählung zu horchen.

»Ja, was ist denn das?« sagte sie verwundert.

»Will Sie mich nicht zu Ihren Füßen lassen?« fragte er halb bittend, halb lächelnd.

»Nun, *meinetwegen*, wenn Er es schon nicht anders

schickt geleitet und Rubin wich so nachlässig aus, daß in wenigen Augenblicken sich die Gruppen gegenüberstanden.

»Wohl bekomm's, Jungfer Sophie!« rief Rosa höhnisch und griff nach dem Schleier, den aber Margarethe mit einer raschen Handbewegung bereits zurückgeschlagen hatte, so daß die Baronin vor dem fremden Gesichte ganz entsetzt zurückfuhr.

»Wohl bekomm's, Euer Gnaden!« sagte Rubin; »ich glaube, der Wunsch wird nothwendiger sein, und die gnädige Baronin werden einsehen, daß es nicht immer die Kleider sind, welche die Leute machen.«

»Ihnen, Herr Baron,« sagte Margarethe lachend, »will ich zum Andenken das Billet geben, welches mein Chapeau mir soeben zurückgegeben hat, als ich ihm erklärte, ich glaube die eigentliche Schreiberin desselben zu erkennen. Da sehen Sie —«

»Das ist ein Complot,« rief Rosa erbleichend, als sie ihren Brief an Blumauer in Carls Hand erblickte.

»Das ist ein kostbares Pfand!« rief dieser, — »das Pfand meiner Freiheit!«

Rosa antwortete nicht, und verließ an der Seite ihres Vaters hastigen Schrittes den Garten.

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Die letzten Adepten.

Roman

von

Julius Seidlitz.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

In dem Garten eines freundlichen Landhauses im Dorfe Bastide, gegenüber von Bordeaux, saß an einem schönen Frühlingsnachmittage des Jahres 1774 ein Mädchen und ließ den Blick hinaus über die Fläche der breiten Garonne schweifen, welche nicht weit von dem Landhause ihre grünlichen Fluten dem Meere zuwälzte. Die Erscheinung der jungen Dame hatte etwas ungemein Fesselndes. Ihre Tracht, nach der ausgesuchtesten Mode der damaligen Zeit zusammengestellt, zeigte eine Mischung von Pracht, Reichthum und Eleganz, wie man sie nur bei den vornehmsten Familien der reichen Stadt vermuthen konnte. Die Dame selbst, deren frische, blühende Farbe, heller, als man sie sonst in diesem Theile des südlichen Frankreichs zu finden gewohnt ist, bei dem ersten Anblick eine Fremde vermuthen ließ, zeigte vollere Formen, als man sonst bei Mädchen oder Frauen ihres Alters, gewöhnlich findet, ein Umstand, welcher einigermaßen über ihre Jugend einen Zweifel gelassen hätte, wenn nicht das klare, tiefblaue Auge, das in aller Unbefangenheit der Jugend unter den hochgeschwungenen schwarzen Brauen hervorleuchtete, dafür gesprochen.

Abgesehen von der prächtigen, kostbaren Kleidung der Dame, zeigte auch schon der Garten und das Haus, welches

sie bewohnte, daß sie den besseren Ständen angehören mochte. Dazu kam noch, daß das Haus selbst eine große Anzahl von Dienerschaft enthielt, welche sämmtlich nach der Sitte jener Zeit in prächtigen gestickten und betreßten Kleidern einhergiug. In der Nähe der jungen Dame selbst befand sich nur ein kleiner Mohrenknabe, in ein scharlachrothes mit reichen Goldstickereien besetztes Gewand gekleidet, welcher den Papagei hielt, mit dem sie halb gedankenlos spielte.

Wenn man ihre Züge, deren erster Eindruck ein so überaus gewinnender war, etwas genauer betrachtete, so entging es nicht, daß um die vollen Lippen ein leiser Zug böser Begierden leidenschaftlichen Sinnes spielte, aber nur so ungemein leicht angedeutet, daß es einer sehr scharfen Beobachtungsgabe bedurfte, um diese, die liebliche Harmonie des Antlitzes störende Linie gleich zu bemerken. Eben so würde es jedoch auch einem strengeren Beobachter nicht entgangen sein, daß dieses tiefblaue, schöne Auge Momente hatte, wo es unruhig aufblitzte und ein Strahl wilder Glut daraus leuchtete, der durch sein verzehrendes Feuer erschrecken mußte.

So bot diese Erscheinung die wunderbarste Mischung von hinreißender Schönheit und abstoßend unheimlichem Wesen, und war es diese Wirkung ihres Aeußern, oder lag Absicht zu Grunde, die junge Dame schien abgeschlossen von der Außenwelt, ohne Verkehr mit den Nachbarn, ohne größere Verbindung mit den zahlreichen Familien Bordeaux's, fast einsam und nur auf den Umgang mit einigen sehr wenigen Personen beschränkt, auf ihrem Landhause zu leben.

So eben trat ein Diener zu ihr und meldete einen der gewohnten Besucher an. Ohne zu antworten, erhob sich die junge Dame rasch und machte ein paar Schritte im Garten gegen die Thüre zum rückwärtigen Eingange.

»Willkommen, Marcell!« rief sie dem Kommenden schon von weitem entgegen und streckte ihm die Hand zum Gruße hin, welche dieser, als er zu ihr herantrat, ehrerbietig an seine Lippen führte.

Dieser Marcell war derselbe, welcher in jener Begräbnißnacht auf dem Stephansfreidhof in Wien eine so verhängnißvolle Rolle gespielt hatte, derselbe, welcher als der Mittelpunct eines großen geheimnißvollen Gewebes aufgetreten war, in welches er Robert Haimon ebenso, wie den alten Martin verstrickte, während er anderseits auch Verbindungen mit den Adepten unterhalten hatte.

»Es ist gut, daß Sie kommen, Marcell!« rief die junge Dame. »Sie glauben nicht, wie ich mich seit einigen Tagen wieder langweile und doch bin ich ein so folgsames Kind, daß ich nichts thue, was Sie nicht für gut finden. Sie haben gewollt, daß ich hier lebe, wie eine verzauberte Prinzessin und ich unterwerfe mich dem, obgleich es mir manchmal um meine goldene Freiheit herzlich leid ist.«

»Sie werden in kurzer Zeit zehnfachen Ersatz dafür finden, denn wenn nicht neue und unerwartete Hindernisse dazwischen kommen, so stehen Sie in wenigen Wochen vielleicht schon am Ziele Ihrer Wünsche, als die Trägerin eines glänzenden, erlauchten Namens und als Besitzerin eines Vermögens, welches Ihnen gestatten wird, die kühnsten Träume ihrer Phantasie zu verwirklichen. Ich hoffe, theure Flore, daß es bald an der Zeit sein wird, wo die Schleier fallen müssen, welche das mühsame Werk mehrerer Jahre bisher umhüllten.«

Die Dame hatte ihm überrascht, aber mit unverkennbarer Freude und Spannung zugehört.

»Wie?« rief sie aus, »Sie glauben, Marcell, daß wir

schon so nahe dem Ziele sind? Ach, es ist mir immer, als wenn diese Unternehmung kein Glück bringen sollte und in stiller Nacht, wenn ich über die Zukunft nachdenke, ist es mir oft, als ob eine leise Stimme durch das Zimmer flüsterte und in traurigen Tönen mich abhalten wollte, weiter diesen Weg zu verfolgen. Glauben Sie mir, Marcell, es ist mir manchmal, als ob ich diesen Glanz und Wohlstand von mir werfen sollte, als ob es mich auf die Straße hinaustriebe, es dort allen Leuten zu verkündigen, daß ich . . .«

»Halten Sie ein,« rief Marcell rasch; »bedenken Sie, wie nahe wir dem Ziele stehen und welche Opfer, welche Mühen und Gefahren es gekostet hat, so weit nur zu kommen. Jetzt zurücktreten, hieße sich selbst aufgeben, hieße den Demant, den man schon in der Hand hat, wegwerfen, weil er noch geschliffen werden muß, hieße die Kette sprengen, welche unsere ganze Zukunft an ein Reich des Glückes gefesselt hält. Und weswegen? Weil vielleicht das trübe Bild eines Traumes für einen Augenblick den hellen Spiegel Ihres Geistes dunkler angehaucht hat? Um aller Heiligen willen, Flore, was ist Ihnen geschehen, daß Sie, die starke, muthige, entschlossene Fürstin unseres Bundes, so plötzlich sich von Allem lossagen wollen?«

»Wer sagt Ihnen denn, daß ich mich lossagen will?« entgegnete Flore rasch und ging einige Schritte weiter in den Garten; »ich glaubte, Sie sollten mich kennen und wissen, daß mir manchmal ein toller Einfall wohl durch den Kopf schießt. — Aber — — wissen Sie wohl, Marcell, ich glaube, daß ich noch manchmal an den übrig gebliebenen Folgen ehemaliger Frömmigkeit leide,« fügte die junge Dame lachend hinzu; »Sie müssen deswegen schon noch ein bischen Geduld mit mir haben. Man treibt die Gedanken, welche von Ju-

gend auf, sich eingenistet haben, nicht leicht wie Schmetterlinge aus dem Kopfe.«

»Ich bewundere den starken Geist, mit welchem Sie sich über die Vorurtheile Ihrer Erziehung hinwegzusetzen bestreben, es ist dies der hoffnungsreiche Anfang eines glücklichen Endes unserer Unternehmungen. Der heutige Tag scheint mir überhaupt ein von Glück gesegneter. Ich habe so eben ein Schreiben aus Wien auf geheimem Wege erhalten und dieses ist eigentlich die Ursache, welche mich vor allem bewogen hat, in Ihre beglückende Nähe zu eilen.«

»Ich danke Ihnen, Marcell,« sagte Flore etwas kurz abbrechend, »Sie wissen, ich bin keine Freundin so süßer Redensarten. Aber der Brief, diese Hauptsache, was enthält er? Ach, ein Schreiben von Wien, Sie glauben nicht, Marcell, wie mich dieses bloße Wort schon ergreift.«

»Hier ist der Brief,« antwortete Marcell und reichte ihr ein ziemlich starkes Schreiben.

»Ich glaube, Sie wollen spotten,« rief die junge Dame und ein dunkles Roth färbte ihr Gesicht; »Sie wissen doch, ich liebe es nicht, selbst zu lesen, ich ersuche Sie deshalb, mich mit dem Inhalte des Briefes bekannt zu machen.«

»Ja so — verzeihen Sie mir. Ist es denn möglich, in Ihrer Gegenwart an etwas anderes als den Verein aller Vollkommenheiten zu denken?«

»Der Brief! der Brief!« rief Flore ungeduldig.

»Nun wohl, so hören Sie. Der Vater der Baronin Rosa — Sie wissen, daß diese Dame sich unseren Zwecken sehr geneigt zeigte, — ist bereits seit einiger Zeit durch meinen Freund, *den geheimen Kanzlisten Schreiber*, vorzüglich *aber durch Doctor* Mesmer, vollkommen gewonnen. Alle

Einleitungen sind getroffen, daß die Erbschaft, auf welche Baron Linden das vollste Recht zu haben glaubt, ihm entrissen, und —« hier neigte Marcell das Haupt — »der rechtmäßigen Eigenthümerin überantwortet werde.«

»O, endlich! endlich!« rief Flore mit einem Ausdrucke der tiefsten Befriedigung aus.

»Aber der Baron schreibt mir, daß es von der höchsten Wichtigkeit wäre, wenn Sie selbst in Wien erschienen. Er versichert mir, daß Niemand mehr an mein letztes Auftreten dort denkt, an dessen Mißglücken Sie selbst nicht ohne alle Schuld sind.«

»Ich? warum ich? Befahl ich Ihnen, so gewaltthätige Mittel zu ergreifen? Das sei ferne von mir.«

»Gewiß nicht, aber Sie empfahlen mir, diesem Haimon zu vertrauen und welche Erfahrungen mußte ich dann bei ihm und seiner Schwester machen?«

»Also nach Wien sollen wir?« sagte Flore nachdenkend, ohne die letzten Bemerkungen Marcells zu beachten. — »Gut,« rief sie nach kurzem Bedenken aus, »es sei! ob früher oder später, ich fühle es, daß in meiner Vaterstadt sich auch mein Schicksal entscheiden muß und es wäre Feigheit, wollte ich ausweichen. Hören Sie, Marcell, wir reisen!«

»Wie? so rasch sind Sie entschlossen?« sagte er verwundert, konnte aber seine geheime Freude kaum verbergen.

»Wir reisen! sage ich Ihnen,« wiederholte sie entschlossen, »und ich beauftrage Sie, sobald als möglich alles Nothwendige zu veranlassen.«

Marcell verbeugte sich und fragte, ob sie nicht früher *noch etwas* Näheres aus dem Briefe des Barons wissen *wolle*.

»Wozu?« sagte sie; »die Hauptsache ist, daß er meine Anwesenheit in Wien für nothwendig hält. Das Uebrige erlaube ich Ihnen, Marcell, mir während der langweiligen Reise auseinanderzusetzen. Leben Sie wohl. Ich hoffe, Ihr Eifer wird es möglich machen, daß wir Bordeaux bald verlassen.«

Um dieselbe Zeit, als Marcell in Bordeaux diese Unterredung mit Flore hatte und der Entschluß zur Abreise nach Wien gefaßt wurde, befand sich in einem mit auserlesener Pracht eingerichteten Salon zu Paris eine kleine Gesellschaft beisammen. Wir kennen bereits einen dieser Herren — den Marquis von Saint Germain, welcher mit drei älteren Herren in einem, wie es schien, sehr angelegentlichen Gespräche begriffen war. Die Gesellschaft saß in der Nähe des Fensters, dessen schwere Vorhänge zum Theile stark zurückgeschlagen waren und der warmen Frühlingsluft den Eintritt gewährten. Ein alter Mann, dessen Haupt nur noch mit wenigen schneeweißen Haaren bedeckt war, führte soeben das Wort und Alle, vorzüglich aber Saint Germain, spendeten seiner Rede gespannte Aufmerksamkeit.

»Das ist meine Meinung,« schloß er endlich, »es handelt sich darum, den Orden von allen jenen Auswüchsen und Charlatanerien zu befreien, welche der reinen ungehemmten Entwicklung der Menschheit nur hindernd in den Weg treten, Alles abzustreifen, was allzusehr an den irdischen Staub des gemeinen Werktaglebens mahnt und vor allem nur immer die freie, gottähnliche Entwicklung des Menschengeistes zu befördern. Wir wissen es, wie viele Unberufene sich eingedrängt haben, und haben es leider nur zu sehr erfahren, zu

welchen unlauteren Zwecken oft der Name des Ordens und die Macht unserer Verbindungen mißbraucht worden sind.«

»Vor allem,« nahm ein Anderer, ebenfalls schon ein Greis, das Wort, »wäre ich dafür, daß wir unseren Einfluß in Deutschland geltend zu machen suchen. Dieses Volk der Gedanken ist nur zu leicht empfänglich für alle Täuschungen gewissenloser Phantasten und der Verfall in Secten ist nirgends so sehr zu besorgen, als eben in Deutschland, wo man leichtgläubig genug ist, sich an das Wort und nicht immer an den Sinn zu halten.«

»In Wien,« sagte der Dritte, »stehen wir jetzt fast ganz ohne Verbindung und die Nachrichten von dort lauten traurig genug. Die öffentlichen Logen sind verschwunden, aber in den geheimen Tempeln machen Heuchelei und Schlechtigkeit sich breit, der erhabene Zweck des Bauens ist herabgezerrt zur elenden Adeptenwirthschaft und jetzt haben wir noch einen großen Verlust erlitten — —«

Saint Germain allein schien nicht dieser Meinung. »Unser erhabener Bruder,« sagte er, »hat nicht Unrecht, wenn er die Lage des Tempels in Wien als traurig schildert, aber ich hege die feste Ueberzeugung, daß diese Verhältnisse ihrem Ende entgegengehen. Meine letzte Anwesenheit an den Ufern der Donau ist, wie ich weiß, nicht fruchtlos geblieben. Neue Kräfte, thätig für uns, ohne es selbst zu wissen, wessen Werkzeuge sie sind, bereiten eine neue herrliche Zeit vor. Aber es ist nothwendig, daß, bevor diese eintreten kann, der Boden geebnet werde, auf welchem der neue Bau der Zukunft fußen soll. Ich werde schonungslos die Baalsdiener *verfolgen*, welche den heiligen Namen des Bundes zu ihren *niedrigen* Zwecken benützen und muß hier zugleich erklären,

daß in der nächsten Zeit meine Anwesenheit in Wien wieder nothwendig sein wird.«

Eine Bewegung des Erstaunens wurde bei allen Anwesenden sichtbar.

»Ich habe nicht ohne Absicht,« fuhr der Marquis fort, »diese heutige Besprechung gewünscht. Ich reise noch in dieser Nacht ab, denn es gilt, ein Verbrecherpaar zu beobachten, welches wahrscheinlich in den nächsten Tagen bereits den Weg nach Wien nehmen wird, um dort mit Hilfe niedriger Diener unseres Bundes einen Raub an Vermögen, einen Mord an Ehre, einen Todtschlag an dem stillen Glücke mehrerer reinen Wesen zu begehen.«

In diesem Augenblicke flog eine weiße Taube durch das offene Fenster und in einen großen Bauer, welcher auf einem prachtvollen Marmortische stand.

»Ach! mein Bote aus Bordeaux ist schon da,« sagte der Marquis und löste einen kleinen Papierstreif aus einer Federspule, welche die Taube unter einem Flügel befestigt trug; »da seht, hier steht es: Reisefertig! Also man hat mich genau von Wien aus unterrichtet, als man mir meldete, es seien Briefe abgegangen, um jenen aus allen Orients ausgestoßenen Marcell zu einem gemeinsamen Wirken mit seinen dortigen Spießgesellen nach Wien einzuladen.«

Saint Germain reichte Allen die Hand zum Abschiede. »Es braucht unter uns keiner Worte,« sagte er, »wir alle wissen es, daß wir treu aneinander und an der großen Sache hängen, der wir unser Leben geweiht haben. Was ich zu thun habe, weiß ich, so wie Ihr auf mich, so kann ich auch auf Euch bauen. Sendet mir jeden Tag in den Abendstunden die *Nachrichten*, die aus Spanien, aus England und *Italien durch* unsere Tauben gebracht werden. Ich werde je-

den Morgen meinen geflügelten Boten schicken, so daß wir mit der Schnelligkeit des Vogelfluges genau von allem unterrichtet bleiben. Ich hoffe, dieses unschuldige Geheimniß unseres Briefverkehrs wird durch das Glück begünstigt auch fernerhin ebenso wie bisher bewahrt bleiben. — Ist es doch ohnehin die einzige Täuschung, welche wir uns erlauben.«

Die Männer reichten doppelt verschlungen sich die Hände, ihre Stirnen berührten sich gegenseitig, ein leiser Gesang floß von ihren Lippen, dann schieden sie schweigend von einander.

II.

Flore und Marcell waren in der That abgereist, und zwar waren die Vorbereitungen mit solcher Raschheit betrieben worden, daß man bei den Nachbarn in Bastide eben so wenig eine Ahnung davon hatte, als man es in den Kreisen jener Familien in Bordeaux erfuhr, welche Flore von Zeit zu Zeit theils selbst zu besuchen pflegte, oder deren jüngere Mitglieder sie bei sich sah. Die schnelle Abreise erregte indessen kein besonderes Aufsehen. Man war es, vorzüglich von Marcell, gewohnt, daß er oft auf längere Zeit sich entfernte und dann plötzlich wieder in Bordeaux erschien; Marcell galt aber als Florens naher Verwandter, als eine Art Vormund und natürlicher Beschützer, wenn sie auch in Gegenwart von Fremden ihm gegenüber eine kalte, ruhige, gemessene Haltung bewahrte.

Das Reisen in damaliger Zeit war noch kein solches durch das Land fliegen wie heute. Der Kutscher, wel-

cher seine Pferde schonte, und die schlechten Straßen, welche dem Wagen keine allzugroße Schnelligkeit erlaubten, standen in einer so innigen Wechselwirkung zu einander und mit der Bequemlichkeit der Reisenden, daß es schon viel war, wenn man acht bis zehn Wegstunden des Tages machte, und nach solcher Anstrengung hielt man viel darauf, bei guter Zeit und hellem Tageslichte noch in irgend einem Wirthshause an der Heerstraße einzukehren, wo ein reichliches Abendessen den hungrigen Leib erquicken und ein gutes Bett die Ermüdung des mehrstündigen Fahrens aus den Gliedern treiben mußte.

So war Flore und ihr Begleiter in bequemen Tagereisen durch ganz Frankreich gezogen und kehrten eines Abends in einem kleinen Städtchen nicht weit von der deutschen Grenze ein. Marcell schien mit diesem Aufenthalte ziemlich unzufrieden; es war ihm unangenehm, gerade hier die Nacht zuzubringen, aber einer der damals auf Reisen so häufigen Unfälle, eine Beschädigung des Wagens, hatte eine Fortsetzung der Fahrt für heute unmöglich gemacht. Flore dagegen schien sich in dem schön gelegenen Wirthshause, in dessen Garten eine Terrasse die prachtvolle Aussicht über die anmuthige Landschaft bot, so sehr zu gefallen, daß sie befahl, das Nachtessen auf eben dieser Terrasse aufzutragen.

Da es bei ihrer Ankunft in dem Wirthshause noch leidlich früh am Nachmittag war, hatte Flore den Wunsch geäußert, einen Gang durch das Städtchen zu machen, dessen reizende Lage sie so anzog. Marcell, welcher seit der Ankunft an diesem Orte überhaupt finsterer war, als Flore sich erinnerte, ihn je gesehen zu haben, und eine sichtliche Unruhe nicht bemeistern konnte, hatte anfangs seine Begleiterin von ihrem Vorhaben *abzubringen gesucht*. Der Widerspruch hatte das *Verlangen, wie gewöhnlich*, nur erhöht. Nachdem die junge

Dame erst die Einwendung ganz zu überhören geschienen, war ihr Marcell schroffer, wie sie es bei seinem sonst so glatten Wesen gewohnt war, entgegen getreten, so daß sie es für gerathen gehalten, einen Wunsch fallen zu lassen, welcher zu einem Zwiste mit dem Manne Veranlassung geben konnte, in dessen Händen sie sich wenigstens während der Reise befand. Sie hatte deshalb schweigend das Zimmer verlassen, um sich auf die Terrasse zu begeben, welche noch ganz leer von Besuchern war.

Sie lehnte dort in Gedanken versunken an dem hölzernen Geländer, welches rings herumlief, und starrte in die Landschaft hinaus, welche sich vor ihren Blicken ausbreitete. Ihr Blick schweifte über das üppige Thal zu ihren Füßen, aus welchem die weißen Gruppen blühender Obstbäume wie Schwäne auf der grünen Flut auftauchten, während die fernen Berge am Horizonte in tiefblauem Dufte schwammen. Eine wunderbare Ruhe herrschte ringsum, das Geräusch des Hauses drang nicht durch den Garten, noch weiter entfernt lag die kleine Stadt mit ihrem lauten Treiben, nur das beginnende Flüstern des Abendwindes spielte in den Blättern der Bäume, und der einzelne, lang gezogene Ruf eines Vogels drang durch die Ruhe der sich zum Schlummer vorbereitenden Natur.

Plötzlich störte ein Geräusch von Tritten unter der Terrasse die Dame in ihren Träumen. Sie blickte hinab. Das weinende Flehen einer Bettlerin traf ihr Herz. — »Die heilige Muttergottes wird es vergelten!« tönte es zu ihr bittend hinauf. Zwei abgemagerte zitternde Arme streckten sich aus einer Umhüllung von Lumpen hervor, um die Gabe aufzufangen. — Flore warf ihr ein Goldstück zu, das die Bett-

lerin vor Freude an ihre Lippen drückte; plötzlich aber schleuderte sie es weit von sich.

»Was ist das?« schrie sie mit heiserer, krächzender Stimme, »dieses Gold brennt wie das höllische Feuer. Das ist nicht eine Gabe des Glückes, nicht eine Spende, die Segen bringt, an diesem Golde klebt ein Fluch, es ist im Unrecht erworben und wird mit Schande wieder schwinden.«

Flore fühlte, wie sie bei den Worten der alten Bettlerin zu zittern begann, fast krampfhaft mußte sie sich an das Geländer halten, und alle Farbe war selbst unter der leichten Schminke aus ihrem Gesichte gewichen. Glücklicherweise betrat der Wirth des Hauses mit einem Fremden die Terrasse. Flore fühlte sich nicht mehr allein, und ihr Muth begann zurückzukehren. Der Wirth, welcher im ersten Augenblicke ihr verstörtes Aussehen bemerkt hatte, fragte besorgt, was ihr zugestoßen sei? Sie wies mit abgewendetem Gesichte auf die Bettlerin, welche noch immer unter der Terrasse stand.

»Geht heim, Mutter Sibylla,« sagte er gutmüthig, als er die Alte erblickte; »jetzt wird es schon Abend, und Ihr wißt, es thut Euch der Sonnenuntergang nicht gut. — Sie ist eine arme Wahnsinnige,« flüsterte er leise zu Flore, »aber man darf nicht hart mit ihr sprechen, sie ist verwöhnt, das Volk hält sie für eine Wahrsagerin und Heilige.«

Die Alte aber hatte auf seine Aufforderung nur gelacht und jetzt tönte wieder ihre Stimme herauf: »Kommt der Abend, laß ihn kommen, er ist doch noch besser als die Nacht, die aus der Sünde, als die Sünde, die aus dem Betruge, und der Betrug, der aus der niedern Gier hervorgeht. Betet Ihr *Unglücklichen*, die Ihr noch in den Banden der bösen *Welt verstrickt seid*, betet alle, die Ihr jung seid, denn die

Zeit der Prüfung naht, und fürchterliche Tage werden über Euch hereinbrechen. O, wie die Flammen auf allen Seiten hervorlodern! das sind die rothen Arme, welche die Hölle heraufstreckt, um die ihr verfallene Welt in die Tiefe zu reißen. Thut Buße, eh' es zu spät wird!«

Der Wirth starrte bleich auf Flore, bald auf den Fremden, in dessen Begleitung er die Terrasse bestiegen hatte. — »Die Wahnsinnige,« sagte er endlich leise, »ahnt ein Unheil, das sich an die Schritte einer Person ketten wird, welche jetzt in ihrer Nähe sich befindet. Betet, Euer Gnaden,« wendete er sich zu Flore. »Und auch Ihr, mein Herr,« sagte er zu dem Fremden, »denn man erzählt hier in der Gegend, daß noch Alles eingetroffen, was die alte Frau in ihrem Wahnsinn voraussagte.«

Flore faltete unwillkürlich die Hände zum Gebete, ihre Lippen flüsterten Worte der Andacht, wenn auch ihre Gedanken zerstreut über ihr vergangenes Leben hinflogen und über die Zukunft, deren Schleier für einen Augenblick sich heben wollte.

Der Fremde hatte sich indeß über die Gallerie der Terrasse gelehnt, und mit ernster, wohlklingender Stimme, welche wunderbar ergreifend zum Herzen drang, rief er der Armen hinab:

»Geh' zur Ruhe, Mutter, die Sterne des Himmels wachen des Nachts über die Welt.«

Der Ton dieser Worte äußerte eine ganz unerklärliche Wirkung auf die Wahnsinnige. Wie in Verzückung hob sie die welken Arme zu dem Fremden empor, welcher segnend seine Hand gegen sie ausstreckte, und je länger er sie ober dem Haupte der Wahnsinnigen hielt, desto ruhiger wurden ihre Züge. Mit unverkennbarer Scheu betrachtete sowohl der

Wirth als Flore diesen wunderbaren Einfluß des Fremden. Die junge Dame konnte sich bei dem Anblick dieses Mannes, dessen Wesen von einer unnennbaren Würde umflossen war, eines geheimen Grauens nicht entschlagen, es war jenes ahnungsvolle Gefühl, welches den Menschen oft beschleicht, wenn sich unbewußt seiner äußern Sinne der Schleier der Zukunft etwas lüftet. Man ahnt dann das Wesen eines, in das gewöhnliche Leben hineingreifenden Unbekannten und Unsichtbaren, ohne ihm Namen oder Körper verleihen zu können.

»Jeder Schritt von Dir sei gesegnet! Jedes Wort von Dir sei gelobt!« rief die Wahnsinnige zu dem Fremden hinauf, und ging langsam in derselben Richtung unter der Terrasse fort, welche er mit den ausgestreckten Händen ihr vorzuzeichnen schien. Man hörte beinahe ihren schweren Tritt auf dem Grase, so still war es eben geworden. Der Fremde schien Flore genau ins Auge fassen zu wollen, welche aber seinem Blicke scheu auszuweichen suchte.—

»Ich werde nicht hier speisen,« sagte sie zum Wirth, welcher sich eben mit der Frage: ob er auftragen sollte, an sie gewendet hatte; »nein, nein, nicht hier! die Erscheinung der Alten hat mich erschreckt, und man weiß ja nicht, ob der nächste Augenblick sie nicht neuerdings hierher zurückbringt. Ich fürchte mich vor Wahnsinnigen und diese hat mich so sehr erschreckt.«

Die junge Dame verließ die Terrasse und zog sich in ihr Zimmer zurück. Sie wollte eine kurze Zeit die Erschütterung ihrer Seele austoben lassen, bevor sie sich in den Speisesaal begab, wohin sie die Mahlzeit bestellt hatte.

Marcell war ausgegangen, und im ersten Augenblicke Flore nicht unangenehm von dieser Entdeckung überrascht.

Sie fühlte es, daß der Einfluß dieses Mannes auf sie seit einiger Zeit ein ganz anderer, ein stärkerer geworden war, als sie jemals selbst hatte ahnen können. Statt in ihm den dienstfertigen Vollstrecker ihrer Pläne zu finden, sah sie seinen Einfluß immer mehr und mehr zunehmen, und das Verhältniß zwischen Beiden schien ein vollkommen umgewechseltes zu sein, er war der Herr, sie das Werkzeug geworden. Sie hatte dadurch, daß sie ihm die Leitung aller Verbindungen übertragen, ihm eine Macht eingeräumt, welche er nur zu wohl zu benützen verstand, und deren Druck Flore bereits zu empfinden begann. Sie fühlte ihr Gewissen nicht rein genug, um nicht über die Erinnerung an die drohenden Worte der Wahnsinnigen von einem tiefen Schauer ergriffen zu werden. Marcell fand sie in Thränen, als er, heimkehrend von einem Geschäftsgange, wie er sagte, in ihr Zimmer trat.

Sie erzählte ihm Alles. Sie mußte durch eine Mittheilung ihre quälenden Gedanken erleichtern, und sie war in diesem Augenblicke zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie den Eindruck, welchen ihre Worte auf Marcell machten, hätte beobachten können.

Er war im ersten Augenblicke, als sie ihm die Wahnsinnige schilderte, bleich geworden und seine Stirn runzelte sich wie im Zorn; je weiter sie ihm aber erzählte, desto mehr wurde er wieder Herr seiner innern Bewegung.

»Einer Wahnsinnigen wegen,« sagte er lachend, »wollen Sie die Heiterkeit Ihrer Seele trüben? Sind Sie auch der starke, freie Geist, der bisher uns Männer zu Thaten anspornte, und, wo wir noch glauben mußten zu überlegen, unsere Bedenken siegreich widerlegte? Erheben Sie sich über diese verrätherische Schwäche, welche nur die Ueber-

raschung des Augenblickes, nicht aber Ihre Ueberzeugung Ihnen aufgedrungen hat.«

»Daß es hier, so nahe der Grenze Deutschlands war, wo dieser Eulen[illegible], an mein Ohr drang, das war es, was mich im ersten Augenblicke erschütterte. Es kam mir in den Sinn, als wenn mein Glück hier zurückbliebe und ein Fluch mir nun folgen würde.«

»Thörichte Gedanken, kindische Ausgeburten eines furchtsamen Gehirns. Kommen Sie, soeben klopft man an unsere Thüre. Es wird der Wirth sein, welcher die Tafelzeit ankündigt. Wir wollen die bösen Träume in einer Flut goldenen Champagners ertränken. Die hellen Perlen des Weines werden schönere Bilder vor Ihre Seele zaubern.«

»Marcell, ich war seit langer Zeit nicht so beklommen, als heute, es ist mir immer, als ob ich an einem Scheidewege stünde, und der nächste Schritt zum unrettbaren Verderben führen müßte.«

»Wer sollte denken, daß die starke, geistreiche, muthige Flore sich mit solchen Gedanken quälen könne? Kommen Sie, kommen Sie!«

Sie gab nach. Sie versuchte es, die düsteren Ahnungen ihrer Seele zurückzudrängen und war bemüht, sich über ihre eigene Unruhe zu beschwichtigen. Es gelang Ihr um so leichter, als sie mit einer Art Hast sich selbst zu betäuben und Vergessenheit zu finden hoffte. An Marcells Arm trat sie in den kleinen, aber sehr niedlichen Speisesaal des Gasthauses, wo bereits ein Tisch für sie und ihren Begleiter bereit war. Sie zuckte leicht zusammen, als sie an einem Tische nebenan den Fremden, welcher mit dem Wirthe auf der Terrasse gewesen war, *sitzen sah*. Auch Marcell erblickte ihn nicht ohne

Ueberraschung, und ein Ausdruck von Staunen und Erschrecken glitt bei diesem Anblicke über seine Züge. Er verstand es aber, diese Bewegung seines Innern so meisterhaft zu verbergen, daß Flore, ohnehin nur mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, gar nichts davon gemerkt zu haben schien.

Man setzte sich zu Tische. Sie waren Beide im Anfange ziemlich schweigsam, doch der Champagner, welchen Marcell fleißig einschenkte, sollte bald seine Wirkung äußern.

»Wie thöricht war ich doch!« rief Flore nach einer Weile, »daß ich von diesen Träumen einer Wahnsinnigen mich beunruhigen ließ!«

»Wann hätte die Welt etwas Großes gesehen,« antwortete ihr Begleiter, »wenn es nicht die Eigenthümlichkeit starker Geister wäre, sich über alle kleinlichen Rücksichten hinweg zu setzen? — Der Aberglaube ist der Feind jeder großen That,« rief er aus und sein Glas hebend trank er Flore den Toast zu: »Nieder mit dem Aberglauben!«

Die junge Dame schien immer wärmer und wärmer zu werden.

»Auf das Gelingen unserer Reise, auf das Wohl unserer Freunde, auf die Thatkraft unserer Genossen in Wien!« rief sie aus und hielt ihm das Glas zum Anstoßen hin.

Die Gläser klangen zusammen, aber in demselben Augenblicke rief eine tiefe, gebietende Stimme hinter ihnen: »Gedenkt des Ausspruches der Propehtin! Thut Buße, so lange es noch Zeit ist!«

Ueberrascht sahen sich Beide um. Niemand war im Saale, als jener Fremde, welcher sich erhoben hatte und einen Blick voll unsäglicher Verachtung auf das Paar schleuderte.

»Mein Herr!« rief Marcell, dem der Wein bereits

den klaren Sinn zu trüben begann, »wem gilt dieser Blick, in welchem so viel Herausforderung liegt?«

»Dem Verbrecher,« sagte Saint Germain — denn dieser war der Fremde — ernst und mit unerschütterlicher Ruhe.

»Mir das!« schrie jetzt Marcell, den der Zorn noch mehr verwirrte, und stürzte trotz des Zurückhaltens von Flore gegen den Marquis; dieser hielt ihm aber die Hand entgegengestreckt und Marcell blieb wie eingewurzelt zwei Schritte vor ihm stehen.

»Thor!« sagte der Marquis, »Du bist erbärmlicher noch, als ich dachte, wir werden uns wiedersehen.«

Vor Marcells Augen schwamm es wie ein dunkler Schleier, auf den Ruf Florens stürzte von allen Seiten Dienerschaft herbei, Saint Germain war verschwunden.

III.

Ohne ein weiteres neues Abenteuer legten von jetzt an die beiden Reisenden den Weg bis Wien zurück. Nicht ohne einige Unruhe betrat Marcell wieder das Weichbild einer Stadt, welche er vor länger als einem Jahre als Flüchtling, und mit der Schuld eines beabsichtigten Verbrechens beladen, verlassen hatte. Er scheute sich darum, in der innern Stadt zu wohnen, wo er mehr beobachtet und eher erkannt werden konnte; er für seine Person stieg in einem kleinen Gasthause in Mariahilf, im goldenen Ochsen, ab, während Flore ihre Wohnung im Schwan auf dem Mehlmarkte nehmen mußte.

Der erste Gang Marcells war zu dem Doctor Mesmer, seinem alten Freunde und dem Genossen des nächtlichen Vorganges auf dem Stephansfreidhof. Mesmer hatte zwar bereits seit längerer Zeit alle Verbindung mit jenen Männern

abgebrochen, welche damals zu einem Zwecke zusammenzuwirken schienen, er hatte selbst Marcell auf dessen letzte Briefe nicht mehr geantwortet; dieser aber schien entschlossen, den Doctor, wenn er sich der Verbindung sollte entziehen wollen, selbst mit Gewalt daran zu fesseln. Die Gemeinschaft bei früheren Unternehmungen galt Marcell für ein hinlänglich zwingendes Mittel, um den Doctor, selbst wider dessen Willen, für seine Interessen zu benützen, und es schien ihm eine um so geeignetere Person, als Mesmer seit einiger Zeit begonnen hatte, durch seine Wundercuren die Aufmerksamkeit selbst der höchsten Kreise auf sich zu ziehen.

Mesmer war es nun, welcher Marcell von dem neuesten Stande der Verhältnisse unterrichtete. Die Nachrichten klangen nicht ganz erwünscht. Es ging daraus hervor, daß ein mächtiger Schutz sowohl über Linden als Robert seine Hand gebreitet habe, und vorzüglich der Letztere eine genaue Einsicht in das Räderwerk jener Maschine gewonnen habe, zu deren willenlos bewegender Kraft man ihn damals hatte machen wollen.

Jetzt war es nothwendig, in anderer Weise vorzugehen. Marcell hätte Robert gern ganz aus dem Spiele gelassen, wenn er nicht bei der ihm bekannten genauen Verbindung des jungen Linden mit Haimon befürchten mußte, jedenfalls verrathen zu werden. Hätte er gewußt, daß die Verbindung beider Familien durch das Machtwort des alten Barons zerrissen sei, so wären der Vater Rosa's und der Kanzlist Schreiber gefügige und entschlossene Werkzeuge genug gewesen, um bei dem alten Linden seinen Zweck zu erreichen. So wollte er denn um jeden Preis sich des jungen Haimon versichern.

Ein Weg schien ihm dazu am geeignetsten und dieser wurde auch eingeschlagen. —

Robert war nicht wenig überrascht, als eines Morgens, wie er eben im Zimmer seiner Hausfrau mit dieser bei dem Frühstücke saß, der Hausknecht des Gasthauses zum Schwan in der Küche nach ihm fragte, und darauf bestand, ihm selbst einen Brief von einer fremden Dame übergeben zu müssen, da er sogleich auch eine Antwort zurückbringen sollte.

Als das Dienstmädchen Robert dieses meldete, warf er überrascht einen Blick auf die ihm gegenübersitzende Maria, und es entging ihm nicht, daß eine gewisse Unruhe sich in ihren Zügen abspiegelte.

»Unerklärlich!« rief er aufstehend aus; »wer kann diese Dame sein, und was überhaupt hat eine fremde Dame mir so Wichtiges mitzutheilen? — Seien Sie unbesorgt,« sagte er mit der ganzen unverschleierten Offenheit seines ehrlichen Sinnes, »es kann nur ein Mißverständniß, eine Verwechslung von Namen sein: doch, wir werden sogleich Klarheit haben.«

Er verließ rasch das Zimmer und trat in die Küche, wo der Hausknecht vom Schwan, eine vierschrötige Figur mit blauem Fürtuch vor und eine schwarze Pelzkappe in der einen Hand, ihn erwartete.

»Euer Gnaden, der Brief gehört wohl hieher,« sagte er und zog einen zierlichen kleinen Brief aus der Brusttasche, dessen Adresse er Robert zu lesen gab. Dieser fand in der That seinen Namen fest und deutlich aufgeschrieben, und — seine Hand begann zu zittern, als er die Schrift etwas näher und aufmerksamer prüfte. Dem Hausknecht entging es nicht, daß Robert, während er den Brief unschlüssig in der Hand hielt, mehrmals die Farbe wechselte.

»Euer Gnaden! ich muß eine Post zurückbringen,« sagte der Bursche, wie um Robert zum Eröffnen des Brie-

fes aufzufordern: »die Gnädige hat gemeint, daß ich gewiß eine Antwort krieg' und soll nicht eher fortgehen.«

Fast unwillkürlich löste Robert jetzt das feine Siegel, und die Schriftzüge, welche zu sehen er geahnt und zugleich gefürchtet hatte, blickten ihn in so herzlichen, milden, schwesterlichen Worten an, daß die ganze, in seiner Erinnerung fast bereits versunkene Vergangenheit jetzt neuerdings mit aller Kraft des ersten ungeschwächten Eindruckes vor seine Seele trat.

Ja, es war ein Schreiben von der unglücklichen Gespielin seiner Jugend, von Helene, die seinem Herzen einst so theuer gewesen, und die selbst das innige Band, welches ihre beiden Seelen verknüpft hatte, in so unbegreiflich leichtsinniger Weise durch ihre Flucht aus dem Hause seiner Mutter gelöst hatte.

Das Schreiben an Robert lautete:

»Die arme Helene an ihren Bruder Robert!

»Mit tiefgebeugter Seele sende ich diese Zeilen an Dich. Mögest Du sie nicht wie zudringliche Bettler von Dir stoßen. Sie kommen als eine Erinnerung jener schönen Zeit, von welcher ich glauben will, daß ihr Andenken in Dir eben so wenig erloschen ist, als bei mir, deren seligsten Anknüpfungspunct eines vergangenen Glückes sie bildet. Diese Zeilen sagen Dir, daß ich in deiner Nähe bin, und sie sprechen zugleich die flehende Bitte aus, mir den Trost einer Unterredung mit Dir nicht zu versagen. Ich baue auf Dich mit derselben Kraft der Zuversicht, mit welcher meine Seele sich einst an deinem Geiste emporrankte, vergiß für einen Augenblick, daß deine Lehren bei mir auf einen scheinbar unfruchtbaren Boden gefallen sind, sei Du jetzt milder, als ich einst often

gegen Dich war. Lasse mir eine Antwort sagen, es harrt derselben in ungeduldiger Erwartung deine vergessene Helene. — P. S. Sag' nur Ja! oder Nein! Die genaue Angabe meiner Wohnung findest Du unten.«

Robert hielt wie betäubt einen Augenblick den offenen Brief in der Hand und starrte in die feinen Züge der Schrift, die so wohlbekannt sein Auge getroffen hatten.

»Nun? was soll ich denn der Gnädigen sagen?« fragte mahnend der Hausknecht, dem sichtbar schon die Zeit zu lang wurde.

»Sagt — ich werde kommen!« rief Robert rasch und wie aus seiner Betäubung erwachend, »ich werde bald, sehr bald nach Euch kommen,« sagte er dringend, und ohne den Dank des Hausknechts für den empfangenen Botenlohn anzuhören, eilte er in das Zimmer zur alten Maria zurück, welche in scheinbarer Ruhe noch immer am Caffeetische saß. Sie warf bei seinem Eintritt einen forschenden Blick auf ihn und erkannte seine Verstörung.

Robert legte ihr den Brief vor. — »Lesen Sie,« sagte er, »und ermessen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß dieses Schreiben von jener Helene ist, welche die Gespielin meiner Jugend war, und als Schwester mit mir aufwuchs, wie begreiflich es ist, daß diese Zeilen und eine solche Sprache mich tief ergreifen mußten.«

Die alte Maria holte langsam ihre Brille hervor und begann noch langsamer den Brief zu lesen.

Endlich war sie damit zu Ende und legte ihn Robert wieder hin. — »Sie haben doch gesagt, daß Sie kommen werden?« fragte sie in einem Tone, welcher gar keine andere als eine bejahende Antwort zuließ.

»Ich habe zugesagt,« antwortete Robert mit gepreß-

ter Stimme, »aber, weiß es Gott, es kostet mich Ueberwindung, denn ich ahne nichts Gutes.«

»Man muß immer darauf gefaßt seyn,« sagte die Matrone, »im Leben manchen unangenehmen, manchen bittern Gang zu machen. Ich wünsche, Ihre Ahnung möge sich nicht erfüllen. — Gehen Sie jetzt bald, die arme Person hat so dringend geschrieben, daß ich mir wohl denken kann, mit welcher Ungeduld Sie erwartet werden, und,« fügte sie lächelnd und mit dem Finger drohend hinzu, »es ist gar nicht hübsch von Ihnen, eine junge Dame warten zu lassen. — Noch eins — heute Nachmittag werde ich nicht zu Hause sein, aber Abends sind Sie mir willkommen wie immer.«

Robert sah sie zögernd an, eine Frage schien noch auf seinen Lippen zu schweben, die Matrone lächelte und sagte endlich:

»Ob Antonie kommen wird, wollen Sie wissen? Ich weiß es selbst nicht, denn es gehen wichtige Dinge bei ihr vor. — — Wie Sie ungeduldig werden — Sie werden alles, was Sie zu wissen brauchen, erfahren, wenn die rechte Zeit gekommen sein wird. — Jetzt muß ich Sie gehen heißen, sonst kommen Sie zu spät zu Ihrer Pflegeschwester, und noch später in Ihre Kanzlei.«

Endlich entfernte er sich. Der neue Eindruck, welchen Maria's Worte: es gehen wichtige Dinge bei ihr vor — auf ihn, der Antoniens Bild bereits so tief und innig im Herzen trug, gemacht hatte, war ein so gewaltiger, daß für einen Augenblick fast der Gedanke an Helene bei ihm in den Hintergrund trat. Im nächsten Momente aber brach sich die Ueberzeugung, daß weder Maria noch Antonie einer Falschheit gegen ihn fähig seien, so siegreich in ihm Bahn, daß er be-

ruhigt das Haus verließ, um im Schwan seine unglückliche Pflegeschwester aufzusuchen.

Da sie ihm genau ihre Wohnung angegeben hatte, stieg er ohne zu fragen in den zweiten Stock hinauf, und befand sich an der Thüre des bezeichneten Zimmers einem jungen Mädchen gegenüber, das ihn französisch ansprach. Auf seine Aeußerung: er wünsche der Comtesse Fréle seine Aufwartung zu machen, bat sie ihn, einen Augenblick zu verziehen, und verschwand dann im Nebenzimmer. Bald erschien sie wieder und hieß den Besucher eintreten. Nicht ohne tiefe Bewegung machte Robert die verhängnißvollen Schritte. Die Thür schloß sich hinter ihm und sein Blick fiel auf die verführerische Gestalt Florens, welche in einem leichten Morgenkleide, das Haupt gesenkt und die Wangen von tiefer Glut übergossen, ihm langsam entgegentrat.

Sie blieb einen Schritt vor ihm stehen und schlug endlich, da er in ihrem Anschauen versunken das Schweigen nicht brach, das große, herrliche Auge mit einem flehenden Blicke voll tiefster unermeßlicher Innigkeit zu ihm auf. Sie hatte die Hände wie bittend zu ihm erhoben, und es schien ihm, als ob eine Thräne in ihrem Auge erglänzte.

»Mein Bruder Robert!« sagte sie endlich mit leiser, zitternder Stimme, deren Klang ihn in die glückliche Zeit vergangener Jahre zurückversetzte, »so sehen wir uns endlich wieder, und so fremd trittst Du deiner armen, verlassenen Helene entgegen?«

»Arm bist Du, Helene! verlassen!« rief er aus und ergriff ihre Hand in einem Auflodern des Mitgefühls. Im nächsten Augenblicke aber schweiften seine Blicke über ihre Gestalt, über das reiche Zimmer, und wenn auch ohne einen Ton der Bitterkeit, so sagte er doch ganz ernst: »Verlassen —

Helene, ich will dies glauben! Arm aber? Deine Umgebung zeugt von Reichthum. — Freilich,« setzte er schmerzlich hinzu, »es kann einen Reichthum geben, in dessen Glanz man sich dennoch sehr arm fühlt.«

In Florens Auge blitzte es bei diesen Worten wie ein unheimliches Feuer auf, sie wechselte die Farbe, aber im nächsten Augenblicke hatte sie bereits wieder ihre scheinbare Ruhe, den äußeren Anstrich jener Demuth gewonnen, mit welchem sie ihm entgegengetreten war.

»Wenn Du mir zürnst, Robert, ich werde es ertragen; ist es doch für mich schon Gnade genug, daß Du mich selbst deines Zornes würdig hältst. Beantworte mir eine Frage: Was macht deine, — ich wage es nicht zu sagen: unsere Mutter? Denkt sie meiner noch manchmal?«

Robert schwieg und sah düster zu Boden, endlich sagte er halblaut: »Auch ihre Gesundheit ist gebrochen und zum Theil durch Dich, durch jenen Marcell nämlich, den Du vor anderthalb Jahren an mich schicktest, und — doch Du wirst dieses selbst am besten wissen,« setzte er bitter hinzu.

Flore schlug schluchzend die Hände vor das Antlitz; es war in diesem Augenblicke ihr in der That ernst mit dem tiefen Schmerze, den sie zeigte, mit der Reue, welche sie äußerte.

»Glaubst Du, Robert, daß ich es werde wagen können, zu den Füßen der Mutter um Verzeihung zu flehen? Wird sie mich mild empfangen?«

Robert schwieg; er war zu sicher sich bewußt, daß er Floren keine tröstende Antwort geben könne.

»Und Sophie — meine Schwester, wird auch sie mich *verstoßen* — wie mich die Mutter von sich weist, und der *Bruder*, von dem ich es niemals erwartet hätte?«

Da Robert hartnäckig stumm blieb, fuhr sie nach einer Weile fort: »Ich sehe es wohl, ich bin Euch allen wie eine Todte, und mehr als dies noch, denn selbst der Gedanke an mich scheint Euch peinlich zu sein.«

»Glaube das nicht, Helene,« antwortete Robert, dem es wehe tat, der einst geliebten Schwester so schmerzliche Nachrichten mittheilen zu müssen; »wir denken Deiner oft, aber — ist es unsere Schuld, daß dieses Andenken kein freudiges sein kann?«

»O, Du hast Recht, und ich fühle nur zu tief die Wahrheit deiner Worte. Aber Eines, Robert, laß Dir gesagt sein. Ich bin jetzt nicht gekommen, um alte Wunden wieder aufzuwühlen, ich werde es ertragen, wenn die Mutter mich von sich stößt und Sophie mir ihre Hand entzieht, ich habe vor allen nur mit Dir allein zu reden, deinetwegen bin ich nach Wien gekommen, denn ich hoffte immer, wenn alles mich verlassen würde, Du, Robert, würdest an mein Herz glauben.«

Der junge Mann antwortete nicht. Flore ergriff seine Hand und führte sie an ihre Lippen. — »Ich habe eine weite Reise gemacht, um ein Geheimniß in deine Brust niederzulegen, um deine Hilfe bei einem entscheidenden Schritte meines Lebens in Anspruch zu nehmen; wirst Du mir diese versagen, Du, der Einzige, zu welchen mein Herz Vertrauen hat?«

»Ich werde Dir nach meinem besten Gewissen rathen — nur darf es nicht etwas sein, das gegen alles Gewissen ist —«

»Du verkennst mich, Robert, trage ich denn die Schuld, wenn Andere in meinem Namen und ohne meinen Willen sündigen? Komm', setze Dich zu mir und lasse uns ein vernünftiges Wort mitsammen sprechen.«

IV.

Flore hatte ihren Gast in das anstoßende Zimmer geführt, um ganz ungestört mit ihm zu reden. Es schien ihr Schlafgemach zu sein, wenigstens deuteten die geschlossenen Vorhänge eines Alcoven darauf hin. Hieher wagt meine Kammerfrau ungerufen uns nicht zu folgen, sagte sie, und meines Wissens wohnt Niemand nebenan.

»Du hast also eine Kammerfrau?« bemerkte Robert nicht ohne einen Anflug von Ironie; »in der That, man muß sagen, Du hast es weit gebracht, was den äußeren Glanz betrifft. Wir, meine Mutter, Sophie und ich sind noch eben so arm, wie sonst.«

Flore schien von diesen Worten unangenehm berührt. — »Noch Niemand,« sagte sie mit einer leichten Betonung verletzten Stolzes, »hat es mir zum Vorwurfe gemacht, daß ich die kleinen Annehmlichkeiten des Wohlstandes nicht von der Hand weise, da ich die Gelegenheit habe, sie zu genießen.«

»Aber um welchen Preis, Helene?« sagte Robert ernst; »ich frage Dich als Bruder, um welchen Preis?«

»Ich verstehe Dich nicht. Es will mir scheinen, als ob gerade Du, dem am meisten mit daran gelegen sein sollte, daß mir mein Recht werde, am wenigsten Antheil an meinem Loose und an meinem künftigen Schicksale nähmest. Robert, theurer Robert! das betrübt mich um so mehr, als gerade *meine* Hoffnung auf deine werkthätige Unterstützung nicht *der letzte* Beweggrund war, der mich hieher geführt.«

Der junge Mann sah ihr erstaunt und betroffen in das Gesicht. Jene aber, welche bemerkte, daß er ihr antworten wollte, ließ ihn nicht zu Worten kommen, und fuhr, seine Hand ergreifend fort:

»Ich weiß es wohl, Robert, daß Du Gründe genug zu haben glaubst, um mir mit Mißtrauen entgegen zu treten; ich fühle es, daß ich vor Dir wie eine Abenteurerin dastehen muß, und daß Du endlich vielleicht auch mir die Schuld deines unglücklichen Verhältnisses mit Marcell aufbürdest.«

»Woher weißt Du, daß jenes Verhältniß unglücklich war, wenn Du nicht eine weitere Verbindung mit jenem Schurken unterhieltst? Und wenn es in der That geschehen, dann verlange nicht, daß ich noch ein Wort weiter anhöre.«

Er stand auf und machte Miene fortzugehen. Flore hielt ihn sanft am Arme zurück und zog ihn wieder auf den Sessel neben sich nieder. »Es soll Dir Alles, Alles klar werden, sagte sie; ich fühle es zu tief, daß ich eine schwere Schuld gegen Dich gutzumachen habe, und ich verspreche Dir, es soll anders werden, wenn ich nur endlich einmal mein Ziel, das Streben meines Lebens erreicht habe.«

»Armes Mädchen, bist Du denn noch immer in dieser Phantasie befangen?« rief Robert aus und rückte seinen Stuhl näher an sie heran; »bist Du denn noch nicht zur Erkenntniß gekommen, daß Du getäuscht, betrogen bist, daß man Dich nur zum Werkzeuge schlechter Zwecke, vielleicht zu dem unwissentlichen Hebel eines Verbrechens benützen will?«

Flore schüttelte ungläubig den Kopf, und sah ihn lächelnd an. »Und wer bürgt Dir dafür,« sagte sie ruhig, »daß man Dich nicht absichtlich betrogen hat, um eben nur feindlich gegen mich aufzutreten und mich meines guten Rechtes zu berauben?«

»Das glaube ja nicht!« rief Robert eifrig; »weißt Du wohl, daß seit Kurzem für mich das Dunkel deiner Herkunft gelichtet ist? Wenn ich Dir die Person nenne, welche mir Alles entdeckte, so wirst Du gewiß nicht sagen können, daß diese dein Feind ist «

»Nenne sie mir doch,« antwortete Flore mit einem Tone, so unbefangen, wie nur das reinste, unbelastetste Gewissen fragen kann.

»Es ist meine Mutter,« sagte Robert; »sie wird, das magst Du wohl glauben, deine Herkunft kennen, und sie würde gewiß auch, wenn Dir ein Glück in der Entdeckung deiner Eltern bevorstünde, keinen Augenblick zögern, dein Recht vor aller Welt zu vertheidigen. So aber — —« Robert schwieg und sah traurig zu Boden.

Die junge Dame konnte, so viel Mühe sie sich auch gab, ihre Erschütterung nicht verbergen. Im nächsten Augenblicke hatte sie sich aber bereits wieder gefaßt, und mit jenem einnehmenden, herzgewinnenden Lachen, über dessen siegende Wirkung sie so gewiß war, fragte sie: »Und wen nannte Dir denn die Mutter als meinen Vater?«

Robert blickte sie schmerzhaft an. — »Erlaß es mir,« sagte er bittend, »Dir jetzt alles zu sagen, es würde Dich aufscheuchen aus deiner Pracht und deinem Glanze, wenn Du es wüßtest — doch nicht ändern könntest!«

»Das kann nicht sein! das ist unmöglich!« rief Flore mit zitternder Stimme. Eine geheimnißvolle Ahnung ihres Herzens flüsterte ihr zu, daß Robert nur zu wahr gesprochen; »nein, nein,« rief sie und ging aufgeregt einige Schritte im Zimmer auf und ab; »das sind nur Vermuthungen, weil man nicht das Wahre, das Rechte weiß. Ich sehe es ein, Marcell kann Dir damals unmöglich alles mitgetheilt haben, sonst

würdest Du selbst mein Recht auch deiner Mutter gegenüber vertheidigt haben. Robert, die Zeit ist gekommen, wo ich, ich selbst, Dir Alles entdecken muß, denn ich bin jetzt selbst hier, um meine Ansprüche zu vertheidigen und mein Recht in Besitz zu nehmen, und habe auf deine Hilfe gerechnet, der Du mich von frühester Kindheit an kennst. — Unterbrich mich nicht, ich muß Dir Alles erzählen, damit Dir keiner meiner Schritte dunkel bleibe.«

Sie rückte ihren Lehnstuhl wieder hart an den seinen und begann:

»Du kannst es nicht begreifen, wie es gekommen, daß ich auf den Namen und das Erbe des fürstlichen Hauses Costaldo jetzt erst meine Ansprüche erhebe, und mein gutes Recht, das mir von Gottes wegen zukommt, mit aller Kraft vertheidige. Du wirst hoffentlich anders urtheilen, wenn Du Alles wissen wirst, was meine Entfernung aus dem Hause deiner Mutter veranlaßte, und in welchen Verhältnissen ich mich seit dieser Zeit bewegt habe. — Erinnerst Du Dich noch, daß ich kurze Zeit, bevor ich euer Haus verließ, ganz verändert in meinem Wesen war, und daß meine Heiterkeit, mein Lebensmuth geschwunden schienen, und Du selbst mich öfters besorgt um die Ursache meiner stillen Trauer und meiner Thränen fragtest? Denkst Du daran noch? O Du warst damals sehr um mich besorgt!«

»Ich weiß es noch, als wenn es heute wäre,« antwortete Robert, der sich in diesem Augenblicke ganz in die vergangene Zeit zurückzuversetzen schien.

»Um diese Zeit also war es« — fuhr Flore fort — »als ich die ersten Nachrichten über meine Herkunft erhielt, welche *wie ein Blitz* in die bisherige Nacht meiner Verhältnisse *fielen.*«

»Unglückliche! Du täuschest Dich selbst! Der Gedanke der Größe hat dein Herz so berauscht, daß Du der ruhig klaren Ueberlegung keinen Raum mehr gönnst. Denke nur an deine Vergangenheit, und frage Dich dann, ob man Dich jahrelang in solcher Verborgenheit gelassen hätte, um hernach plötzlich ohne alle Ursache Dich zu solchem Glanze zu erheben?«

»Ohne alle Ursache? Wer sagt Dir dieses? Du unterbrichst mich und läßt mich nicht zu Worte kommen, wenn ich gerade im Begriffe bin, Dir das Räthsel meines Lebens zu lösen, das mir selbst leider so spät erst enthüllt wurde. Du weißt, es sind jetzt bald vier Jahre, seit ich das Haus deiner Mutter verließ, fast um dieselbe Zeit, wenigstens kurz nachher, als Baron Linden durch den Tod des Fürsten Cotaldo zu solch ungeheurem Vermögen kam. Ich wiederhole es Dir nochmals, Robert, dieses Vermögen gehört von Gottes und Rechtswegen mein, ist mein Eigenthum, mein rechtmäßiges Erbe von meinem Vater her!«

Robert machte wieder eine Bewegung des Unmuthes und der Ungeduld, und wollte sich erheben. Flore faßte seine Hand und drückte ihn sanft wieder auf den Sessel nieder. — »Ich muß Dich an mehrere Ereignisse der Vergangenheit erinnern,« sagte sie, »die alle für mich sprechen, und erst dadurch, daß man ihren näheren Zusammenhang weiß, ihre eigentliche Bedeutung erhalten. Erinnerst Du Dich noch, Robert, jenes schönen großen Mannes, welcher zu Lebzeiten deines Vaters so oft unser Haus besuchte, und erst dann seltener kam, als deine Mutter Witwe war?«

»Ich sehe ihn noch vor mir, es war ein Baron Korn,« sagte der junge Mann, »ein feingebildeter Herr, der öfters zu dem Vater kam, um sich mit ihm über Gegenstände der

Wissenschaft zu besprechen, ein Mann in gleichem Alter ungefähr wie mein armer Vater!«

»Ganz recht, und erinnerst Du Dich nicht auch, wen von den Kindern er am meisten liebte, wen er am häufigsten herzte, und wer sich bei ihm die größte Freiheit herausnehmen durfte, wem er alles nachsah?«

»Das warst unstreitig Du, die lebhafteste, die neckischeste von uns, die ihm keinen Augenblick Ruhe ließ, und die er doch fortwährend bei sich haben wollte, ich erinnere mich sehr wohl daran, er fragte auch immer gleich nach Dir, wenn er ins Zimmer trat.«

»Und ahnst Du jetzt nichts? Wird Dir jetzt nicht klar, was damals dem Kinde ein Geheimniß bleiben mußte?« fragte Flore langsam.

Robert sah sie erstaunt an. — »Du wirst doch nicht glauben? Nein! das wäre den Wahnsinn zu weit getrieben.«—

»Nenne es wie Du willst,« antwortete Flore beleidigt, »aber die Beweise sind in meinen Händen gewesen und befinden sich jetzt im Besitze des Mannes, welcher, mehr als der Freund und Gespiele meiner Jugend, geneigt ist, mein Recht zu vertheidigen; ich sage Dir nur dieses, Robert, jener Mann, welcher als Baron Korn deinen Vater besuchte, war der selige Fürst, mein Vater, der während seines Aufenthaltes in Wien unter diesem Namen am unbemerktesten seinem Kinde sich nähern konnte. Seine Freundschaft für deinen Vater war nur die Maske, die er vornahm, um desto unbeobachteter dem Zuge seines Herzens folgen zu können.«

»Unerhört, in welcher Selbsttäuschung Du befangen bist!« rief der junge Mann aus. Flore ließ ihn nicht weiter reden, sie fiel ihm sogleich wieder ins Wort: »Warum fühlte mein

Herz sich immer so sehr zu ihm hingezogen, warum war er mir mehr, als alle anderen Menschen, mit denen ich so oft Gelegenheit hatte zusammenzukommen? Wie willst Du diesen Zug der Seelen anders erklären, als durch das Band des Blutes, das mich an ihn knüpfte! Du weißt es ja selbst, daß er oft in Begleitung des Baron Linden kam, den er für seinen Freund hielt, und willst noch nicht den Zusammenhang jenes abscheulichen Complottes errathen, das man gegen mich gesponnen? Ich schwöre Dir, Robert, was ich hier sage, ist meine tiefste, innerste Ueberzeugung, und welcher Grund sollte dafür gewesen sein, mich so grausam getäuscht zu haben?«

Robert schwieg einige Augenblicke, endlich sagte er nachdenkend: »Ich will glauben, daß Du Dich selbst täuschest, aber vor allem muß ich, bevor ich Dich von deinem verderblichen Wahne heilen kann, bevor ich Dich aus den Schlingen jenes Betrügers reißen kann, der Dich zu einem Werkzeug für seine schlechten Zwecke benützen will, genau wissen, wie kamst Du zur Kenntniß dieser deiner vermeintlichen Abkunft?«

Flore schien mit sich zu kämpfen, ob sie ihm Alles entdecken sollte, endlich sagte sie: »Gut, Robert, ich will Dir mit dem ganzen Vertrauen der früheren Zeit entgegenkommen, obgleich Du es mir entzogen hast. Ich werde Dir ein Geheimniß entdecken, welches bisher verborgen in meiner Brust geschlummert hat, es wird Dir die Erklärung geben, warum ich heimlich das Haus deiner Mutter verließ, warum ich mich euren Nachforschungen entzog, und wo ich während dieser Zeit lebte. Es ist dieses jetzt um so nothwendiger, als ich weiß, daß Marcell Dir im vorigen Jahre nicht Alles mittheilte, was er Dir mittheilen sollte.« —

»Ist dieser Schurke vielleicht noch immer dein Vertrauter?« rief Robert voll Unwillen aus; »geschah es viel=

leicht auch mit deinem Wissen, daß er den Mordanschlag auf meine Person ausführte?«

»Mordanschlag!« sagte Flore erbleichend; »Du redest irre, mein Bruder, dessen kann Marcell nicht fähig sein, oder man hat Dich mit einer falschen Angabe getäuscht. Marcell ein Mörder! nein Robert, das kann nicht sein!« —

»O Du vertheidigst ihn wie dein eigenes Herz; er muß viel bei Dir gelten!« sagte der junge Mann mit einem Tone voll Bitterkeit.

»Er ist mein ergebenster, mein treuester Freund!« antwortete rasch die junge Dame, »und ich kann es Niemand gestatten, in diesem Tone von einem Manne zu sprechen, dem ich seit mehreren Jahren so Vieles verdanke.«

»Unglückliche! in wessen Hände bist Du gefallen? welches Menschen Werkzeug bist Du geworden? O jetzt wird Alles doppelt klar vor meinen Augen. Man hat deine Leichtgläubigkeit, deine Jugend, deinen Leichtsinn benützt, man hat Dich berauscht mit den Gedanken an eine künftige Größe, man leitet Dich den Weg des Verbrechens, den Pfad, auf welchem dieser Mensch sein ganzes Leben gewandelt ist, zu Betrug und Falschheit mußt Du die Hand bieten, und siehst nicht den Abgrund, an welchem Du stehst!«

»Du bist von Sinnen! Du rasest!« rief Flore und suchte den jungen Mann zu besänftigen.

»Glaube das nicht, ich sehe jetzt klar in alle Verhältnisse. Das Gewebe des Truges, das vor einem Jahre nicht zu Ende gebracht werden konnte, weil ich mich mit Recht weigerte, daran Theil zu nehmen, dieses soll jetzt von neuem wieder aufgenommen, vielleicht um so dichter weiter gesponnen werden. Sag' es mir, bist Du in dieser Absicht hiehergekommen? Haben die Verruchten, in deren Banden Du Dich

befindest, Dich zu diesem Schritte gezwungen? Sag' es mir, Helene, theure Schwester! sei wahr gegen mich, fasse Vertrauen, und ich will alle Kraft anwenden, um Dich aus dieser Hölle zu retten.«

Flore schüttelte schluchzend das Haupt. »O wie unglücklich bin ich,« rief sie aus, »daß gerade Du mir nicht glauben willst, wovon so viele Fremde überzeugt sind! Fremde sind bereit, mein Recht zu vertheidigen, und Du nicht!«

»Weil ich dein Bruder bin!« sagte Robert im herzlichsten Tone, »weil ich das Ende dieses Betruges voraussehe und Dich retten möchte von einem Leben voll Schande, das jene Unwürdigen herzlos Dir bereiten, um nur die eigenen schlechten Zwecke zu verfolgen. Ich beschwöre Dich, Helene, vertraue mir! Folge mir zu meiner Mutter, die mit geöffneten Armen Dich aufnehmen, die dem reuigen Kinde verzeihen wird! Zerreiße die Bande, welche Dich an Menschen ketten, denen Du nichts bist —«

»Nein, nein, nein!« rief Flore heftig unter hervorstürzenden Thränen, »ich will nicht — und ich kann auch nicht!«

»Du kannst nicht? — Wer hält Dich ab?« fragte Robert erstaunt.

»Ich!« rief eine starke Stimme aus der Tiefe des Zimmers. Erschrocken wandte sich Robert um und sah Marcell zwischen den geöffneten Vorhängen des Alcovens stehen.

V.

»Helene! wußtest Du davon?« stammelte Robert, sobald er von dem ersten Schrecken vor der unerwarteten Erscheinung sich erholt hatte. — »Wußtest Du um dieses verrätherische Horchen?« fragte er dringender und faßte krampfhaft ihren Arm; »Du schweigst? Du wendest Dich von mir ab? So war es also ein abgekartetes Spiel zwischen Euch, mich arglos Vertrauenden hieher zu locken?«

»Keine Declamation, junger Herr!« sagte Marcell kalt, »weder ich noch Madame sind geneigt, derlei anzuhören. Wir haben Geschäfte abzumachen und nicht Comödie zu spielen. Ich bin kein Freund von vielen Worten.«

»Ja wohl, Elender!« rief Robert aus, »Du liebst es die Leute stumm zu machen. Ich kenne deine Art, aber Du sollst Dich diesmal in deinem eigenen Netz gefangen haben. Du hast zu deinem Unglücke wieder den Weg nach Wien, der Stätte deiner Schandthaten, gefunden, sieh zu, wie Du diesmal dem Arme der Gerechtigkeit entgehst, welche Du vor einem Jahre um ein reifes Opfer betrogen hast.«

Ein dämonisches Lachen Marcells war die Antwort, welche Roberts Zorn nur um so höher anfachte.

»Diesem Teufel hast Du Dich überliefert?« rief er aus und zog Flore fester an sich; »in diese Hände hast Du dein Geschick, das Glück deines Lebens, die Hoffnung deiner Zukunft gesetzt? Wie tief bist Du gesunken, daß Du, seinem Befehle gehorchend, mich zu verrathen bereit warst!«

»Robert,« bat Flore mit flehendem Tone und gebrochener Stimme, »konnte ich voraussehen —«

»Sparen Sie Ihre Worte, Madame,« sagte Marcell befehlend; »mit Menschen dieses Schlages ist es verlorne Mühe, vernünftig reden zu wollen. Verlassen Sie uns jetzt, Madame, ich habe allein mit diesem Herrn zu sprechen.«

»Du bleibst,« rief der junge Haimon; »ich will sehen, wer in meiner Gegenwart sich das Recht anmaßen wird, Dir zu befehlen.«

Die junge Dame schien zwischen diesen beiden ganz entgegengesetzten Stimmen sichtlich zu schwanken. Ihr Blick flog abwechselnd von Einem zu dem Anderen und in ihren Zügen malte sich die tiefe Aufregung ihres Innern. Die stattgehabte Unterredung mit Robert hatte in ihrem Herzen Gefühle wieder wach gerufen und Stimmungen angeregt, welche sie bereits längst verklungen und vergessen geglaubt, und jetzt befand sie sich seit Marcells Erscheinen wieder wie unter dem Banne dieses gewaltigen Menschen.

»Robert, mein Bruder,« rief sie aus und wandte sich mit aufgehobenen Händen zu dem jungen Manne, »gib nach! erhöre meine Bitte und wende Dich nicht von deiner Schwester ab, welche Du einst so sehr geliebt.«

»Weil ich Dich liebte,« antwortete Haimon nicht ohne Rührung, »kann ich nicht in dein Verlangen willigen, weil Du meinem Herzen einst theuer warst, darf ich nicht die Hand zu einem Schritte bieten, der Dich unfehlbar in das Verderben reißen muß.«

»Hören Sie, Madame,« rief Marcell, welcher mit Unruhe Florens wankende Haltung bemerkte, ihr höhnisch zu, »hören Sie, das ist der Mann, dem Sie sich ganz vertrauen zu können glaubten, in dessen Hände Sie Ihr Schick-

sal legen wollten. Vertrauen Sie ihm, überlassen Sie sich ihm und er wird Ihr Erbe dem Geliebten seiner Schwester zuwenden. Sie können dann das Gnadenbrot in seinem Hause essen.«

Diese Worte und der höhnische Ton, in welchem sie gesprochen wurden, übten auf Flore offenbare Wirkung. »Es muß sein,« rief sie Robert, »es muß sein. Warum soll ich ein Recht aufgeben, das vor Gott mir gebührt? Warum soll ich mein ganzes Leben hindurch eine freudenlose Zukunft bis an das Grab fortschleppen, während mächtige Freunde mir zur Seite stehen, bereit meine Sache zu verfechten?«

»Mächtige Freunde,« sagte Robert voll Verachtung, »ein Verein von Schurken, wie dieser da!«

»Und doch gab es eine Zeit,« warf Marcell ironisch ein, »wo Sie es nicht unter Ihrer Würde hielten, mit diesen Schurken, wie Sie sich auszudrücken belieben, gemeinsame Sache zu machen, es gab eine Zeit —«

»Erinnere mich nicht daran!« antwortete Robert finster; »es mahnt mich nur, daß ich einmal verblendet genug sein konnte, den trügerischen Sirenenstimmen gehorcht zu haben. welche verlockend genug klangen, um einen unerfahrnen Jüngling eine Zeitlang zu bethören. Oder glaubst Du vielleicht, ich hätte damals Dir Gehör geschenkt, wenn Du mit so plumpem Betruge offen aufgetreten wärest? Erinnere Dich, daß es sich damals um andere Zwecke handelte; wenigstens hattest Du mir andere Zwecke vorgespiegelt.«

»Weil ich klug war, den jungen Herrn nicht ganz in die Karten sehen zu lassen,« sagte Marcell lachend.

»Und als ich etwas davon zu entdecken schien,« fuhr Robert fort, »da besannst Du Dich nicht, mich aus dem Wege räumen zu wollen.«

»Leider daß es nur beim Wollen geblieben ist,« meinte Marcell achselzuckend.

»Niederträchtig!« schrie Robert außer sich und stürzte auf Marcell zu, dieser aber sprang rasch zurück und riß von einem kleinen Tische im Alcoven einen Degen, den er Robert vorhielt.

»Robert, ums Himmels willen! Was willst Du thun!« rief Flore und eilte dem jungen Manne nach. Dieser aber hatte mit einer geschickten Wendung den Arm Marcells gepackt und entwand ihm blitzschnell den Degen aus der Faust — in diesem Augenblicke fühlte er sich von Flore gefaßt und sah, wie Marcell wüthend einen zweiten Degen vom Tische gerissen hatte.

»So haben wir nicht gewettet, Bürschlein,« schrie der Franzose, »auf solche Stückchen ist unsereins schon gefaßt. — Madame,« sagte er befehlend zu Flore, »gehen Sie jetzt. Wir Beide haben hier ein ernstes Gespräch abzumachen. Ich glaube, es wird ein Zwiegespräch mit eisernen Zungen sein. Gehen Sie, Madame. Wir haben schon zu viel Zeit mit bloßen Worten verloren, es muß zu Ende gehen.«

»Mit Dir!« rief Robert und versuchte einen Stoß zu führen — den aber Marcell geschickt parirte.

»Um aller Heiligen willen, Ruhe, Marcell!« flehte Flore und hing sich an den Arm des Franzosen, um ihn von einem neuen Ausfalle zurückzuhalten. — »Ist es so weit gekommen?« fuhr sie fort, »ist das das Ende meines mit schwerem Herzen unternommenen Versuches, Frieden und Versöhnung zwischen Euch beiden zu stiften? Bin ich, die arme unglückselige Ursache dieses Hasses, denn Euch gar nichts mehr, daß mein Flehen den blutigen Streit nicht zurückzudrängen vermag?«

Beide Männer schwiegen. Die verschiedensten, widersprechendsten Gefühle kämpften in ihnen, es war sichtlich, daß sie mit ihren Gedanken rangen, ein Jeder schien haßerfüllt mit seinen Blicken die tiefe Verachtung, die Wuth und Rache, welcher ihn gegen den Gegner beseelten, aussprechen zu wollen, und doch fühlten Beide, daß durch das Dazwischentreten Florens sich eine Art Brücke von Einem zum Andern bilde.

Marcell war der Erste, welcher mehr Herr seiner Leidenschaften, nun auch den Anfang machte, seinem Gegner versöhnend entgegenzukommen.

»Wir stehen uns hier,« sagte er, »mit blanker Waffe gegenüber, statt durch ein vernünftiges Wort vielleicht den besten Ausgang, der sich uns bietet, einzuschlagen. — Ich,« sprach er weiter und trat einen Schritt näher an Robert, »ich fühle keinen Haß, ich will alles vergessen, was hier zwischen uns gesprochen worden ist, ich will der Erste sein, der in diesem Streite die Hand zur Versöhnung bietet.«

»Dank, Marcell,« rief Flore freudig aus, und Robert umschlingend sagte sie in ihrem wärmsten gewinnendsten Tone: »Und kannst Du stolz und kalt bleiben, willst Du der Unversöhnliche sein, wenn Dir derart der Friede angeboten wird?«

»In der That,« sagte Robert höhnisch, »Du scheinst Dich gut in die verkehrte Welt zu finden! Ich soll die Versöhnung annehmen, welche dieser Mensch mir bietet? Ich soll nachgeben, wo das an mir begangene Verbrechen so laut zum Himmel um Rache schreit?«

»Ein Wort, junger Herr,« fiel ihm Marcell hier in die Rede; »bevor Sie weiter reden, hören Sie mich einen Augenblick nur an. Sie werden es begreifen, daß mir an

der Versöhnung mit Ihnen nicht viel liegen kann. Menschen wie ich brauchen den Haß in ihrem Leben, wie andere das Gewürz zu einer Speise, er soll aufregen, er soll in Spannung erhalten, er soll Feuer durch die Adern gießen. Aber es gibt ein Etwas, wo man selbst dieses Gewürz des Lebens hinwirft und sich mit dem Nutzen begnügt, den man andererseits daraus ziehen kann, wenn man ihm entsagt. Ich bin also zu einer solchen Entsagung bereit, aber sie muß mir in anderer Weise aufgewogen werden. Verstehen Sie mich?«

Robert sah ihm, ohne ein Wort zu sprechen, ins Antlitz, er verzog keine Miene, aber ein fortwährender Wechsel der Farben war in seinem Gesichte zu bemerken; man wußte nicht, schwieg er, weil er keine Antwort geben, oder weil er jetzt Alles, was Jener zu sagen hatte, anhören wollte.

»Noch einmal, Robert,« begann Marcell wieder, »mache ich deshalb den Vorschlag: bleiben Sie einer der Unseren, oder vielmehr kehren Sie zu uns zurück. Die Motive meiner That, welche Sie zu meinem Todfeinde gemacht hat, werden Sie näher kennen und wer weiß ob Sie dann nicht milder urtheilen. Bedenken Sie nur, daß ich Sie noch nicht so genau kannte, daß ich wider meinen Willen Ihnen Alles anvertrauen mußte und daß ich also um so weniger darauf vorbereitet sein konnte, Sie im entscheidenden Augenblicke als Feind unserer Sache auftreten zu sehen. Ich frage Sie, wenn Sie an meiner Stelle gewesen wären, gewußt hätten, welch ein unermeßliches Gewicht an einer glücklichen Entscheidung hängt, was hätten Sie als ein kühner, entschlossener Mann dann gethan?«

Robert antwortete mit tiefem Ernste:

»Ich würde gehandelt haben, wie es das Gesetz der Ehre mir vorschreibt, ich würde meine Pflicht bis auf den letzten

Augenblick erfüllt haben, aber selbst dann — würde ich nicht zum Meuchelmörder geworden sein. Werfen Sie immerhin diese vergifteten Blicke auf mich, ich frage, ob es etwas anderes war als ein Meuchelmord, entsprungen aus der niedrigsten Feigheit, aus der verächtlichen Sorge um die eigene Sicherheit. — Und nach solchen Erfahrungen verlangst Du, Helene! daß ich mit diesem Menschen Frieden schließen soll? Willst Du, daß ich die Hand biete zu einem neuen Frevel, zu einem Verbrechen, das nur die Fortsetzung dessen wäre, wovon ich einst mich entsetzt abgewendet habe? Nimmermehr!«

»Ist dies Ihr letztes Wort? — Ihr letzter, fester, unwiderruflicher Entschluß?« fragte Marcell mit einem Tone, vor welchem selbst Flore erbleichte.

»Ich werde nie anders handeln!« antwortete Haimon. »Das aber sag ich Dir, wenn Du geglaubt hast, mich durch Helene hierher zu locken, mich durch die Erinnerungen an die Vergangenheit zu einer Untreue an jenen Principien des Rechtes zu verleiten, deren heiligste Grundsätze in meiner Seele ruhen, dann hast Du heute so wie damals geirrt. Ich kam hierher, ohne zu wissen wem ich begegnen würde und war am allerwenigsten darauf vorbereitet, Dich zu finden. Aber von diesem Augenblicke an, als ich weiß, daß Du deine verfehmten Schritte wieder in das Bereich von Wien gesetzt hast, als ich durch deinen eigenen Ausspruch und das Geständniß dieser Unglücklichen hier den Beweis habe, daß Du neuerdings mit schwarzen Plänen umgehst, von jetzt an, Marcell, wirst Du sichtbar und unsichtbar einen Gegner auf allen deinen Wegen finden, ich werde die Bedrohten warnen, die Betrogenen aus ihrem Wahne reißen, ich werde das Gesetz anrufen und die Gerechtigkeit auf deine Spur leiten.«

»Kein Wort mehr!« schrie Marcell, welcher nur mit äußerster Anstrengung sich so lange zurückgehalten hatte, »kein Laut mehr, Du hast genug gezischt, giftige Schlange, Du sollst dein Gift gegen mich nicht ausspritzen.«

Ein Schrei, den Flore ausstieß, indem sie sich an Roberts Brust warf und ihre Arme um seinen Hals schlang, schien den Degen, den Marcell bereits zum Stoße ausgeholt hatte, zu lähmen. Der Franzose sprang hinzu und wollte Flore von dem Halse des jungen Mannes reißen.

»Madame,« sagte Marcell, »das ist gegen alle unsere Verträge; die Feinde, die uns verderben wollen, selbst mit dem eigenen Leben schützen, ist mehr als Thorheit. — Entfernen Sie sich,« rief er fester und streng, »ich habe einige Worte allein mit Haimon zu sprechen, es ist nicht gut, wenn Sie alles sehen.«

Flore schien bei diesen Worten wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt. »Gib nach, Robert, gib nach!« rief sie und sank zu dessen Füßen nieder. »O ich Aermste, daß ich es sein mußte, die Dich hieher einlud und nun Ursache an dem Schrecklichen werde! O gib nach, schwöre wenigstens kein Wort von dem zu sagen, was Du hier gehört hast, es zu verschweigen, daß Du unsere Angelegenheit kennst, nie Zeugenschaft gegen mich abzulegen, nie Marcell zu verfolgen. Schwöre dies! Nicht wahr, Marcell, dies würde genügen!«

»Ich würde es wenigstens als eine Abschlagszahlung annehmen, daß der junge Herr künftig vernünftiger würde.«

»Niemals, niemals werde ich diesen schmachvollen Pact mit dem Verbrecher eingehen,« rief Robert.

»Dann fort, Madame,« war die Antwort Marcells, welcher in diesem Augenblicke auch schon gegen Robert aus=

holte. Dieser konnte mit äußerster Mühe sich kaum der raschen Stöße erwehren, welche Jener nach ihm führte. Flore, welche Marcell zurückhalten wollte, wurde von diesem mit einem Arm voll Wuth zur Seite gedrängt und in dem Momente, wo der Franzose einen Angriff ausführte, der Robert in offenbaren Nachtheil versetzte, klopfte es plötzlich dreimal in lauten, hellen Schlägen an die Thüre.

Betroffen ließ Marcell den Degen sinken und Flore eilte zur Thüre; diese aber öffnete sich in demselben Augenblicke von außen und Saint Germain erschien an der Schwelle, das große durchdringende Auge vernichtend auf Marcell gerichtet, der bestürzt sich abwandte.

»Madame,« sagte der Marquis, »Ihr Vorzimmer ist schlecht bewacht, lassen Sie uns allein, sorgen Sie dafür, daß wir nicht gestört werden.«

Flore verschwand durch den Alcoven und der Marquis schritt langsam in das Zimmer.

VI.

Wir müssen den Leser auch einmal in das Innere der Behausung des geheimen Kanzlisten Schreiber führen. Der Ehrenmann bewohnte zwei kleine Zimmer im dritten Stocke des Federlhofes, und man mußte über einen langen hölzernen Gang schreiten, bevor man an die letzte Thüre kam, an welcher mit Kreide in großen deutschen Buchstaben der Name des Kanzlisten als Wegweiser aufgeschrieben war. Oeffnete man diese Thüre, so betrat man die Küche, deren schwarze bestaubte Wände es deutlich verkündeten, daß hier seit Jahren der Besen wenig in Anwendung gebracht worden war.

Der große offene Herd zeigte selbst am hellen Mittag kein Fünkchen Glut, viel weniger ein lustiges helllodernbes Feuer. Der Kanzlist lebte einsam und als ehrbarer Junggeselle, und nur eine Frau, deren hageres ausgetrocknetes Gesicht mit den hervorstehenden Schneidezähnen, den einzigen, die ihr im Mund übrig geblieben waren, der Physiognomie einer alten Ratte nicht unähnlich war, besorgte ihm seine häuslichen Geschäfte.

Zwischen Frau Lorl und dem Kanzlisten waltete ein eigenthümliches Verhältniß ob, ganz verschieden von dem zwischen Herr und Dienerin, noch weniger aber einer Verbindung ähnlich, welche durch Herzensneigung geknüpft ist. Wie mürrisch, auffahrend, hart und rauh er gegen die alte Frau war, wie sehr er sie als einen Haushund behandelte, den man zur Bewachung des Eigenthums an die Kette gelegt hält, so wußte er doch auch recht gut ihren Verstand, ihre Gewandtheit in Kniffen und Schlichen zu schätzen, so wie ihre Gewissenlosigkeit, wo es sich darum handelte, ein Mittel ohne Rücksicht auf Recht oder Sitte anzuwenden. Deswegen that er auch selten etwas, ohne sich mit ihr zu berathen. Sie war vollkommen in alle seine Geheimnisse eingeweiht, vollkommen mit allen seinen Verbindungen vertraut, und trug nicht wenig dazu bei, seine Angelegenheiten nach den verschiedensten Seiten hin zu vermitteln. Die näheren Bekannten von ihm wußten recht gut, daß sie eine Sache nur mit Frau Lorl abzumachen brauchten, um so viel als mit dem Kanzlisten selbst verhandelt zu haben, und er selbst hegte ein so blindes Vertrauen in ihre Anhänglichkeit, daß kein Zweifel gegen ihre Treue bisher noch in ihm aufgestiegen war. Er hielt sich fest davon überzeugt, sie vollkommen in sein Interesse gezogen zu haben.

Das aber wußte er nicht, daß seit einiger Zeit, wenn er sich im Bureau befand, fremde Leute zur Frau Lorl kamen, welche sich sonst in seiner Gegenwart nicht sehen ließen, und in angelegentliche und eifrige Gespräche mit ihr sich vertieften. Diesen Besuchen gegenüber schien die Frau nicht jene Sicherheit und Festigkeit zu besitzen, welche sie gegen den Kanzlisten immer zeigte; sie war schüchtern, demüthig und zerknirscht, und eine Centnerlast schien immer von ihrer Brust sich zu wälzen, wenn sie wieder allein war. Sie, die sonst vor nichts zurückzuschrecken gewohnt war, hatte sich in eine Verbindung eingelassen, welche, wie sie jetzt bereits voraussah, sie in ein Labyrinth von Verlegenheiten verstricken mußte.

Die einzige schwache Seite, welche dieses Weib hatte, war auf sehr geschickte Weise benützt worden, um sie aus dem gewohnten Kreise ihres täglichen Lebens herauszubringen, ihren Gedanken, welche bisher nur immer an den Plänen und Machinationen des Kanzlisten den vorzüglichsten Antheil genommen hatten, eine andere Richtung zu geben, und sie Demjenigen untreu zu machen, an den sie bisher durch die Bande des Eigennutzes festgekettet gewesen.

Jahrelang hatte sie bei dem Kanzlisten Entbehrungen aller Art ertragen, in der Hoffnung, wenn er einst seine Zwecke, deren ganze Ausdehnung sie kannte, erreicht haben würde, einen Antheil an dem Gewinne zu erhalten, welcher ihren Geiz befriedigen und sie für den Rest ihres Lebens sicherstellen sollte. Einige Zeit lang hatte sie sich mit mehr Hoffnung noch getragen, — und Alles, Alles sollte mit einem Male zu Boden fallen und sie aus ihrem Traume erwachen.

Es war ihr schon längere Zeit aufgefallen, daß der

Kanzlist begonnen, mehr Sorgfalt als jemals auf sein Aeußeres zu wenden, sie hatte im Anfange darüber gespottet, dann gemurrt, endlich ihm Vorwürfe gemacht ob seiner nutzlosen und kindischen Verschwendung für Schmuck und Kleider in seinen alten Tagen — und mußte es erleben, daß er sie mit einer Roheit zurechtwies, die ihr deutlich zeigte, wie wenig Werth er mehr auf sie lege, und daß er sie nur als niedere Magd, als eingedrungene Bettlerin behandeln wolle.

Das war ein zu greller Unterschied gegen sonst, als sie das Regiment im Hause führte, und nichts von ihm unternommen worden war ohne ihren Rath, oft nicht ohne ihre Hilfe. Sie wußte, daß der Kanzlist Manches erworben, was nur durch ihre Klugheit und Entschlossenheit möglich geworden war, sie erinnerte sich, wie es ihre Rathschläge gewesen, welche ihm früher den Weg seiner Pläne vorgezeichnet, und jetzt sah sie sich verlassen, und mußte mehr noch für die Zukunft befürchten. Der Instinct der Selbsterhaltung gebot ihr kein Mittel unversucht zu lassen, um sich, wenn auch nicht die alte Herrschaft, so doch wenigstens so viel Einfluß zu sichern, um ihm im entscheidenden Augenblicke dann kräftig entgegentreten zu können, und sie sparte keine Anstrengung.

Bald hatte sie die Ursache der Umwandlung des Kanzlisten erfahren, bald wußte sie, daß in seinem alten Herzen ein heller Brand aufgelodert sei, und mit so bitterem Spotte sie ihm manchmal Worte hinwarf, welche ihn verwunden mußten, so hatte sie sich doch nie so weit vergessen, ihm zu verrathen, wie viel sie von Allem wisse, und wie genau sie *die Personen* kenne, auf welche er jetzt die Erwartung seines *künftigen* Glückes angebaut habe. Aber sie verschwieg ihm

auch eben so sehr, wenn sie während seiner Abwesenheit sprach, in wessen Brust sie Alles, was sie von des Kanzlisten Treiben wußte, niedergelegt hatte. Schreiber hatte keine Ahnung davon, daß ihre jetzt so häufigen Gänge in die Stephanskirche nur Schritte waren, die ihn dem Verderben zuführen sollten. Er spottete ihrer und ihrer plötzlichen Frömmigkeit; sie schwieg, und jeder neue Gang in die Kirche zog immer fester das Netz über seinem Haupt zusammen.

Sie sprach dort nämlich mit dem Pater Mansperger, dem einzigen Menschen, dem sie, nachdem ihr die Augen über den Kanzlisten geöffnet waren, noch ein Vertrauen schenkte. So wie sie früher mit unbedingtem Vertrauen und mit aller Dienstfertigkeit einer sclavischen Seele sich bereit gefunden hatte, die Pläne und Anschläge Schreibers zu unterstützen und zu befördern, so war sie jetzt von dem Momente an, als sie die Ueberzeugung hatte, daß dieser Mensch trotz aller ihrer Aufopferung nur falsch und hinterlistig gegen sie handle, mit um so angestrengterer Hast beschäftigt, zu seinem Untergange beizutragen. Manspergers mildes Wesen, die Ehrerbietung, die man ihm erwies, und die Freundlichkeit, welche er Jedem, auch dem Geringsten, der sich ihm nahte, bewies, hatten ihre Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt; sie verrieth ihren Herrn ohne es zu ahnen, daß ihr Haß mit richtigem Instincte sie zu einem seiner einflußreichsten Gegner geführt. Mansperger hatte mit keinem Worte erwähnt, daß er den Kanzlisten aus früherer Zeit schon kenne, und noch weniger verrathen, daß er in die Verhältnisse der Baronin Rosa eingeweiht sei. Er sah in Lorl das Werkzeug, um im geeigneten Augenblicke den vernichtenden Schlag gegen Schreiber *zu führen*, *ein* Moment, der ihm jetzt um so nä=

her dünkte, als er durch die Alte von der Ankunft eines fremden Herrn unterrichtet worden, welcher ein Ausländer zu sein schien

Mansperger ahnte ein neues Complot, und beschloß den Kanzlisten um so sorgsamer zu überwachen; aber er dachte nicht, daß dieser Fremde einer der Träger jenes Sarges sein könne, aus welchem Robert Haimon, vor seinen Augen so wunderbar dem Leben wiedergegeben, gestiegen war.

Am Abend desselben Tages, an welchem die plötzliche Erscheinung des Marquis von St. Germain vielleicht ein neues Verbrechen Marcells gegen Robert verhindert hatte, war der Kanzlist früher als sonst nach Hause gekommen, und befahl mit ziemlich barscher Stimme seiner Haushälterin, für ein Abendbrot zu sorgen.

Frau Lorl war bei einem kärglichen Oel-Lämpchen in der Küche gesessen und hatte brütend den Kopf in die Hand gestützt gehabt, als ihr Herr den Befehl ihr zurief.

»Gleich, gleich,« murmelte sie und stand auf; »und was soll ich denn Alles anrichten? wird es vielleicht ein großes Tractament, und kommt der Kikelberger auch, der Saufaus, oder nur der Adjunct Zwirner, dem nichts fein genug ist, und der bei fremden Leuten für acht Tage im voraus ißt — denn zu Haus bei ihm geht es ohnehin karg genug her.«

»Was redet Sie da untereinander?« brummte der Kanzlist, »es wird nur ein einzelner Herr kommen, aber es soll Alles derart sein, daß man mich nicht spotten soll. Da hat Sie einen Ducaten. Ich will, daß Alles bald da sei, denn wenn mein Gast kommt, dann kann Sie nach Hause gehen.

Ich brauche keine Horcherin hier, ich habe es satt; es soll auch anders werden.«

Die Alte sprach kein Wort. Sie nahm den Ducaten und ging, um das Verlangte zu holen.

»Das muß ein gar feiner Besuch sein,« sagte sie auf dem Wege zu sich selbst; »wenn der alte Geizkragen einen Ducaten für ein Nachtmahl hergibt, so muß er wissen, daß er ihm ordentlich eintragen wird. Ich soll nicht horchen? Ist es so weit gekommen? Also hinter meinem Rücken? Ich darf nichts mehr von den Geschäften wissen, man fürchtet, ich könnte doch einmal meinen Theil davon verlangen. Gut, gut, ich werde nicht horchen, aber ich werde aufpassen, und mir den Mann genau anschauen, man kann nicht wissen, wo man das Gesicht wieder einmal sieht.«

Der Kanzlist hatte indeß aus der kleinen Kammer, worin sich sein Bett, ein Kasten und ein paar Stühle befanden, einen ziemlichen Pack Schriften, die er in einem geheimen Fache des Kastens verborgen hatte, in sein sogenanntes Arbeitszimmer hereingeholt und in die Lade seines Schreibtisches eingeschlossen. — »Er braucht nicht zu erfahren, wo ich die Sachen eigentlich verborgen hatte,« sagte er für sich; »man kann nicht wissen, und dann ist es gut, wenn kein Zeuge auftreten kann. — Ich bin begierig, wie heute die Unterredung ausgefallen ist. Ich zweifle daran, daß gut; ich habe abgerathen von einem solchen Romanschritt, der keinen Erfolg verheißt.«

An der äußern Thüre folgten sich drei Schläge in gewissen abgemessenen Zwischenräumen. Schreiber wendete sich zum Ausgange. Als er dort ankam, wurde neuerdings geklopft. »Er ist es!« sagte er und öffnete rasch, worauf

eine hohe in einen Mantel gehüllte Gestalt in die halbdunkle, nur von dem Lämpchen beleuchtete Küche eintrat.

»Ich halte pünctlich Wort, Schreiber,« sagte der Eintretende; »sind wir allein?«

»Meine Haushälterin wird nur noch einmal kommen,« entgegnete der Kanzlist nicht ohne Verlegenheit, »aber gehen Sie nur einen Augenblick in das zweite Zimmer, sie wird gleich da sein, und dann habe ich ihr schon gesagt, daß sie sich zu entfernen hat.«

Der Fremde, welcher Niemand anderer als Marcell war, schien von dieser Auskunft wenig erbaut, er zuckte wie unzufrieden mit den Schultern, aber er sagte kein Wort, und ließ sich von dem Kanzlisten das angewiesene Zimmer zeigen. In der That hatte er auch kaum das Schloß hinter sich eingeklinkt, als er schon die Küchenthüre wieder öffnen hörte, und an dem hektischen Husten den Eintritt eines alten Weibes erkannte.

»Da ist Alles, ganz fein und nobel,« sagte Frau Lorl, und holte aus dem großen Handkorb Schalen mit Speisen und einige Flaschen Wein hervor, welche sie auf den Tisch stellte. — »Ei, schau, schau,« fügte sie hinzu, »der gnädige Herr Kanzlist haben sich selbst den Tisch gedeckt, das muß ja gar Eile haben, daß nicht gewartet werden konnte, bis ich da war. Na, ich wünsch guten Appetit; schau nur der gnädige Herr, daß ihm heut' kein Knöchelchen in die unrechte Kehle kommt, und der Grinzinger nicht zu stark in den Kopf geht, man kann nicht wissen —«

»Genug, genug, schau Sie, daß Sie fertig wird,« rief Schreiber ungeduldig. Einige Minuten später ging die Alte ihres Weges.

Schreiber hörte kaum die Thüre der Küche ins Schloß fallen, als er zur Kammer eilte und die Thüre öffnete.

»Die Luft ist rein!« sagte er, »Sie können ganz unbesorgt heraustreten. Niemand wird uns mehr stören, Niemand uns sehen!«

Er irrte sich. Die alte Lorl war auf dem Gange stehen geblieben und richtete wie ein Luchs ihre Augen auf die Fenster des ersten Zimmers. In der That waren ihre alten Augen noch scharf genug, um wenigstens so viel von Marcell sehen zu können, daß sie diese Züge sich tief in ihr Gedächtniß einprägte.

Marcell war der Aufforderung des Kanzlisten gefolgt, hatte sich aber gleich bei dem Eintritte in das Zimmer wie ermüdet in einen Sessel geworfen, sein Gesicht trug die Spuren tiefer Aufgeregtheit, und seine Augen irrten unstät umher.

»Sie scheinen heute nicht sehr heiteren Humors zu sein,« begann der Kanzlist, welcher jetzt erst die Verstimmung seines Gastes zu bemerken schien, »ich will doch nicht hoffen, daß etwas vorgefallen ist, was Ihnen gegründete Ursache dazu geben konnte?«

Marcell fuhr sich mit der Hand ein paarmal über die Stirne. — »Den Teufel auch!« sagte er endlich, »nicht gegründete Ursache haben — wenn man auf einmal mitten auf seinem Wege eine solche Gestalt aufsteigen sieht, die einem so plötzlich ein Halt! zuruft.«

»Ich verstehe Sie nicht,« antwortete der Kanzlist, »aber ich fühle mich beunruhigt —«

»Da habt Ihr auch ganz recht. Denkt Euch, was mir hier schon *geschehen ist.«* — Er erzählte seine unerwartete *Begegnung mit St.* Germain im Schwan, als er gerade im

besten Zuge war, mit Robert seine Rechnung abzuschließen, wie er sich ausdrückte.

»Und was wollte denn dieser Teufelsmann? Wozu mischte er sich denn drein?« fragte Schreiber, dessen Stimme hörbar zitterte.

»Das fragte ich ihn auch!« sagte Marcell, »und wißt Ihr, was er mir darauf antwortete: er werde wie mein Schatten mich verfolgen, und wie die kalte Hand des Todes vernichtend zwischen alle meine Pläne fahren.«

»Da soll ja das Donnerwetter dreinschlagen, bitte um Verzeihung, daß ich einen solchen Ausdruck brauchte, ich wollte nur sagen, da muß man ja ganz anders vorgehen von jetzt an, denn mit dem Manne ist nicht zu spaßen. Dem gegenüber helfen unsere kleinen Hausmittelchen nichts. Er ist nun einmal einer der geheimen Obern, und keine menschliche Gewalt hat Macht über ihn.«

»Ich doch!« rief Marcell aus und richtete sich hoch auf; »glaubt er vielleicht mich zu schrecken? Hört nur, Kanzlist, er verlangte Gehorsam von mir im Namen des unsichtbaren Tempels, er drohte mir mit dem Fluche des Ordens —«

»Und Sie?« fragte Schreiber in athemloser Spannung —

»Ich, ich werde mich ihm entgegenstellen. Er irrt, wenn er mich zu demüthigen oder von meinem Ziele abzuziehen meint. Unverwandt verfolge ich es mit gespannter Aufmerksamkeit seit zwei Jahren, ich habe keine Gefahr, keine Mühe gescheut, ich bebte nicht zurück vor einer That, welche die Menschen einen Mord nennen, und sollte mich jetzt beugen? Niemals! Hört mich an, Kanzlist, Ihr wißt, um was es sich handelt Wollt Ihr fest ausharren bei uns? Denkt Euch,

welcher Preis uns winkt, überlegt Euch, daß die Mühe am Ende doch in keinem Verhältnisse zum Lohne steht, daß uns eine Zukunft unermeßlicher Freude winkt, ein Reichthum, hinlänglich um in fernem Lande ein fürstliches Leben voll Glanz zu führen, ich frage Euch nochmals und zum letzten Male: wollt Ihr?«

»Haben Sie jemals Ursache gehabt, an meiner Entschlossenheit zu zweifeln?«

»Gut; Eurer wollte ich mich nur noch versichern, deswegen bat ich Euch heute um die Unterredung. Jetzt laßt uns die Acten durchsehen, daß wir unser Werk auch von allen Seiten zugleich beginnen können. Für einen Advocaten, wie wir ihn brauchen, habt ihr gesorgt?«

»O einen Goldmann hab ich, einen der Unseren!«

»Gut,« sagte Marcell, »laßt uns die Sachen jetzt durchmachen.«

VII.

»Gehen Sie mit Gott, ich habe mit diesem Manne hier ein Geschäft unter vier Augen abzumachen,« hatte Saint Germain zu Robert gesagt und dabei sein Auge fest auf Marcell gerichtet, welcher noch immer mit abgewendetem Antlitz dastand. »Gehen Sie — und möge Ihr Fuß nie, durch keine Lockung, durch keine Täuschung mehr verführt, die Schwelle betreten, wo dieser Mensch Sie erwartet.«

Mit einer stolzen Bewegung des Kopfes schien Marcell antworten zu wollen, ein neuer Wink des Marquis forderte Robert auf, das Zimmer zu verlassen, welchem Befehle dieser endlich gehorchte. Im Vorzimmer fand er die Kammer-

frau schlafend auf einem Stuhle sitzen, sie schien mitten in ihrer Arbeit vom Schlummer überrascht worden zu sein, und sie schlief so tief und schwer, daß sie auch jetzt, als Robert durch das Zimmer schritt, nicht erwachte. Vor der Thüre stand ein reichgekleideter Bedienter, welcher auf Jemand zu warten schien; der Mann gehörte ohne Zweifel zur Begleitung des Marquis, denn unten vor dem Thore wartete eine prachtvolle Equipage mit Kutscher und Lakaien in derselben Livrée.

Ohne diesen Personen eine weitere Aufmerksamkeit zu schenken, eilte Robert, den Sinn erfüllt von Erlebnissen der verflossenen Stunde, in seine Kanzlei, wo er sogleich ein Billet an den Provincial schrieb, um ihn einer wichtigen Mittheilung wegen zu einem baldigen Besuche einzuladen. Nun erst nahm er sich Zeit, die auf seinem Tische liegenden Schriften und Briefe zu lesen. Unter letzteren befand sich auch einer, welcher an ihn persönlich gerichtet war, und dessen Aufschrift die Züge einer Frauenhand trugen. Zu sehr mit ernsten Gedanken beschäftigt, legte er ihn vorläufig zur Seite, um die andern für die Gräfin eingegangenen Schriften zu lesen; aber immer und immer kehrten seine Gedanken zu diesem Briefe zurück, so daß er ihn endlich, um nur die quälende Ungeduld los zu werden, nahm und hastig das Siegel erbrach. Der Brief enthielt nur wenige Zeilen und diese waren offenbar von einer verstellten Hand geschrieben. Sein Inhalt war folgender: »Bewachen Sie genau alle Schritte Ihrer Schwester. Erfüllen Sie endlich die Pflicht, die Ihnen als ihrem natürlichen Beschützer zukommt. Eine Gefahr, welche auch an Sie herankommen wird, bedroht jetzt schon die Unerfahrene. Sie glauben sie unter der Obhut eines Freundes. Haben Sie denn einen Freund?«

Robert betrachtete aufmerksam jeden Zug dieser Schrift. Wer konnte den Brief geschrieben haben, wer war in die Verhältnisse seiner Familie so eingeweiht, um diese Warnung an ihn richten zu können, und endlich — dieser Gedanke war es vor allem, der ihn beunruhigte — wer konnte unter jenem Freunde gemeint sein? Gegen wen richtete sich die Anklage? Wer konnte ihm selbst zurufen: Haben Sie denn einen Freund? Er sann über die Vorkommnisse der letzten Zeit nach, welche in dem kleinen Familienkreise eingetreten waren, und fand nirgend einen Anknüpfungspunct für die Fäden eines Verdachtes. Carl hatte nach jener Scene im Belvederegarten entschieden und vollkommen mit der Baronin Rosa gebrochen, und selbst der alte Baron Linden hatte, als man ihn von dem Vorgange unterrichtet hatte, es nun für nöthig gefunden, sich selbst zum Baron zu begeben, um diesem in dürren Worten die Lösung einer Verbindung anzuzeigen, zu welcher er nach einer solchen Scene seinem Neffen selbst nicht mehr rathen könne. Die Einwendungen des Barons hatte der alte Herr siegreich widerlegt, seine Entschuldigungen sehr höflich aufgenommen, seine Drohungen, womit Rosa's Vater auf eine gewisse geheime Verbindung anspielte, mit Verachtung zurückgewiesen. Seit diesem Tage schien das alte Verhältniß zwischen Carl und Sophie, welches Baron Linden durch einen Besuch bei Frau Haimon selbst bekräftigte, wieder fester als jemals hergestellt, — und nun kam eine Warnung, welche sich nur auf Carl beziehen konnte.

Oder — Robert wagte den Gedanken nicht zu fassen; der Name, welcher vor seiner Seele aufstieg, trieb ihm alles Blut gegen das Gehirn. »Sollte die Bosheit der Welt,« sagte er *zu sich selbst,* »auch daran ihren Geifer werfen wollen? Nein, nein, es ist* nicht möglich!« In diesem Augen-

blicke klopfte es an seine Thür, und — der Provincial trat herein.

Mit einem Ausrufe freudiger Ueberraschung über sein schnelles Kommen eilte ihm Robert entgegen; doch erschrak er, als er den tiefen Ernst bemerkte, welcher auf den sonst milden Zügen des Priesters lag.

»Sie haben mir dringend geschrieben, mein junger Freund,« begann dieser, »und ich beeile mich, Ihrem Wunsche entgegenzukommen. Sie wissen, meine Zeit ist frei, und wo könnte ich sie besser benützen, als bei Ihnen, oder wenigstens für Sie.«

»Ich danke Ihnen aus tiefster, tiefster Seele,« entgegnete Robert, seine Hand ergreifend; »Sie können nicht wissen, wie sehr Sie meinen sorgenschweren Geist durch Ihr Kommen erleichtern. Ich habe Ihnen so Vieles mitzutheilen, so viel zu erzählen, so vielfach Sie um Rath zu fragen, wo meine Unerfahrenheit nur in Ihren weisen Ansichten eine Stütze finden kann.« Er begann nun dem Provincial ausführlich das Ereigniß dieses Morgens, sein Zusammentreffen mit Marcell, die Dazwischenkunft jenes geheimnißvollen Mannes zu erzählen, welcher einen so gewaltigen Einfluß auf Marcell zu haben schien, und konnte nicht umhin, zu gestehen, daß ihn selbst bei dem ersten Anblicke jener fast überirdischen Erscheinung ein geheimer Schauer durchweht habe, der sich steigerte, als er den unnatürlichen, todesähnlichen Schlaf der Kammerfrau im Vorzimmer gesehen. »Der Fremde schien eine Zauberkraft auszuströmen und um sein Haupt glänzte es wie ein heller Schein.«

Der Provincial lächelte und ließ sich den Fremden genau Zug für Zug beschreiben.

Als Robert dies mit der Ausführlichkeit eines Porträtmalers gethan, lächelte der Provincial erst still vor sich hin, dann sagte er langsam und feierlich: »Nach der Schilderung, welche Sie mir von dem Manne machen, der so plötzlich zwischen Sie und Marcell getreten, bleibt kein Zweifel, daß Sie jenes geheimnißvolle Wesen gesehen, welches unter dem Namen eines Marquis von Saint Germain in ganz Europa bekannt ist, ohne daß es bisher noch Jemand gelungen wäre, über das frühere Leben dieses Mannes etwas Sicheres zu erfahren. Er spricht von Begebenheiten des fernsten Alterthums, als wenn er selbst dabei gewesen, er will in Zeiten gelebt haben, welche seit langen Jahrhunderten verschwunden sind, und sieht mit dem geistigen Blicke eines Propheten in eine ferne, nebelgraue Zukunft. Er soll die wunderbare Gabe besitzen, sich mit der Schnelligkeit des Gedankens von einem Orte zum andern zu verfügen; für ihn soll es keine Entfernung im Raume, kein Geheimniß in der Natur geben.«

»Und glauben Sie selbst an alle diese Wundergaben?« fragte Robert zweifelnd.

»Ich glaube nicht daran, aber ich will Ihnen ein offenes Geständniß ablegen, ich werde auch nie Etwas dazu thun, um selbst den Schleier von dem Geheimniß zu reißen, mit welchem der Marquis sich umgibt. Ich weiß nur so viel, daß er als einer der geheimen Obern der Eingeweihten des letzten Grades im Maurerorden allgemein anerkannt wird, noch mehr aber, daß er auch eine der edelsten, der frömmsten, der begeistertsten Naturen ist. Das ist es, was meine Seele an die seinige kettet, was mich sein ganzes Wirken mit so brüderlicher Theilnahme verfolgen läßt. Das Ziel, dem er und der *Bund zustreben,* welcher unter seiner unmittelbarsten *Leitung steht,* ist das erhabenste, welches ein Mensch im

Auge haben kann, es ist das Vorarbeiten der Entwicklung des Menschengeschlechtes für die Zukunft.«

Robert hatte aufmerksam zugehört. Es war ihm nicht entgangen, daß der Provincial mit ungewohnter Wärme, sogar mit einem Anfluge von Begeisterung gesprochen, und vor seine Erinnerung traten jetzt alle jene Augenblicke, worin dieser selbst ihm als einer jener Menschen erschienen war, die aus dem Kreise der Gewöhnlichkeit herausgetreten. Sollte zwischen ihm und Saint Germain vielleicht irgend eine Verbindung bestehen? Diese Vorstellung drängte sich ihm mit Gewalt auf und faßte rasch feste Wurzel; doch wagte Robert nicht, auch nur durch die leiseste Andeutung seine Gedanken zu verrathen, während sein Vertrauen zu dem Provincial so stark wirkte, daß er nach den eben gehörten Aeußerungen nicht umhin konnte mit ehrerbietigem Staunen an die Erscheinung Saint Germains zurückzudenken.

Wenn der Provincial auch diesen Gedankengang vielleicht errieth, so ging er wenigstens nicht darauf ein, sondern stellte noch einige Fragen über den Hergang im Schwan, und sagte dann:

»Kein Zweifel, daß es sich hier um den letzten Angriff auf die Erbschaft des Baron Linden handelt. Offen gegen diese Bande aufzutreten, welche mit dem Franzosen hier zusammen arbeitet, wäre zu gewagt, so lange wir nicht genau wissen, wer die Hände mit im Spiele hat. Daß es sich allein um Geld handeln sollte, dünkt mir nicht wahrscheinlich, denn jene Männer in Frankreich, als deren Werkzeug Marcell hier schon einmal erschienen ist, führen, wie Sie selbst wissen, andere Dinge im Schilde. Meine Vermuthung ist, daß man hier unter dem Vorwande, sich dieser Schätze zu bemächtigen, nur Handlanger sammeln will, welche man

mit der Schale ködert, ohne sie mit dem innern Kern der Sache bekannt zu machen.«

»Und Saint Germain? Was soll der Wunderthäter hier wollen?«

»Seine Anwesenheit scheint mir eben zu beweisen, daß es sich um etwas mehr als einen bloßen Raubzug handelt. Er tritt nur dann selbst und eingreifend auf, wenn größere Interessen auf dem Spiele stehen. Doch darüber hoffe ich Ihnen bald Auskunft geben zu können. Vor allem muß es sich jetzt darum handeln, Linden vor dem drohenden Schlage zu warnen, aber auch ihn selbst zu überwachen, damit sein ungeschickter Eifer nichts verderbe. Dann müssen wir in die Verbindnugen, welche Marcell hier unterhält, wenigstens einen treuen und verläßlichen Menschen einzuweihen suchen. Wir müssen mit einem Worte dieselben Mittel gegen unsere Feinde gebrauchen, welche sie gegen uns anzuwenden sich nicht scheuen. Glauben Sie mir, Robert, man hat meinem Orden den Vorwurf gemacht, daß er den Grundsatz aufstellte: »Der Zweck heiligt das Mittel!« Sehen Sie in allen Verhältnissen der Welt sich um, und Sie werden finden, daß nicht allein Lebensklugheit diese Maxime gebietet, sondern daß sie meist ohne Wissen selbst von den edelsten und reinsten Geistern angewendet wird. So lange in der menschlichen Gesellschaft nur der Erfolg und nicht das Wollen entscheidet, so lange wird man daran denken müssen, Erfolge zu erringen, und sei es um welchen Preis immer!«

»Und was soll ich thun? Wie sollen meine Mutter und meine Schwester diesem Sturme entgegentreten, welcher jetzt wahrscheinlich sich auch gegen sie heranwälzen wird? Ich kenne Marcell, und habe es heute erst wieder gesehen, daß er zu Allem entschlossen scheint.«

»Beruhigen Sie sich darüber. So wie Sie heute im entscheidendsten Augenblicke einen Verbündeten erscheinen sahen, an welchen Sie am allerwenigsten denken konnten, so wird jeder Schritt von Ihnen von Freunden bewacht sein, auf deren Sorgsamkeit Sie sich verlassen können. Sie sind ein kostbares Pfand gegen jenen Marcell, denn Sie sind der Einzige, dem er bei seiner letzten Anwesenheit in Wien mehr als er hätte sagen sollen entdeckt hat, weil er voraussetzte, in Ihnen einen Genossen seiner Pläne zu finden. Nun möchte er um jeden Preis Sie entweder gewinnen oder verderben. Daher alle seine Schritte, daher die Einladung zu Ihrer Halbschwester, dieser — —«

»Die arme Helene,« unterbrach ihn Robert, »sie schien bei meinem Anblicke die ganze Schwere der alten Erinnerungen zu fühlen, es war sichtlich, daß in ihr zwei verschiedene Gefühle kämpften, jenes gute, das sie zu mir hinzog, und jenes, das sie nur für die Pläne Marcells leben läßt.«

»Sie wird gerettet werden!« sagte der Provincial in einem Tone von Bestimmtheit, welcher Robert auffiel. »Sie wird zurückkehren in den Schooß Ihrer Familie, aus welcher sie von verruchter Hand gerissen wurde.«

»Sie wissen es?« fragte Robert erstaunt. —»Warum nicht?« antwortete der Provincial ruhig, »hat mir doch Ihre Mutter die Geschichte jener Unglücklichen erzählt, welche so viele zärtliche Sorgfalt mit so viel Undank gelohnt hat. Doch sprechen wir nicht weiter darüber. Unsere Sorge muß von heute an daranf gerichtet sein, zu jeder Minute einen heimtückischen Angriff zu erwarten, um ihm nie unvorbereitet zu begegnen. Ich werde meine Maßregeln treffen, wie ein Feldherr, welcher eine entscheidende Schlacht zu schlagen hat. Ihnen rathe ich, nichts selbstständig zu thun, mit Niemand

über die Sache zu sprechen, auf den Sie sich nicht unbedingt verlassen können, und keinen Versuch zu machen, voreilig eine Entscheidung herbeizuführen. Wir wollen den Feind alle seine Vorbereitungen treffen lassen, wir wollen erst sehen, welche Mittel man gegen Sie und Linden anwenden will. Was Ihre Mutter und Ihre Schwester betrifft, so werde ich ihnen gerade so viel mittheilen, als sie wissen müssen, um nicht eines heimtückischen Zufalls Beute zu werden.«

»Und Linden? Soll ich Carl benachrichtigen, damit er seinen Oheim warne?«

»In jedem Falle und sobald als möglich. Aber es wäre gut, wenn Sie nicht selbst mit ihm sprächen, denn ich müßte meine Leute sehr verkennen, wenn Sie nicht bereits in diesem Augenblicke von Spionen umgeben wären, um jeden ihrer Schritte zu belauern. Haben Sie keinen verläßlichen Mittelsmann, klug und verschlagen, aber zugleich treu und ergeben?«

Robert sann einen Augenblick nach. »Ich hätte wohl einen solchen,« sagte er endlich, »aber ich besorge, daß er zu leichtsinnig für einen so wichtigen Auftrag ist. Ich fürchte jetzt fast selbst, mich einem Fremden anzuvertrauen. Und doch wird es sein müssen! Es ist jener alte Student, der seit Kurzem bei mir als Schreiber ist; eine gute Haut, aber —«

»Ich kenne ihn, ich sah ihn bei Ihrer Mutter. Sein Leichtsinn wird hier nicht schaden, weil Menschen dieser Art um so freudiger und fester etwas angreifen, wenn sie Gelegenheit finden, ungestraft eine kleine Bosheit auszuführen. Und Dank ist er Ihnen auch schuldig. Er wird es als eine Ehrensache ansehen, Ihre Befehle in dieser Angelegenheit pünctlich zu erfüllen. Leben Sie wohl, veranstalten Sie, was

wir besprochen haben, ich werde dasselbe in meinem Kreise thun. Von heute an schreiben Sie mir auch nicht. Vermeiden Sie es einige Zeit, Ihre Mutter zu sehen; die Entschuldigung werde ich übernehmen — bald hören Sie eine neue Nachricht von mir.«

Robert begleitete ihn zur Thüre, und bemerkte, als der Provincial diese öffnete, daß Rubin bereits im Vorzimmer wartete, und zwar mit sichtlicher Ungeduld.

VIII.

»Das gnädige Fräulein Baronin muß eine gar gute Gesundheit haben,« meinte die Hausmeisterin aus dem Freihause in einer traulichen Stunde zur Frau Nani, welche eigentlich eines Geschäftes wegen zu ihr gekommen war, dieses aber vergessen zu haben schien, um sich der süßen Gewohnheit des »Plauschens« hinzugeben. Die Frau Godl der heitern Margarethe hätte gar zu gern die Wirkung erfahren, welche jene Ueberraschung im Belvederegarten auf die Baronin gemacht, und versuchte nun durch weitausgeholte Fragen sich zu erkundigen, ob Frau Rosl irgendwie von einem Abenteuer unterrichtet sei.

»Das gnädige Fräulein Baronin muß eine gar gute Gesundheit haben, daß sie so viel Gall ausstehen kann, »hatte die Hausmeisterin gesagt, und begann nun durch eine ausführliche Erzählung ihre Freundin von dem Herzenszustande der Baronin zu unterrichten. — »Nix ist's mit dem jungen Baron Linden,« sagte Frau Rosl eifrig, »der schaut die Baronin gar nicht mehr an, und kommt doch jeden Tag fast ins Haus hieher, aber freilich nicht mehr in den ersten Stock, nur in den dritten zur Haimon Sophie, es ist, als wenn er es dem gnädigen Fräulein mit Fleiß thun möchte, gerade so

wie der Christoph, sein Bedienter; der schlechte Kerl pfeift sich noch recht ein Stückl, wenn er ins Haus auf die hintere Stiege hinaufgeht, wie ein Postillon, daß man wissen soll, er ist da.«

»Und wegen was ist denn schon wieder der ganze Verdruß gewesen?« fragte Frau Nani.

»Wegen was denn? Ja, das erfährt unsereins nicht so leicht. Ich könnt' es zwar wissen, aber was geht es mich an? Der junge Baron wird ihr wohl auf etwas gekommen sein. Na, die Frau Nachbarin versteht mich schon —«

»Aber hör' die Frau Rosl auf!« rief die Andere, und schlug die Hände zusammen, »eine Baronin!«

»Nutzt nichts! Baronin hin, Baronin her, 's trifft sich halt auch und der Teufel hat manchmal eben so leicht sein Spiel, wie bei unsereinem. — Ich glaub' immer, es wird so was sein, und der junge Herr Baron sieht mir nicht darnach aus, daß er so was hinunterschlucken möchte.«

»Und weiß die Frau Nachbarin denn gar nicht wie? wann? was? Die Frau Rosl thut nur so heimlich, ihr ist doch nichts verborgen.«

»Könnt' schon sein,« meinte die Angeredete etwas geschmeichelt, »daß ich eine Spur habe, aber die Frau Nani wird wissen, man red't nicht gern einen Nachbar was nach, wo man doch nicht weiß, wie und wann, und überhaupt, ich — ich kann nicht so sein, wie Andere sind.«

»Mir aber, Frau Nachbarin, ich hab' ja auch kein Geheimniß vor Ihr, und kein Wort kommt über meine Lippen, das ist gewiß —«

»'S ist eigentlich mechant von der jungen Gnädigen, hat den hübschen Bräutigam, den sie aus Leibeskräften einer

Andern abspänstig gemacht hat, und kann sich nicht mit ihm vertragen, es hat immer Zank und Streit gegeben, und wegen was? weil sie noch mit Anderen geredet hat!«

»Weiß das die Frau Rosl gewiß? Ich kann es mir doch nicht so recht denken, das wäre ja gar zu schlecht und niederträchtig.«

Die Hausmeisterin zuckte mit den Achseln. — »Ich hab' ihr oft gesagt: Euer Gnaden, Fräulein Baronin, der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, alles auf der Welt muß ein Ende haben, und es ist nichts so klar gesponnen, es kommt doch an die Sonnen. Hat alles nichts genutzt, es war gerade, als wenn sie es erst recht zu Fleiß gethan hätte. Freilich sagte sie immer: Ich will den jungen Baron nur eifersüchtig machen, aber mein Gott und Herr, das heißt mit Feuer spielen, und ich habe noch immer gesehen, daß man sich verbrannt hat.«

»Ja, waren denn so viele?« fragte Frau Nani wieder unter der Maske der tiefsten Verwunderung.

»Ein Regiment war's freilich nicht, aber mehr als einem Bräutigam lieb sein kann, waren's gewiß. Ich kenne allein drei, und ob nicht noch ein Paar irgendwo stecken, von denen ich nichts weiß, das kann auch schon sein. Ich sag' der Frau Nachbarin, das nimmt ein Ende mit Schrecken.«

Das Gespräch der beiden Frauen wurde durch das Dienstmädchen Rosa's unterbrochen, welche die Hausmeisterin bat, zur gnädigen Baronin hinaufzukommen, welche sie dringend zu sprechen wünschte, sie selbst habe Auftrag, sie sogleich mitzubringen.

»Was muß es denn da wieder gegeben haben?« sagte Frau Rosl halblaut und bat die Nachbarin, nur einen Augenblick zu warten, sie werde gleich wieder kommen.

Es dauerte in der That nicht lange, so kam sie wieder die Stiege herab, und kaum ins Zimmer getreten, stellte sie sich vor Frau Nani hin.

»Was glaubt die Frau Nachbarin, daß es so pressantes gegeben hat? Hätt' man nicht glauben sollen, das Haus hat zu brennen angefangen, oder es ist Gott weiß was für ein Malheur geschehen?«

»Nun was ist denn, was ist denn, Frau Nachbarin?« beschwichtigte Frau Nani, »Sie ist ja ganz alterirt, beruhige Sie sich.«

»Soll man sich nicht alteriren? Sprengt Einen die Gnädige hinauf, und was gibt's? Ich soll mich bereit halten; wenn sie angezogen ist, — soll ich ihr die Karten aufschlagen. Hat die Frau Nani so was schon erlebt?«

»Die Frau Nachbarin kriegt aber ja dafür gezahlt! Und Kopfzerbrechens ist es auch nicht, man weiß ja, was man zu sagen hat!«

»Nein, ich bin noch nicht ganz in der Ordnung damit, ich habe noch nicht herausbekommen können, wer der junge blonde Herr ist, der seit ungefähr vierzehn Tagen ins Haus kommt, und die Gnädige will Alles gar genau wissen. Denk' die Frau Nachbarin nur, die glaubt wirklich an die Karten.«

»Desto besser. O je! ich ließ' sie aufsitzen, daß sie an mich gedenken möchte.«

»Das thue ich heut' auch, sie soll Sachen von mir erfahren, daß ihr die Haare zu Berge steigen, gar nicht mehr so wie früher, wo lauter Glück und Herzensfreuden und viel Geld gefallen sind. Ich will heut' mischen, daß sie nichts als Kreuz und Pick schauen soll, vor lauter schwarz soll ihr ganz grün und gelb vor Augen werden. Zahlen thut sie ohnedem ganz schmutzig.«

»Schon recht, Frau Nachbarin, das muß bestraft werden. Nur die Hölle heiß gemacht, dann kriecht sie eher zu Kreuz.« —

»Ja, was nützt denn das, ob sie zu Kreuz kriecht oder nicht? Die vornehmen Leut', bei denen muß es dick kommen, wenn die Jesum Christum unsern Herrn erkennen sollen!«

»Frau Nachbarin,« sagte Frau Nani leise und stieß die Hausmeisterin an: »Wer ist denn das Malefizgesicht, was da grabenweges auf das Hausthor zugestiefelt kommt? Gib die Frau Hausmeisterin Obacht, wohin die geht. Mir scheint's, wenn die von wo weggeht, heißt sie auch noch immer was Anderes mitgehen.«

»Das sollt' mir noch aufkommen in meinem Haus,« antwortete die in ihrer Amtsehre und Wachsamkeit beleidigte Frau Rosl; »aber Herr je, das ist ja eine alte Bekannte. — Wo geht denn die Frau Lorl hin?« wandte sie sich zu der eintretenden Wirthschafterin des Herrn Kanzlisten Schreiber.

Frau Lorl schien einigermaßen verlegen, als sie sich angesprochen sah. Schnell gefaßt machte sie aber gute Miene zum bösen Spiel und sagte mit grinsender Freundlichkeit: »Schön guten Morgen, Frau Rosl! Wohl auf? Die Frau wird immer jünger, mollet wie ein junges Weiberl, — unsereins dagegen, o je! dürr wie ein abgekehrter Besen. Ja ja, 's ist ein Unterschied.«

»Die Frau Lorl ist heut' in einem besonders guten Humor,« antwortete die Hausmeisterin; »mein Gott! man lebt halt fort das elendigliche Leben mit Müh und Plag'! Aber wo will denn die Frau bei uns im Haus hin? Ist vielleicht eine Post an die gnädige Jungfer Baronin auszurichten? Ich geh' jetzt auch gleich hinauf, da können wir zusammen gehen, wenn es der Frau recht ist. Die Gnädige ist ge-

rad aufgestanden, noch keine zwei Minuten, daß das Kuchelmensch da war, die es gesagt hat. Oder geht die Frau Lorl anderswohin?«

»Ich hab' nur meinen Herrn gesucht. Aber wenn das gnädige Fräulein erst aufgestanden ist, so zeitlich macht mein Herr keine Visiten; oder hat die Frau Rosl ihn vielleicht zum Thore herein gehen sehen?«

»Nicht den Knopf von seinem Stock hab' ich gesehen, vielweniger ihn. Aber jetzt muß er ja in seiner Kanzlei sein?«

»War schon dort, hab' ihn nicht gefunden, und ein fremder Herr will ganz nothwendig mit ihm sprechen. — Schön guten Morgen, Frau Hausmeisterin! Wenn er nicht da ist, so muß ich ihn in der Kirche aufsuchen, dort find' ich ihn gewiß.«

»In was für einer Kirche? das ist die Frage; der alte Hallunk scheint mir auch der wahre zu sein!« Mit diesen christlichen Bemerkungen begleitete Frau Rosl die Entfernung der alten Haushälterin, während diese vor sich hinmurmelte: »Das könnte ich noch brauchen, daß ich dieser an die Nase bände, wo ich hier im Hause etwas zu thun habe.«

Endlich nahmen auch Frau Rosl und Frau Nani von einander zärtlichen Abschied, und die würdige Hausmeisterin langte vom Kasten zwischen den Porcellanschalen ein Spiel vom Schmutz fast schwarz gewordener Karten, und die Hand, worin sie dieselben hielt, unter dem Fürtuche versteckt, stieg sie den ersten Stock hinauf.

Rosa war seit einiger Zeit, vorzüglich seit sie ihren letzten Angriff auf Carl und Sophie zugleich scheitern gesehen, und der junge Mann in Folge dessen alle Verbindung mit ihr abgebrochen hatte, in der That etwas abgezehrt. Die Leidenschaft, welche sie fühlte, war nicht jenes sanfte, erwärmende

Feuer, welches sinkende Herzen noch aufrecht zu erhalten im Stande ist, es war eine verzehrende Glut, die nach Nahrung lechzte, und vernichtend in ihr selbst um sich griff. Die Huldigungen, mit welchen der Kanzlist sich an sie drängte, widerten sie an, aber sie erkannte in ihm ein gefügiges Werkzeug für ihre Pläne, eine Maschine, welche sie nach Belieben lenken konnte, und deswegen hatte sie es bisher nicht gewagt, ihm alle Hoffnung abzuschneiden. Sie erhielt ihn vielmehr immer in der Schwebe, er mußte an Hoffnungen glauben, um ihr unbedingt ergeben zu bleiben. Um diese Zeit war plötzlich Marcell wieder bei ihrem Vater erschienen, um eine alte Wunde in ihrem Herzen aufzureißen. Mit ihm trat wieder jene Zeit vor ihre Seele, wo ihr Herz noch zwischen Robert und Carl getheilt gewesen, wo sie so gerne die Huldigungen Mesmers empfing, ihres treuen Verbündeten, als sie von Robert sowohl als Carl sich verschmäht sah; und hatte damals Marcell nicht Worte und Blicke fallen lassen, welche sie anders zu deuten sich berufen glaubte, als er selbst je gedacht?

In einem Anfalle von Mißmuth und Zweifel, und gepeinigt von jener nagenden Ueberfülle des Herzens, welche immer die Folge eigener Rathlosigkeit ist, war sie darauf verfallen, aus dem Orakel der Karten die eigene Zukunft herauslesen zu wollen. Die Hausmeisterin, eine auf dem ganzen Grunde anerkannte Autorität im Fache der Kartenschlägerei, war gern bereit, den Wunsch des Fräuleins zu erfüllen, und heute war der Tag, wo der Vorhang der Zukunft gelüftet werden sollte.

Als Frau Rosl ins Zimmer zur Baronin trat, fand sie schon einen kleinen Tisch bereit gerückt, und davor einen Stuhl für sich. Rosa schien besonders ernst zu sein, und aus dem fast finsteren Blicke, mit welchem das Fräulein ihren

Gruß erwiederte, sah die Hausmeisterin nur zu klar, daß heute nicht die Zeit zu Scherzen, zu weitläufigen Reden sei. Aber in ihrem Innern gelobte sie sich in diesem Augenblicke, alles Unheil, das nur aus einer Karte herauszulesen möglich, in den grellsten Farben vorzubringen, und indem sie ihr Gesicht in ganz ernste Falten legte, begann sie zu mischen.

»Der Stuhl ist für Sie,« sagte Rosa kurz und deutete auf den Sessel vor dem Tischchen.

»Bitte, Euer Gnaden, gnädiges Fräulein, das thut sich doch nicht schicken, daß ich sitze, und Euer Gnaden vor mir stehen lasse.«

»Setze Sie sich, ich will es,« sagte Rosa und stützte sich mit der Hand auf die andere Seite des Tisches.

Die Hausmeisterin hatte hinlänglich unter erklecklichen Seufzern gemischt, und legte das Spiel vor sich auf den Tisch.

»Bitte, Euer Gnaden, Fräulein Baronin, abzuheben.«

Rosa gehorchte. Die Karte, die sie abhob, war — Kreuz-Aß.

»Unser Hertgott beschütze und bewahre uns, das ist ein Todesfall,« sagte Frau Rosl und machte ein ganz jammervolles Gesicht dabei.

Rosa bebte unwillkürlich zusammen, aber sie unterdrückte ihre Erschütterung, und sah ungeduldig, wie die Hausmeisterin die stark verschmierten Blätter vor sich hinlegte.

»O je! Euer Gnaden, gnädiges Fräulein, Ihnen fällt ein schlechtes Blatt. Da sehen Sie her, die Herz-Dame, das sind Sie, und gleich daneben zwei so alte Schippl, die schwarzen Kreuze, jetzt kommt gar der Kreuz-Bub, das ist der schlechte Kerl, gleich hinterdrein eine Feindschaft, ein böser Mensch, dem Euer Gnaden nicht trauen dürfen, — — nein,

die Karten fallen zu schlecht, ich will lieber aufmischen und noch einmal legen.«

Als sie die neue Reihe Karten ausgelegt hatte, schien sich ihr Gesicht zu erheitern. — »Das ist gleich anders,« sagte sie. »Der Herz-Zehner, das ist Glück und Freude; jetzt kommt noch das Schellen-Aß, das ist ein Brief. Da ist der Neuner dabei, der Brief kommt ins Haus zu Ihnen. O, Euer Gnaden, gnädiges Fräulein, jetzt gehen die Karten schon besser.«

Rosa sah unverwandten Blickes auf die Blätter, sie fühlte, wie ihre Wangen glühten. Die Hausmeisterin legte eine weitere Reihe auf.

»Euer Gnaden,« sagte Frau Rosl wie schelmisch, »der Herz-König ist doch ganz knapp bei Ihnen, was wollen Sie mehr?« Jetzt legte sie eine neue Karte auf. »Jesus, Maria!« rief sie, als sie diese erblickte, »das war ja ein Malheur. — Euer Gnaden, da sehen Sie her, erst Sie, dann der Herz-König und gleich daneben der Kreuz-Siebner! — O, die grauslichen Karten! will denn heut nichts Ordentliches kommen? Nein, da muß ich noch einmal auflegen — dreimal gilt!«

Und als sie zum dritten Male die Karten legte, da wagte sie gar nicht, dem Fräulein die Deutung zu offenbaren, mit einem bedauernden Blicke auf die Baronin stand sie da und sagte wie klagend: »Heut' haben Euer Gnaden einen schlimmen Tag, heut' geht es nicht, ich wenigstens will keine Karte mehr anrühren.«

Rosa antwortete nicht. Sie nickte stumm mit dem Kopfe und winkte der Hausmeisterin, zu gehen. Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust, als sie allein war.

»Beginnt das Unglück schon?« flüsterte sie düster vor sich hin.

IX.

Als Rubin nach der Entfernung des Provincials zu Robert eintrat, zeigte er ein so verzweifeltes Gesicht, daß dieser ihn besorgt fragte, was ihm denn zugestoßen sei — oder ob er vielleicht gar ihm eine schlechte Nachricht bringe?

»Ich weiß nicht, was ärger sein könnte, das eine oder das andere,« antwortete der alte Student, »und doch muß ich Ihnen sagen, daß die Sache zwar nur mich betrifft, aber auch für Sie von Interesse hätte werden können, wenn nicht — da steckt ja eben immer mein Unglück — in einem Augenblicke, wo ich glaube, daß ich auf dem Wege bin, meinem bösen Schicksal einen Streich zu spielen und mich für alle Zeit aus meinem Jammer herauszureißen — müssen immer kleine Sachen, unbedeutende Hindernisse dazwischen kommen, die aber doch groß genug sind, um wenigstens für mich unübersteigbar zu sein.«

»Also was war es denn?« fragte Robert ungeduldig, welcher aus der langen verworrenen Einleitung wenigstens so viel entnahm, daß es sich um nichts Wichtiges handeln könne.

»Sie wissen,« erzählte Rubin, »daß ich auf Ihren Rath den einen Spießgesellen des Kanzlisten, diesen Kikelberger, nicht mehr aus den Augen ließ, und selbst das Opfer brachte, die schlaff gewordenen Bande meiner Herzensneigung zu Kathi wieder stramm zu ziehen. Der Erfolg war freilich ganz so wie ich erwartet hatte. Kikelberger war nicht

zu stolz, den Anbeter seines Dienstmädchens mit seiner Freundschaft und zum großen Theile auch mit seinem Vertrauen zu beehren, und wir waren schon so dicke Freunde geworden, daß ich ihn über dies und jenes von seinen Verhältnissen ausfragen konnte. Er hatte mir sogar anvertraut, daß er Mitglied einer geheimen Loge sei, welche auf der Wieden arbeite, und daß alle Mitglieder in ganz kurzer Zeit reiche Leute sein würden.

»Wer hat Ihm denn das gesagt?« fragte ich ihn gesprächsweise, und schien außerordentliches Interesse an der Sache zu nehmen.

»Wer anders als unser Meister? Das ist ein Mann, der versteht es noch besser, als der geheime Kanzlist!«

»Ja, was denn? was versteht er denn?« fragte ich, jetzt wirklich neugierig.

»Kikelberger sah mich eine Weile ganz verwundert an. — »Er scheint ja gar nicht zu wissen, um was es sich bei uns handelt,« sagte er endlich.

»Wie sollte ich denn? ich bin ja kein Mitglied, und — sonst ist Alles so geheim! — Mein Mann lächelte bei diesen Worten vor sich hin, und nahm hintereinander ein paar starke Prisen. Er schien über etwas nachzudenken, aber ich sah, wie er mich von der Seite fortwährend anschielte, offenbar unschlüssig, ob er mir mehr sagen, oder das Weitere verschweigen solle. Ich wollte ihn nicht auffordern, ihm auch nicht entgegenkommen, denn ich kenne diese Art Menschen, man muß sie an sich herankommen lassen, wenn man etwas erfahren will.

»Ja, sieht Er,« sagte er endlich, und rückte mir ganz nahe auf den Leib, »unser Meister versteht das Goldmachen, und alle unsere Meister verstehen es; wer also in die höhe-

ren Grade aufgenommen wird, der ist für seine Lebtage ein gemachter Mann.«

»Warum laßt Ihr Euch denn also nicht aufnehmen, Freund Kikelberger?« fragte ich ganz harmlos, »oder werdet Ihr vielleicht nächstens aufgenommen, weil Ihr doch eben sagtet, daß Ihr alle in kurzer Zeit gemachte Männer sein werdet?«

»Hm, hm, hm!« sagte er ganz verdrießlich, »hat sich etwas mit dem Aufnehmen! das geht nicht so leicht, vorzüglich wenn man erst ein kaum freigesprochener Lehrbub ist. Ja — wenn ich einer von den reichen Leuten wäre, die mit dem Gelde herumwerfen können, bei denen geht es im Galop durch alle Grade, und über Nacht kann einer Großmeister werden. Da kommt die Weisheit mit den Ducaten. Aber bei uns armen Teufeln!« — —

»Ich schwieg und antwortete nicht, ich wollte sehen, wohin er endlich hinauswollte, denn daß dies alles nur Einleitung, war mir klar. — In der That räusperte er sich erklecklicher, dann trank er einen herzhaften Schluck und seine Hand auf meinen Arm legend, raunte er mir ins Ohr:

»Ihr seid ein gescheidter Mensch, ein Studirter, wir zwei könnten unser Glück machen, wenn wir zusammenhalten wollten.«

»Ich antwortete nicht, aber mein fragender Blick mußte deutlich genug gesprochen haben, denn er fuhr gleich darauf fort:

»Wie wär' es denn, wenn Ihr Euch ein paar hundert Gulden verschaffen könntet? ich schlage Euch dann vor, Ihr werdet *aufgenommen*, und wenn wir dann Beide drin sind, *so wenden wir das* übrige Geld daran, um in die höheren

Grade zu kommen, Ihr seid ein studirter Mann, Ihr müßt dann das Goldmachen noch besser verstehen, und wir . . .«

»Was denn?« fragte ich neugierig.

»Nun, dann machen wir in Compagnie Gold, nichts als Ducatengold, bei Tag ich und bei der Nacht Ihr, und in einem halben Jahr kaufen wir uns die halbe Wienerstadt mitsammen.«

Robert konnte sich des Lachens nicht enthalten. — »Was haben Sie dem Narren geantwortet?« fragte er.

»Natürlich, daß ich kein Geld habe! Im nächsten Augenblicke aber, als ich sah, wie er durch diese Antwort merklich kälter gegen mich wurde, bereute ich es schon und verwünschte meine Armuth, denn ein Plan war mir durch den Kopf gefahren, dem Sie gewiß Ihre Billigung nicht versagen werden. Ein Plan, den nicht durchsetzen zu können mich der Verzweiflung nahe bringen würde. Sie glauben nicht, wie der Aerger, daß ich nicht das Geld habe, mich seit gestern quält. Wenn ich dem Kikelberger nur ein paar Gulden Drangabe hätte geben können!«

»Ihr Plan, was soll es damit? Ist es etwas, das bei unserem Werke von Wichtigkeit ist?«

»Von der größten Wichtigkeit — wenn Sie auf meinen Plan eingehen und wenn sich Jemand findet, der es übernimmt, die weitere Rolle zu spielen. Denn ganz ohne Gefahr ist die Sache am Ende doch nicht.«

»So,« sagte Robert betreten; »lassen Sie hören, ich bin außerordentlich neugierig!«

»Sie werden sich erinnern, daß Ihr vortrefflicher und würdiger Freund, der ehemalige Provincial, es für sehr wünschenswerth hielt, einen Einblick in das Treiben dieser

Menschen zu erlangen, von denen wir wissen, daß sie ihre Loge auf der Wieden halten.«

»Und was glauben Sie, daß da geschehen soll?« fragte Robert, welcher den Plan seines Famulus zu ahnen schien.

»Ich bin der Meinung,« sagte Rubin, »daß Kikelberger, dem es überhaupt nur darum zu thun scheint, ein Stück Geld zu bekommen, von wem und unter welchen Bedingungen, das mag ihm gleich sein, — daß dieser also mich vorschlägt, und wenn mein Name keinen Anstand für die Aufnahme gefunden hat, statt meiner den Provincial dann einführt.«

»Glauben Sie, daß dieses möglich sein dürfte?« sagte Robert überrascht.

»Warum nicht? Er schlägt mich vor, er verschafft sich sogar einige Anhänger, welche seinen Vorschlag für mich unterstützen, die Gesellschaft entscheidet über Aufnahme oder Verwerfung, ich werde aufgenommen. Bis dahin braucht mich noch Niemand, als Derjenige, der mich vorgeschlagen hat, genau zu kennen, — die Andern urtheilen und entscheiden nach dem Rufe und nach den sogenannten Erkundigungen.«

»Wie werden diese aber ausfallen, Freund Rubin?« sagte Robert lachend.

»Ich bin nur ein Opfer der Verhältnisse, ich könnte eben so gut den vortrefflichsten Ruf haben. Doch lassen wir den Ruf bei Seite. Sind dann diese Formalitäten, bei welchen ich nicht anwesend zu sein brauche, geschlossen, und kommt es endlich zum Abend der wirklichen Aufnahme, so nimmt der Provincial auf eine Stunde meinen Namen an, Kikelberger führt ihn ein, er hat Gelegenheit, in den dunkeln Gemächern alle Mysterien der Aufnahme eines Mitglie-

des kennen zu lernen, er sieht endlich die ganze Versammlung vereinigt, und hat wenigstens, wenn auch nicht die tiefsten Geheimnisse, so doch einige Fäden in der Hand, an welchen man dann weiter fortspinnen kann. Was sagen Sie also dazu? Halten Sie diesen Plan, der nur auf einer einfachen Verwechslung der Personen beruht, nicht für eben so leicht möglich als ausführbar, um so mehr, als uns die Hilfe Kikelbergers zur Seite steht, der für einige Gulden ganz der Ihrige ist?«

Robert ging langsam und nachdenkend im Zimmer auf und ab. Er verbarg es sich nicht, von welcher Wichtigkeit es wäre, die Maurer mitten in ihrer geheimnißvollen Versammlung überraschen und auf solche Weise vielleicht in Kurzem entlarven zu können. Endlich setzte er sich nieder und schrieb dem Provincial ein Briefchen, worin er ihm Rubin und seinen Plan empfahl, und seinem eigenen Ermessen die Entscheidung anheimstellte. An Carl aber sendete er sogleich einen seiner Diener aus der Kanzlei, um ihn zu sich bitten zu lassen. Er mußte ihm ja das, was er ihm von Marcell und über seinen Oheim zu sagen hatte, mittheilen, und zudem glaubte er von Carl am leichtesten vorläufig jene, freilich nicht sehr bedeutenden Geldmittel erhalten zu können, welche er für Rubin brauchte.

Beide Briefe gingen an ihre Bestimmung ab, und es dauerte nicht lange, so erschien Carl selbst, um über jene hingeworfenen Andeutungen sich Auskunft zu holen.

Zwischen den beiden jungen Leuten war seit einiger Zeit, vorzüglich seit Carl sich gänzlich von Rosa entfernt hatte, und der Provincial selbst immer seine Partei bei Robert nahm, wieder die alte Innigkeit des Vertrauens zurückgekehrt. Jetzt umschloß sie wieder nicht allein das Band der alten

Freundschaft, sondern es war dieses noch fester durch die süße Kette gezogen, in welche Carl sich freudig von Sophien hatte fesseln lassen. Der goldlautere treue Character des jungen Linden hatte sich mit unbedingtem Vertrauen an Robert hingegeben, und trotzdem sie in einem ziemlich gleichen Alter waren, hatte Carl doch gern eine gewisse Souveränetät anerkannt, welche der Bruder seiner Geliebten, fast ohne es selbst zu wollen, über ihn ausübte.

Aber nicht die Verbindung durch Sophie allein war es, welche die jungen Leute so fest aneinander geknüpft hatte, es erwartete Carl vielmehr von dem Eifer Roberts und seiner Freunde, daß es ihnen endlich doch gelingen werde, den alten Baron Linden aus den Händen jener Gesellen zu reißen, in welche er blindlings und fast wie verzaubert sich gestürzt hatte. Die traurigen Erfahrungen, welche er in früherer Zeit mit Marcell, mit Bacciochi und Zwirner gemacht, deren Falschheit sich ihm offenbart, die Enttäuschung, welche er bei Rosa gefunden hatte, waren scheinbar immer noch nicht stark genug gewesen, um ihn zur Erkenntniß dessen zu bringen, was man eigentlich mit ihm vorhabe.

Deswegen hatte Carl seinen Freund Robert so sehr gebeten, sich der Angelegenheit seines Oheims anzunehmen, und dieser um so freudiger sich dazu bereit finden lassen, weil diese Interessen mit jenen, welche er und seine Freunde an der Entlarvung des betrügerischen Vereins der Adepten hatten, so ganz nahe zusammenliefen.

Dem eintretenden Freunde theilte Robert ohne viele Einleitung und Umschweife so viel von dem gegen seinen Oheim gerichteten Plane Marcells mit, als ihm selbst aus den bisherigen Unterredungen mit dem Franzosen klar geworden.

Flore's Anwesenheit glaubte er ihm vor der Hand noch verschweigen zu müssen.

Carl hörte nicht ohne Ueberraschung, in welche sich unverkennbar ein Ausdruck des Schreckens gemischt hatte, die Mittheilung an. Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß sein Freund voll Schonung ihm einen Theil dessen verschweige, was er selbst noch wisse, wenigstens was er selbst befürchte. Robert hatte deswegen kaum ausgesprochen, als Carl rasch nach seinem Hute griff.

»Wohin?« fragte Robert verwundert, welchem diese plötzliche Unterbrechung auffiel.

»Wie kannst Du noch fragen, wohin?« rief Carl, »muß ich nicht sehen, keinen Augenblick zu verlieren, um meinen Oheim von der Gefahr, welche ihm droht, von dem Verderben, das auf seinem Wege schleicht, zu benachrichtigen? Robert, wenn ich eine Bitte an Dich stellen dürfte, so wäre es diese, schenke mir jetzt eine Stunde, und laß mich diesen Gang nicht allein machen. Mein Onkel hält viel auf Dich, dein Wort ist von großer Wirkung auf den alten Mann, Du vermagst mehr über ihn als ich, sein eigener Neffe, sein einziger Verwandter, den er auf dieser Welt hat. Schlage mir die Bitte nicht ab, Robert, begleite mich.«

»Wenn Du davon einen Vortheil erwartest, gern!« sagte der junge Mann, und rief einen seiner Schreiber herein, dem er mittheilte, daß er für eine kurze Zeit sich entferne, daß er aber bald wieder kommen werde. Wenn man ihn suchen sollte, so bitte er nur zu warten.

Die beiden jungen Leute eilten nun mit raschen Schritten der Freiung zu, wo der alte Baron Linden wohnte. Eine beunruhigende Ahnung schien sich besonders Carls bemächtigt zu haben, und er konnte sich nicht enthalten, auf dem Wege

mehrmals seine Besorgnisse gegen Robert auszusprechen, der ihn aber, obgleich selbst befangen, doch zu beruhigen suchte.

Endlich kamen sie im Hause an, und der erste, dem sie auf der Treppe begegneten, war der Kammerdiener des alten Barons, der eben im Ausgehen begriffen war. Ohne sich seine Bestürzung erklären zu können, fühlte Carl doch all sein Blut erstarren.

»Wie kommt es, daß Er jetzt schon ausgeht, Jean?« fragte er, »schickt Ihn etwa mein Oheim fort?«

»Euer Gnaden werden entschuldigen, aber der gnädige Herr Baron sind bereits ausgegangen, und da glaubte ich—«

»Mein Oheim schon ausgegangen? Wie kommt das? Er geht ja sonst niemals um diese Zeit aus.«

Der Kammerdiener zuckte mit den Achseln und sagte endlich: »Der gnädige Herr Baron mag dringende Geschäfte gehabt haben, denn er wurde abgeholt, und ich mußte ihn sehr rasch ankleiden. Er hat sich nicht einmal ordentlich pudern lassen.«

»Dringende Geschäfte? Er wurde abgeholt? Das sind Räthsel. Wer hat ihn abgeholt? Kennt Er den Mann?«

»Freilich, Euer Gnaden,« antwortete Jean, »warum soll ich den Herrn geheimen Kanzlisten Schreiber nicht kennen? Er kommt ja so oft zu uns ins Haus. Und heute muß es sehr dringend gewesen sein!«

Carl blieb im ersten Augenblicke bei dieser Nachricht wie erstarrt stehen. Ein Blick des Verständnisses, den er mit Robert wechselte, zeigte ihm, daß dieser ganz denselben Gedankengang haben müsse. Er winkte dem Kammerdiener mit der Hand, dieser stieg die Treppe weiter hinab, die beiden

jungen Leute eilten aber rasch in jene Abtheilung der Wohnung, welche der alte Linden inne hatte, und schlossen sich in das Arbeitszimmer des Barons ein.

Kurze Zeit darauf traten sie wieder heraus. — Carl war auffallend bleich, aber auf seinem Antlitze lag derselbe Zug von Entschlossenheit, wie auf jenem seines Freundes.

X.

Antonie saß in Maria's Zimmer und blickte traurig vor sich hin, während Maria vor ihr stand und ihr eifrig zusprach. — »Sie quälen sich mit trüben Gedanken,« sagte sie, »und doch sehe ich es Ihnen an, daß eine Stimme in Ihrem Herzen ganz anders spricht, als Ihre Furcht Sie sehen läßt — und glauben Sie denn diesem Anwalt in Ihrem Innern nicht mehr als Ihrer Besorgniß?«

Antonie blickte mit einem tiefen Seufzer auf und strich sich nachdenkend die Locken aus der Stirn. Man sah es deutlich, daß sie einen schweren Kampf in ihrem Innern rang, und nach einem Auswege aus dem Labyrinthe Ihrer Gedanken suchte. Die Unruhe, welche in ihrer Seele zu toben schien, ließ sie nicht lange ruhig sitzen; plötzlich stand sie mit einer raschen Bewegung auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab. Maria sah ihr mit Blicken der zärtlichsten Besorgniß nach, in welchen sich ebenso viel Theilnahme als Unruhe spiegelte.

Endlich blieb die junge Frau vor ihrer alten Dienerin stehen.

»Marie,« sagte sie, »ich kann eine quälende Sorge nicht aus meiner Seele bannen. So sehr ich auch vertraue, und so stark mein Glaube an Robert ist, mir ist es immer,

als wenn eine innere Stimme mir zuflüsterte, daß dieser Gang für ihn ein gefahrvoller gewesen. Und er ist noch nicht zu Hause!«

»Ein gefahrvoller? Wie doch ein Herz für seinen kleinen Kummer einen so schwerwiegenden Namen wählen kann! Welche Gefahr sollte ihm drohen? es ist ja die Schwester, welche ihn zu sich gebeten, und seine Ueberraschung, als er den Brief erhielt, hatte nichts von einer Befürchtung an sich.«

Antonie sah lange und aufmerksam der alten Frau ins Auge. — Kann dieses gefahrvoll nicht auch mir gelten? Sind wir denn so sicher, daß der Brief von seiner Schwester herrührte? Wissen wir denn nicht, daß diese Schwester sich hier befindet, hier wohnt, bei seiner Mutter ist, und nun auf einmal dieses geheimnißvolle Schreiben, diese Fremde, diese Verwandte, die so plötzlich und unerwartet auftaucht!«

Die alte Maria sah der Sprechenden wehmüthig ins Auge. — »Sie zweifeln,« sagte sie, »Sie glauben nicht an sein Wort? O, das ist ein schlimmes Zeichen, denn wo das Vertrauen zu mangeln beginnt, da schwindet auch der Glaube, diese festeste Stütze eines wahren Herzensglückes.«

»Ich kann mich von dem Gedanken nicht losreißen!« rief Antonie leidenschaftlich aus, »daß dieses Wesen störend in das ruhige Glück seines Lebens eingreifen wird, und deswegen — deswegen. — Sage mir, hast Du selbst und genau den Brief gelesen, hast Du kein Wort übersehen, Dir Alles so eingeprägt wie es wirklich gestanden hat? — Du schweigst? — Du lächelst? — Was soll dies?«

»O, wie diese erwachende Eifersucht Sie schön kleidet!« sagte die Alte lächelnd; »wie Ihre Wange glüht, und Ihr Auge so *glänzend strahlt!* Aber beruhigen Sie sich, es kann *nur ein Schreiben seiner* unglücklichen Pflegeschwester gewesen

sein, und ich erinnere mich, von der Geschichte vor einigen Jahren gehört zu haben. Man sprach ein paar Tage lang davon, als das Mädchen ohne bekannte Ursache plötzlich das Haus der Mutter Haimon verlassen hatte.«

Antonie hatte augenscheinlich sehr aufmerksam zugehört, und schien jetzt, während sie Maria fest ansah, über einem Gedanken zu brüten.

»Ich will Dir meine Gedanken sagen, Maria,« begann sie endlich, »ich will wohl nach deiner Versicherung glauben, daß dieser Brief wirklich von jener Pflegeschwester herrührt; aber was bewog sie, so plötzlich in Wien zu erscheinen, in welchen Verhältnissen befindet sie sich, in welcher Umgebung ist sie, und was kann der Zweck sein, daß sie ihrem Bruder einen derartigen Brief geschrieben hat?«

Maria zuckte zweifelnd mit den Achseln. »Wer kann das wissen?« sagte sie. —

»Meinst Du?« entgegnete Antonie mit Festigkeit und Nachdruck. »Nun, ich sage Dir, daß ich es wissen will, daß ich es erfahren muß.«

»Aber wozu?« warf die Alte ein. »Was bewegt Sie zu solchem Mißtrauen? Glauben Sie denn in der That eine Ursache zu haben?«

»Nenne es nicht Mißtrauen, was nur Besorgniß, und mehr als dieses — wahre innere, unerklärliche Angst des Herzens ist. Ich sage Dir, eine geheimnißvolle, mahnende Stimme raunt mir ins Ohr: Dieser Brief droht ihm mit einem Unglück, und ich sehe nur ein Mittel, mich zu beruhigen, indem ich ihn zugleich beschütze.«

»Ich begreife Sie nicht,« sagte Maria verwundert, aber den entschlossenen Character Antoniens kennend, wagte sie keine Widerrede.

»Ich werde den einfachsten Weg ergreifen, den es hier in einem solchen Falle gibt,« fuhr Antonie fort, »ich werde trachten, mir auf irgend eine Weise, auf welche, weiß ich selbst noch nicht, das Vertrauen dieser Helene zu erwerben, ich werde ihre Bekanntschaft suchen, ich will zu ihr, und selbst die Verbindung, die mir Licht über Alles geben soll, anknüpfen.«

»Und wenn dieser Versuch mißglückt, wenn sie Ihnen stolz und schroff entgegentritt, oder wenn andere Hindernisse sich aufthürmen, was wollen Sie dann thun? Dann, wo Sie einen Theil Ihres Planes vielleicht schon enthüllt haben?«

»Fürchte das nicht. Ich werde nicht so voreilig handeln. Vor allem muß ich sie sehen. Ihr Anblick wird mir schon genug sagen, um danach mein weiteres Verhalten einrichten zu können. Eine Sorge ist es aber nur, die mich dabei beunruhigt; wenn Robert mich einmal zufällig dort überrascht, er könnte meinen Schritt dann anders auslegen —«

»Für eine Frucht der Eifersucht etwa?« sagte Maria lächelnd, und hob wie drohend den Finger gegen Antonie.

»O, wie Du kindisch bist mit deinen grauen Haaren! Könnte ich Dir das Gefühl beschreiben, das sich bei dem Gedanken an diese Fremde in mir regt, die phantastischen Bilder, welche wie traumhaft dabei vor meiner Seele vorüberziehen, Du würdest mich verstehen, nur ich bin überzeugt, Du würdest mir Recht geben bei meiner Sorge, ja gewiß noch zu größerem Eifer anspornen.«

»Und für mich bleibt nichts zu thun?« fragte die Alte.

»Du mußt mich zu unterrichten suchen, in welchen Stunden Robert *seine* Schwester sieht, damit ich nie mit ihm *zusammenkomme.*«

»Und wer wird Sie denn bei jener Helene aufführen, wer werden Sie sein?«

»Die Gräfin von Raunek wird der fremden Dame im Schwan ihr Billet schicken!« sagte Antonie nicht ohne einen Anflug von Stolz.

Seit Flore die Unterredung mit Robert gehabt hatte, schien in ihrem Innern eine Veränderung sich vorzubereiten, welche dem scharf beobachtenden Blicke Marcells nicht entging. Seine finsteren Mienen sagten ihr dies deutlich genug, und ein unheimliches Schweigen herrschte zwischen den zwei Verbündeten. Beide vermieden mit sichtlichem Vorbedacht, sich gegenseitig über ihre Stimmung, ihre Ansichten und Hoffnungen auszusprechen, es war, als wenn ein jedes besorgte, von dem andern nur Unangenehmes zu hören. Marcell war in den letzten Tagen wenig zu Hause gewesen, er hatte mit Eifer sich dem Geschäfte, das ihn nach Wien geführt, hingegeben, und glaubte jetzt um so weniger eine Zeit verlieren zu dürfen, als das Auftreten Saint Germains ihm das Durchkreuzen aller seiner Pläne androhte. Die meiste Zeit brachte er theils bei dem Kanzlisten, theils bei dem Baron zu, und diese Beiden waren so eng mit ihm verbündet, daß er mit ihrer Hilfe seinen Plan noch durchzusetzen hoffte, bevor Saint Germain störend eingreife.

Auf das Drängen des Kanzlisten, welcher mit Marcell alle in seinen Händen befindlichen, auf die Cotaldo'schen Güter sich beziehenden Actenstücke genau durchgesehen hatte, war der Doctor Dreher, ein Busenfreund des Barons und des Kanzlisten, mit in das Geheimniß gezogen worden, und dieser hatte ohne Bedenken erklärt, die Führung eines Processes

zu übernehmen, bei welchem eine so große Belohnung, wie der Kanzlist sie verheißen, in Aussicht stand.

»Ein paar Eide werden wir brauchen, ganz gute, feste, unantastbare Eide,« hatte der Doctor mit kluger Miene gesagt, und der Kanzlist schien daran schon gedacht zu haben, denn er antwortete ruhig:

»Dafür ist gesorgt, Verehrtester! Ich habe ein paar Leute, die schwören uns das Blaue vom Himmel herab.«

»Schön, schön,« bemerkte der Doctor, »denn wenn der Herr Kanzlist nicht selbst mit diesem nothwendigen Ingredienz zur Durchführung eines solchen Processes versehen gewesen wären, so hätte ich schon — ich bin immer mit ein paar ehrlichen Leuten versorgt, die so gefällig sind, im Nothfalle für eine prompte und anständige Bezahlung ein Eidchen zu leisten. Ich sehe auf solche Sachen, sie gehören zum guten Advocaten.«

»Ganz richtig,« sagte der Kanzlist lachend; »aber Freund Dreher, Ihr macht zu starke Rechnungen für solche Extra-Auslagen, und ich weiß mir die Sachen billiger zu schaffen. Ich habe unter andern einen Mann, der ist Vorbeter bei einer Bruderschaft, also quasi selbst ein halber Heiliger, und ich möchte das Gericht sehen, das seine Aussage oder gar seinen Eid anfechten wollte.«

»Vortrefflich,« rief der Doctor und rieb sich die Hände, »das muß ja ein Hauptgauner sein; der Kerl betrügt Gott und die Welt in einem Athem.«

»Es ist, wie man es nimmt, und im Grunde nicht so übel von ihm gemeint. Kikelberger ist ein armer Teufel, und dankt Gott für jeden Verdienst, der ihm zugeschickt wird; auf welche Weise er etwas verdient und zu Geld kommt, ist ihm dann einerlei, und er sagt: Wenn unser Herrgott wollte,

daß ich auf anderem Wege etwas haben sollte, so würde er mir nicht solches zuschicken; da er es aber schickt, so wäre es undankbar und vermessen, die Fügung Gottes von sich zu weisen.«

»Recht schöon, das ist ein Mann nach meinem Herzen, ganz so wie wir ihn brauchen können.«

Nachdem dieser eine Punct, den beide Ehrenmänner für etwas Unwesentliches erklärten, das kein Hinderniß geboten hätte, hinlänglich erörtert und demnach festgestellt war, daß Kikelberger auf des Kanzlisten Empfehlung auch etwas bei dem fetten Bissen des Processes gewinnen sollte, begann die Unterhandlung über den persönlichen Antheil, welchen der Doctor selbst aus dieser Sache ziehen sollte. Der geriebene Advocat hatte im Anfang von einem Vorschusse gesprochen, und von einer bestimmten Summe, welche ihm zu verschiedenen Terminen ausbezahlt werden sollte; der Kanzlist aber schien darin eine Beeinträchtigung des eigenen Interesses des Doctors zu finden, und war so großmüthig, ihm lieber einen Antheil an der Beute selbst anzutragen. Er dachte in diesem Augenblicke schon daran, wie viel sich wohl heimlich auf die Seite schaffen ließe, welches man dann nicht zu theilen brauche.

Nach kurzem Bedenken ging Doctor Dreher auf einen solchen Vorschlag ein, und es wurde abgemacht, daß ein schriftlicher Vertrag zwischen den verschiedenen Contrahenten die Rechte jedes Einzelnen sichern sollte.

Als der Kanzlist dem Franzosen diesen Erfolg seiner Unterredung mit dem Doctor mittheilte, machte er lachend gleich die Bemerkung dazu:

»Verschreiben wir ihm, so viel er will, und einen so *großen Antheil*, als er will, wir Beide wissen doch am besten,

daß ein beträchtlicher Theil der Schätze, welche sich bei Linden befinden, in Edelsteinen, Schmucksachen und kostbaren Geschirren besteht, davon erfährt der gute Doctor nichts, das wissen wir ohnehin schon früher in unsere Hände zu bekommen.

Marcell blickte finster vor sich hin.

»Sollen wir aber auch so unbedingt diesem Manne trauen? Haben wir nicht schon bittere Erfahrungen genug gemacht, wohin ein solches blindes Vertrauen uns führen kann? Ich denke immer an diesen Haimon. Zwei Jahre sind fast verloren worden, und damals stand noch etwas ganz anderes als heute auf dem Spiele. Aus dem großen Unternehmen ist ein kleines Flickwerk geworden, aus dem Werke, welches mit einem flammenden Strahle eine Welt entzünden sollte, ist eine — Gaunerei hervorgegangen!« sagte er bitter.

»Gaunerei! eigenthümlicher Ausdruck!« meinte der Kanzlist, »als ob es nicht ein Verdienst wie jedes andere wäre; wenn man in der Welt Alles nur nach dem Namen copiren würde, was kämen da für sonderbare Dinge heraus! Glauben Sie mir, ein so kluger Mann wie Sie wird es freilich besser als ich wissen, in der Welt entscheidet nur der Erfolg, und der Erfolg richtet sich immer nach den Mitteln. Haben Sie es schon oft erlebt, daß Sie durch die Tugend, oder was man so nennt, große Erfolge errungen haben? Haben Sie in unserer Zeit Jemand gesehen, vor dem sich die Welt beugte, wenn er auch einen zerrissenen Rock trug? Gewiß nicht. Das Aeußerliche, der Schein, der Flitter ist das Maßgebende in allen Verhältnissen, und Leute wie wir sollten wegen der inneren Motive sich Scrupel machen?«

»*Scrupel*? Wer sagt Ihm denn, daß ich mich bedenke? *Wer sagt Ihm*, daß ich einen Augenblick zweifle?« entgegen

nete Marcell wie wegwerfend, und maß den Kanzlisten mit einem stolzen Blicke; »aber es ist ein anderes, das mich besorgt macht, und in manchen Augenblicken mir fast die Besonnenheit, die kalte Ruhe meines Verstandes zu rauben droht.«

Der Kanzlist schüttelte wie bedauernd den Kopf. »Ich ahne wohl, was Sie meinen,« sagte er langsam, — »aber —«

»Welches aber?« fiel ihm Marcell rasch in die Rede, »was will Er damit sagen, oder vielmehr, welchen Gedanken verschweigt Er?«

»Ich würde es nicht gewagt haben, das was ich vermuthe, auszusprechen, aber wenn Sie selbst mich auffordern, so halte ich es für auferlegte Pflicht. Glauben Sie nicht auch, daß diese sogenannte Gräfin Fréle, die mit Ihnen reist —«

»Nun? Ich bin begierig, wie weit Seine Combination sich versteigt,« meinte Marcell.

»Ich glaube bemerkt zu haben, daß nicht mehr die frühere Harmonie zwischen Ihnen und der Gräfin herrscht. Es ist, als wenn ein Riß durch das Einverständniß ginge, welches einst so innig schien; und ein solches Zerwürfniß bei unserem Unternehmen, und gerade jetzt, wo wir dem Ziele immer näher und näher rücken wollen, Sie werden begreifen, daß es für mich beunruhigend genug ist.«

Marcell war mit großen Schritten im Zimmer auf und ab gegangen, und endlich vor dem Kanzlisten stehen geblieben:

»Für Ihn ist es beunruhigend? Glaubt Er denn, daß ich nicht daran denke? Glaubt Er, daß es mir gleichgiltig ist: ob wir noch mehr Hindernisse finden oder nicht? Das Eine *kann* Er überzeugt seyn, daß alles das, was er denkt, von *mir bereits* längst erwogen ist, und was Er besorgt, fürchte

ich nicht, denn ich habe ganz andere Mittel in Händen, unseren Plan festzuhalten, als Er vielleicht denken mag.«

»Ich möchte aber doch auf einen Nebenumstand aufmerksam machen,« sagte der Kanzlist, »darauf nämlich, daß es vielleicht sehr gerathen erscheinen würde, die Comtesse unter einer guten Aufsicht zu halten. Sie könnte in einem unbewachten Augenblicke vielleicht Mittel finden, mit Jemand zu sprechen, der unser ganzes Werk vernichten würde.«

»Ich kann sie nicht gefangen halten,« antwortete Marcell kurz; »je mehr ich Mißtrauen zeige, desto ärger wäre es.«

»Ich meine auch nicht gefangen halten,« explicirte der Kanzlist, »nur mit vertrauten Leuten umgeben; man geht dann so sicher, man weiß dann wenigstens Alles, und kann sich im Nothfalle danach richten.«

»Hat Er vielleicht eine solche vertraute Person,« fragte Marcell nach einigem Ueberlegen.

»Ich glaube wohl eine finden zu können, ein junges Ding, aber verläßlich, und vor Allem mir ganz anhänglich.«

»Jung und ihm anhänglich! Das muß ein Wunderthier sein,« spottete Marcell; »aber ich möchte sie vor allem sehen, bevor ich mich zu etwas entschließe; denn Flore mit einer neuen Dienerin umgeben? es mahnt eine innere Stimme mich davon ab.«

»Wenn Sie Margareth sehen werden?«

»Gut, ich will sie sehen, schickt das Mädchen zu mir.«

XI.

In Flore's Seele war seit der Stunde, wo sie mit Robert gesprochen, und die Bilder entschwundener Tage wieder heraufbeschworen hatte, eine mächtige Veränderung vorgegangen. Sie hatte zum ersten Male seit ihrer Flucht aus der stillen Freistatt ihrer Jugend einen prüfenden Blick in ihr Inneres geworfen und erschrak nun vor der wüsten Oede ihres eigenen Herzens, vor dem Abgrund von Hoffnungslosigkeit, in welchen sie in diesem Augenblicke der Selbsterkenntniß hinabstarrte. Der Schimmer, der sie umgab — sie wußte es am besten, daß er Lüge; — der Name, den sie trug, er war eine Täuschung; — das Beginnen, dem sie ihre Unterstützung geborgt, — es war Betrug; und dazu kam noch die entsetzliche Erkenntniß, in welchen Händen sie sich befand.

Ihr ganzes Leben seit den letzten Jahren zog wie ein Schatten an ihr vorüber, sie sah sich wieder wie damals, als sie ein blühendes Mädchen, aus der Stephanskirche trat, von einem fremden Manne fixirt, der mit eigenthümlichen Blicken jeden Zug ihres Gesichtes zu studiren schien. Lebhafter als jemals entsann sie sich, wie sie diesen Mann von da an auf allen ihren Wegen gefunden, wie er sich endlich ihr genähert, um tropfenweise das Gift der Eitelkeit und des Hochmuthes in ihre Seele zu träufeln. Sie war damals unerfahren genug zu trauen, bethört genug zu glauben. Ihr lag der Gedanke fern, ein Werkzeug in fremder Hand zu sein

und der Zweifel, welcher in der ersten Zeit doch manchmal in ihr aufgetaucht, verlor seine Wirksamkeit durch das eigenthümliche Dunkel, welches über ihrem Leben lag. Das Eine wußte sie, daß Frau Haimon nicht ihre Mutter, daß Robert und Sophie nicht ihre Geschwister waren; wenn also jener Mann von ihrer hohen Abstammung sprach und ein glänzendes Loos ihr in Aussicht stellte, konnte er nicht Recht haben?

Heimlich hatte sie auf das Zureden ihres neuen Beschützers die Stätte ihrer Kindheit verlassen. Sie hatte nicht daran gedacht, wie auffallend es sei, daß, wenn er wirklich den Schlüssel ihres Schicksals in seiner Hand hielt und nur für ihr Wohl handelte, er sich nicht an ihre bisherige Pflegemutter gewendet, ihr, der natürlichen Beschützerin, Alles in die Hand gegeben, um des beeinträchtigten Kindes Rechte zu verfechten.

Sie hatte, als sie auf ihrer Flucht, wenige Meilen von Wien, mit ihm zusammentraf, an nichts gedacht, als an die glänzende Zukunft, welcher er sie entgegenzuführen versprochen, ihre Seele war berauscht von den neuen Eindrücken der Reise. Das Kind, das nie noch das stille Haus der Pflegemutter verlassen hatte, sah sich nun plötzlich allein in eine neue Umgebung versetzt und alle Gedanken gingen in den Träumen jener goldenen Zukunft unter, von welchen ihr Begleiter sie fortwährend unterhielt.

Sie kamen nach Paris. Die mächtige Stadt mit ihrem lauten Treiben ließ sie um so weniger zur Besinnung kommen, als ihr Begleiter Alles aufbot, um ihre Gedanken zu zerstreuen und ihnen eine andere Richtung zu geben, als sie bisher unter der häuslichen Zucht gehabt. Die schöne Helene, die bisher außer dem beschränkten Kreise ihrer wenigen Freun-

binnen keine andere Gesellschaft kennen gelernt, deren Leben in der ruhigen Gleichmäßigkeit eines Tages wie des andern verflossen war und die Glanz und Reichthum nur von Hörensagen kennen gelernt hatte, sie sah sich jetzt in einen Taumel von Vergnügungen gezogen, in den Kreis von Gesellschaften gebracht, an einen Reichthum und eine Pracht gewöhnt, welche sie bisher nur als das bevorzugte Glück von hohen Herrschaften angestaunt. Sie dachte nicht daran, zu fragen, wer alle die vornehmen Herren und Damen waren, in deren Gesellschaft sie sich bewegte, sie gewöhnte sich, den Glanz, mit dem ihr Begleiter sie umgab, als etwas ihr jetzt von Rechtswegen Zukommendes zu betrachten und glaubte darin nur eine Abschlagszahlung all' jener Schätze zu sehen, von deren künftigem Besitz er ihr so viel gesprochen hatte.

Kurze Zeit — und die einfache Helene hatte sich vollkommen in das Wesen der vornehmen Pariser Damen hineingefunden, mit welchen sie umging, sie hatte alle ihre Launen, alle ihre Fehler angenommen und nichts von ihrem alten Charakter bewahrt. Es gab nur selten mehr einen Augenblick, wo sie an ihre Vergangenheit zurückdachte, sie erschien ihr wie ein böser Traum, aus welchem das Erwachen so süß gewesen, und mehr und mehr begann sie selbst daran zu glauben, daß sie in der That die natürliche Tochter des Fürsten Cotaldo und daß ihr das volle Recht auf alle jene Schätze und Güter zustehe, welche der ohne andere Erben verstorbene Mann einem Freunde vermacht hatte. So sehr hatte sie sich selbst schon in die Täuschung ihres Lebens hineingewoben, daß sie mit allem Eifer daran zu arbeiten begann, den Erbschleicher zu entlarven und ihr widerrechtlich geraubtes Gut in Besitz zu erhalten.

Ihr Begleiter, welcher mit aller Befriedigung eines

berechnenden Bösewichts diesen Gang ihrer Ideen beobachtete, versäumte nichts, um solche Gedanken bei ihr immer tiefer und tiefer wurzeln zu lassen und die bösen Keime der Heuchelei, welche in ihr lagen, immer mehr und mehr zu entwickeln. Er besorgte, daß der Aufenthalt in Paris sie vielleicht endlich doch allzusehr zerstreuen, oder daß ein anderes nicht berechenbares Ungefähr dazwischen kommen könnte, und so geschah es, daß die Comtesse Frêle die Hauptstadt verließ und sich, wie man sagte, ihrer Gesundheit wegen, in das südliche Frankreich begab. Dort, in der Einsamkeit einer kleinen Stadt, in der, wenigstens für den Anfang, größeren Abgeschlossenheit einer neuen Umgebung hoffte Marcell sie immer mehr an den Gedanken ihrer Zukunft zu gewöhnen, dort wußte er sie auch weniger beobachtet und sich sicherer.

Wir haben gesehen, wie er seinen Zweck erreichte und wie leicht es ihm geworden war, sie endlich zum entscheidenden Schritte, zur Reise nach Wien, zu bestimmen.

Daß aber hier ein Wendepunct und zwar ein so entscheidender eintreten sollte, hatte der schlaue Marcell am allerwenigsten erwartet und gefürchtet.

Und doch war dieses der Fall — und in Flore seit der ersten Begegnung mit Robert eine mächtige Veränderung vorgegangen. Ihr ganzes Wesen, bisher so stolz, so feurig, so gebietend, war nun gebrochen, ihre Augen schwammen fortwährend in Thränen und ihr früherer hochtrabender Ton war Marcell gegenüber einer scheuen Furcht gewichen, deren eigentlichen Grund sie sich nicht zu erklären vermochte. Es gab jetzt Stunden, wo sie so einsam und verlassen sich fühlte, wie niemals noch in ihrem Leben, wo sie daran dachte, daß sie Niemand auf dieser Welt angehörte, daß sie den freundlichen, liebevollen Schutz des Hauses, in welchem ihre Jugend

sich entwickelte, verloren, ohne eine anderen, dem Weibe so nothwendigen, dafür zu gewinnen. Ein schwaches Rohr, stand sie den Stürmen der Zukunft ausgesetzt da und ihre umherirrenden Augen sahen nur in Robert die einzige Stütze, an welche sie vertrauungsvoll sich lehnen könnte.

Unter solchen trüben marternden Gedanken waren ihr die letzten Tage vergangen und je mehr ihre Seele dieses Gewand der Buße anlegte, in desto abschreckenderem Lichte erschien ihr Marcell und ihr graute vor einem Manne, dessen Vergangenheit ihr eine räthselhafte, dessen Gegenwart eine verwerfliche und dessen Zukunft — — was konnte sie anders sein, als Schmach und Verderben?

Mehr als einmal war während dieser Tage in Flore's Herzen der Gedanke an ein gewaltsames Losreißen von der Kette, mit welcher sie sich an diesen Menschen geschmiedet fühlte, aufgetaucht, immer aber hatte sie ihn traurig und hoffnungslos aufgeben müssen, denn sie fühlte sich zu verlassen, ohne Stütze, ohne Haltpunct, und Wien — die Stadt, wo sie erzogen worden war und ihre glückliche Jugendzeit verlebt hatte, war ihr so fremd geworden, daß sie sich schutzlos dünkte, wenn sie ihre Ketten brach. Dieser Gedanke des Verlassenseins hatte sich so ihrer Stimmung bemächtigt, daß sie bereits alle Hoffnung, sich aus Marcells Händen zu befreien, aufgegeben hatte und mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Geistes schon daran dachte, bald wieder nach Frankreich, wo wenigstens nichts an ihre Jugendzeit sie erinnerte, zurückzukehren — als sie einmal Nachmittags, wo sie von einer Spazirfahrt nach Hause kam, von ihrer Kammerfrau die Nachricht erhielt, daß eine Dame dagewesen sei, welche sich Gräfin Raunek nannte und ihre Bekanntschaft zu machen wünschte.

»Gräfin Raunek!« wiederholte Flore überrascht für sich; »wer kann das sein? Wer kann überhaupt wünschen, meine Bekanntschaft zu machen, außer jenen Menschen, welche immer in der Umgebung Marcells sind und von seinem Wink abzuhängen scheinen.« — Sie erkundigte sich nach dem Aussehen und dem Wesen der Dame und ihre Kammerfrau floß über in Lob bei der Schilderung der Gräfin, welche nochmals zu kommen zugesagt hatte.

»Sie wird wiederkommen? Was will sie von mir? Wer ist dieses Weib?« solche Fragen stellte sich die überraschte Flore und hatte noch keine Antwort gefunden, als ihre Kammerfrau wieder bei ihr eintrat und ihr den Besuch eines Herrn Clemens Beker meldete.

»Ein Fremder? Clemens Beker?« sagte Flore, »sucht mich heute denn die ganze Welt auf? Wer mag es sein? Wie ist sein Aussehen? Ist es vielleicht ein verschämter Bettler, einer von jenen Menschen, welche wohlhabende Fremde in den Gasthäusern aufsuchen und sie mit einer Schilderung ihrer Noth unterhalten?«

Das Mädchen schüttelte zweifelnd den Kopf. — »So sieht der Herr nicht aus. Es ist etwas so Würdiges, so Anständiges, so Vertrauengewinnendes in seinem Wesen, daß ich selbst fast versucht war, ihm ehrerbietig die Hand zu küssen.«

Flore winkte der Kammerfrau, den Besuch eintreten zu lassen.

Einen Augenblick darauf stand — der Provincial vor Flore, welche bei seinem Eintreten sich aus dem Lehnstuhl erhoben hatte, in den sie sich einen Moment lang geworfen.

»Verzeihen Sie meine Kühnheit,« begann der Eintre-

tende mit dem warmen vertrauenerweckenden Tone seiner Stimme, der so sehr zum Herzen drang, »daß ich, ein Fremder, es wage, Ihre Ruhe zu stören und mich selbst Ihnen vorzustellen —«

»Mein Herr,« antwortete Flore nicht ohne Befangenheit, »ich fühle mich geehrt durch die Aufmerksamkeit Ihres Besuches, wenn ich auch nicht errathen kann, was mir das Vergnügen verschafft, Sie bei mir willkommen heißen zu können.«

»Ich komme nicht in meinem Namen,« entgegnete der Provincial, »ich glaube keiner weiteren Empfehlung bei Ihnen zu bedürfen, wenn ich den Namen Robert —«

»Ach — mein Bruder Robert,« rief Flore in überströmender Freude der Ueberraschung aus, aber im nächsten Augenblicke zog eine tiefe Röthe über ihr Gesicht und sie sagte leise: »Wenn Sie Herrn Robert Haimon meinen, so ist dieses ein Name, der mir zwar nicht ganz unbekannt, aber doch sonst ziemlich fern steht.«

Eine Pause folgte diesen Worten. Flore wies mit der Hand einladend auf einen Sessel ihr gegenüber.

Beide ließen sich nieder und der Provincial schaute ernst und forschend in ihr Antlitz, aus welchem ihm eine alte Erinnerung entgegenzudämmern schien. — Flore war es, welche zuerst wieder das Schweigen brach.

»Darf ich Sie fragen,« begann sie, »ob Sie mit einem Auftrage von Herrn Haimon an mich gesendet sind? Es würde mich sehr glücklich machen, wenn ich ihm in irgend welcher Art immer meine Hochachtung bezeigen könnte.«

»Es ist in der That ein Auftrag, den ich an Sie, meine *gnädige* Gräfin, habe, ein Wunsch Roberts, der Ihnen *vielleicht* seltsam erscheinen dürfte, aber durch das eigenthüm-

liche Verhältniß zwischen ihm und einem Herrn Ihrer Umgebung nothwendig herbeigeführt wird —«

»Und was wünscht mein Freund Robert?« fragte Flore mit athemloser Spannung.

»Er bittet Sie, mir das Vertrauen zu schenken, welches Sie sonst ihm selbst gewährt haben würden, mich an seine Stelle treten zu lassen, mich in allen jenen Fällen, wo Sie sonst an einen wahren Freund — meine gnädige Gräfin, ich sage ausdrücklich, einen wahren Freund sich gewendet haben würden, als einen solchen anzunehmen und vollkommen von meiner Bereitwilligkeit und Dienstfertigkeit sich überzeugt zu halten.«

»Mein Herr,« sagte Flore überrascht, »ich bin Herrn Haimon sehr dankbar, aber —«

»Halten Sie mich ja nicht für zudringlich,« bemerkte der Provincial, »es wird vielleicht eine Zeit eintreten, wo Sie sowohl mich als Robert in einem anderen Lichte erblicken werden, als jenes ist, welches jetzt vielleicht noch Ihren klaren Blick trübt.«

Flore sah mit einer Mischung von Unruhe und Neugierde zu dem Manne auf, welcher gleich vom ersten Augenblicke seines Eintretens einen Eindruck auf sie gemacht hatte, dessen Einfluß sie sich zu entziehen nicht im Stande war. — Auch dem Provincial war die Wirkung, welche er hervorgebracht, nicht entgangen, er fühlte es, daß hier bereits die Verhältnisse selbst ihm vorgearbeitet haben mochten; denn ihre Augen, die in Thränen schwammen, die Brust, die sich unter Seufzern hob, waren ihm Zeugniß eines tiefen Seelenschmerzes. Der Augenblick schien ihm günstiger, als er sich vielleicht jemals wieder finden konnte und er begann ihr mit aller Kunst der Rede, deren er mächtig war, ein Bild des Jam-

mers, der Verzweiflung, der fruchtlosen Reue auszumalen, in welchem Flore mit Entsetzen ihren eigenen Zustand erkannte; er entkleidete ihre Gedanken mit unbarmherziger Schärfe aller selbsttäuschenden Träume, er malte ihr die Gegenwart, wie sie solche nie gesehen, und als er den Eindruck bemerkte, den seine Worte auf sie machten, als er sah, wie sie erst erbebte, erblaßte, ihr Auge starr auf ihn geheftet hielt, dann die Hand vor das Gesicht schlug und doch nicht die Thränen zurückhalten konnte, die sich ihrem gepreßten Herzen entrangen — da begann er dann von den Hoffnungen der Zukunft — einer zwar an Glanz leeren, aber an innerem Frieden reichen zu sprechen.

»Ist es denn schon so tiefe Nacht in meiner Brust, oder kann ich noch eines solchen Friedens theilhaftig werden?« rief sie aus und rang wie verzweifelnd die Hände. Der Provincial versetzte mit warmer Stimme: »Die Hoffnnng ist so unendlich wie Gottes Barmherzigkeit — kein Herz geht zu Grunde, das sein Schicksal in Gottes Hand legt.«

»Darf ich es noch? Bin ich nicht schon zu tief gesunken?« rief sie aus.

Der Provincial war aufgestanden und legte segnend die Hand auf ihr Haupt. Sie sank wie betend vor ihm in die Knie.

»Retten Sie mich!« rief sie.

XII.

Der alten Gräfin Vietinska war es nicht entgangen, daß ihre schöne Nichte Antonie von Raunek seit einiger Zeit nicht mehr jene gleichmäßige harmonische Heiterkeit der Seele zeigte, welche sonst fast immer ihr schönes Antlitz verklärte. Sie hatte es ihr schon übel genommen, daß sie die schöne Wohnung in der Stadt verlassen und sich in ein ziemlich abgelegenes Gartenpalais in einer entfernten Vorstadt zurückgezogen hatte. Aber jede Anspielung darauf war von Antonie nur mit einem, wie es der alten Gräfin schien, halb erzwungenen Lächeln beantwortet worden, und so vermied sie endlich lieber, den Gegenstand weiter zu berühren, als vielleicht ohne Wissen irgend eine schmerzliche Saite anzuschlagen. Aber deswegen war ihr diese Veränderung doch nicht aus dem Kopfe gegangen, und sie beschloß, sich darüber mit ihrem Seelenrathe, dem Pater Mansperger zu besprechen, um seine Meinung darüber zu hören.

Wir finden ihn deswegen auch im Zimmer der Gräfin, welche ihm soeben ganz ausführlich alle ihre Vermuthungen auseinandergesetzt hatte.

»Und was befürchten Euer Gnaden denn wohl eigentlich? wenn ich fragen darf,« sagte ruhig der geistliche Herr.

»Was ich befürchte, ehrwürdiger Herr? Gibt es denn in unserer verdorbenen Zeit nicht vielerlei, was man in Betreff einer jungen, schönen und alleinstehenden Frau fürchten

muß? Freilich, ich kann es sagen, die Gräfin hat Grundsätze, wie selten eine Dame in ihrem Alter —«

»Sie ist das Spiegelbild ihrer hochverehrten mütterlichen Freundin!« warf Mansperger höflich ein.

»Ehrwürden! ich glaube gar, Sie wollen mich eitel machen! Ich muß es offen sagen, ich habe wenig von meiner Frau Nichte. Die Gräfin Raunek ist eine Frau ganz eigener Art, ein Wesen, wie man es nicht so leicht, vorzüglich in unseren Kreisen wiederfinden dürfte.«

»Daß sie eine strahlende Erscheinung ihres Geschlechtes sein muß, beweist schon, weil sie Gräfin Raunek ist.«

»Sie haben Recht, Ehrwürden, und mein Neffe fühlte sich auch unwiderstehlich von ihr angezogen, so wie meinerseits ich ebenfalls nichts mehr gegen diese Verbindung hatte, als ich Antonie endlich näher kennen lernte. Sie hatte sich mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit und mit dem feinsten Tacte in unsere Kreise hineingefunden, nnd in überraschend kurzer Zeit alle bösen Zungen zum Schweigen gebracht. Aber jetzt, jetzt!«

Die alte Dame schüttelte schmerzlich den Kopf und konnte, wie es schien, sich gar nicht in einen gewissen Gedankenkreis hineinfinden. Mansperger sah ihr unverwandt ins Gesicht, und es war, als wenn sie seinem Blicke ausweiche. Von Zeit zu Zeit seufzte sie tief auf und schien mit sich zu kämpfen, ob sie ihr ganzes Herz ausschütten sollte. Endlich war es, als wenn sie einen bestimmten Entschluß gefaßt hätte, und sich etwas in ihrem Stuhle vorbeugend, sagte sie:

»Ich will nichts zurückbehalten, ehrwüdriger Herr. Einmal muß ich mich ja doch Jemand anvertrauen. Man muß das Uebel kennen, wenn man ein Mittel dafür geben soll.

Also hören Sie: ich fürchte, bei der Gräfin ist eine Herzensangelegenheit im Spiele.«

Sie hatte die letzten Worte rasch und leise gesprochen, und lehnte sich dann in den Sessel zurück, als wenn sie froh wäre, das Geheimniß endlich von ihrer Brust zu haben; dabei sah sie aufmerksam auf Mansperger, welcher still vor sich hinlächelte und über das, was er so eben gehört, nachzudenken schien.

»Und haben Euer Gnaden keine Ahnung, wem das Glück zu Theil geworden?« fragte er endlich.

»Wenn ich das wüßte, ehrwürdiger Herr!« antwortete die Gräfin betrübt; »da liegt ja eben die Schwierigkeit, der Stein des Anstoßes, die Fatalität. Nicht, daß der Gräfin Herz wieder erwacht ist, macht mich so besorgt, aber wenn ich mir denken soll, ihre Seele könnte mit einem Bilde beschäftigt sein, weches — o! das wäre ja ganz entsetzlich, ehrwürdiger Herr, nein — das würde ich denn doch für unmöglich halten.«

»Und was befürchten Euer Gnaden?« fragte der Pater nun selbst besorgt durch den Kummer der Dame.

»Wenn es also gesagt sein muß,« antwortete die alte Dame mit sichtbarem Kampfe, »mir ist es, als wenn ihr Herz eine Mesalliance zu schließen im Begriffe wäre.«

Auf Manspergers Antlitz spielte ein Lächeln der Enttäuschung, und seine hellen Augen sagten verständlich genug:

Nichts weiter als das? Er überlegte aber im Augenblicke, daß er durch ein solches Wort den Kummer der alten Gräfin noch steigern dürfte, und schwieg still, als wenn er weitere Mittheilung von ihr erwartete. In der That fuhr sie auch fort:

»Es war mir gleich aufgefallen, als sie sich auf einmal

von der Welt zurüzog, und der Grille folgte, in dem kleinen Gartenhause in Mariahilf fast ganz allein zu wohnen. Ehrwürdiger Herr, es kann Niemand die Gräfin mehr lieben und schätzen als ich, denn es kann nur Wenige geben, welche so sehr alle vortrefflichen Eigenschaften dieses Herzens kennen, wie es eben bei mir der Fall ist; aber sie ist jung, und da kann bald etwas passiren, dessen man sich nicht versehen hat. Warum hat sie alle ihre Dienerschaft entlassen? Ich begreife auch nicht die alte Maria, die sonst eine so vernünftige, ehrbare Person ist, daß sie das Alles zugeben konnte. — Sehen Sie, ehrwürdiger Herr, das macht mir so viel Sorge, und es drängte mich, einmal mein Herz vor Ihnen auszuschütten und Ihren Rath darüber zu hören.«

»Ich muß bemerken,« sagte Mansperger ernst und tröstend, »daß Euer Gnaden sich vielleicht unnöthige Sorgen machen. Es muß ja vor allem erst festgestellt sein, ob die Vermuthung, welche Euer Gnaden beunruhigt, auch in der That einen Anhaltspunct bietet. So viel ich die Ehre habe, die Frau Gräfin zu kennen, so ist sie ein solches Muster von Geisteskraft und Klugheit, daß ich, — das Wort von Euer Gnaden in vollen Ehren — doch der Meinung bin, es könnte vielleicht auch eine andere Ursache als die erwähnte im Spiele sein; aber selbst wenn dieses der Fall wäre, so ist kaum zu erwarten, daß die Frau Gräfin irgend einen Schritt machen würde, welcher nicht mit der Zustimmung ihrer mütterlichen Freundin —«

»Das ist ja eben was mich besorgt macht,« klagte die Dame, »daß sie so zurückhaltend gegen mich ist, so schweigsam gerade über diesen Punct.«

»Haben Euer Gnaden denn vielleicht irgend eine Frage gestellt, die darauf Bezug hat?«

»Wo denken Sie hin, Ehrwürden! das hätte ja geheißen, das Kind mit dem Bade verschütten. Meiner Nichte gegenüber muß man eben so klug als discret vorgehen, und deswegen hab' ich mir erlaubt, Sie zu mir bitten zu lassen, und möchte jetzt auch das weitere Ansuchen stellen —«

Die alte Gräfin sprach den Satz nicht aus; ihr fragender Blick sagte hinlänglich, daß sie glaube verstanden worden zu sein.

»Euer Gnaden wünschen demnach, daß ich mich in diese Angelegenheit mische? Ich will nur bemerken, daß ich nicht die Ehre habe, der Gewissensrath der Frau Gräfin von Raunek zu sein.«

»O schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab. Ihrem Worte wird mehr als mir gelingen, und es handelt sich ja nur darum, den eigentlichen Grund ihres Trübsinns zu erfahren. Es ist fern von mir, ihrem Herzen Gewalt anzuthun, aber es wäre mein Tod, wenn eine unwürdige Leidenschaft sie ergriffen hätte.«

»Es ist eine schwere Aufgabe, die Euer Gnaden mir stellen, aber ich unterziehe mich derselben aus Verehrung für Sie und die Frau Gräfin.«

»Gott segne Ihre Schritte, und mögen Sie mir volle Beruhigung verschaffen. Sie glauben nicht, wie mich die Sorge quält.«

Margarethe trat ziemlich erhitzt in das Zimmer, wo Frau Nani beschäftigt war, den Tisch für ihr einfaches Mittagsbrot zu decken, wobei ihre hoffnungsvollen Sprößlinge bereits lauernd umherstanden, und als kleine Bewegung vor dem Essen sich auch hie und da ein paar Püffe versetzten.

»Nun?« fragte Frau Nani sich rasch gegen die Eintretende wendend, »was hast Du ausgerichtet? wird es etwas?«

»'S ist richtig, Frau Godl,« antwortete das Mädchen,

»es ist alles schon in der Ordnung, aber ein Haupthallunk muß der fremde gnädige Herr doch sein.«

»So? warum denn? was hast Du schon wieder einzuwenden? Ist's Dir nicht recht, daß Du in so einen vornehmen Dienst kommst?«

Das Mädchen zuckte mit den Achseln und antwortete nicht. Sie legte die Haube ab und das enganschließende kleidsame Jäckchen, und ging dann in die Küche, um nachzusehen. Es dauerte aber nicht lange, so kam sie wieder zurück und stellte sich mit eingestemmten Armen vor Frau Nani hin.

»Frau Godl!« sagte sie, »war der Alte wieder da? Ich sag's der Frau, wenn der noch einmal mir über die Schwelle kommt, so beutle ich ihm seine Perrücke, daß er jedes Haar spüren soll. Ich hab' der Frau Godl ihren Willen gethan, und hab' wieder einen Dienst genommen, freilich einen Dienst, den er mir recommandirt hat, wenn er aber glaubt, jetzt öfter zu kommen, oder mir wieder so nachzusteigen, ich sag's der Frau Godl, es gibt ein Unglück. Der soll an meine Finger denken, so lang er lebt.«

»Aber Mädl,« rief Frau Nani erstaunt aus, »Du warst ja bisher immer freundlich gegen ihn, Du hast so viel mit ihm gelacht —«

»Mit ihm gelacht? Ueber ihn habe ich gelacht, und gefreut hat es mich, daß der Gimpel mir nachgelaufen ist; er glaubt ich kenne ihn nicht, und meint, daß der falsche Name ihn verbergen wird. Da hat's Zeit, das weiß ich besser, als er sich denken kann.«

»Falscher Name? ich weiß nicht was Du redst. Wird ein solcher Herr sich einen falschen Namen beilegen, um Deinetwegen? 's ist zum Lachen!«

»Aber 's Weinen wird nachkommen, und für ihn!

Warum ist er denn immer nur in der Dunkelheit gekommen, oder wenn die Frau Godl nicht zu Hause war? — Und wie er gemerkt hat, es wird Licht angezündet, da hat er gleich einen nothwendigen Gang gehabt, da hat er noch müssen zu einem Freunde gehen, und lauter so was! Die Frau Godl weiß ja nicht einmal, wie er aussieht, und er war doch schon ein vier- oder fünfmal da.«

»Wahr ist's,« meinte Frau Nani nicht ohne Befangenheit. »Du kannst mir schon den Vorwurf machen, daß ich nicht streng genug auf Dich gesehen habe.«

»Ist auch nicht nothwendig,« unterbrach sie das Mädchen, »ich schau schon selber auf mich, und wenn ich schon jemand Anderen anschauen will, so ist mir der Rubin immer der Liebste; wenn der davon erführe, das gäb' ein Spectakel.«

»Nun gut, mein liebes Kind,« sagte die Kastanienbraterin ganz beleidigt, »wenn es Dir also nicht recht war, warum hast Du denn nicht nein gesagt, wie der Herr versprochen hat Dir einen Dienst zu verschaffen, und wenn der Dienst Dir nicht gefällt, warum hast Du ihn denn angenommen? Ich hab' Dich nicht dazu gezwungen, das weißt Du.«

»Mit Schlägen freilich nicht, aber geredet hat die Frau Godl manchmal so viel, daß mir jeder Bissen im Munde gequollen ist. Jetzt werd' ich Ihr nicht mehr zur Last fallen, das ist gewiß, aber — —« bei diesen Worten kamen ihr die Thränen in die Augen, und so viel Mühe sie sich auch gab, das Weinen zu unterdrücken, so mußte sie zuletzt doch laut aufschluchzen.

Das war mehr, als die im Grunde herzensgute Frau Nani ertragen konnte, und sie, die so eben noch schwer beleidigt schien, versuchte nun Zureden und Schmeichelworte, um das Mädchen zu beruhigen.

»So wirst Du halt nicht in den Dienst gehen,« sagte sie, »wirst da bleiben und mir helfen, zu thun gibt's ja immer, und Du bist ja doch nicht unter fremden Leuten.«

Margarethe schüttelte bei diesen Worten heftig den Kopf und sagte endlich, als sie ihr Schluchzen etwas unterdrückt hatte: »Jetzt geht es nicht mehr, ich hab' schon einen Kronthaler Drangeld bekommen.«

Wie das aber gekommen, erzählte sie nun folgendermaßen:

Als der Alte sie zur fremden Herrschaft im Schwan schickte, war sie zuerst zur gnädigen Frau, einer fremden Gräfin geführt worden, und die schien ihr so sanft, so gut, und dabei so unglücklich, daß es ihr ans Herz griff, und sie gern einwilligte, zu bleiben, als sie sah, daß auch die Gnädige an ihr Gefallen zu finden schien. Wie sie aber wegging, trat der alte Herr, der sie dahin recommandirt, plötzlich auf dem Gange im Schwan aus einem Zimmer und winkte ihr einzutreten. Sie fand dort noch einen andern, den der Alte ihr als den Herrn der Frau Gräfin bezeichnete, und dieser — »er hat gar nicht ausgesehen, als wenn er Jemand etwas Gutes wünschen könnte,« sagte sie, »so mürrisch, so finster, und was hat er erst gesagt!«

»Nun was denn?« fragte Frau Nani ganz ängstlich, und ihre Phantasie dachte schon an ganz abscheuliche Dinge.

»Denk' Sie sich, Frau Godl, er verlangt, ich soll aufpassen auf Alles, was die Frau Gräfin thut, ich soll ihm sagen, wenn jemand zum Besuch kommt, ich soll, wenn sie mir einen Brief irgendwohin zu tragen gibt, ihn nur gleich dem gnädigen Herrn übergeben, ich soll sogar horchen, ob sie in der Nacht nicht aus dem Schlaf red't und was sie dann sagt! Wie gefallt Euch das?«

Frau Nani schüttelte bedenklich den Kopf. »Das ist curios,« sagte sie, »bloße Eifersucht kann das nicht sein, und wenn was anderes dahinter steckt, so kann es schwerlich etwas Gutes sein. — Aber was hast Du denn darauf gesagt? He?«

»Ich? ich hab' in dem Augenblick nur an die arme Frau gedacht, und hab' zu Allem ja gesagt, hab' Alles versprochen, aber denken sollen die zwei Herren an mich, so lang sie leben, wenn ich nur bei der Gnädigen ein bischen warm geworden bin!«

»Mädl!« rief Frau Nani ängstlich, »nur keine Dummheiten! Sei vorsichtig, man kann nicht wissen, was dahinter steckt, und dann kann unsereins in ein Malheur kommen, man weiß selbst nicht wie. Du mußt deine Sachen klug anstellen, um zuerst hinter Alles zu kommen, warum denn die arme Frau eigentlich so bewacht werden soll. Man kann ja nicht wissen, ob der gnädige Herr nicht wirklich seine guten Ursachen haben mag; Du weißt, Mädel, in den vornehmen Häusern geschieht manchmal etwas, was bei unsereinem nicht passirt.«

»Frau Godl, ich weiß, was ich zu thun hab'. Von dem Augenblick an, wo ich die gnädige Frau gesehen hab', ist sie mir ins Herz gewachsen, und seit ich erst weiß, daß sie in so gar grauslichen Händen ist, bringt mich nichts von ihr weg. Ich hab' ihr versprochen, noch heut einzustehen, ich halte Wort, ich bin nur gekommen, um der Frau Godl nebenbei meine Meinung zu sagen.«

»Na, deswegen werden wir doch die Alten bleiben,« meinte die Kastanienbraterin verlegen, und wie um einen neuen Ausbruch des Gewitters abzuleiten, sagte sie lächelnd: »Was soll ich denn aber Rubin sagen, wenn er wiederkommt?«

»Mit dem muß ich nothwendig sprechen,« rief Margarethe rasch, »das ist ein Mensch, der sich auskennen wird. Sag' die Frau Godl ihm, er soll übermorgen Abends herkommen, ich werd' sehen, daß ich auf einen Sprung da sein kann — besser aber ist's noch, die Frau Godl kommt zu mir in den Schwan, und ich geb' ihr dann die Post auf.«

XIII.

Marcell glaubte allen Grund zu haben, von jetzt an Flore aufmerksamer und sorgfältiger zu beobachten. Ihr Benehmen, so kalt, so zurückhaltend, so schroff gegen ihn, schien nur zu deutlich eine Umwandlung ihres inneren Wesens anzuzeigen, welche nicht allein seinen Planen, sondern vielleicht auch gar seiner Sicherheit gefährlich werden konnte. Er wußte zwar noch nichts von dem neuen Besuche, den Flore erhalten hatte, er hielt die sichtliche Wirkung, welche die Vorstellungen des Provincials auf sie ausgeübt, noch für den Nachhall des Eindruckes, den Roberts Erscheinen auf sie gemacht, doch jedenfalls mußte Alles aufgeboten werden, um eine neue Zusammenkunft unmöglich zu machen. Daher sein Suchen nach einer verläßlichen Person zu Flore's Bedienung, deren Treue ihm ein Bürge seiner eigenen Sicherheit sein sollte. Er ahnte nicht, daß in der Zwischenzeit Flore durch den Provincial Gelegenheit erhalten hatte, ihren Bruder Robert zu bestimmen, zu einer Stunde, wo Flore Marcell nicht zu Hause wußte, bei ihr zu erscheinen.

Sie hatte dieser zweiten Zusammenkunft mit innerem Zagen entgegengesehen, denn wie ganz anders sollte sie jetzt, die Gebeugte, die Bereuende, die Büßende ihrem Bruder gegenüber stehen, nachdem sie durch den halben Verrath der

letzten Unterredung noch eine neue Schuld auf sich geladen hatte. Denn das konnte ihr nicht zweifelhaft sein, daß Robert das plötzliche Hervortreten Marcells aus dem Alcoven für eine abgekartete Sache ansehen mußte. Indessen hatte der Provincial versprochen, ihn zu einem nochmaligen Besuche zu bewegen, und Flore zählte an dem bestimmten Tage die Minuten, bis die verabredete Zeit herbeikommen würde. Als die Stunde nahte, ging sie wohl zehnmal in Marcells Zimmer, um sich zu überzeugen, daß er nicht zurückgekehrt sei. Die Räume waren leer und der inwendig steckende Schlüssel gab ihr noch die beruhigende Gewißheit, daß er nur durch ihr Zimmer den Rückweg nehmen könne. Uebrigens hatte er selbst geäußert, daß er nicht vor Abend zurückkommen würde.

Margarethe war noch nicht eingetreten, und die Kammerfrau war unter einem Vorwande mit so viel Aufträgen aus dem Hause entfernt worden, daß Flore sicher zu sein glaubte, wenigstens eine Stunde lang ungestört mit Robert sprechen zu können. So saß sie nun selbst im Vorzimmer, und erwartete pochenden Herzens den Augenblick, wo ihr Bruder erscheinen sollte.

Endlich öffnete er die Thüre. Sie fühlte bei seinem Anblicke kaum die Kraft in sich, ihm einige Schritte entgegenzugehen. Als er die tiefe Qual ihres Herzens nur zu deutlich auf dem verstörten Antlitze las, als er in diese in Thränen schwimmenden Augen blickte, da sank auch in seinem Herzen der Groll und die Verachtung, welche er seit seinem ersten Besuche bei ihr und ihrem Verrathe so bitter gefühlt hatte, in ihm zu Boden, und das milde Erbarmen drängte sich wie eine schöne Blüte in ihm hervor

Er küßte sie auf die Stirn und fühlte, wie sie unter seiner Berührung zitterte; er ergriff ihre Hand; jetzt erst

wagte sie das Auge zu ihm aufzuschlagen, und verbarg dann unter einem Strome von Thränen ihr Haupt an seiner Brust. Plötzlich riß sie sich aus seinem Arm, eilte zur Thüre, welche sie verschloß und zog dann den Bruder in ihr Gemach. Robert konnte sich einer bittern Empfindung nicht erwehren, als er in dasselbe Zimmer eintrat, wo er die erste Unterredung mit ihr gehabt hatte. Schon lag die Frage: Bist Du heute wieder allein? auf seinen Lippen, aber er sah in ihr bleiches Antlitz, auf ihre Wangen, über welche die Thränen herabrollten, und hatte nicht den Muth, das bittere Spottwort auszusprechen. Flore rang sichtlich nach Fassung, als sie neben ihm saß, und er schweigend ihre Hand in der seinen hielt. Ein jedes von ihnen schien auf das erste Wort von dem andern zu warten.

Endlich faßte sich Flore und hob an:

»Ich muß mein Herz gegen Dich erleichtern, Robert, ich habe eine so große Schuld auf meinem Gewissen, daß ich die Ruhe des Lebens für so lange verloren glaube, bis ich mein — Verbrechen — o! daß ich nur dieses Wort ausgesprochen habe, Dir gestanden.«

Robert war bei diesem Beginn der Geständnisse bleich geworden, und horchte mit gespannter Erwartung auf das, was sie ihm nun noch sagen würde.

»Ich habe Dir vor allem ein großes Unrecht zu gestehen,« fuhr sie fort, »nimm es als den ersten Schritt der Besserung und als den Beweis an, daß ich vollkommen gefaßt bin, Alles offen und getreu zu gestehen. Ich habe Dich das letzte Mal getäuscht, ich wußte davon, daß Marcell hier sei und jedes Wort von uns höre, ich hatte absichtlich Dich in dieses Zimmer geführt, wo er hinter den Vorhängen sich verbergen konnte.«

Robert sprang auf und riß seine Hand aus den Fingern Flore's. Unwillkürlich suchten seine Blicke im Zimmer umher, die Vorhänge des Alcovens waren aufgeschlagen, er sah, daß Niemand mehr im Zimmer war. Jetzt fiel sein Blick wieder auf Flore, welche das Gesicht mit den Händen verdeckt hatte und bitterlich weinte. Er ergriff ihren Arm und versuchte sie zu trösten.

»Verdiene ich denn nicht dieses Mißtrauen?« sagte sie klagend, »gab ich Dir nicht die vollste giltigste Ursache dazu? Du bist in deinem Rechte, und ich muß es über mich ergehen lassen, dies, so wie vielleicht noch vieles Bittere in der Zukunft.«

»Es wird Alles besser werden, als Du glaubst, Helene,« tröstete sie der Bruder, »ist es doch schon ein Beweis deines Willens für den Beginn eines neuen Lebens, daß Du Dich entschlossen hast, mir offen und ohne Rückhalt dein Herz zu öffnen. Ich weiß es wohl, daß Du nur unter dem Einflusse jenes Niederträchtigen Dich zu der falschen Rolle hergegeben hast, welche Du gegen mich spieltest, und ich ahne, welche Macht er bisher über Dich ausgeübt haben mag, wenn ich auch nicht den ganzen Zusammenhang mir genau enträthseln kann.«

»Ich bat Dich ja deswegen, heute zu kommen, um Dir endlich Licht über Alles zu geben,« flüsterte sie.

»Dann sei diese Stunde gesegnet!« rief Robert aus, »dann wird es uns möglich sein, den ganzen schändlichen Zusammenhang der Plane dieser Menschen zu durchschauen, und ein Gewebe von Schlechtigkeiten zu zerreißen, dessen Fäden so weit und klug auseinandergelegt sind.«

Flore schüttelte leise und wie schmerzlich den Kopf. »Ich

hege nicht solche Hoffnungen,« sagte sie, »die teuflische Kunst dieses Menschen scheint ja eben darin zu bestehen, Niemand ganz in seine Plane einzuweihen, und zu gleicher Zeit so viele verschiedene Zwecke anzustreben, daß er, wenn auch einer oder der andere enthüllt wird, doch immer noch nicht ganz in seiner wahren Gestalt dasteht.«

»Du aber, Du Helene! wirst doch eingeweiht sein,« sagte Robert dringend, »Du scheinst ja die Hauptperson —«

»Ich scheine es! das ist der richtige, der bezeichnende Ausdruck. Mehr aber als Schein ist es auch nicht, und wenn Du die Ereignisse meines Lebens in den letzten Jahren, und die Art und Weise wie unser Verhältniß besteht, erfahren haben wirst, dann urtheile, ob ich nicht selbst ebenso wie vielleicht alle anderen seiner Genossen nur in einem Labyrinthe tappe, dessen Faden er allein in der Hand hält.«

»Aber er sagte mir ja bereits vor zwei Jahren, als er mit jenen Aufträgen von Dir sich an mich wandte, daß Du in Alles eingeweiht, daß Du die Seele Aller, die Fürstin des geheimen Bundes seiest, von dem ich einen Zweig nach Oesterreich verpflanzen sollte.«

Flore lächelte schmerzlich. — »Es gab eine Zeit,« sagte sie endlich, »wo ich selbst daran glaubte, irgend einen Einfluß zu besitzen, wo ich von einer großen Zukunft träumte, meine Seele sich in dem Gedanken den diese Männer mir eingeflößt hatten, die geistige Erretterin der Menschheit zu werden berauschte. Die Göttin der Freiheit sollte an jenem großen Tage, welchen der geheime Bund, in verschiedenen Gesellschaften über ganz Frankreich, Deutschland und die Schweiz verbreitet, vorbereitet, die Oriflamme der neuen Welterlösung aufpflanzen. O mir schwindelt der Kopf, wenn ich an all den Wahnsinn denke, der gesprochen wurde.«

»Und lerntest Du Mitglieder dieses Bundes kennen?« fragte Robert aufmerksam.

»Nur einige, man sagte mir aber, es seien die Häupter und viel tausend andere gehorchen ihnen blind, ohne diese Oberen nur zu kennen.«

»Warst Du nie bei einer Versammlung?«

»In Paris fanden mehrere in meinem eigenen Hause statt. Einer größeren Versammlung wohnte ich nur einmal bei, und damals waren noch mehrere Frauen gegenwärtig; es war am Neujahrstage und ein Fest in der Loge zum großen Orient «

»In der Loge also doch?« rief Robert erstaunt aus; »so wäre also der Verdacht doch gegründet, daß wichtige geheime Zwecke in demgroßen Orient verfolgt würden, gegen welche die Gewalt des Staates einzuschreiten verpflichtet ist.«

»Ich weiß nur, daß ich alle jene in der Loge wieder sah, welche die kleinen Versammlungen in meinem Hause ebenfalls besucht hatten, daß auch viele andere da waren, erklärte ich mir daraus —«

»Hat man nicht an der Thüre draußen geklopft?« unterbrach Robert und horchte. Es entstand eine Todtenstille, daß man die leise Bewegung des Perpendikels hören konnte. Flore war leichenblaß geworden und hatte leise die Thüre geöffnet, um durch das andere Zimmer zu horchen. — In diesem Augenblicke wurde neuerdings und stärker als früher geklopft.

»Das ist Marcell!« flüsterte sie fast tonlos, — »er ist zur unrechten Zeit wieder gekommen.«

»Oeffne,« sagte Robert düster, und eine Ahnung neuen Verrathes glitt durch seine Seele, »und ich werde ihn hier erwarten.«

»Um aller Heiligen willen, nein,« sagte sie in höch

ster Angst, »das würde dein und mein Verderben! — Es gibt nur einen Ausweg,« fuhr sie nach kurzem Bedenken fort, »Du fliehst durch Marcells Zimmer. Der Schlüssel steckt, Du gelangst gleich auf den Gang. Eile Robert, eile, um alles in der Welt tritt ihm jetzt nicht in den Weg, laß ihn nicht ahnen, daß ich nochmals mit Dir gesprochen habe. Fliehe! Hörst Du schon wieder pochen? Und wie stark jetzt. Ich sehe Dich wieder, ich werde schon Mittel dazu finden.«

Halb mit Gewalt drängte sie den Widerstrebenden in Marcells Zimmer, zeigte rasch auf die Thüre, welche er zu öffnen habe, einen Gruß winkte sie ihm noch mit der Hand zu, dann eilte sie durch ihre Zimmer, um früher Marcell einzulassen, bevor Robert auf den Gang hinaustrete.

»Wer klopft?« fragte sie und gab sich Mühe das Beben ihrer Stimme zu unterdrücken. — »Bist Du es, Lisette? — — So antworte doch!«

»Oeffnen Sie, Madame, ich bin es!« klang Marcells Stimme, und der kurze, abgebrochene Ton verrieth nur zu sehr seine innere Aufregung. — Endlich drehte sich der Schlüssel, der Riegel wich, — rasch trat Marcell ein — und in diesem Augenblicke war es Flore, als ob sie eine andere Thür auf den Gang öffnen höre. Jetzt hatte sie ihre Festigkeit wieder gewonnen, und glaubte sich stark genug, dem schroffen Auftreten Marcells ebenso begegnen zu können.

»Sie beginnen gegen mich unartig zu werden, Marcell,« sagte sie; »das ist nicht der Ton, in dem ich Ihnen mit mir zu sprechen erlaube.«

Er maß sie mit einem langen Blicke, welcher sie innerlich erzittern machte: es lag so viel Groll, so viel Bosheit, so viel Tücke darin.

»Madame!« sagte er, »haben Sie denn das Recht, so

mit mir zu sprechen? Ich gestattete es Ihnen, so lange Sie ein kostbares Werkzeug in unsern Händen sich unserem Willen fügten, und die Interessen, denen wir nachstreben, auch die Ihrigen schienen. Jetzt will es mich klar bedünken, als ob hierin sich Manches geändert hätte, nicht allein nicht zu unserem Vortheile, sondern entschieden zu Ihrem Nachtheile. Ueberlegen Sie, Madame, was Sie thun, in welches gefährliche Beginnen Sie sich wagen, wenn Sie mit schwacher Hand in das Rad jenes Geschickes greifen wollen, auf welches wir, ich und meine Freunde, unsere Pläne gebaut haben.«

»Und wenn ich es wage, wenn ich es will?« fragte Flore, deren alter Stolz Marcells Worten gegenüber wieder aufzuflammen begann.

»Wenn Sie wollen?« sagte Marcell langsam und ergriff ihre Hand, welche sie in diesem Augenblicke ihm nicht zu entziehen wagte. — »Wenn Sie wollen?« wiederholte er, und sah ihr dabei scharf und durchdringend in die Augen; »wissen Sie, was dann Ihr Schicksal ist?«

Sie schwieg — ihre Brust hob sich schwer, sie fühlte seinen Blick wie das Auge eines Basilisken auf sich geheftet.

»Ich will es Ihnen sagen,« begann Marcell wieder, »voraus es Ihnen sagen als Warnung, als Mahnung. Derjenige, der es wagt, uns durch Verrath oder Trug in unseren Planen stören zu wollen, fällt der Vernichtung anheim.«

Flore schauderte bei diesem mit kalter Ruhe gesprochenen Todesurtheile zusammen. »Der Veruichtung!« flüsterte sie, und war kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten. Auch die Nachwirkungen der so eben bestandenen Aufregung zitterten noch fortwährend in ihr.

Marcell betrachtete sie nicht ohne Mißtrauen. Ihr Erbleichen bei seinem Kommen, selbst das lange Zögern, bis

geöffnet wurde, kamen ihm wiederum zu Sinn. War während seiner Abwesenheit irgend etwas vorgegangen? Oder war dieser Wechsel der Stimmung bei Flore nur eine jener Gemüthsbewegungen, deren sie seit ihrer Ankunft in Wien bereits mehrere gehabt hatte, und welche ihn für das Gelingen seiner weiteren Plane so sehr besorgt machten?«

»Waren Sie unwohl, Madame?« fragte er nach einer kleinen Pause, und gab sich Mühe, in seine Stimme so viel Weichheit des Tones, so viel Mitgefühl, so viel sorgsame Aufmerksamkeit zu legen, als aus seinem rauhen Wesen nur hervorzulocken möglich war.

Flore schüttelte leise den Kopf. Sie antwortete nicht und mied den Blick seines Auges, das durchbohrend auf ihr ruhte.

»Ich frage nicht umsonst,« begann er wieder, »es will mir scheinen, als ob in Ihnen eine Umwandlung vorgegangen wäre, die nicht zu den von uns besprochenen Planen paßt. Es wird die höchste Zeit, daß ich darüber mit Ihnen offen spreche. So wie jetzt darf es nicht fortdauern, ich muß wissen, ob Sie noch die unsere sind und bleiben werden?«

Flore faßte sich. Sie erkannte die Falle, welche ihr gelegt wurde, und mit allem Aufwande ihrer Kraft die innere Bewegung niederkämpfend, sagte sie: »Sie haben so eben das Schicksal Desjenigen bestimmt, welcher sich Ihren Planen hemmend entgegen stellen wollte. Glauben Sie, daß ich so unklug sein würde, mich unter die Räder eines Wagens zu werfen?«

»Ist das Ihre bestimmte, Ihre wahre Meinung?« fragte Marcell noch immer mißtrauisch.

Sie sah ihn mit einem Blicke an, der ihn an die alte vergangene Zeit erinnerte und ganz wirr machte. Sie schien plötzlich wieder dieselbe zu sein, welche sie vor ihrer Ankunft

in Wien gewesen, und ihr alter Einfluß auf Marcell machte sich noch einmal dergestalt geltend, daß er nicht wagte, einen neuen Verdacht gegen sie zu äußern. Er schwieg, obschon noch nicht ganz beruhigt. Die nächste Sorge beschwichtigte ohnehin die Betrachtung, daß noch an demselben Tage des Kanzlisten Schützling bei Flore eintreten sollte, eine Wächterin und Verrätherin aller ihrer Schritte.

Er begab sich in sein Zimmer. Flore, deren Kraft bis jetzt ausgehalten hatte, brach nach seiner Entfernung in einen Strom von Thränen aus, und faltete die Hände zu einem so inbrünstigen Gebete, wie es seit Jahren schon nicht aus ihrem Herzen aufgestiegen war.

XIV.

Marcell war nicht der Mann, dessen Mißtrauen einmal erregt, sich sobald hätte beschwichtigen lassen. Flore's scheinbare Ruhe wiegte ihn keineswegs in Sicherheit. Er glaubte seine Gefährtin hinlänglich zu kennen, um überzeugt zu sein, daß sie eine Maske vorgenommen, und wenn sie sich verstellte, so geschah es sicherlich nicht zur Verheimlichung günstiger Gedanken. Margarethe hatte zwar ihren neuen Dienst angetreten, doch dieser Umstand reichte nicht mehr aus, das erregte Mißtrauen zu beschwichtigen. Zudem überlegte Marcell, daß sein Plan zu einem Puncte gediehen war, wo er entweder in kurzer Frist gelingen oder hoffnungslos scheitern mußte. Ein Drittes gab es nicht. Es galt jetzt, entschieden durchzugreifeu, oder die Partie aufzugeben. Von dieser Ueberzeugung erfüllt, begab er sich Abends in die Wohnung des Kanzlisten, um mit diesem Rücksprache zu nehmen.

Als er an die Thür klopfte, öffnete Frau Lorl. Auf seine Frage, ob der Herr Kanzlist zu Hause sei, lud sie ihn mit grinsender Freundlichkeit ein, nur in das andere Zimmer zu treten, der Herr befinde sich etwas unwohl.

»So?« sagte Marcell betreten; »ich sah ihn ja gestern noch, da schien er vollkommen wohl, und heute krank?«

»Mein Himmel, Euer Gnaden, der Mensch kann ja nicht wissen, wie bald etwas über ihn kommen kann. Aber unser Herrgott wird's schon gnädig fügen, daß der gute Herr bald wieder gesund wird. Er ist so ein gar guter Herr.«

Die Alte schlug bei diesen Worten scheinheilig ein Kreuz und öffnete Marcell die Thüre des Nebenzimmers, wo er den Kanzlisten im Bette fand. Frau Lorl zog die Thüre hinter dem Fremden zu, machte einige Schritte schlürfend durch das Zimmer, öffnete die Stubenthüre, als wenn sie in die Küche hinausginge, zog aber vorher die Schuhe aus, und schlich auf den Strümpfen wieder bis zur Schwelle der Kammer.

»Krank? Kanzlist, das will mir nicht gefallen!« sagte Marcell beim Eintritte; »das kommt ungelegener wie Alles, was mir seit meiner Ankunft hier noch zugestoßen ist. Ich habe offenbar Unglück. Deswegen bin ich auch gekommen, um Euch zu sagen, daß ich der ganzen Sache, wenigstens so weit sie diese sogenannte Erbschaft betrifft, mit einem Schlage ein Ende machen will. Jetzt liegt Ihr da! Was fehlt Euch denn?«

»Ach, das Zipperlein. Das sind verfluchte Schmerzen das zwickt und schneidet mir im Leibe herum, daß ich alle Engel singen höre. Ich sage Ihnen, es ist nicht zum Aushalten, ich möchte aus der Haut fahren, und mein Doctor — o! — da reißt es gerade wieder —«

Marcell rückte sich einen Stuhl zum Bette, und setzte, finster vor sich hinblickend, sich neben den Kranken.

»Ja, wenn ich nur bis morgen gesund wäre. Freilich es verschwindet oft über Nacht bei mir. Ich will heute ordentlich schwitzen. Aber sagen Sie mir nur, was haben Sie denn eigentlich vor?«

»Dasselbe, was ich Euch schon einmal vorgeschlagen habe. Damals waret Ihr zu feig dazu, und jetzt wird es doch sein müssen.«

Der Kanzlist schüttelte bedenklich den Kopf. »Es ist ein gewagtes Unternehmen, und wenn man uns darauf kommt, ist Karrenziehen das Gelindeste, was wir bekommen. Aufrichtig gesagt, ich möchte nicht gern daran greifen, denn ich fürchte die Sache mißlingt.«

»Thor, wie kann es mißlingen, wenn Alles so eingeleitet ist, wie wir es besprochen haben? Aber vor Allem habt Ihr ein Quartier ausfindig gemacht, wie wir es brauchen, und wie ich es Euch beschrieben, abgelegen, Niemand im Hause, die Fenster mit Läden wohl verschlossen, und von einer Nachbarschaft umgeben, von der sich voraussetzen läßt, daß es sie nicht kümmert, wenn sie etwa aus jenem Hause irgend einen verdächtigen Lärm vernehmen?«

»Hab' so eine Spelunke schon, hab' sie,« sagte der Kanzlist, und seine von Schmerz verzerrten Mienen drückten noch eine Art von Triumph aus; »vor der Linie draußen, auf dem Wege nach Schönbrunn, seitwärts nicht weit von der Wien, kein Mensch denkt daran, daß in dem verfallenen Häuschen sich Jemand aufhalten könnte, und wenn auch Lärm entstehen sollte, es rührt sich Niemand, denn das Volk da draußen glaubt gleich an Geister und Spuk.«

»Das wäre ganz gut, aber jetzt liegt Ihr da, und es ist wieder nichts!« antwortete ihm ganz verdrießlich Marcell.

Der Kanzlist drehte sich ein paarmal im Bette von einer Seite zur andern, es war, als wenn ein Gedanke ihn quälte, den er endlich doch aussprechen mußte. — »Ich will Ihnen etwas sagen,« begann er endlich, »wenn Sie glauben, daß es nicht anders sein kann, und daß wir Ernst machen müssen — so — hol' der Teufel mein Zipperlein. Ich werde versuchen, morgen aufzustehen, und kann ich mich auf den Beinen erhalten, so komme ich noch Vormittags zu Ihnen. Ich sehe schon, man muß der guten Sache ein Opfer selbst mit Gefahr seiner Gesundheit bringen, und am Ende — wenn es gelingt, uud wir den Schatz gehoben, dann habe ich ja Zeit und Bequemlichkeit genug, um mein Zipperlein in aller Ruhe zu observiren. Aber nur heute lassen Sie mich ruhen, dann wird's morgen um so besser gehen.«

Marcell rückte den Stuhl. In dem Augenblicke, wo Frau Lorl dieses Geräusch vernahm, huschte sie leise wie eine Katze von ihrem Posten in die Küche hinaus, und setzte sich mit halb geschlossenen Augen an den Herd zu ihrer kleinen Oellampe. Aber ihr Gesicht zeigte nicht die Ruhe, die es heucheln sollte, und ihre Lippen, die sich fortwährend bewegten, verriethen, daß sie leise mit sich selbst sprach.

»Also so weit soll es kommen?« sagte sie; »das ist mehr als Gaunerei, da fängt ja schon der Räuber an. Was der ehrwürdige Herr für Augen machen wird, wenn ich ihm das erzähle. Nun, es hat Zeit, bis ich in die Messe gehe, heute liegt der Alte ohnehin drin und streckt alle Viere von sich, als wenn es schon sein Letztes wäre.«

Ihr Selbstgespräch wurde unterbrochen, sie hörte Marcell aus der Kammer des Kanzlisten gehen; die Augen wie

schlaftrunken reibend, erhob sie sich und machte einen tiefen Knix, als Flore's Gefährte rasch an ihr vorüber durch die kleine Küche schritt.

»Eine gehorsame gute Nacht, Euer Gnaden!« rief sie ihm nach, als sie hinter ihm die Thüre schloß.

»He, Freund Schreiber, wie sieht er denn aus? wie aus dem Grabe gestiegen, und doch bemüht er sich zu mir?« rief der alte Baron Linden, als er den Kanzlisten bleich und sichtbar leidend bei sich eintreten sah.

»Geschäftssache, Herr Baron, Geschäftssache, da darf man keine Zeit haben, krank zu sein. Unsereiner darf nicht sagen, wenn es heute nicht ist, wird es morgen sein; so dürfen nur die reichen Leute sprechen, für die gibt es keine Zeit. Wir armen Teufel, wenn es etwas zu verdienen gibt, so heißt es aufstehen, nachsehen!«

»Also was ist es denn? was führt Ihn zu mir? Kann ich Ihm mit etwas helfen? Er weiß, ich bin nicht so, wenn Jemand etwas braucht.«

»Danke, danke,« entgegnete der Kanzlist mit grinsender Freundlichkeit, »ich komme nicht in meiner eigenen Angelegenheit. Der Herr Baron wissen, daß ich bereits vor einiger Zeit schon mein Versprechen geleistet, und es hat sich bis jetzt noch immer nicht der schickliche Augenblick gefunden.«

»Er kommt von wegen des fremden Adepten, der so wundervolle Steine machen kann? Also wie steht denn die Sache?«

»Wenn der Herr Baron bereit sind, ich bin von ihm

auf heute bestellt worden, und komme nun, mein Verspre-
chen zu erfüllen und den Herrn Baron zu fragen —«

»Ob ich mit will? Kann er glauben, daß ich nein
sagen werde? Wo denkt er hin? Gedulde er sich nur ein
wenig, ich werde mich gleich ankleiden lassen, und dann
wollen wir uns in Gottes Namen auf den Weg machen.
Setze er sich indessen, ich werde gleich wieder da sein.«

Mit diesen Worten ging Linden in das andere Zimmer.
Der Kanzlist, welcher allein blieb, konnte ein höhnisches
Lachen nicht unterdrücken bei dem Gedanken, wie leichtsinnig
der alte Mann sich ihm anvertraute; seine Blicke flogen mit
Gier über die elegante Einrichtung des Zimmers, und er
berechnete schon in Gedanken, wie viel von dem Raube, den er
mit Marcell auszuführen gedachte, auf seinen Theil kommen
würde. Es dauerte nicht lange, so trat Linden, sauber und
fein wie immer gekleidet, wieder herein, und während er die
Handschuhe anzog, sagte er gutmüthig zum Kanzlisten:

»Was glaubt Er denn? Ich habe da ein hundert Du-
caten eingesteckt, ich will sie dem Manne als ein Drangeld
geben. Bares Geld lacht, und ich meine, wenn er sehen
wird, daß er es mit honneten Leuten zu thun hat, wird er
leichter sich bewegen, uns in die Geheimnisse einzuweihen.«

Schreiber verbeugte sich und antwortete mit aller Süß-
lichkeit, deren der Heuchler fähig war: »Unzweifelhaft
würde schon der berühmte Name Baron Linden seine Wirkung
nicht verfehlen, aber besser ist besser und bares Geld das
Allerbeste.«

»Das glaube ich auch. Aber jetzt kommt, ich möchte
gern bald wieder zurück sein, denn ich habe Nachmittags
einen nothwendigen Gang.«

Beide verließen das Haus. An der Ecke der Freiung

hatte der Kanzlist einen Wagen warten lassen, den sie bestiegen, um sofort in raschem Trabe über Mariahilf der Linie zuzurollen. Auf dem Wege verstand es der Kanzlist, den Baron so in ein Gespräch über das, was sie jetzt sehen würden, zu verstricken, daß dieser sich kaum um den Weg bekümmerte, und daher auch im ersten Augenblicke gar nicht bemerkte, daß der Wagen vor der Linie von der Straße abgelenkt hatte, und endlich nicht weit vom Ufer der Wien ziemlich entfernt vor irgend einem Hause anhielt.

»Sind wir schon da?« fragte Linden etwas verwundert. »Aber da ist ja nirgends ein Haus? Was macht denn dieser Esel von Kutscher?«

»Es dürfte wohl besser sein,« meinte beschwichtigend der Kanzlist, »wenn wir hier aussteigen, und die paar Schritte bis dahin,« er zeigte bei diesen Worten auf ein kleines alleinstehendes Haus, — »zu Fuße gehen. Unser Mann liebt es nicht, Aufsehen zu machen, und es würde auffallen, wenn in dieser einsamen Gegend plötzlich ein Wagen vor dem Hause hielte.«

»Verstehe, verstehe,« sagte der Baron, »er will nicht erkannt sein, es soll Niemand wissen, daß er so vornehmen Besuch erhält. Also in Gottes Namen. Gehen wir denn zu Fuße. Etwas Mühseligkeit gehört dazu, wenn man einen hohen Preis erringen will.«

Beide gingen einen schmalen Weg längs der Wien bis zu dem bezeichneten Häuschen. Als sie dort ankamen, schien Linden wie von einer geheimnißvollen Ahnung unangenehm berührt.

»Wißt Ihr, Kanzlist,« sagte er etwas betreten, »daß es hier ziemlich verdächtig aussieht? da die Fenster alle entweder zerschlagen, oder nur mit Fetzen Papier verklebt, —

einige zu ebener Erde sind, wie es scheint, von innen verschlossen. Ich muß Ihm sagen, es macht einen unheimlichen Eindruck.«

»Aber, Herr Baron, der Mann kann ja nicht auf dem Graben, mitten in der Stadt, sein Laboratorium aufschlagen. Wir armen Jünger der hohen Kunst stehen ja noch immer unter Polizei und Rumorknechten, als ob wir Gott weiß was Böses trieben.«

»Er hat Recht, ja, ja, so ist es,« sagte Linden seufzend; »nun in Gottes Namen, gehen wir; seht, daß wir hineinkommen; aufrichtig gesagt, ich wollte, ich wäre schon wieder heraus. Mir wird ganz sonderbar zu Muthe.«

»Aber, Herr Baron! Unbegreiflich! Sieht denn unser Laboratorium auf der Landstraße, wenn man es vom Hofe aus betrachtet, besser aus? Denken Sie nur, daß dieses Haus ganz in allen Räumen zum Laboratorium benützt worden ist —«

»Ja — ja — aber ich weiß nicht, was mich auf einmal so angefochten hat.«

Unter diesem Gespräche waren sie bis an die Thüre des Häuschens gekommen, und Linden konnte sich eines geheimen Grauens nicht erwehren, wie er sah, daß auf dreimaliges Klopfen des Kanzlisten sich die Thüre knarrend und kaum zur Hälfte öffnete, gerade weit genug, um einem Menschen den Durchgang zu gestatten. Der Kanzlist lud den Baron ein, voraus zu gehen. Linden trat mit einer unerklärlichen Scheu über die Schwelle; er hörte, wie der Kanzlist hinter ihm ging, wie die Thüre sich wieder schloß, und befand sich jetzt von tiefer Finsterniß umgeben.

»Wollen Sie mir Ihre Hand geben?« sagte der Kanzlist, »es ist etwas dunkel und ich muß Sie führen.« E

tappte nach Linden, ergriff dessen Hand, und fühlte wie sie heftig zitterte.

»Sie zittern ja, verehrtester Herr Baron, was ist denn das?« fragte er.

»Nichts, nichts,« antwortete Linden ängstlich, »schaut nur, daß wir bald in die Helle kommen, ich kann ein langes Herumtappen im Finstern nicht gut leiden, man ist in der Finsterniß nicht sein eigener Herr.«

»Gleich, Herr Baron, gleich;« tröstete Schreiber, »jetzt sind wir am Ende des Ganges, nur ein paar Stufen hinauf — — so, jetzt bitte ich einzutreten.« Linden hatte gehört, wie eine Thüre knapp vor ihm aufgemacht worden war, er folgte der Hand des Kanzlisten, welche ihn vorwärts zog.

»Bleiben Sie jetzt nur ruhig stehen,« sagte dieser, und ließ die Hand los, »ich werde gleich Licht machen.«

Linden fühlte, wie seine Hand losgelassen wurde und hörte, wie Jemand mit Stein und Stahl Feuer schlug. Die sprühenden Funken waren nicht hell genug, um den Raum zu erleuchten; endlich hatte der Zunder gefangen, er sah einen hellen Streif wie eine dünne Feuerschlange sich bewegen, — jetzt hatte der Kanzlist den Schwefelfaden entzündet, und im nächsten Augenblicke brannte ein Licht, welches Linden zeigte, daß er sich in einem kleinen Zimmer befinde, dessen Wände kahl und schmutzig waren, und worin sich nichts als ein Stuhl und Tisch befanden, auf welchem er zu seinem Erstaunen Schreibmaterialien, wie eben hingelegt, erblickte.

»Wird der Mann hierher kommen?« fragte er nicht ohne Beklommenheit, »oder gehen wir erst in das Labora-

»Der Mann braucht nicht zu kommen, der Mann ist schon da!« sagte Schreiber fest und scharf. »Setzt Euch, Baron!« rief er mit ganz veränderter Stimme, »setzt Euch und macht keine Possen. Schreibt was wir Euch dictiren werden!«

Linden wurde todtenbleich — »Wie? wer ist denn noch da?« fragte er mit bebender Stimme; »um des Himmels willen, Kanzlist, was wollt Ihr von mir? Woher diese plötzlich veränderte Sprache? Wohin habt Ihr mich gebracht?«

»Wohin wir Euch schon lange haben wollten, Verehrtester,« antwortete höhnisch der Kanzlist; »Ihr werdet jetzt thun was wir wollen, und solltet Ihr vielleicht Lust haben, Euch zu weigern, — seht Euch einmal um!«

Linden schaute unwillkürlich hinter sich — und sah entsetzt Marcell, der eben den Hahn eines Pistols spannte.

»Jesus! Maria! Ihr werdet mich doch nicht ermorden wollen?« schrie der alte Mann und stützte sich krampfhaft auf den Tisch, denn die Beine drohten unter ihm zusammenzubrechen.

Marcell trat auf ihn zu, und den Arm, den Linden abwehrend ihm entgegenstreckte, mit starker Faust niederdrückend, sagte er kurz: »Schreibt, Baron, oder Ihr habt am längsten gelebt.«

»Was soll ich schreiben?« jammerte der Alte, »was wollt Ihr von mir? Ihr habt mich wie Räuber hierhergelockt. Laßt mir nur das Leben, ich bin ja ein alter Mann, ich will nicht gegen Euch klagbar auftreten, ich will ja Alles thun.«

»So ist es recht, also schreibt.«

Linden nahm die Feder und der Kanzlist dictirte ihm

eine in aller Form Rechtens aufgesetzte Erklärung, worin er in seinem Gewissen sich verpflichtet fühlte, die ihm zugefallene Erbschaft Cotaldo's an die natürliche Tochter des Fürsten, Flore Frèle, ganz und unverkürzt abzutreten.

»Nun, jetzt Euren Namen darunter,« sagte Marcell barsch.

Die Hand des Barons zitterte, er selbst begann zu wanken —

»Was ist das?« rief der Kanzlist, »haben Sie nichts, um ihn zu laben? Er wird ohnmächtig — er vergeht mir in meinem Arme.«

Es war zu spät — der alte Mann sank, die Feder, mit der er seinen Namen unterschreiben sollte, noch zwischen den Fingern, ohnmächtig zusammen.

XV.

Es war dunkel und schon ziemlich spät am Abend, als Rubin bei der Carlskirche wie eine Schildwache auf und ab stieg. Er geberdete sich äußerst ungeduldig; fortwährend wendete er seine Blicke gegen die Stadt hin und sprach sogar ziemlich laut mit sich selbst, immer ein Beweis, daß ein Mensch sehr stark mit seinen Gedanken beschäftigt ist.

»Hat mich der Teufel reiten müssen,« sagte er, »daß ich ihr zugesagt habe, heute zu kommen, als ob ich nichts Anderes zu thun hätte, als, ein verlorener Posten, hier zu stehen, und wie ein schiffbrüchiger Matrose nach dem in der Ferne auftauchenden Segel meiner Amourschaft zu spähen. Geschieht mir aber recht, warum hat dieses dumme Herz, das alte dürre Holz in mir, so spät an diesen zwei prächtigen Augen sich versengt. Na, geschehen ist geschehen, und am Ende ist es werth, daß ich ihretwegen eine Dummheit mache. Muß halt etwas später mir den Herrn Robert aufsuchen; bis übermorgen, wo die Geschichte losgehen soll, ist ohnehin noch Zeit.« — In diesem Augenblicke fühlte er sich von rückwärts leise am Aermel gezupft, und wie er sich wandte, blickte er in Margarethens niedliches Gesicht, welches bittend zu ihm aufschaute.

»Ist Er auf mich böse?« sagte sie bittend; »Er muß gleich wieder gut werden, denn sieht Er, ich kann nichts

dafür, daß ich mich verspätet habe, aber ich hab' ja den ganzen Tag daran gedacht, und glaub' Er's, ich hab' mich recht sehr darauf gefreut.«

Rubins Unmuth — wenn in dieser heitern Natur überhaupt ein Unmuth aufkommen konnte — war bei diesen Worten vollständig gedämpft.

»Wer sagt Dir denn, daß ich böse bin?« rief er aus, und schlang einen Arm um sie, »ich bin höchstens böse, wenn ich Dich nicht sehe, aber wenn Du bei mir bist, dann böse sein, das wäre Verschwendung der Zeit, die man weit besser benutzen könnte, — siehst Du, zum Beispiele so.« — Ehe sie es sich versah, hatte er ihren Kopf an sich gezogen und sie auf die frischen vollen Lippen geküßt.

»Pfui!« sagte sie lachend, und wischte sich mit der Hand den Mund, »ist Er ein garstiger Mensch, so unverhofft —«

»Willst Du lieber darauf vorbereitet sein? — Gut — gib Acht — jetzt sag' ich Dir's im voraus — ich küsse Dich eine Stunde lang.«

»Nein, nein, nein!« rief das Mädchen, und wand sich von ihm los, »schämt Er sich denn nicht, auf offener Straße? Es geht freilich Niemand jetzt, aber es soll doch nicht sein, und überhaupt hab' ich Ihm gar sehr wichtige Sachen zu sagen.«

»Die Frau Nani hat mir auch so dergleichen gethan; nun, ich bin begierig, was da Alles heraus kommen wird. Also laß hören, was gibt es denn?«

»Er weiß,« begann das Mädchen, »daß ich seit vorgestern in einen neuen Dienst eingestanden bin. Was ich da

schon Alles erlebt habe, das läßt sich gar nicht sagen; genug an dem, ich bin mit meiner Gnädigen schon ein Herz und eine Seele.«

»Das hättest Du mir nicht sagen sollen,« meinte Rubin lachend, »denn wenn ich weiß, daß dein Herz und deine Seele in zwei Personen sind, da bin ich im Stande und gehe von einer zur andern; also vertrage Dich mit mir, sonst geschieht ein Unglück.«

»Wenn Er nur nicht aus Allem einen Spaß machen wollte,« sagte Margarethe etwas empfindlich; »mir ist gar nicht zum Lachen, ich möchte lieber weinen über das viele Unglück, das ich bis heute schon bei meiner Gnädigen habe ansehen müssen. — Denke Er sich,« fuhr sie eifrig fort, als sie sah, daß Rubin ernster und aufmerksamer wurde, »die Gnädige wird wie eine Eingesperrte gehalten, und was die den ganzen langen Tag in einem fort weint, das ist gar nicht zu beschreiben. Wenn der gnädige Herr ins Zimmer tritt, ich hab' es genau gesehen, da fährt sie wie vor Schrecken zusammen, und sie hat mich heute, wie er mir befohlen hat, ihn mit der Gnädigen allein zu lassen, so jammervoll angesehen, daß mir das Herz geweint hat. Es ist eine französische Herrschaft —«

»Eine französische Herrschaft,« sagte Rubin, der nur davon gehört hatte, daß das Mädchen in einen Dienst im Schwan gekommen sei, dem aber bei ihrer Angabe der Gedanke durch den Kopf fuhr, ob sie nicht vielleicht bei Helene sei, von welcher Robert ihm gesprochen hatte. Er fragte hastig um alle näheren Umstände des Verhältnisses der gnädigen Frau, und je mehr und ausführlicher ihm Margarethe erzählte, desto fester wurde in ihm die Ueberzeugung, daß

Margarethens gnädige Frau mit Helene eine und dieselbe Person sei.

»Aber das ist nicht Alles noch,« fuhr das Mädchen fort, »es ist noch ein wichtiger Grund, warum ich mit Ihm sprechen wollte — ich hab' einen geheimen Auftrag von meiner Gnädigen, und da dachte ich, den kann mir Niemand besser als Er ausrichten. Höre Er nur. Heute Nacht, wie ich aus dem Schlafzimmer der gnädigen Frau gehen will, ruft sie mich noch zum Bett; wie ich hinkomme, hat sie das ganze Gesicht voll Thränen, und sieht mich so jämmerlich an. »Margarethe,« sagte sie, »Du scheinst mir ein gutes Mädchen zu sein, ich hab' zu Dir gleich, wie ich Dich das erste Mal gesehen habe, ein Herz gefaßt.« — »Ich auch zu Ihnen, gnädige Frau,« sag' ich. »Nun gut,« fuhr sie fort, »Du siehst, wie es mir geht, und was ich hier leiden muß, — —« hier schwieg sie still und fing wieder von Neuem an zu weinen. Mir hat das Herz so weh gethan, wie ich es Ihm gar nicht sagen kann. Endlich sagt sie wieder: »Du könntest mir einen großen Dienst erweisen und ich würde Dir es niemals vergessen.« Ach, meine liebste gnädige Frau, ich will ja gern Alles thun, sagte ich, und nun zog sie mich näher zu sich, und sagte ganz leise: »Du weißt, daß ich nicht ausgehen soll, aber ich muß nothwendig Jemand durch eine vertraute Person etwas sagen lassen und eine Antwort zurück bekommen. Willst Du mir den Gang machen?« Jesus, ja, wenn ich es nur ausrichten kann. »Du kannst es, sagte sie, Du gehst zu Herrn Robert Haimon —«

»Robert Haimon!« rief Rubin aus; »was sagst Du? Hast Du auch recht gehört? Hast Du Dich nicht im Namen

»Nein, nein,« antwortete das Mädchen ungeduldig, »den Namen hab' ich mir recht gut gemerkt, aber eben weil ich weiß, daß Er diesen Herrn auch kennt, hat es mir nicht Ruhe gelassen, bis ich Ihm Alles erzählt habe.«

»Nun, warst Du schon bei Herrn Haimon?« fragte Rubin.

»Ja,« sagte das Mädchen weinerlich, »das ist ja eben das Malheur, daß ich dort war, wohin die Adresse lautete, der Herr aber nicht zu Hause war. Ich hätte freilich jetzt Abends, statt hier mit Ihm zu plaudern, wieder hingehen können, aber man sagte mir in seiner Wohnung, daß er nicht vor spät in der Nacht kommen würde, und meine arme gnädige Frau ängstigt sich so um eine Antwort, sie hat gar keine Ruhe, bis sie diesen Brief nicht in den Händen jenes Herrn weiß. Das wird heute eine schöne Nacht werden. Ich habe nun an Ihn gedacht, Rubin, Er muß mir helfen und muß mit mir den Weg machen. Sieht Er, Er kann vielleicht auch erfahren, wo der Herr Abends ist, kann ihn aufsuchen. Das Alles könnte ich nicht, ich müßte ruhig warten, Gott weiß wie lang.«

»Also sag' mir nur, was ich eigentlich thun soll? So deutlich Du im Anfange gesprochen hast, so wenig verstehe ich doch jetzt —«

»Er muß hier diesen Brief nehmen,« sagte das Mädchen leise und geheimnißvoll und zog ein kleines Schreiben aus ihrem Corsettchen hervor, »und muß es sobald als nur möglich dem Herrn, an den es lautet, übergeben. Dann kommt Er auf den Mehlmarkt und wartet in der kleinen Gasse vor dem Taxis'schen Hause auf mich. Ich werde von Zeit zu Zeit *einen* Sprung herab kommen und nachsehen, ob Er da ist.«

»Und dann?« fragte Rubin.

»Ja, was denn noch?« sagte das Mädchen erstaunt; »ist das nicht genug? Er muß mir die Antwort bringen, die ich dann meiner Gnädigen sage. Mein Gott, wie ist die arme Frau in Sorgen, und wie wird sie den Augenblick nicht erwarten können, bis Er kommt! Nicht wahr, Er thut mir den Gefallen und macht den Gang für mich?«

»Freilich, aber es kann sehr spät in der Nacht werden, und was dann?«

Darüber mache Er sich keine Sorge. Die Fenster von unseren Zimmern gehen in die kleine Gasse, ich werde öfters hinab sehen, und wenn ich Ihn erblicke, bin ich bei Ihm unten. Aber jetzt ist es Zeit, daß ich wieder nach Hause komme, ich habe schon zu lange hier bei Ihm zugebracht! Wenn der gnädige Herr nach Hause kommt und mich nicht bei der Frau Gräfin sieht, dann geht ein Donnerwetter los.«

»Also leb' wohl, mein Schatz, ich begleite Dich bis zum Kärntnerthore, und werde dann meinen Weg antreten.«

Die Beiden eilten der Stadt zu, jedes zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, als daß sie noch auf dieser kurzen Strecke viel mit einander gesprochen hätten. In der Nähe des Thores nahmen sie Abschied, und während Margarethe in die Stadt ging, schlug Rubin einen Seitenweg über das Glacis ein, denn er hoffte Robert um diese Zeit bei seiner Mutter zu finden. Er wußte nicht, daß Haimon auf den Wunsch des Provincials einige Tage lang seine Besuche im Freihause ausgesetzt habe, und war deshalb nicht wenig erstaunt, wie Sophie an der Thüre ihm erklärte, der Bruder werde den Abend schwerlich kommen, da er bereits seit einer Woche angestrengt zu Hause beschäftigt sei.

Rubin widersprach nicht, obgleich er von diesen angestrengten Arbeiten nichts wußte. Er vermuthete gleich, daß Robert einen Grund gehabt habe, nicht bei seiner Mutter zu erscheinen, und kehrte eilends in die Stadt zurück, wo er sich sogleich in Roberts Wohnung begab.

Er war kaum fort, als der Provincial, welcher aus seinem Zimmer Sophie mit Jemand sprechen uud Roberts Namen nennen gehört hatte, heraustrat, und das Mädchen fragte, wer wohl so spät Abends noch dagewesen sei?

Der alte Student, den Robert als seinen Schreiber benutzt, sagte Sophie unbefangen; er fragte um den Bruder, ich habe ihn in seine Wohnung gewiesen. Er schien Eile zu haben, es mag wohl etwas ganz Pressantes gewesen sein.

Aus diesen Angaben glaubte der Provincial entnehmen zu müssen, daß Rubin vielleicht irgend eine neue Entdeckung gemacht habe, in Folge deren keine Zeit zu verlieren sei, und zum großen Erstaunen Sophiens verließ auch er bald darauf das Haus.

»Was mögen die Männer nur schon wieder vorhaben?« sagte das Mädchen besorgt zu sich. Als aber die Mutter fragte, wer an die Thür geklopft und mit wem sie draußen gesprochen habe, antwortete sie scheinbar unbefangen, es sei die Nachbarin gewesen. Sie hatte Sorge, der Mutter Alles zu verbergen, was die Unruhe der alten Frau in Betreff ihres Sohnes erhöhen könnte.

Rubin war indeß in die Stadt geeilt und hatte Robert, wenn auch nicht in seinem Zimmer, doch zu Hause gefunden. Das Dienstmädchen der Hausfrau theilte ihm mit, daß der junge Herr bei Madame sei. Er ließ Robert herausrufen,

und dieser war nicht wenig erstaunt, so spät noch Rubin bei sich zu sehen.

»Was bringt denn Ihn noch so spät zu mir her? Das muß ja gar wichtig sein!« sagte der junge Mann, der sehr heiter zu sein schien.

Rubin erzählte ihm sein Gespräch mit Margarethe und welchen Auftrag er an ihn habe. Mit Hast griff Robert nach dem Briefe und überflog eilends die wenigen Zeilen. Rubin sah, wie Haimon erblaßte.

»Um des Himmels willen, was geht denn da wieder vor, Herr Haimon?« rief er; »schreibt Ihnen Ihre Schwester von einer neuen Schurkerei dieses Unmenschen, oder ist vielleicht wieder etwas gegen Sie selbst im Werke?«

»Nein,« sagte Robert gefaßt, »diesmal betrifft es nicht mich, aber es ist die höchste Zeit, daß hier eingeschritten wird — die Aermste fürchtet jetzt sogar für ihr Leben. Lese Er, was sie mir schreibt: »Ich besorge, daß ich in jedem Glas Wasser, das ich trinke, meinen Tod finde, er scheint mit fürchterlichen Anschlägen gegen mich umzugehen!«

»O, das trifft sich ja vortrefflich!« rief Rubin, — »da müssen wir ja gleich einschreiten, und ich bin in der Lage, den Angriff von einer andern Seite her zu unternehmen. Herr Haimon, mein Mann, der Kikelberger, ist vollkommen gewonnen, und wenn Sie wollen, so schicke ich ihn morgen zu Ihnen, Sie können dann das Weitere mit ihm besprechen; ich glaube, wir machen einen Hauptschlag.«

In diesem Augenblicke wurde an die Thür geklopft, und der Provincial trat ein.

»Willkommen, willkommen!« rief ihm Robert entgegen; »Sie schickt Gott mir in dieser Stunde zu. Lesen Sie,

was die unglückliche Helene mir schreibt, und wie sie mich um Rettung aus den Klauen dieses Bösewichtes anfleht. Jetzt darf nicht mehr gezögert werden.«

Ein neuer Ankömmling, der gleich hinter dem Provincial eingetreten war, hatte diese Worte gehört und sagte jetzt mit seiner sanften aber festen Stimme: »Nicht eine Stunde dürft Ihr zögern, wenn Ihr einen Menschen vom sichern Tode erretten wollt.«

»Ehrwürdiger Herr,« rief Robert überrascht, als er Mansperger erblickte, »was führt Sie zu dieser Zeit noch zu mir, und wie kann ich mir Ihre Worte deuten?«

»Sind wir allein? unbelauscht?« fragte der Dechant, und auf Roberts bejahende Versicherung begann er:

XVI.

»Ich preise den Himmel,« sagte Mansperger, »daß ich das Glück habe, die Herren hier vereinigt zu finden, denn das, was ich mitzutheilen habe, wird uns wohl Alle in Anspruch nehmen, um ein schändliches Verbrechen zu verhindern.«

»Erzählen Sie, ehrwürdiger Herr,« drängten Alle in höchster Spannung.

Vorzüglich war Robert aufgeregt, welcher den Brief von Flore noch immer in der Hand hielt, und vor dessen Geist immer die unglückliche Schwester schwebte, wie sie zu ihm, als ihrem einzigen Freunde, flehend die Arme emporstreckte.

Mansperger fuhr fort: »Durch eine Person, deren Verhältnisse sie in die Lage bringen, mir genaue Auskunft geben zu können, habe ich heute Abend die Nachricht erhalten, daß von dem uns Allen bekannten geheimen Kanzlisten Schreiber in Verbindung mit einem Spießgesellen von ihm ein Verbrechen ausgeführt wurde, welches vielleicht mit ewiger Nacht bedeckt bleibt, wenn wir nicht bald rächend und rettend dazwischen treten.« Er erzählte nun, wie Frau Lorl zu ihm gekommen, was sie ihm gesagt, und bezeichnete dann genau das Haus vor der Mariahilfer Linie, wo das Verbrechen verübt werden sollte.

»Da gilt kein Besinnen,« rief der Provincial rasch, »wir müssen sogleich fort. — Sie schließen sich doch auch an?« wandte er sich zu Mansperger.

»Jedenfalls, wäre es auch nur, um den Weg genau und ohne Zeitverlust zu zeigen.«

»Ich ahne es wohl, um was es sich hier handelt,« sagte Robert, »aber den Schurken soll ihr Plan nicht gelingen. Er, Rubin,« wandte er sich an diesen, »Er geht jetzt, weil er heute noch Antwort bringen soll, und sagt: Ich werde gewiß die Bitte erfüllen. Sag' Er nur fest und bestimmt das Wort gewiß; dann seh' Er zu, daß er uns nachkommen kann; wenn er jetzt von hier geht und sich eilt, so holt er uns noch bei der Linie ein.«

»Ich habe für einen Wagen gesorgt,« sagte Mansperger, »wir fahren langsam voraus und warten innerhalb der Linie, bis dieser Herr nachkommt. Wir können nicht genug sein bei diesem Gange, denn wir wissen ja nicht, mit wie Vielen wir es vielleicht zu thun bekommen.«

»Glauben Sie, ehrwürdiger Herr, daß wir Mehrere in dem Hause treffen werden?« fragte Robert, »in diesem Falle werde ich meinen Degen mitnehmen, und einer von den Herren — Er, Rubin, wird den zweiten mitnehmen. Es ist besser, wir sehen uns vor.«

Alle verließen nun das Haus, und während der Provincial, Mansperger und Robert in den Wagen stiegen, ging Rubin eilends in die bezeichnete kleine Gasse neben dem Schwan. Man hatte von einem Fenster aus sein Kommen beobachtet, er hörte leise einen Flügel schließen und es dauerte nicht lange, so stand Margarethe an seiner Seite. Sie zog ihn bis gegen die Kärtnerstraße, wo sie ihn um die

versprochene Antwort drängte. »Die gnädige Frau vergeht schon vor Ungeduld,« sagte sie.

»Sag' deiner Gnädigen,« antwortete Rubin, »Herr Haimon habe gesagt, er werde gewiß ihre Bitte erfüllen.«

»O Jesus, Maria! das wird eine Freude sein!« sagte das Mädchen hastig, »und um so besser ist es, daß die Gnädige die Antwort bekommt, weil es mit dem gnädigen Herrn heute gar nicht auszuhalten ist. Was der für Gesichter macht, seit er Abends nach Hause gekommen.«

»Ist er allein gekommen, und schon lange?« fragte Rubin.

»Er war, bevor ich Abends ihn aufsuchen ging, gerade mit dem saubern Herrn, der mich zur Herrschaft recommandirt hat, ins Zimmer getreten. Es ging den Beiden etwas nicht recht zusammen, und im Handumwenden waren sie wieder fort. Jetzt ist der gnädige Herr allein zurück, aber er sieht aus, als wenn er mit tausend Teufeln gerauft hätte.«

Rubin, welcher in dem Franzosen, vom ersten Augenblicke an, den Genossen des Kanzlisten vermuthet hatte, war nun durch die Erzählung Margarethens seiner Sache ganz gewiß, und nachdem er ihr nochmals eingeschärft hatte, die Antwort des Herrn Haimon ganz genau der gnädigen Frau zu sagen, bat er sie, ihn am nächsten Abend wieder hier an diesem Platze zu erwarten. »Die Gnädige könnte vielleicht wieder eine Post für mich haben,« sagte er noch beim Abschiede und eilte dann gegen Mariahilf zu.

In der Nähe der Linie sah er bereits Manspergers Wagen halten. Er trat an den Schlag und machte gegen die Darinsitzenden seine Meinung geltend, daß man lieber bis zu dem bezeichneten Hause zu Fuße gehen und den Wagen

langsam nachkommen lassen sollte. Man könne nicht wissen, ob nicht das Haus von irgend einer Seite beobachtet werde, und dann würde es zu sehr auffallen, wenn ein Wagen angefahren käme.«

Dieser Vorschlag leuchtete Allen ein und wurde ins Werk gesetzt.

Auf dem Wege berichtete Rubin auch über den Erfolg seiner Unterhandlungen mit Kikelberger. »Ich hab' es vorausgewußt,« sagte er, »wie ich dem Ehrenmanne mit Geld an den Leib gerückt bin, war er gleich zu Allem bereit. Es hängt jetzt nur von Ihnen ab, Herr Haimon, er versicherte mich, daß es keinen Anstand haben werde, auf seinen Vorschlag einen neuen Bruder zur Aufnahme durchzubringen. Ich habe Ihrem Wunsche gemäß mich selbst als denjenigen bezeichnet, der aufgenommen werden will, und sehr neugierig gethan, um zu erspähen, ob denn die Sache nicht unzeitig fehlschlagen könnte.«

»Wenn ich über die Ceremonien, welche bei solchen Gelegenheiten vorgenommen werden, recht unterrichtet bin,« sagte der Provincial, »so ist ein zu frühes Entdecken kaum möglich. So viel ich weiß, geschieht Alles in einem geheimnißvollen Halbdunkel.«

»Nach Kikelbergers Reden zu urtheilen,« meinte Rubin, »ist es mehr Finsterniß als Halbdunkel, denn er sprach fortwährend von ausgelöschten Lichtern und dergleichen. — Aber was ist das? der hochwürdige Herr bleibt stehen und horcht.«

Das Gespräch verstummte und die Andern schauten mit gespannter Erwartung auf Mansperger, welcher einige Schritte voraus war, und nun plötzlich wie horchend mitten

auf dem Wege stehen blieb. Er winkte ihnen, als sie näher kamen, stille zu sein.

»Mir war es,« flüsterte er, »als wenn ich ein Wimmern in der Luft gehört hätte. Wir sind der Beschreibung nach schon nahe an dem Hause; jenes dort muß es sein.«

Alle blickten nun aufmerksam hin. Kein Licht schimmerte aus irgend einem Fenster, tiefe Nacht herrschte ringsum, und das Schweigen des Todes schien zwischen jenen Mauern zu wohnen. Plötzlich meinten auch die Andern einen Jammerton zu hören.

»Horch, war das nicht Hilferuf?« sagte der Provincial.

— Es war wieder still geworden. Alle, Rubin voraus, beschleunigten ihre Schritte, während in einer kleinen Entfernung auf einem Feldwege der Wagen ihnen nachfuhr.

»Wenn wir uns nicht getäuscht,« begann Robert, »wenn die Laute, die wir gehört, wirklich aus jenem halbverfallenen Hause gekommen, so zeigt sich wenigstens die tröstende Hoffnung, daß wir nicht zu spät anlangen und die Bösewichter ihr Werk nur halb vollbrachten.«

»Die Gegend,« bemerkte Mansperger, »ist in der That zu einem Schurkenstreiche vortrefflich ausersehen; wohin man blickt, fast Alles öde, nirgends ein Mensch um diese Zeit zu sehen, die wenigen Häuser entfernt genug, um —«

In diesem Augenblicke kam Rubin zurück, welcher vorausgegangen war, und sich an das Haus hingeschlichen hatte.

»Ehrwürdiger Herr,« sagte er athemlos zu Mansperger, »Ihre Beschreibung war ganz richtig, ebenso haben wir Alle auch gut gehört, — die Nachtluft hat uns den Ton zugetragen, der aus dem Hause dort dringt.«

Alle liefen eilfertig dem Hause zu. Während sie die kurze Strecke zurücklegten, erzählte Rubin fast athemlos, daß er bis unter die Fenster des Hauses sich geschlichen und deutlich aus dem Innern Hilferuf vernommen habe.

»Aber,« sagte er klagend, »das ganze Haus scheint wie ausgestorben, kein anderer Laut ist zu hören, Thür und Fenster sind fest verschlossen. Wie werden wir hineinkommen, wenn wir nicht die Thüre sprengen wollen?«

»Das werden wir auch thun, Freund Rubin,« sagte Haimon, »verlaß' Er sich darauf, wir thun es, wenn man uns nicht gutwillig öffnet.«

Sie waren jetzt an der Mauer des einsam stehenden Hauses angekommen. Auch bei der Nacht bot dasselbe einen Anblick dar, welcher es zu einer Spelunke des Verbrechens stempelte, obschon die Einzelnheiten des verwahrlosten Zustandes so ins Auge fielen, wie bei Tage.

Die Ankommenden machten einen Gang um das Haus herum, und entdeckten in der That auf der Rückseite, wo die niedrige Mauer einen kleinen Hof einfaßte, eine schmale Thüre, welche viel weniger fest, als jene der Vorderseite zu schließen schien.

»Das wäre ein Punct, wo wir uns selbst Einlaß schaffen können, wenn man uns nicht freiwillig öffnet,« sagte Rubin; »so ein Fuchsloch hat immer zwei Ausgänge.«

Man kehrte nun zur vorderen Seite zurück, wo auch der Wagen jetzt angelangt war, und ging spähend von Fenster zu Fenster, um irgendwo ein Licht zu entdecken. Nichts war zu erblicken und so aufmerksam man horchte, auch nichts zu hören, ausgenommen jene Klagetöne, welche immer deut-

licher aus dem Innern herausdrangen, aber zugleich immer schwächer und schwächer wurden.

Mansperger sagte entschlossen: »Entweder sprengen wir die Thüre, oder wir versuchen über die niedrige Hofmauer in das Innere des Hauses zu kommen.«

»Wollen Euer Hochwürden nur mir folgen,« meinte Rubin, »ich glaube, das Hinterpförtchen des Hauses ist nur von innen mit einem Riegel zugemacht. Da soll bald Rath geschafft sein, ich bin in einem Nu über dieser Mauer, und öffne dann, so daß Sie alle bequem durch die Thüre eintreten können.«

»Wohl — aber gebe Er Acht, Freund, bei dergleichen Spelunken sind die Hofmauern meist mit Glasscherben oder spitzen Nägeln gespickt.«

»Dafür will ich schon sorgen, ich habe einen dicken Mantel hier, den werfe ich zusammengerollt auf die Mauer, und es müssen schon hübsch lange Nägel sein oder eisenharte Glasscherben, die da durchgehen sollen, und am Ende muß ja doch Einer den Anfang machen.«

Ohne langes Besinnen legte er seinen Mantel ganz dick zusammen und warf ihn dann über die Mauer, so daß er wie einen Sattel bildete, dann kletterte er behende wie eine Katze, indem er immer den einen Fuß in die Fugen zwischen den Ziegeln setzte, auf die Höhe des Gemäuers, und untersuchte erst vorsichtig, ob Nägel oder Glas da seien. Die Untersuchung fiel hinlänglich beruhigend aus. Mit einem Schwunge saß Rubin rittlings auf der Mauer, und im nächsten Augenblicke sprang er schon in den kleinen Hof hinab, der ein Bild der Zerstörung und Unordnung darbot, wie es

nur bei einem unbewohnten Hause der Fall sein kann. Nach kurzem Suchen fand er in der That seine Vermuthung bestätigt, — das Schloß der Thüre war nicht durch einen Schlüssel, sondern durch einen einfachen Riegel abgeschlossen, der nicht ohne Mühe wich, weil der Rost ihn festhielt. Die Thüre ging auf, die Andern traten ein.

»Der Platz eignet sich zu einer Räuberhöhle,« sagte der Provincial, der trotz der Dunkelheit die ganze Unordnung, Zerstörung und den Verfall dieses Hauses bemerkte; »man vermuthet Niemand hier. Die Leute scheinen keine Neulinge in ihrem Handwerk.«

»Haben Sie nichts gehört?« flüsterte Robert leise; »hier ganz nahe bei uns hat es um Hilfe gerufen, matt und schwach, als wenn alle Kraft schon entwichen wäre. Horchen Sie,« sagte er nach einigen Augenblicken wieder, »von dort her kam der Ton!« und bei diesen Worten wies er auf ein Fenster.

Außer dem wimmernden Hilferuf war nichts zu hören.

Der Provincial hatte eine Blendlaterne unter dem Mantel hervorgezogen und ließ das Licht auf den Eingang des Hauses fallen. Die aufgeklinkte Thüre öffnete sich ohne Widerstand. Die Ankömmlinge traten in einen Gang, der sich in zwei Abtheilungen schied. Welcher Weg sollte zuerst eingeschlagen werden, und sollten sie vereinigt oder einzeln die verschiedenen Zimmer untersuchen? Die Frage löste sich von selbst; man hatte ja nur eine einzige Laterne. So wurde denn beschlossen, daß Rubin die Laterne in der einen, den Degen in der andern Hand, vorausgehen sollte.

»Wir wollen rufen,« schlug Robert vor, »wir wollen

dem Unglücklichen, der hier gefangen ist, ein Zeichen geben, daß Rettung nahe ist —«

Rubin machte in diesem Augenblicke ein Zeichen zum Schweigen. »Es kam mir vor,« sagte er flüsternd, »als ob ich hier nebenan leise Tritte vernehme. Wir wissen ja nicht, ob wir allein hier im Hause sind, und ob nicht Spießgesellen der Schurken hier verborgen.«

Man ging nun auf den Zehen weiter, es blieb still, und die Suchenden durchforschten mehrere Räume, ohne auf Jemand zu stoßen.

»Sollten wir uns geirrt haben?« sagte der Provincial; »doch nein, viel eher fürchte ich, daß wir vielleicht zu spät gekommen.«

Man ging mit erneuter Aufmerksamkeit daran, alle Räume genau zu untersuchen. Plötzlich rief Rubin überrascht aus: »Was ist das?« und leuchtete mit der Laterne auf einen Strich an der Wand, welcher in eigenthümlich gerader, regelmäßiger Linie ungefähr mannshoch vom Boden emporstieg.

Es war in der Thät eine geheime Thüre, die kaum bemerkbar klaffte. Alle Anstrengungen wurden gemacht, den Zugang zu öffnen, bis er sich endlich geräuschlos und langsam auf seinen in der Mauer verborgenen Angeln drehte.

Der helle Strahl des Lichtes fiel auf den alten Linden, welcher ohnmächtig neben einem Tische lag.

»Gott sei Dank, wir sind noch nicht zu spät gekommen,« rief Mansperger, der sich zu dem Bewußtlosen niedergebeugt und seinen Puls untersucht hatte; »jetzt fort, fort von hier! Gott hat uns gnädig bis hieher beschützt; wir

dürfen durch muthwilliges Zaudern nicht seine Langmuth versuchen.«

Der Provincial ergriff die Laterne und ging voraus. Rubin und Robert trugen den Ohnmächtigen und Mansperger machte den Beschluß.

Einige Minuten später hatten sie den Baron in den Wagen gebracht, Rubin stieg zum Kutscher, und im scharfen Trabe fuhren sie durch die Nacht in die Stadt zurück.

XVII.

Rubin stand bei der Thüre von Kikelbergers Zimmer und nahm von diesem Abschied.

»Abgemacht also,« sagte er, und reichte ihm die Hand zum Einschlagen hin.

»Abgemacht«, bekräftigte Kikelberger; »sicher und gewiß. — Eins wie das andere, ein Mann ein Wort und somit genug.«

»Noch einmal, Kikelberger,« fragte Rubin, schon die Hand auf der Thürschnalle; »nochmals, kann ich ruhig sein? wird Wort gehalten?«

»Ruhig wie in Abrahams Schooß, Wort halten werd' ich, als wenn ich mein Leben lang nicht gewußt hätte, was lügen ist. Aber, à propos, etwas könntet Ihr doch noch zulegen für meine Müh', denn das Geld, Ihr wißt ja, muß ja für die Aufnahme gezahlt werden.«

»Ihr habt ja fünf Ducaten bekommen,« sagte Rubin erstaunt, »wollt Ihr denn noch mehr?«

»Fünf Ducaten? Das ist gerade für jeden Finger einen,

und nur in einer Hand; wißt Ihr was, gebt mir noch etwas auf die andere Hand drauf«

Rubin besann sich einen Augenblick. — »Ich will Euch etwas sagen, Kikelberger, Ihr wißt, daß sich statt meiner ein anderer Herr aufnehmen lassen will, ich hab' Euch gesagt, was Ihr zu thun habt —«

»Läugnen wenn was aufkommt! Na, das versteht sich. Meinetwegen soll sich der Teufel aufnehmen lassen.«

»Also hört mich an. Wenn Ihr Euch klug benehmt, daß Niemand früher als vor dem Meister vom Stuhle etwas davon merkt, daß hier eine Personenverwechslung vorgegangen ist, so könnt Ihr sicher sein, daß der andere Herr Euch noch fünf Ducaten auf die anderen Finger gibt.«

»An mir soll's nicht fehlen,« lautete die Antwort, »wenn er nur gescheidt ist und das Maul hält, und in eurem Namen auf Alles antwortet, so lange er im Dunkeln ist, dann geht's schon. Was weiter geschieht, da mag er sehen, wie er die Suppe ausißt, die er sich eingebrockt hat. Ich weiß von nichts, das steht fest, und geht man mir zu scharf an den Leib, dann müßt Ihr herhalten, ich beichte Alles, und Ihr müßt Euch defendiren, warum Ihr mich betrogen habt. Anders geht es nicht!«

»Es braucht auch gar nicht anders zu gehen. So wird's am besten! Also, Kikelberger, heut' Abend um neun Uhr seid Ihr beim Kärntnerthor, ich werde mit einem Wagen gefahren kommen, ich lasse Euch einsteigen, und der Mann, der im Wagen sitzen wird, den führt Ihr dann unter meinem Namen in der Loge zur Aufnahme ein.«

— Die Sache war endlich abgemacht, man gab sich zum letzten Mal die Hände und Rubin verließ die Wohnung.

um sogleich dem Provincial die Nachricht von dem endlichen Abschlusse aller Unterhandlungen zu bringen.

Der Provincial nahm die Nachricht mit Ruhe, aber mit einem Lächeln der Befriedigung auf. — »Um auf etwas Anderes zu kommen,« sagte er nach einer kleinen Pause, während welcher er in Rubins Gegenwart einen Brief geschrieben hatte, »hat Er noch nicht erfahren, wie es dem alten Baron Linden geht, seit wir ihn ohnmächtig nach Hause gebracht haben?«

Rubin berichtete, daß Robert und er nach der Entfernung des hochwürdigen Herrn in der Wohnung des Barons zurückgeblieben seien, um den jungen Baron von allen Umständen in Kenntniß zu setzen, und ihn bei den Anordnungen des ersten Moments zu unterstützen. Aerztliche Hilfe hatte den Baron zwar bald wieder ins Leben gerufen, aber Rubin glaubte die Bemerkung nicht unterdrücken zu können, daß der Verstand des Barons leider etwas beschädigt scheine.

»Weiß Er nicht, wird Robert heute Nachmittag zu Hause sein?«

»Hochwürdiger Herr,« antwortete Rubin lächelnd, »Herrn Haimon in Ehren, aber ich glaube von fünf Uhr an, wo seine Hausfrau die Jause nimmt und ein gewisser Besuch gewöhnlich bei ihr ist, glaube ich, wird er sicher zu treffen sein. Der hochwürdige Herr brauchen ihn dann nur von drüben abrufen zu lassen.«

»Er gefällt mir, Rubin, Er hat zwar manchmal ganz boshafte Einfälle, aber ich glaube, Er ist im Stande, Jemand treu zu sein Wenn Er will und Seine Zeit bei Herrn Haimon nicht gar zu sehr in Anspruch genommen ist, so kann Er bei mir als Secretarius eintreten. Ich glaube, wir wür-

den gut auskommen. Zu thun dürfte es weniger geben, als Er vielleicht glaubt, aber ich müßte vor Allem auf die unbedingteste Verschwiegenheit, auf die festeste Treue rechnen können.«

»Hochwürdiger Herr, Sie sollen sich überzeugen,« rief Rubin freudig überrascht ob der Nachricht eines neuen Verdienstes. — »Wenn der Herr Regierungsrath von Sonnenfels nicht gar so streng gewesen wäre,« fuhr er fort, »ich wäre ja mein Lebenlang nicht von ihm fort.«

»Ich habe die Sache anders gehört,« sagte der Provincial lächelnd, »aber Er gefällt mir, Er hat sich in den letzten Tagen anstellig und klug benommen, und wir können es also einmal versuchen. Sein erster Auftrag ist folgender: Er geht mit diesem Briefe zu Robert, findet Er ihn nicht zu Hause, so muß Er ihn überall suchen, bis dieses Schreiben in seiner Hand ist. Sage Er ihm, er möge sogleich besorgen, um was ich ihn ersuche, sage Er, ich rechne darauf, daß Alles bis heute Abends in Ordnung sei. Jetzt gehe Er mit Gott.«

Eine leichte Bewegung mit der Hand war das Zeichen des Abschiedes. Rubin verließ das Zimmer.

Kikelberger stellte sich am selben Abend pünctlich vor dem Kärntnerthore ein; eben so pünctlich erschien der angekündigte Wagen aus der Stadt.

Ein Mann stieg neben dem Kutscher ab und näherte sich Kikelberger. Es war Rubin. Ohne ein Wort zu sprechen, öffnete er den Schlag und ließ den Harrenden einsteigen.

Es war zu dunkel, als daß Kikelberger die Gesichtszüge seines Nachbars im Wagen erkennen konnte, doch die Gestalt kam ihm groß und hoch vor, und als der Unbekannte ihn ansprach, lag in dem Tone der Stimme etwas Ehrfurchtgebietendes.

»Glaubt Er nicht, mein Freund,« sagte der Fremde, »daß es noch zu zeitlich sein wird, uns in die Loge zu begeben?«

»In früherer Zeit, Euer Gnaden, sind wir immer erst später in der Nacht zusammengekommen; damals hatte man Furcht vor der Polizei. Aber jetzt — schon seit ein paar Wochen, geht es besser, die Loge hat hohe Protection und braucht sich nicht mehr so zu verbergen. Wir werden gerade recht kommen. Aber ich denke, Euer Gnaden, wir fahren nicht bis zum Haus. Derlei macht doch Aufsehen, wäre es auch nur bei den eigenen Leuten, und könnte zu Verdrießlichkeiten Anlaß geben.«

»Ich überlasse mich heute vollkommen Seiner Leitung. Da Er mich einführt, so mag Er auch bestimmen, wo der Wagen halten soll.«

Kikelberger spähte fleißig durch die Scheiben des Wagens, um sich zu orientiren, und einige Zeit darauf klopfte er ans Fenster, zum Zeichen, daß der Kutscher halten sollte. Die Beiden stiegen aus. Der Provincial erkannte ohne Mühe, daß sie sich schon ziemlich weit draußen in der Vorstadt befinden mußten. Eben schlug von einem Thurme die zehnte Stunde.

»Es wird gerade recht!« sagte Kikelberger, »wir haben noch ein hübsches Stück Weg bis an Ort und Stelle, dann die Vorbereitungen zur Aufnahme, da werden wir accurat fertig, wenn die Versammlung vollzählig ist.«

Sie schritten vorwärts, aber es schien dem Provincial, als wenn sein Begleiter ihn absichtlich durch Seitengassen und Umwege führte, und der Verdacht, daß dieser Mann nach zwei Seiten hin ein falsches Spiel treibe, stieg in ihm auf. Er sagte aber nichts darüber, sondern gab nur genau auf den Weg Acht, und wendete sich von Zeit zu Zeit um, warf einen Blick auf den Stephansthurm, der wie eine riesige Nadel hinter ihm aus dem Häusermeere in die Luft ragte, und schien danach die Richtung sich einprägen zu wollen, welche sie nahmen.

Endlich wurde ihm die Gegend wieder bekannt, dieselbe Gasse war es, welche er mit Robert besucht hatte, und er erkannte von fern schon das einstöckige Haus mit der Laterne.

»Haben wir noch weit?« fragte er Kikelberger, welcher schweigend neben ihm hergegangen war. — »Jetzt sind wir gleich dort, Euer Gnaden,« versetzte dieser; »nur ein Katzensprung noch. Dort das kleine Haus ist der Tempel Salomonis, wo die erhabene Weisheit —«

Er hielt mitten im Satze inne, denn eine Person war hart an ihm vorübergegangen, und hatte ihm aufmerksam ins Gesicht gesehen. Kikelberger schien sie erkannt zu haben und war sichtlich verlegen.

»Wer war dieser Mann?« fragte der Provincial, welcher den Eindruck auf seinen Gefährten bemerkte und sah, daß jener Mann eilends in dem kleinen Hause verschwunden war —

»Er ist Schatzmeister der Loge,« sagte Kikelberger etwas kleinlaut, »ein gar großer Herr, ein Baron —«

Der Provincial schwieg und Beide gingen raschen Schrittes dem kleinen Hause zu. — Kikelberger faßte bei dem Ein-

tritte den Provincial bei der Hand, und flüsterte ihm zu: »Euer Gnaden müssen halt schon sagen, daß Sie der Melchior Rubin sind, denn für den bin ich um die Aufnahme eingeschritten. Euer Gnaden werden doch keinen Bekannten unter den Brüdern haben, denn sonst ist Alles aus. Wir bekommen gar nichts zu sehen und mir steht dann ein großes Unglück bevor.«

»Unglück, wie so?« fragte der Provincial.

»Wie so?« antwortete Kikelberger kläglich, »weil es dann heißen wird, daß ich den Orden habe betrügen wollen, daß ich falsches Spiel treibe Man stößt mich aus und ich erfahre von aller Weisheit nichts mehr. Dann ist's aus mit meinem Goldmachen und ich bleib' mein Lebtag ein armer Teufel.«

»Sei Er unbesorgt, ich werde mich für Rubin ausgeben, und Er soll keinen Schaden haben.«

Unter solchem Geflüster waren sie eine Treppe im Hofe hinaufgestiegen, und Kikelberger führte den Provincial in ein kleines, nur von einer dünnen Kerze erleuchtetes Zimmer.

»Bleiben Euer Gnaden da, ich werde melden, daß wir angekommen sind, und fragen, ob Alles bereit sei zur Aufnahme.«

Er entfernte sich, und kam nach einigen Minuten in Begleitung eines ziemlich stattlich aussehenden Mannes zurück.

»Siehst Du, Bruder Rubin,« sagte er zum Provincial, »das ist der Herr Secretarius der Loge, dem ich Dich hier vorstelle — —«

»Werde ich so glücklich sein, in den Bund der erleuchteten Brüder aufgenommen zu werden?« fragte der Provincial.

Der Secretär sah ihn scharf an, und antwortete nach einer kleinen Pause: »Unser Bruder Kikelberger hat Bürgschaft für Dich geleistet, daß Du reinen Herzens, ohne Nebenabsicht, ohne Hehl und Falsch in den Verein der Erleuchteten aufgenommen zu werden wünschest. In der Vorversammlung hat Niemand etwas dagegen eingewendet, weil es nicht die Absicht des Bundes ist, irgend Jemand, dessen Geist sich nach Klarheit sehnt, von den Thüren unsers Tempels abzuweisen; jetzt wird es also nur davon abhängen, ob Du die Prüfungen aushältst, welche Dir bevorstehen. Ich werde Dir den leitenden Bruder senden, auf daß Du die Wanderschaft beginnst.« —

Er klatschte bei diesen Worten dreimal in die Hände, eine verborgene Thür an der Wand öffnete sich und ein Mann mit einem geschnittenen Hute auf dem Kopfe, das Schurzfell vorgebunden und einen bloßen Degen in der Hand, trat ein.

»Leitender Bruder,« begann der Secretär, »hier dieser Mann will das Licht und die Wahrheit erkennen, führe ihn durch die dunkeln Thäler des Lebens, durch die Abgründe des Zweifels, läutere ihn in den Flammen der Wahrheit, laß die himmlische Musik der Sphären zu seinem Ohre dringen; wenn er stark, muthig und beharrlich gewesen, so mögen sich die Pforten von Hirams Tempel ihm öffnen.«

Der leitende Bruder hatte schweigend ihm zugehört, dann legte er die linke Hand demüthig auf die Brust zum Gruße, und sprach, nachdem der Secretär sich langsam entfernt hatte, zu Kikelberger:

»Ueberlaß mir den Neugebornen, auf daß ich ihn in die Welt des Lichtes einführe, auf daß er einer der Unseren werde.«

Kikelberger reichte dem Provincial die Hand, und sagte in einem Tone, der feierlich klingen sollte, aber durch das ganze Wesen des Sprechenden alles Wirksame verlor:

»Ich verlasse Euch jetzt, der Ihr in der Welt Melchior Rubin heißt, um Euch bald wieder in der Gemeinschaft der Brüder, im Innern des strahlenden Tempels, als einen der Unsern zu begrüßen. Seid muthig und stark, denn die Kraft ist das Leben, und Stärke liegt nur in der Weisheit.«

Er wollte den Provincial küssen, dieser wich aber mit einem Gefühle des Ekels aus und sagte kurzweg: »Schon gut!«

Endlich befand er sich mit dem leitenden Bruder allein. Dieser stand vor ihm und sah so unbefangen, so wenig feierlich, so gar nicht wie von einem höheren, erhabenen Geiste erfüllt aus, daß der Provincial ein leises Lächeln nicht unterdrücken konnte.

»Gaukelspiel,« sprach er für sich, »ich werde dein Gewebe zerreißen und deine Blößen aufdecken, zum Spott der Welt, zur Schande der Thoren, die daran geglaubt, zum Verderben der Betrüger, welche hier die Hand im Spiele haben.«

»Willst Du Dich nicht entkleiden, Bruder,« begann der Andere, »Du mußt deine Kleider ablegen, deine Schuhe sogar und nur das Hemd und das Beinkleid behalten.«

»So? nun, wenn es sein muß, man muß sich ja den Regeln fügen —«

»Dann werde ich Dir, mein Bruder, die Augen verbinden —«

»Auch dieses? Wozu mich blind machen? Ist dazu *nicht Zeit*, bis ich Euer Licht gesehen habe? Aber wenn es

Regel ist, so verbinde mir die Augen, mache was Du willst, nur führe mich bald an die Pforten des Tempels, ich brenne vor Begier, in das Heiligthum Hirams zu treten.«

Er ließ sich nun willig die Augen mit einem weißen Tuche verbinden, dann faßte der leitende Bruder seine Hand; in diesem Augenblicke ertönte eine Glocke, sanfte Musik begann und der Provincial folgte seinem Führer, um die Prüfungen zu beginnen.

XVIII.

Während der Provincial in solcher Weise auf die Aufnahme in den Bund vorbereitet wurde, waren in einem Zimmer desselben Hauses die Würdenträger des Ordens beisammen, und der Meister vom Stuhle gab an das dienende Personal die letzten Befehle, in welcher Weise Alles bei der Aufnahme des neuen Bruders eingeleitet werden sollte.

»Wer ist dem Reisenden als Führer beigegeben?« fragte der Meister vom Stuhle, der niemand Anderer als der Vater der Baronin Rosa war, und welcher jetzt, ein Schurzfell vorgebunden und den silbernen Hammer in der Hand, sich ein gar gewichtiges Ansehen zu geben verstand.

»Für heute hat den Bruder Glaser die Bestimmung getroffen,« sagte der Secretär, welcher soeben den Neuling dem leitenden Bruder übergeben hatte.

»Man muß den dienenden Brüdern einschärfen,« sagte der Meister vom Stuhle, »daß sie von heute an alle Prüfungen mit Ernst und Würde und mit größerer Genauigkeit, als es seit einiger Zeit geschehen, auszuführen suchen. So

wie es in der letzten Zeit der Fall war, hat Alles den schrecklichen Anblick, die Furchtbarkeit und das Beängstigende verloren, und es gehörte gar nichts dazu, um das ganze Gaukelspiel als das zu erkennen, was es ist. Der dienende Bruder, welcher die Blitze zu machen hat, soll genau darauf sehen, daß das Colophonium fein gestoßen wird, und nicht so wie das letzte Mal ein ganzer Klumpen davon zur Erde fällt, daß bald ein Brand im Hause entstanden wäre. Dann muß das rauschende Wasser ordentlich dargestellt werden, und die optischen Spiegel sollen gehörigen Ortes aufgehängt sein. Den Gesang der Engel und das Heulen der Dämonen möge der Bruder Capellmeister leiten. Auch dieser Theil der Ceremonie war bei der letzten Aufnahme ein so mangelhafter, daß, wenn ich der aufzunehmende Bruder gewesen wäre, ich dadurch einen nicht sehr vortheilhaften Begriff von dem Orden erhalten hätte. — Haben Sie, Bruder Secretär, den neuen Ankömmling sich genau angesehen?«

»Freilich. Er scheint mir ein ordentlicher Mann, nicht ohne Mittel, denn ich blieb, bis er zur Reise sich entkleidete. Nach der Feinheit der Wäsche zu urtheilen, dürfte er wohl nach der Aufnahme noch zu einigen Opfergaben zu bestimmen sein.«

»Etwas, was sehr nothwendig wäre, und zugleich für die Cassa des Ordens, welche in der letzten Zeit so sehr an Schwindsucht gelitten, sehr ersprießlich,« antwortete der Baron; »aber deswegen ist es nur zu bedauern, daß Bruder Glaser heute als leitender Bruder an der Reihe ist, wir hätten jemand Andern dazu bestimmen sollen, einen Mann, der es versteht, den Neuling ordentlich zu behandeln und biegsam zu machen. — Meine Brüder, wendete er sich zu den Anwe-

senden, wir, die zu den Eingeweihteu gehören, wissen am allerbesten, was es mit unserem Orden, mit unserer Allmacht, unserer hohen Weisheit, unseren erhabenen Wissenschaften für eine Bewandtniß hat. Wir betrachten ja nur diese ganze Spielerei hier als eine Speculation, um von den Mitgliedern der niedern Grade an Aufnahmsgebühren, Schenkungen, Stiftungen und monatlichen Beiträgen so viel zusammen zu bekommen, daß wir unsere chemischen Versuche im Großen fortsetzen können.«

»Leider bisher ohne Erfolg,« warf ein kleiner magerer Mann ein und fuhr seufzend mit dem gestickten Taschentuche über die Stirn.

»Bisher, theurer Bruder,« entgegnete der Baron, »aber wer darf daran zweifeln, daß wir endlich doch zum ersehnten Ziele kommen werden? Haben wir denn nicht schon Beispiele, daß es Wissenden gelungen ist? Und sollten uns, uns allein nur, die Pforten des höchsten Tempels für ewig verschlossen bleiben? Ich kann es mir nicht denken, daß der unsichtbare Meister seine treuesten Jünger von sich stoßen wird —«

»Der erleuchtete Bruder hat jetzt gesprochen, als wenn er vor dem versammelten Tempel eine Tischrede hielte,« sagte lachend der Secretär, »er scheint zu vergessen, daß wir unter uns sind, und noch mehr, daß er sich heute noch mit einer salbungsvollen Rede dem Neuaufgenommenen gegenüber auszeichnen muß; oder war dieses etwa die Vorbereitung und Einleitung?«

Der Baron seufzte. »Der Bruder Secretär mag Recht haben,« sagte er, »ich habe mich von meinem Gefühle übermannen lassen und ganz vergessen, daß wir unter uns sind. Nun, die Brüder haben wenigstens den neuen Beweis

erhalten, daß ich mit einer frommen, eindringlichen Rede immer schlagfertig und bereit dastehe, am Ende ist dies auch nicht zu verachten.«

»A propos, erleuchteter Bruder,« wendete sich jetzt einer der Anwesenden an den Baron, »ich habe vernommen, daß wir heute einen ausgezeichneten Gast unter uns haben werden? ist es ein Einheimischer oder ein Fremder, ein Niederer oder ein Wissender?«

Der Baron machte ein sehr wichtiges Gesicht und hob feierlich den silbernen Hammer. »Ja wohl, ein Wissender,« sagte er, »und zwar ein Wissender der höchsten Grade, ein schottischer Meister vom großen Orient in Paris.«

»Wenn es nur nicht derselbe ist, welcher vor zwei Jahren hier war,« bemerkte ganz kleinlaut einer der Ordenswürdenträger, »der wollte auch ein Wissender sein, und wie ich ihm einmal einen Besuch mache, um etwas von den erhabenen Geheimnissen zu erfahren, da hat er zuerst von mir wissen wollen — aber was? zwanzig Ducaten! Ich hab' sie ihm gegeben, und heut' noch weiß ich weder etwas von der Weisheit, noch von meinen Ducaten. So ein Wissender kann mir gestohlen werden.«

Dem Baron schien es in diesem Augenblicke sehr erwünscht, daß ein dienender Bruder eintrat und berichtete, der neue Bruder habe so eben die Wanderung durch die Gefilde des Schreckens begonnen, und die versammelten Brüder erwarteten bereits die Erleuchteten, um im Vereine mit ihnen an den folgenden Ceremonien Theil nehmen zu können.

»Begeben wir uns auf unsern Posten,« sagte der Baron und die ganze Gesellschaft zog paarweise ab.

Der Provincial hatte inzwischen an der Hand seines Führers die »Reise« begonnen, natürlich ohne die mindeste Besorgniß; er ließ sich das Gaukelspiel gefallen, um die Täuschungen kennen zu lernen, durch welche der Orden bei der Aufnahme neuer Mitglieder auf ihre Phantasie sowohl als auf ihr Gemüth einzuwirken versuchte. Es war rein überflüssig, daß der Führer zu ihm gesagt: Brauchst Dich nicht zu fürchten, Bruder, es geschieht Dir nichts. Der Provincial hatte nämlich die Theilnahme des Leitenden dadurch erworben, daß er demselben einen Ducaten in die Hand schob. Langsam, Schritt für Schritt, stets von einer aus der Ferne herüberklingenden sanften Musik begleitet, waren die beiden, wie es dem Provincial schien, schon eine beträchtliche Strecke vorwärts gegangen, als dieser plötzlich seine Hand losgelassen fühlte. Sein Begleiter mußte sich entfernt haben, die Musik hatte ebenfalls aufgehört, und ein Rauschen, wie wenn ein Waldstrom sich über Felsen stürzt, schlug an das Ohr des Neuaufzunehmenden. Einen Augenblick stand der Provincial zögernd; er bedachte, daß er vielleicht doch die Gefahr, sich allein in diese einsame Behausung begeben zu haben, allzu gering angeschlagen, im nächsten Augenblicke aber überkam es ihn fast wie ein Gefühl der Scham über diese eingetretene Schwäche. Rasch entschlossen riß er die Binde von seinen Augen und fühlte sich im ersten Augenblicke geblendet von dem hellen Lichtschein, welcher gerade vor ihm aufging. Als aber sein Auge sich an die plötzliche Helle gewöhnt hatte, sah er zu seinen Füßen einen Abgrund, aus welchem eine Flamme aufleckte, in der Tiefe rauschte es wie ein wilder Strom, zu beiden Seiten neben ihm schienen sich Felsenmassen zu erheben; er befand sich wie in der Tiefe eines Berges. Eine Stimme

von unten forderte ihn auf, den Abgrund zu überspringen — in diesem Augenblicke schlug es hinter seinem Rücken wie ein Felsensturz zusammen, er blickte um, und sah den Rückweg durch eine Wand von Gestein versperrt.

»Muth, Bruder, Muth,« rief die Stimme von unten immer dringender ihm zu. Das Wasser schien ihm stärker zu rauschen, die Felswände an der Seite sich immer näher zusammenzuschieben, aber die Flammen, die aus dem Abgrunde aufschlugen, wurden zugleich immer kleiner und matter; der Provincial trat ganz nahe an den äußersten Rand der Schlucht, er blickte hinab und sah aus dem ganzen tiefen Grund lange Nägel heraufstarren, deren scharfe Spitzen im Lichtschein der verlöschenden Flamme funkelten.

Aber der Eindruck aller dieser Schrecken, auf einen schwächern Geist vielleicht von Wirkung, konnte den Provincial nur einen Augenblick überraschen; aber bald hatte er seine alte Ruhe wieder gewonnen und sagte lächelnd zu sich selbst:

»Mußte ich denn nicht auf solches Gaukelspiel vorbereitet sein? Gibt mir dies Alles nicht den Beweis, daß diese Menschen hier es auf das Ködern schwacher Geister abgesehen haben? Es kann keine Gefahr sein, und selbst wenn sie da wäre, so will ich sie bis zum Aeußersten erkennen!«

Rasch setzte er den Fuß auf einen schmalen Balken, welcher in einiger Tiefe die beiden Seiten des Abgrundes verband. Die treulose Brücke brach unter ihm zusammen, er stürzte — — aber die Arme seines Führers umfingen ihn im Falle, und die wohlbekannte Stimme flüsterte ihm zu:

»Es ist Dir nichts geschehen, Bruder! Bist ja gar nicht gefallen —'s ist Dir nur so vorgekommen!«

Der Provincial blickte nicht ohne Ueberraschung um sich. Der Abgrund mit den Nägeln, die Felsen, die Flammen waren verschwunden — er befand sich in einem kleinen Zimmer und sein Begleiter führte ihn zu einem Lehnstuhl.

»Nicht übel gehext,« scherzte der Provincial. Der Andere entgegnete vertraulich: »Klappern gehört zum Handwerk. Viele meinen, daß alles Hexerei sei, durch die geheimen Künste des Ordens hervorgebracht; solche Leute brauchen wir, denn die glauben dann steif und fest an Alles, was sie hören, und thun, was man ihnen sagt.«

»Du scheinst keiner von diesen zu sein?« bemerkte der Provincial.

»Ich bin nicht so dumm, als wofür mich die Vorsteher halten,« antwortete der Führer schlau; »wenn man die Sachen so kennt, wie ich — du lieber Gott!«

»Wenn Du also weißt, daß Alles nur Täuschung, warum bleibst Du noch ein Mitglied des Ordens?«

»Das ist so. Fürs erste bekomm ich für Jeden, den ich einführe und die Proben mitmachen lasse, einen Gulden, dann fällt noch immer etwas ab, und zuletzt macht es mir doch noch Spaß, die Leute zu sehen, wenn sie manchmal so Angst haben, und glauben, Alles was sie sehen und hören, sei pure Natur und lautere Wahrheit. Es ist oft ein Hauptjux, was Manche treiben.«

»Und bist Du gegen Jeden so offen, wie gegen mich?« fragte der Provincial nach einem kurzen Schweigen, während er darüber nachgedacht hatte, in wiefern dieser Mensch, den offenbar ebenfalls nur die Gewinnsucht in den Orden getrieben, für seine Zwecke zu benützen wäre.

Der Führer besann sich mit der Antwort nicht lange.

»Gott bewahre!« antwortete er. »Ich hab' ja auch keinen so großen Herrn geführt wie jetzt, einen Ducaten hat mir noch Niemand gegeben; einen halben Kronthaler, ja, das ist vorgekommen. Aber jetzt ist's Zeit, daß wir weiter gehen. Noch sind ein paar Prüfungen durchzumachen.«

»Noch ein paar Prüfungen? Sag' mir, muß ich denn alle durchmachen? Kannst Du die Sache nicht beschleunigen? diese Gaukelei?«

»Mir wär' es schon recht,« sagte der Andere, »aber die Brüder werden noch nicht alle versammelt sein, und wir dürfen nicht früher in den großen Saal treten, bevor Alles bereit ist. Zudem wissen ja auch die anderen dienenden Brüder, welche bei den Maschinen sind, davon, ob ich den Blinden — so heißt Du nämlich, so lange Du die Binde vor den Augen hast — alle Grade habe durchmachen lassen oder nicht.«

»Also wenn es nicht anders sein kann, so komm!« sagte der Provincial und erhob sich aus dem Lehnstuhl; »wird es noch viel Schreckensspuk geben?«

»Nicht viel mehr, und auch nicht gefährlicher, als der bisherige war; laß Dich nur durch nichts abschrecken, es geschieht Dir nichts.«

— Die Wanderung begann wieder. Der Führer legte dem Neuling neuerdings die Binde um die Augen, Musik wie früher ertönte, und wieder fühlte der Provincial nach einiger Zeit seine Hand losgelassen, während zugleich eine starke Wärme, wie von nahem Feuer, an ihn schlug. Der Führer hatte ihn schon aufmerksam gemacht, in diesem Momente die Binde abzureißen; er that es und sah, wie sich von beiden Seiten und von rückwärts Flammen gegen ihn

zuwälzten und der Boden hart vor seinen Füßen zu glühen begann. Aber lächelnd schritt der Provincial diesmal über die glühende Fläche, ohne unter seinen Solen irgend eine höhere Wärme zu spüren. Die Musik ging indessen in einen rauschenden Marsch, dann plötzlich in eine klagende Melodie über. Der Gang, durch welchen er schritt, verengte sich immer mehr, endlich sah er den Weg durch eine Reihe offener Särge versperrt, welche nebeneinander gestellt waren, und in denen Leichen mit unbedeckten Gesichtern lagen, deren offene Augen ihn gespenstig anstarrten.

Ein Gesang ertönte, welcher den Aufzunehmenden ermunterte, muthig über den Tod hinwegzuschreiten, um in das Reich des Lichtes zu gelangen.

»Also auch Todtenschänder!« murmelte der Provincial vor sich hin, und trat vorsichtig über die Kanten der Särge, wobei er bemerkte, daß die darin Liegenden nur Puppen waren. Er konnte sich nicht versagen ein paar von den Wachslarven mit den Füßen einzudrücken.

Endlich wurde der Gang wieder frei, aber dichte Finsterniß herrschte. Plötzlich fühlte sich der Provincial wieder an der Hand ergriffen. Sein Führer flüsterte ihm zu:

»Jetzt kommt die Hauptsache, wir werden in den Saal eintreten. Wo ist das Tuch?«

»Sollen mir vielleicht wieder die Augen verbunden werden, damit ich den Weg nicht sehe?«

»Warum es geschieht, weiß ich nicht, aber es ist so vorgeschrieben, und erst im Saale darf das Tuch abgenommen werden.«

Der Weg dauerte ziemlich lange. Es ging Treppen auf und Treppen ab. Ein Rauschen wie von starkem Winde wurde

endlich hörbar — ein Knall — jetzt blieb der Führer mit ihm stehen, und der Provincial fühlte eine schwere dunstige Luft.

»Willkommen im Reiche des Lichtes!« rief eine Stimme, die ihm nicht unbekannt schien; sein Führer befahl ihm, sich die Binde von den Augen zu nehmen, er that es — und sah sich in dem großen Saale der Loge.

Unter einem mit gestickten Sternen, mit Sonne- und Mondbildern gezierten Baldachin stand der Tisch des Meisters vom Stuhle. Der Mann mit dem silbernen Hammer war dem Provincial bekannt, ebenso der an einem Seitentische sitzende Secretär. An den Stufen der Erhöhung, worauf der Meistertisch stand, lag eine Jünglingsgestalt, und ein Mann, der im Leben Soldat zu sein schien, zog eben einen Dolch aus der Brust des Jünglings. An den Wänden waren die Ordensbrüder mit vorgebundenen Schurzfellen und geschnittenen Hüten auf dem Kopfe in zwei Reihen gestellt, und alle hielten blanke Degen in den Händen.

Der Provincial, im ersten Augenblicke erschrocken über den Anblick des Blutenden, merkte schnell genug, daß auch hierin eine Täuschung stattfinde, denn der Jüngling flüsterte lächelnd mit seinem Mörder. Die Entrüstung über das schnöde Gaukelspiel wurde in dem Neuling fast unbezähmbar.

»Du hast gewünscht, in unseren erhabenen Bund einzutreten,« redete ihn der Meister vom Stuhle an; »trittst Du mit reinem Sinne vor mich hin, willst Du nur zum Besten der Welt an unseren erhabenen Geheimnissen Theil nehmen?«

Darauf konnte der Provincial mit gutem Gewissen ein lautes festes »Ja« antworten.

»Siehst Du die drei goldenen Schalen auf dem Teppich,

auf welchem Du stehst?« fuhr der Meister fort; »es sind die heiligen Schalen aus dem Tempel zu Jerusalem, dem ersten Ursprung unseres Baues. Die Brüder nahmen sie aus den Ruinen von Jerusalem und retteten sie nach Schottland, wo unser großer Meister thront. Unsere schottischen Brüder haben die umgeworfenen Säulen des Tempels wieder aufgerichtet, und vier Lichter, die Du auf den Ecken des Teppichs siehst, angezündet, denn die gevierte Zahl ist die Quelle der ewigen Natur und der Mittelpunct zwischen 1 und 7, so wie die Kälte, die Wärme, das Trockene und das Feuer der Ursprung alles Seienden ist. Du wirst heute noch als Meister unter uns wandeln und die Geheimnisse der Natur werden sich Dir erschließen. Zuvor aber schwöre, nichts zu verrathen, was Du bei uns siehst und hörst; schwöre es und blicke hier auf den leidenden Bruder an meiner Seite, an dem der fürchterliche Bruder soeben das Gericht vollzogen. Dasselbe Loos steht Dir bevor, wenn Du meineidig wirst.«

»So schwöre — langsam und vernehmlich, daß alle anwesenden Brüder aus deinem eigenen Munde das Bekenntniß deines Namens und Standes hören; ich werde es Dir vorsagen in welcher Weise: Ich, Melchior Rubin —«

Der Provincial trat vorwärts und sagte: »Ich Clemens Beker, bisher Provincial des Ordens Jesu —«

Er hatte kaum die letzten Worte gesprochen, als der Meister vom Stuhle entsetzt aufsprang, und eine hastige Bewegung unter den Brüdern entstand.

»Verrath, Verrath!« schrie es von allen Seiten.

Der Provincial blickte voll Verachtung um sich und sagte gebieterisch zum Meister vom Stuhle:

»Mir gegenüber gilt das Gaukelspiel für nichts. Ihr

könnt Thoren berücken und Narren in euere Netze ziehen, heute aber scheitert eure Kunst. Ich wollte Euch durchschauen und ich habe es gethan — jetzt kenne ich Euch alle. Eure Zeit ist um! — — Hört Ihr schon das ungewohnte Geräusch im Hause!« wendete er sich zu den Brüdern, von denen mehrere sich wegzuschleichen versucht hatten, aber bleich vor Schrecken iu den Saal zurückkamen. — »Ihr seid in eurer eigenen Falle gefangen. Jetzt werdet Ihr nicht läugnen, daß es in Wien eine geheime, eine betrügerische Loge gibt.«

Das Geräusch im Hause kam immer näher; es war, als wenn Gewehre auf den Boden aufgestoßen würden; endlich sprangen die Thüren des Saales auf und die Wache trat über die Schwelle.

Ende des dritten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Die

letzten Adepten.

Roman

von

Julius Seidlitz.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.

Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Es war schon sehr spät in der Nacht, und Rosa hatte immer noch nicht den Schlummer finden können, welcher ihrem von Haß und Eifersucht gefolterten Herzen wenigstens die karge Ruhe einiger Stunden gewähren sollte. Sie hatte in der letzten Zeit ein Luftschloß nach dem andern zusammenstürzen sehen, ihre Hoffnungen waren getäuscht, ihre Erwartungen unbefriedigt geblieben, und statt aller Derjenigen, denen ihr Herz freudig entgegenschlagen konnte, trat jetzt die Gestalt des Kanzlisten als letzter Bewerber vor sie hin, ein Mann, den sie verachtete, dessen Leidenschaft ihr aber wenigstens dafür bürgte, daß er in ihrer Hand sich zu einem kräftigen Werkzeuge der Rache hergeben würde.

So weit war es mit dieser reizenden Erscheinung, diesem lebhaften Geiste, diesem allzu heißen Herzen gekommen! Manche Nacht, die sie sonst in seligen Träumereien einer glücklichen Zukunft verbracht, durchwachte sie jetzt unter Thränen. Der Schlummer floh ihre Augen und oft riß sie das Fenster auf, um in der kühlen Nachtluft die heiße, fieberhafte Stirn zu baden.

Eine solche Nacht war wieder für Rosa gekommen, als zu später Stunde ihr Vater noch ganz angekleidet mit bleichen verstörten Zügen in ihr Zimmer trat.

»Was ist Dir, Vater?« rief sie ihm entgegen, »was ist Dir geschehen? Ist es wieder ein Unglück? Haben wir denn noch nicht genug gelitten? Ist der Himmel noch nicht müde geworden?«

Der Baron warf sich auf einen Sessel und versuchte sich zu erholen. Er war sichtbar von einer starken körperlichen Anstrengung erschöpft, auf seiner Stirn perlte der Schweiß in großen Tropfen, aber die Augen waren matt und eingefallen, und seine Gesichtsfarbe fahl, wie wenn alles Blut aus ihm gewichen wäre. Rosa beugte sich schmerzlich bewegt über ihren Vater. —

»Es ist ein großes Unglück über uns hereingebrochen,« stöhnte er nach einigen Augenblicken, »und doch fürchte ich, daß dieses nur der Anfang einer Reihe von Schicksalsschlägen sein wird —«

»Was ist geschehen, Vater?« fragte das Fräulein, deren starker Geist sich früher als der des alten Mannes aufraffte.

»Die Loge ist gesprengt worden,« sagte er fast tonlos und ließ die Hände wie verzweifelnd in den Schooß sinken. »Ein Feind, mächtiger als wir, hat sich verrätherisch bei uns eingeschlichen, und vor einer Stunde ist das Unglück geschehen.«

Rosa verlangte die Einzelnheiten zu vernehmen.

»Es muß Alles abgekartet, Alles wohl vorbereitet gewesen sein,« sagte der Vater, »denn Schlag auf Schlag folgte es aufeinander. Es ist mir, als wenn ein Zeichen gegeben worden wäre, denn in dem Momente, als der ehemalige Jesuit mit einem Hohne, den ich Dir nicht schildern kann, gegen den Altar des Meisters herantrat, hörte man schon im Hause die Wache, gleich darauf drang sie ein und nur die wenigsten von uns waren im Stande, sich durch die un-

uns bekannten Versenkungen zu retten. Du weißt, daß hinter dem Baldachin sich eine geheime Treppe durch den Fußboden befindet. Ich und Marcell waren rasch genug hingesprungen: da will es das Unglück, daß er, der nach mir hinabstieg, die Fallthüre zu stark einschlagen ließ. Niemand konnte sich mehr auf diesem Wege retten, wir allein gelangten durch den Gang in den Seitentract des Hauses, dann über die Mauer ins Freie.

»Und Schreiber?« fragte Rosa fast instinctmäßig, denn in ihrem Geiste war dieser Mann mit dem Treiben der Loge zu innig verschmolzen, und sie kannte die geheimen Beziehungen desselben.«

»Der Kanzlist?« antwortete der Baron kopfschüttelnd; »ich muß Dir sagen, daß es mir sehr verdächtig war, ihn an diesem Abend gar nicht in der Loge zu sehen. Ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß er auch uns gegenüber falsches Spiel getrieben, denn ich weiß es, er war, so lange jener Jesuit mächtig und einflußreich, eines der kriechendsten und gefügigsten Werkzeuge für ihn.«

Rosa schwieg. Sie wollte den Kummer ihres Vaters nicht dadurch vermehren, daß sie diese seine Besorgniß verstärkte, aber ihr selbst schien eine innere Stimme den gleichen Verdacht zuzuflüstern, und sie war nicht im Stande, einen andern als einen gewöhnlichen Grund zu einer Entschuldigung für den Kanzlisten hervorzubringen.

»Er wird krank sein,« sagte sie, um nur ihren Vater im Augenblicke zu beruhigen; »bedenke nur, daß er mehr noch als Du mit der Loge verflochten ist, bedenke seine innige und geheimnißvolle Verbindung mit Marcell, der ihm jedenfalls näher steht, als Dir, denn wenn auch Marcell zu uns gekommen ist, wer kann sagen, welchen Zweck diese Besuche

hatten, und ob sie etwas anderes als die Folge eines freundschaftlichen Verhältnisses waren, ohne daß Du ein Mitschuldiger seiner Pläne gewesen?«

»Wahr, wahr!« rief der alte Mann aus, »doch bleibt die verfängliche Verbindung immer schlimm genug, denn in unserer Zeit und wenn es sich um solche Dinge handelt, wie sie jetzt an den Tag kommen werden, wer fragt da viel um Beweise? Der Verdacht allein ist schon eine halbe Verurtheilung.«

»Vater,« begann Rosa wieder, »sammle deine Erinnerungen. Glaubst Du, daß man in der Loge etwas finden wird, das Dich verdächtigen kann?«

»Etwas, sagst Du? Ich fürchte, es wird sogar viel sein. Es ist klar, daß der Ueberfall ein vorbereiteter, die Aufnahme des Jesuiten ein verabredeter Plan war, um uns mitten in der That zu überraschen. Keiner von den Beamten der Loge kann in einem solchen Augenblicke daran denken, Alles aus dem Wege zu räumen, und müssen wir nicht nach dem, was heute Nacht geschehen ist, noch mehr besorgen? Ich fürchte, daß wir in der Loge Verräther haben, denn sonst hätte man sich nicht einschleichen können, und sind solche wirklich da, dann wird man auch alle in der Wand und im Fußboden verborgenen Fächer entdecken, man wird unsere Schriften hervorziehen. — Mein Gott, was soll denn daraus werden!«

Die Verzweiflung des alten Mannes schien jetzt einem dumpfen Hinbrüten Platz machen zu wollen, aber Rosa, welche, eingeweiht in alle Verhältnisse, die Größe der Gefahr übersah, fand eben in diesem Augenblicke ihre Entschlossenheit, ihre Ruhe der Ueberlegung, ihren kalten Verstand wieder.

»Wenn es so ist, wie Du befürchtest,« sagte sie, »dann ist kein Augenblick zu verlieren. Du weißt, welches strenge Verbot gegen die Logen besteht, und bei Euch handelt es sich um noch mehr. Wir müssen sogleich Alles, was nur im entferntesten auf eine Verbindung mit jenen Leuten hinweisen kann, vernichten, und Du, Vater, verläßest morgen Früh bei Tagesanbruch die Stadt, und bleibst fern, bis wenigstens der erste Sturm sich gelegt hat.

Der Baron sah ihr erstaunt und überrascht ins Gesicht; es war, als wenn er im ersten Augenblicke ihrem Gedankengange nicht folgen könnte.

»Und Du?« sagte er endlich, »was soll mit Dir werden?«

»Darüber sei außer Sorgen,« antwortete sie entschlossen. »Ich bleibe hier und werde die Ereignisse abwarten. Ein Mädchen ist in solchen Fällen immer sicherer. Mich wird man nicht verhaften. Man kann argwöhnisch mich betrachten, aber mein Name ist in der Sache nicht compromittirt, und man wird es nicht wagen, mir nahe zu treten, blos weil ich deine Tochter bin. Dadurch erhalte ich aber Gelegenheit, Dir nützen zu können, wenigstens bin ich im Stande, Dich dann von Allem, was hier geschieht, in Kenntniß zu setzen. Bist Du es so zufrieden?«

»Muß ich nicht?« sagte der Baron mit Thränen in den Augen. »Ich weiß es ja, Du bist mein liebes kluges Kind, und wirst der Gefahr besonnener entgegenzutreten wissen, als ich armer Mann. Was Du thust, ist recht.«

»So komm in dein Zimmer, Vater. Laß mich alle Papiere durchmustern; diese gefährlichen Zeugen müssen verschwinden.«

Die ganze Nacht war Rosa beschäftigt, um mit der genauesten Sorgfalt alle Briefe und Schriften durchzugehen. Als der Morgen graute, sah er aus einem Schornstein des Freihauses noch immer leichte Rauchwölkchen sich erheben. Zur selben Zeit öffnete sich leise das Thor und schwankenden Schrittes trat ein Mann in einen Mantel gehüllt heraus, der rasch um die Ecke gegen das Paulanerkloster zu verschwand.

In derselben Nacht saßen Mansperger und Robert zu später Stunde noch auf des Letzteren Zimmer zusammen. Ihr Gespräch stockte öfter und von Zeit zu Zeit ging Robert an das Fenster und horchte gegen die Gasse hinaus.

»Ich gestehe Ihnen,« sagte Mansperger, »daß, je später es wird, mich das Wagniß, das der hochwürdige Herr unternommen, immer mehr und mehr mit Besorgniß erfüllt. Freilich hat Ihre Versicherung —«

»Seien Sie unbesorgt,« fiel Robert ihm in die Rede, »vielleicht in dem Augenblicke, wo wir hier sprechen, ist der Schlag gefallen, und in wenigen Minuten werden wir dann aus seinem eigenen Munde den ganzen Hergang erfahren.«

»Wenn nur die Wache zeitlich genug gekommen ist?« meinte Mansperger besorgt.

»Ich befürchte keine Verzögerung, obgleich ich den Brief, den der Provincial mir durch Rubin schickte, natürlich erst Abends in meine Hände bekommen konnte. Aber ich ging, seinem Auftrage gemäß, damit sogleich zu dem Fürsten, der mich, als er das Schreiben des Provincials kaum erhalten, auch sogleich vorließ und über die näheren Umstände befragte. Natürlich, daß ich ihm Alles vortrug, und

seine Aufmerksamkeit auf Marcell und dessen Genossen richtete. Er hörte mich schweigend an, schrieb dann eigenhändig eine Ordre, und schickte sie vor meinen Augen sogleich an den Hauptmann der Schaarwache, indem er seinem Secretär die größte Eile befahl. — »Die saubern Vögel werden sich wundern, wenn sie sich umstellt sehen!« bemerkte Seine Durchlaucht, und trug mir auf, den hochwürdigen Herrn auf morgen zu ihm einzuladen.«

»Aber es ist jetzt schon so spät,« sagte Mansperger besorgt; »wenn man ihn früher, als es an der Zeit, erkannt hätte —«

In diesem Augenblicke unterbrach die Stille der Nacht das Rollen eines Wagens.

Mansperger und Robert eilten an das offene Fenster. Der Wagen hielt vor dem Hause. Zwei Männer stiegen aus.

»Sie sind es,« riefen Beide fast gleichzeitig, und Robert riß einen Leuchter vom Tisch, um den Ankommenden auf der Treppe entgegenzugehen. Mansperger folgte ihm eilig, und wie sie in den zweiten Stock hinabkamen, traten ihnen bereits der Provincial und Rubin entgegen.

»Gott sei Dank, daß Sie da sind,« rief Robert; »wir waren schon in Sorge, denn die Zeit verstrich viel zu langsam für unsere Spannung, und Sie draußen zu erwarten, hatten Sie ja nicht erlauben wollen!«

»Es war zwar keine Gefahr, diesen Feiglingen gegenüber,« sagte der Provincial, »aber es hätte vielleicht doch dergleichen sein können. Wo Gefahr ist, will ich allein bleiben. — Und waren denn nicht alle Maßregeln getroffen?«

»Das wohl,« bemerkte Mansperger, »aber der Zufall spottet oft aller Vorkehrungen.«

»*Zufall?*« sagte der Provincial lächelnd, »mein Freund.

es gibt keinen Zufall. Ein unglücklicher Zufall entsteht immer nur aus Mangel an Vorsicht, ein glücklicher aus einem geschickten Benutzen der Umstände.«

Unter diesen Worten waren sie bis vor Roberts Wohnung gekommen, und während Rubin, der mit dem Provincial angelangt war, bescheiden im Vorgemach zurückblieb, traten die Andern in das Zimmer, wo der Provincial nochmals Roberts Hand ergriff.

»Der Schlag ist gefallen,« sagte er, »und daß er so vernichtend treffen konnte, man muß es nur Ihnen danken, der nicht allein die ersten Spuren dieses geheimnißvollen Treibens auffand, sondern auch mit so besonderer Beharrlichkeit diesem Unwesen in seine Schlupfwinkel folgte.«

»Wurden Sie von Niemand erkannt?« fragte Robert, der vergebens eine innere Unruhe zu bemeistern strebte.

»Von Niemand!« antwortete der Provincial, »der Meister vom Stuhle und noch einige Andere schienen mir wie schon einmal in meinem Leben vorgekommen, aber es müssen nur flüchtige Begegnungen gewesen sein, sonst hätte ich sie gewiß meinem Gedächtnisse eingeprägt.«

»Und sind Sie sicher, daß Niemand entkommen ist?« fragte Mansperger.

»Ich sprach, bevor ich mich entfernte, mit dem Hauptmann der Wache,« antwortete der Provincial, »alle Ausgänge des Hauses waren besetzt, und ich selbst wurde nur durchgelassen, weil er mein Signalement vom Fürsten erhalten hatte. Er sagte mir, daß keiner der Anwesenden entkommen sei; übrigens wurden alle Räume des Hauses noch durchsucht und interessante Entdeckungen an Schriften gemacht, welche hoffentlich ein klares Licht auf die ganze Verbindung werfen werden.«

»Es wundert mich nur,« begann Robert, der nachdenkend zugehört hatte, »daß der geheime Kanzlist Schreiber Sie nicht sollte erkannt haben; das ist mir sehr auffallend.«

»Schreiber?« sagte der Provincial, in dem plötzlich ein neuer Gedanke aufzutauchen schien; »dieser Mensch war nicht dort, ich hätte ihn gewiß erkannt, denn ich blickte, wie ich die Binde von den Augen hatte, scharf im Saale umher, um Bekannte herauszufinden. Er war gewiß nicht anwesend.«

»Dann war es nur ein halber Erfolg!« rief Robert rasch aus; »sollte dieser Mensch eine Spur bekommen, sollte er etwas geahnt haben, oder — nein — das ist ja unmöglich — sollte das Unternehmen verrathen worden sein?«

»Wer könnte es verrathen haben?« meinte Mansperger; »oder vielleicht —« er zeigte auf das Vorzimmer, wo Rubin sich befand.

»Nein, für diesen stehe ich gut,« sagte Robert rasch; »aber es ist nothwendig, daß wir über diesen einen so wichtigen Punct Gewißheit haben, Rubin muß morgen in der Frühe gleich Erkundigung darüber einziehen.«

»Nicht zu vorschnell,« ermahnte Mansperger; »lassen Sie ihn nicht eher diesen Auftrag erfüllen, als bis Sie von mir Nachricht erhalten haben. Diesen Schreiber will ich fest in der Hand behalten, und meinem Auge soll er nicht entrinnen.«

»Das wird er ohnehin nicht,« sagte der Provincial; »denn wenn in den Papieren, die man in der Loge gefunden, er wirklich derart compromittirt ist, wie wir es glauben, so haben sich bereits unsichtbare Fäden um ihn geschlungen, denen er nimmermehr sich entziehen wird.«

II.

Die Gräfin Bietinska saß vor dem Schreibtische und legte einen Brief, den sie so eben gelesen hatte, kopfschüttelnd vor sich hin.

»Es ist kaum möglich,« sagte die alte Dame, »daß man mich recht berichtet haben sollte. Und zudem — ein anonymer Brief — wer wird einem solchen Schreiben Glauben beimessen? Aber anderseits, was könnte der unbekannte Warner für ein Interesse daran haben, wenn nicht — wie heißt es doch in dem Briefe?« Sie nahm das Schreiben wieder und las darin: »Nur die unbegrenzte Verehrung für den erlauchten Namen des hochgräflichen Hauses, dessen spiegelreiner Wappenschild durch solch ein Fürgehen vielleicht mit einem Hauche verdunkelt werden könnte — — nein,« sagte die alte Dame mit einer für ihre Jahre ungewöhnlichen Energie, »darüber muß ich mir Licht verschaffen, und wäre es auch nur, um dann Antonien selbst Abbitte für meinen Verdacht zu leisten. Jetzt fällt es mir erst auf, warum sie auf einmal diese Lust zum Reisen bekam, warum es ihr in Wien, warum es ihr bei mir nicht mehr gefiel. Und seit sie fern ist, nur zwei Briefe. Freilich, wenn die Briefe solche Umwege machen müssen, dann wird es natürlich! — — Soll ich selbst zu ihr hinaus gehen?« begann sie dann wieder nach einer Pause des Ueberlegens; »soll ich in dieses Gartenhaus in der Vorstadt eintreten, wo vielleicht, — — nein, nein, so weit kann meine Antonie sich nicht vergessen. und dieser ganze Brief ist nichts als das Gewebe der schmutzigsten Verleumdung.«

— Eine Stunde später war die alte Dame doch wieder

anderen Sinnes geworden. Es ging ihr nicht aus dem Kopfe, daß man ihr geschrieben, die Gräfin Raunek, ihre Nichte, befinde sich unter fremdem Namen in einem Gartenhause auf der Landstraße, wo sie als Witwe eines kleinen Beamten lebe, und von ihren Nachbarn auch nur dafür gehalten werde. Es war zwar in jenem Schreiben keine nähere Andeutung gegeben, aber die alte Gräfin hatte zu viel und zu lange in der Welt gelebt, um nicht sogleich Manches zu befürchten, dessen sie Antonie bis jetzt auch nicht im entferntesten fähig gehalten hatte. Endlich entschloß sich die Gräfin aber doch, einen Schritt zu machen, der ihr Gewißheit verschaffen sollte, ohne daß sie dabei selbst handelnd aufzutreten hätte.

»Ich werde mich Haimon anvertrauen,« sagte sie zu sich selbst; »er ist ein so goldreiner Charakter, daß ich keine Gefahr laufe, wenn ich ihm das Geheimniß mittheile, und andererseits ist er wieder klug und vorsichtig genug, um eine so delicate Mission mit aller möglichen Rücksicht für mich und die andere Betheiligte —« die alte Gräfin konnte hier einen Seufzer nicht unterdrücken — »auszuführen.«

Sie ergriff den Glockenzug, der von ihrem Cabinet in Roberts Kanzlei führte, und einige Augenblicke später stand dieser selbst vor ihr.

»Lieber Haimon,« begann die Gräfin, »Er hat mir schon so viele Beweise wahrer Anhänglichkeit gegeben, daß ich mich immer mehr und mehr daran gewöhne, Ihn nicht als einen meiner Beamten, sondern als einen mir näher Stehenden zu betrachten.«

»Gnädige Gräfin,« sagte Robert und verbeugte sich, fast verlegen über diesen überaus gütigen Empfang.

»Unterbreche Er mich nicht,« fiel ihm die alte Dame rasch ins Wort, »dieser Ausdruck meiner Zufriedenheit soll

Ihn nur zu fortgesetztem Eifer und zu gleicher Hingebung für die Zukunft aufmuntern, obgleich ich hoffe, daß wir Beide uns jetzt schon hinlänglich genug kennen, um zu wissen, daß wir mit einander auskommen werden.«

Robert wollte hier wieder reden, die Gräfin begann aber selbst gleich wieder:

»Heute aber will ich Ihm beweisen, welches Vertrauen ich in Ihn setze, und Ihm eine Mittheilung machen, wo ich dann seine Unterstützung in Anspruch nehme. Ich brauche Ihm wohl nicht zu sagen, daß das, was Er jetzt von mir hören wird, strenges Geheimniß bleiben muß.«

Sie ließ ihm nun den Brief lesen, und fuhr dann fort: »Ich weiß wohl, daß man Leuten, welche nicht den Muth haben, etwas mit ihrem Namen zu vertreten, auch nicht so viel Vertrauen schenken soll, um Alles, was in einem solchen Briefe steht, für vollkommen wahr zu halten, aber es läßt sich doch auch wieder nicht läugnen, daß es fast unmöglich scheint, Jemand könne Derartiges ganz ohne Grund erfinden. Ich habe deshalb beschlossen, daß Er, dessen Klugheit und Verschwiegenheit ich bereits öfter erprobt habe, statt meiner sich dieser Sache annehme, und mir Gewißheit darüber bringe.«

»Gnädige Gräfin, ich muß mir aber die Bemerkung erlauben, daß wenn die Gräfin Raunek, was doch so höchst unwahrscheinlich ist, in der That sich unter fremdem Namen in jenem Hause eingemiethet hat, ich ohne eine persönliche Besprechung mit ihr mich unmöglich von der Identität der Person überzeugen kann, und Euer Gnaden wissen, daß ich noch niemals die Ehre hatte, der Frau Gräfin Raunek vorgestellt zu werden.«

»Da hat Er Recht, das ist eine ganz gute Bemerkung. Aber wie soll ich sie Ihm schildern? Ja, wenn ich ein Bild

von ihr hätte, dann wäre es etwas Anderes; aber Antonie hatte immer eine Abneigung dagegen, sich malen zu lassen.«

Bei dem Namen Antonie fühlte Robert sich eigenthümlich bewegt. In diesem Augenblicke flog eine Ahnung wie ein Blitz durch seine Seele, um im nächsten Momente wieder zu verschwinden. »Wie sollte dies möglich sein?« dachte er bei sich, »und welchen Zweck sollte es denn auch haben? Welch ein Thor bin ich, an die zufällige Aehnlichkeit eines Namens gleich solche Phantasien zu knüpfen!«

Er hörte jetzt aufmerksam zu, wie die Gräfin ihm eine Beschreibung ihrer Nichte zu geben versuchte, und wieder stiegen dieselben Zweifel in ihm auf, denn traf nicht so Vieles bei der Gräfin Raunek und der Antonie, welche er kannte, zusammen? Hörte er nicht von dem hohen schlanken Wuchse, dem schönen dunkeln Auge der Gräfin sprechen, und hatten diese selben Schönheiten ihn nicht auch gleich bei dem ersten Anblicke Antoniens gefesselt?«

»Also ich rechne auf Ihn, Haimon,« sagte die Gräfin, — »auf seine Klugheit, seine Umsicht — vor Allem auf seine Verschwiegenheit. Von Dank spreche ich nichts, ich weiß, Er thut es nicht des Dankes, sondern um meiner Ruhe willen. Jetzt gehe Er mit Gott!«

Frau Lorl konnte es nicht erwarten, etwas über den Erfolg der Nachsuchungen in dem kleinen Hause vor der Mariahilfer Linie zu erfahren. Sie wagte freilich nicht, zu Mansberger zu gehen und ihn zu fragen, aber sie brachte fast den halben Tag in der Stephanskirche zu, um abzuwarten, daß der Dechant sie bemerke und zu sich rufe. Erst zwei Tage später, nachdem sie dem Pater ihr Geheimniß entdeckt hatte,

winkte ihr dieser Nachmittags nach dem Segen bei dem Ausgange aus der Sacristei und hieß sie, ihm folgen.

Auf seinem Zimmer sprach ihr Mansperger seinen Dank dafür aus, daß sie einen Unschuldigen aus den Händen seiner Feinde gerissen habe, und forderte dann von ihr, daß sie das begonnene Werk zu Ende bringen helfe. »Wir stehen erst am Anfange,« sagte er, »und nur das thätige Zusammenwirken guter Menschen kann uns zum Ziele bringen. Ich rechne auf Sie, Frau Lorl, und der Herr wird seine Treuen niemals vergessen. Sollte Sie von jetzt an, vorzüglich aber in den nächsten Tagen, irgend etwas Ungewöhnliches an dem Schreiber bemerken, so lasse Sie ihn nicht aus den Augen, und scheint Ihr die Sache besonders verdächtig, so weiß Sie ja, daß ich fast immer zu Hause bin, und bei Tag und Nacht für den Dienst des Herrn bereit sein muß.«

»Euer Hochwürden,« sagte die Alte, »mir kommt es jetzt schon nicht ganz richtig vor. Wenn er mürrisch ist, so gibt es immer etwas. Er ist wie ein Hund, er brummt immer, ehe er beißt, und seit gestern, — o Jesus, Maria! da ist's gar nicht mehr zum Aushalten. Gestern Abend, es war, als wenn — Gott verzeih mir die Sünd' — der Teufel in ihn gefahren wär', — er ist nicht einmal aus 'm Haus gegangen, und das will bei ihm viel sagen, da er es sonst kaum zwischen seinen vier Pfählen aushalten kann. Er ist herumgefahren wie besessen und hat dabei vor Schmerzen geheult, daß ich schon hab' den Feldscheer holen wollen. — »Untersteh Dich!« hat er geschrien, »es wird nichts sein. Gleich den Feldscheer holen, Geld ausgeben, nichts da, bis morgen Früh wird's mir besser, und das Geld ist erspart.« — So will ich einen Thee kaufen, hab' ich gesagt. — »So,« meint er, »einen Thee? und was für einen Thee? was wirst denn

hineinkochen? He, willst mir schon was eingeben? Kannst es nicht erwarten? Wart nur, deine Zeit wird auch kommen!« — Hochwürdiger Herr! solche Reden hat er geführt.« —

»Und ist er auch ausgegangen?« fragte Mansperger, der nun verstand, weshalb der Kanzlist nicht in der Loge anwesend gewesen.

»Ausgegangen? warum nicht gar? ausgegangen ist er nicht, aber in der Nacht hat er sich noch hingesetzt, und hat angefangen Briefe zu schreiben; es muß dies lang gedauert haben, denn heut' Morgen waren seine Lichter ganz heruntergebrannt. Aber was heut' Früh geschehen ist, Euer Hochwürden, das ist merkwürdig, und seitdem ist er wie der helle Satan. Hat sich den ganzen Tag noch nicht aus seiner Kammer gerührt, und mir streng aufgetragen, wenn Jemand kommt und nach ihm fragt, zu sagen, daß er nicht zu Haus sei.«

»Ihr vergeßt, meine gute Frau, daß Ihr mir habt sagen wollen, was heute geschehen ist.«

»Ist wahr, Euer Hochwürden, bitt' tausendmal um Vergebung, aber man wird selbst ganz confus im Kopf. Also heut' Früh, es war noch hübsch zeitlich Vormittags, klopft's auf einmal an der Thür. Ich mach' auf. Wer steht vor mir? Ein gnädiges Fräulein, ein richtiges gnädiges Fräulein; ich glaub' gar die Leut' sollen Baronische sein. Wie sie heißen, weiß ich nicht, im Freihaus wohnen sie, Euer Hochwürden« —

»Also Rosa wahrscheinlich!« murmelte Mansperger für sich.

»Das Fräulein hat kreidenweiß wie die Wand ausgesehen, wie sie nach meinem Herrn gefragt hat, aber, weil er mir gesagt hat, ich soll Niemand hinein lassen, so hab' ich sie fortgeschickt. Mir ist's vorgekommen, als wenn die Gnädige in diesem Augenblicke noch bleicher werden möcht'.

Aber, Euer Hochwürden, ich will's aufrichtig sagen, eine Sünd' kann es dem gegenüber nicht sein, ich hab' aus Bosheit ihn verläugnet, denn das weiß ich, er wär' gleich gesund gewesen, wenn er die Gnädige gesehen hätt'. Wie sie weg war, hab' ich es ihm erst gesagt. Herr Gott, mein Leben, was war das für ein Lärm! und seitdem hat er noch nicht einen Fuß aus der Kammer gesetzt. Er ist jetzt noch zu Haus. Ich mußte ihn einsperren, wie ich fortging.«

Mansperger glaubte genug zu wissen und entließ die Kundschafterin.

Als Frau Lorl wieder nach Hause kam, dämmerte es bereits, und wie sie über den Gang ging, bemerkte sie schon von weitem an ihrer Thür ein Mädchen, welche zu warten schien.

»Das geht ja gut!« brummte sie vor sich hin, »Früh eine Gnädige und Abends ein Stubenmädel; was wird denn das wieder sein wollen?« Sie beeilte sich jetzt über den Gang zu kommen, und rief: »Was gibt's denn?«

Margarethe war es, welche an der Thür des Kanzlisten stand. Sie wendete den Kopf, stand aber ruhig, bis die alte Frau ganz in ihrer Nähe war. Endlich, als Frau Lorl bereits bei der Thüre den Schlüssel hervorsuchte, sagte das Mädchen:

»Hier wohnt doch der Herr geheime Kanzlist Schreiber?«

»Wohnen thut er da, aber zu Haus ist er nicht, wie die Jungfer sieht, denn ich hab' den Schlüssel.«

»Könnte ich nicht warten, bis er vielleicht nach Hause kommt?« fragte Margarethe; »ich hab' ihm eine dringende Post zu bringen.«

»Warten, Jungfer? Das könnt' ein Bissel lang werden. Der gnädige Herr kommt manchmal erst um zwei, drei Uhr Früh nach Hause.«

Margarethe schien nicht unangenehm von dieser Nachricht überrascht. »Wenn es so ist,« sagte sie, »dann warte ich freilich nicht, und mein gnädiger Herr kann Jemand anderen schicken. Ich hab' das Meinige gethan.«

»Ihr gnädiger Herr?« fragte Lorl forschend, und nach und nach umspann sie das Mädchen mit ein paar Fragen derart, daß Margarethe gar keinen Anstand nahm, ihr zu sagen, daß sie von dem fremden Herrn im Schwan geschickt worden sei und einen Brief an den Kanzlisten habe.

»Den kann ich ihm ja gleich geben, wenn er nach Hause kommt,« sagte dienstfertig Frau Lorl, und Margarethe ließ sich halb willenlos verleiten, das Schreiben der Alten in die Hand zu geben.

— »Da geht was vor!« sagte die alte Lorl für sich, als sie wieder allein war; »sein Unwohlsein — er war ja sonst immer wie ein Riese — sein Verbergen — der Besuch von der Baronin — jetzt der Brief von dem Fremden, der mir so verdächtig war. — Schreiber!« rief sie für sich mit einem wilden Blicke aus, »jetzt bist Du in meiner Hand — und ich will sehen — ob deine Teufel Dich beschützen. — Er darf von dem Briefe, von dem Besuche nichts wissen.«

In diesem Augenblicke klang die Glocke aus der Kammer des Kanzlisten, Frau Lorl ging zu ihm hinein. Er lag im Bette und schien in der That leidend.

»Hat mich Niemand gesucht?« fragte er; »war Niemand da?«

»Keine menschliche Seele, die nach Euer Gnaden gefragt hätte,« sagte die Alte ganz ruhig.

»Bleib' Sie heute Nacht bei mir, Frau Lorl!« stöhnte der Kanzlist; »ich glaube, mein End' kommt, mir ist so

schlimm, — Sie soll den Dienst nicht umsonst thun. Ich will es Ihr gedenken! — Wie spät ist es schon? Ich weiß gar nicht, in welcher Welt ich bin!«

»Es ist Abends sieben Uhr,« antwortete die Alte.

»Erst?« seufzte er; »wenn nur diese Nacht schon vorüber wäre!«

Er hatte Recht. In dieser Nacht trat der Wendepunkt seines Lebens ein.

Es war gegen Morgen, als Frau Lorl durch ein heftiges Pochen an der äußeren Thüre aus dem Schlafe geschreckt wurde. Sie fuhr auf, und im ersten Augenblicke war es ihr, als ob sie auf dem Gange vor der Thüre ein lautes Sprechen von mehreren Personen, eine größere Bewegung vernähme.

»Aufmachen!« rief es barsch von außen.

Die alte Frau schob mit bebender Hand den inneren Riegel zurück. Sie glaubte vor Schrecken in die Erde sinken zu müssen, als sie die Wache eintreten sah.

»Wo ist der Kanzlist Schreiber?« fragte der Führer der Rumorwache.

Ohne ein Wort zu sagen, zeigte Frau Lorl auf die Thür der Kammer.

Der Kanzlist hatte das Geräusch gehört, aber er konnte nicht genau die Worte, die gesprochen wurden, unterscheiden. Daß es ihn anging, ahnte er wohl, und wollte sich eben im Bette erheben, als die Thür aufging und der Führer der Wache rasch vor ihn hintrat.

»Er ist mein Gefangener!« rief er und zeigte ihm den Befehl, »und wird mir sogleich folgen.«

Der Kanzlist schaute entsetzt auf das Papier. Er wußte nun, was ihm bevorstand. Mit einer raschen Bewegung hatte

er unter dem Kopfpolster ein kleines Fläschchen hervorgeholt und wollte es an die Lippen setzen.

Der Führer der Wache warf sich blitzschnell auf ihn, um ihm mit starker Faust das Fläschchen zu entreißen.

»So geht es nicht,« rief er, »der Galgen darf nicht geprellt werden.«

Während der Kanzlist in ohnmächtiger Wuth wie ein wildes Thier heulte, wurde er in Fesseln geschlagen, und dann zum Erstaunen der ganzen Einwohnerschaft des Federlhofes, die in Nachtmützen und Schlafröcken an allen Fenstern stand, inmitten der Wache abgeführt.

III.

Der Gräfin Vietinska fiel es erst zu spät ein, daß sie mit dem Auftrage, den sie Robert gegeben, sich doch ein wenig übereilt habe. Sie dachte jetzt daran, was Pater Mansperger, ihr Gewissensrath, sagen würde, wenn er hörte, daß die Gräfin ihn in einer so wichtigen Angelegenheit übergangen, um so mehr, da er es doch gewesen, welcher bereits einmal vor längerer Zeit von ihr beauftragt worden war, zu erforschen, warum die Gräfin Raunek ihre Wohnung in der Stadt aufgegeben. Vergebens sann die alte Dame darüber nach, wie sie dieses Vergehen gegen ihren Gewissensrath gut machen sollte, da sie sich weder getraute, es ihm offen zu gestehen, noch auch Robert, den sie einmal in das Geheimniß eingeweiht hatte, nachträglich des Auftrages zu entheben. Endlich entschloß sie sich zu dem Auskunftsmittel aller gutmüthigen Seelen; sie wollte abwarten, wie sich die Sache von selbst machen würde. Mit Ungeduld harrte sie der

Auskunft, welche Robert ihr bringen würde, und ahnte nicht, in welcher Weise seine Bemühung zum größten Theile vereitelt worden war.

Der junge Mann konnte nämlich, seit die Gräfin den Namen Antonie genannt und eine flüchtige Schilderung ihrer Nichte ihm geliefert hatte, die quälendsten Zweifel nicht los werden. Unwillkürlich knüpfte er an den Namen Antonie das Bild der Nichte seiner Hausfrau, und eben so oft verband sich mit der Schilderung der schlanken hohen Erscheinung der Gräfin Raunek das Andenken an jene geheimnißvolle flüchtige Erscheinung, welche er in dem Hause gegenüber unter ihren verbergenden Blumen entdeckt zu haben glaubte. So wenig er irgend einen Anhaltspunct dafür hatte, diese verschiedenen Erscheinungen in eine verbinden zu können, so seltsam flossen sie doch immer zu dem einzigen Bilde zusammen, welches jetzt sein ganzes Herz erfüllte.

Den ganzen Tag nach der Unterredung mit der Gräfin Vietinska konnte er diese Gedanken nicht aus seinem Kopfe bringen, und als es nun Abend geworden war, er nach Hause kam und seit mehreren Tagen wieder zum ersten Male seine Hausfrau besuchte, da fiel ihm diese eigenthümliche Verwechslung der Bilder und Personen doppelt schwer in die Seele, und er erschrak fast bei dem Eintritt in das Zimmer, als er die Antonie, welche er kannte, bereits am Tische sitzend fand. Auch ihr mußte sogleich die plötzliche Veränderung seines Wesens aufgefallen sein, denn mit einem seltsam fragenden Ausdrucke ruhte ihr Blick auf seinen Zügen; es war, als wollte sie bis in die Tiefe seiner Seele schauen, als ahnte sie, welche Wogen in seiner Brust gegeneinander kämpften. Robert suchte sich zu fassen und es gelang ihm wenigstens zum Theil. Er überredete sich, je länger er dann neben ihr saß,

und sich an dem sanften, milden, herzberauschenden Ton ihrer Stimme entzückte, daß es Thorheit von ihm sei, die zufällige Aehnlichkeit der Namen und eine schattenhafte Erscheinung zu einem Ganzen zu verkörpern, welches nicht bestand, und ehe der Abend völlig verflossen war, hatte er wieder den größten Theil seiner klaren Ruhe, seiner Ueberlegung, seiner Verstandeskälte erlangt; er hielt sich für überzeugt, daß jenes Wesen, das im traulich gemüthlichen Umgange so wunderbar die weichen Töne seines Herzens anzuschlagen verstand, doch unmöglich jene hohe Frau sein könne, deren launenhafte Seltsamkeit die Gräfin Vietinska so besorgt machte. Und doch, wenn er sie genau betrachtete, wenn er den Adel und die harmonische Grazie, die in jeder ihrer Bewegungen lagen, mit dem verglich, was er in früherer Zeit bei so vielen ihres Geschlechtes, die aus der Sphäre des mittleren Bürgerstandes hervorgegangen, beobachtet hatte, so erhob wieder eine innere Stimme so viel Zweifel gegen ihren bescheidenen Stand, daß er neuerdigs ganz irre wurde.

So saß er gegen seine Gewohnheit heute ziemlich schweigsam am Tische, und weder Maria noch Antonie schienen aufgelegt, das peinliche Schweigen zu brechen. Zehnmal im Laufe des Abends faßte er die Ueberzeugung, die Nichte der Gräfin Vietinska vor sich zu sehen, und eben so oft fand sein Verstand Gründe, um die zudringliche Vorstellung von sich zu weisen.

Vor Allem aber war es ein Gedanke, der seine Seele mächtig erschütterte. Wenn diese Antonie, welche er hier in dem bescheidenen Zimmer, in dem einfachen bürgerlichen Gewande vor sich sah, wirklich die Gräfin Raunek war, wenn dieses Wesen, an welches er alles Fühlen seines Herzens, alle süßen Hoffnungen seines Lebens geknüpft hatte, wirklich

die launenhafte Dame war, welcher es vielleicht eine Zeitlang gefiel, mit seinem arglosen Herzen ein grausames Spiel zu treiben, war es dann nicht bei ihm Pflicht gegen sich selbst, den Schleier sobald als möglich zu zerreißen und sie zu der Erklärung zu zwingen, ob sie Antonie, die arme Waise, die Nichte seiner Hauswirthin Maria, oder ob sie jene Gräfin sei.

Er sah am Ende darin auch keinen Verrath gegen die Gräfin Vietinska, denn er hatte nur den Auftrag, den Aufenthalt der Gräfin Raunek zu erkunden, und konnte er diesen Auftrag besser erfüllen, als wenn er sich an jene Person wendete, welche er für diese Gräfin selbst hielt?

Aber nach kurzer Ueberlegung gab er diesen Plan doch wieder auf. »Ich werde mich an Frau Maria wenden,« sagte er zu sich selbst, »ich brauche ihr ja nicht gleich im Anfange das, was ich wissen will, ganz zu sagen, vielleicht gelingt es mir, ohne daß ich Alles sage, doch Alles zu erfahren. Es ist am Ende der offenste Weg, und ich bin mir und meiner Ruhe diese Gewißheit schuldig.«

Es war heute ein trauriger Abend in der sonst so heitern Stube. Wie ganz anders war es sonst, wenn die alte Maria mit irgend einer weiblichen Arbeit beschäftigt, am Tische saß, Antonie ebenfalls ihre Stickerei vorhatte, und Robert an ihrer Seite entweder aus einem Buche vorlas, oder Neuigkeiten erzählte, oder auch am alten Spinet Musik machte, wo dann Antonie gewöhnlich zu ihm hintrat und mit ihrer vollen reinen Stimme eines jener einfachen Lieder der damaligen Zeit sang, welches er begleitete.

Heute war von all' dem nichts. Antonie hatte sich sogar vom Tische weg auf das Sopha gesetzt. Es war, als ob Roberts Verstimmung auch auf sie übergegangen. Die alte

Maria schaute über ihre Brille bald auf Robert, bald auf ihre Nichte, auch sie war heute auffallend wortkarg, und auch ernster als sonst.

Maria sah endlich auf die große Uhr im braunen langen Kasten, und bemerkte mit eigenthümlicher Betonung: »Antonie, dein Mädchen bleibt heute lange aus, es ist schon über neun Uhr.«

Schon wollte Robert, sich und sein Vorhaben vergessend, dem Zuge seines Herzens folgen, und um die Erlaubniß fragen, ob er heute Jungfer Antonien vielleicht begleiten dürfe; aber er unterdrückte um so rascher den Einfall, als er bemerkte, daß Anoniens Auge mit einem vielsagenden Blicke auf ihn sich zu Maria gewendet.

»Ich will nicht länger stören,« begann er aufstehend, »es ist schon spät, ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich so lange incommodirt habe.«

Antonie antwortete durch ein stummes Neigen des Kopfes, Maria aber stand auf und begleitete den Weggehenden bis in das Vorzimmer.

»Sagen Sie mir nur, Herr Haimon, was haben Sie denn heute? Sie haben uns ja unsere gute Laune genommen! Sie und Antonie waren ja Beide den ganzen Abend wie verloren! Was ist denn vorgegangen? Gibt es einen Kummer?« Alle diese Fragen stellte sie angelegentlich an den jungen Mann, indem sie dabei seine Hand ergriffen hatte und fühlte, wie diese zitterte.

»Nein, nichts von alledem,« antwortete Robert einigermaßen verlegen, »gewiß nicht. Ueberhaupt, was sollte zwischen mir und Antonien vorgegangen sein? Welches Recht hätte ich, ihr einen Vorwurf zu machen? und selbst wenn ich ein solches Recht hätte, welchen Grund?«

»Man kann nicht wissen, es gibt oft Einbildungen,« antwortete Maria lächelnd, und indem sie dem jungen Manne die Hand drückte, sagte sie freundlich und wie beruhigend:

»Nun schlafen Sie wohl, und wenn Sie morgen Früh ihre Grillen vergessen haben, so kommen Sie auf einen Sprung zu mir herüber, bevor Sie ausgehen.«

Als sie in die Stube zurückkam, fand sie Antonie in einiger Aufregung auf und ab gehend.

»Maria,« rief diese der Eintretenden entgegen, »die Maske wird mir lästig. Ich kann mich nicht mehr verbergen, es muß zu einem entscheidenden Schritte kommen, und das je eher desto besser.«

Die alte Maria sah sie mit gefalteten Händen an und schwieg einen Augenblick, dann aber sagte sie sanft und begütigend: »Prüfen Sie sich, bevor eine Uebereilung lange Reue nach sich zieht. Und dann, was soll enden? Was wollen Sie nicht verbergen? Ihren Stand, Ihren Reichthum, Ihren Namen, oder« — — hier hielt sie einen Augenblick wie forschend inne, »Ihr Herz?«

»Alles, — Alles!« rief Antonie leidenschaftlich aus und warf sich an ihren Hals. »Ich will aufrichtig sein, Maria, ich will Dir, vor welcher ich nie ein Geheimniß bewahrte, auch das eine nun nicht mehr länger vorenthalten, Du warst ja ohnehin vom ersten Tage an scharfsinniger als ich.«

»Also das ist?« lächelte Maria; »sagte ich es nicht, daß das Spiel gefährlich werden würde?«

»Gefährlich? sagst Du. Nenne es glücklich. Ich fühlte nie meine Seele so voll freudiger Gefühle wie jetzt, wo das Leben mir von einer neuen, schönen, nie gekannten Seite

entgegentritt. Ich weiß es jetzt erst, wie einsam ich bisher war, und fühle in jeder Minute mit einer unbeschreiblichen Angst, daß ich durch ein längeres Verbergen meiner selbst mein Glück gefährden könnte.«

»Wissen Sie aber auch, ob Robert Sie eben so liebt, wie Sie ihn?«

Antonie sah ihre alte Freundin mit einem langen Blicke an. »Um es zu wissen,« sagte sie, »muß ich es etwa erst von ihm hören, mit Eiden oder Schwüren, nach gewöhnlicher Menschen Art? Ist es nicht genug, wenn ich die Sehnsucht in seinem Auge lese und die Gewißheit in dem lauten Schlage meines Herzens mit herausfühle?«

»Wenn er aber nur,« sagte Maria ernst, »die arme Waise Antonie liebte, und von der Gräfin Raunek, die sich ihm unter einer Verkleidung genaht, sich abgestoßen fühlte? Was dann?«

»O! das wäre schrecklich, schrecklich!« rief Antonie und sank in eine Ecke des Canapé.

»Und haben Sie bedacht, was die Gräfin Vietinska dazu sagen würde?« begann Maria wieder. »Haben Sie der stolzen adeligen Dame vergessen?«

Antonie hatte den Kopf in die Hand gestützt und schwieg einige Augenblicke. Endlich sagte sie: »Es muß zu Ende gehen, ob so oder so. Ich fühle nur, daß ich aus dieser Pein erlöst werden muß. Naturen wie ich, sind nicht dazu gemacht, sich zu verbergen. Den Widerstand meiner Tante besorge ich nicht, ihre Liebe ist größer als ihr Stolz, aber ich fürchte« — Antoniens Stimme bebte bei diesen Worten — »ich fürchte, daß er selbst sich von mir wenden wird, wenn er in mir eine Andere, als die Antonie, die er bisher kannte, sich entgegentreten sieht. Mein Plan ist gefaßt.

Meine Tante, die mich noch in Italien glaubt, wird plötzlich von meiner Ankunft überrascht werden. Ich finde es auch aus dem Grunde nothwendig, wieder vor aller Welt die Gräfin Raunek zu sein, weil jene unglückliche Helene meinen Schutz bereits in den nächsten Tagen brauchen wird. Du weißt, ich habe sie gesprochen. Sie ist sehr, sehr beklagenswerth. Ich werde dann ihr bei mir einen Zufluchtsort anbieten, ich werde sie zu mir nehmen, und — —«

»Soll jene Unglückliche vielleicht das Mittelglied zwischen Ihnen und ihm sein?« sagte Maria in einem Tone, der halb wie eine Warnung klang.

Antonie sah sie scharf an. »Ich verstehe Dich nicht,« erwiederte sie endlich langsam, »und verstände ich Dich auch, so wollte ich es nicht.«

Die alte Freundin schwieg. Sie hatte Antonien fast niemals in solcher Aufregung gesehen, und kannte sie doch zu gut, um nicht zu wissen, daß jeder Widerspruch oder auch nur eine leise Ermahnung in solchen Augenblicken nicht die gewünschte Wirkung hervorbringen würde.

Es hatte sich in dieser Stunde wie ein trennender Schatten zwischen die zwei sonst so eng verbundenen Seelen gedrängt. Maria fühlte dieses zuerst und wollte die Gräfin nicht derart von sich scheiden lassen.

»Bin ich Ihnen denn nichts mehr?« sagte sie, während ihre Augen sich mit Thränen füllten, und zog die Hand der jungen Dame an ihre Lippen; »haben Sie nicht seit Jahren Beweise meiner Treue genug? Und jetzt solch' ein Mißtrauen? Verdient meine Warnung dieses?«

Antonie wollte antworten, aber in diesem Augenblicke wurde an die Thüre geklopft, das Mädchen Maria's trat herein und meldete, daß man das Fräulein abzuholen gekom-

men sei. Die Unterbrechung schien Antonien ganz gelegen, sie stand rasch vom Canapé auf und nahm Hut und Tuch.

»Und was beschließen Sie?« fragte Maria ängstlich besorgt; »bedenken Sie die Wichtigkeit des Schrittes!«

»Ich will Dir morgen Antwort sagen,« antwortete Antonie rasch, »ich will es überschlafen, — wenn ich schlafen kann,« setzte Sie leise hinzu.

»Sind Sie mir noch böse?« rief Maria bittend, indem sie ihren Gast bis zur Thüre begleitete. —

Antonie sah sich um und blickte sie lächelnd an. »Sei Du nur nicht böse,« sagte sie sanft und lächelnd, »Du weißt es, ich bin noch immer ein Kind, mit dem man Geduld haben muß.«

Maria ergriff ihre Hand, und Antonie fühlte die warmen Thränen darauf rinnen.

— Maria konnte kaum den Augenblick erwarten, denn von der Unterredung mit Robert, das fühlte sie, hing das ganze weitere Verhältniß des Wesens ab, welches ihr das Theuerste auf Erden war. Der Morgen kam langsam herauf, zu langsam für ihre Ungeduld, und obgleich sie hundertmal sich jedes Wort, das sie ihm sagen, jede Frage, die sie an Robert stellen wollte, sich überlegt und vorgesagt hatte, so erschrak sie doch vor Ueberraschung, als auch er, zeitlicher wie sonst gewöhnlich, bei ihr eintrat. Der erste Blick zeigte ihr, daß auch er die Nacht schlaflos zugebracht haben mochte, aber ihre Ueberraschung wuchs, als er ihr den Grund seines gestrigen Trübsinns entdeckte. Er sprach zu ihr, wie zu einer mütterlichen Freundin, er verhehlte ihr nichts, weder den Auftrag der Gräfin, noch seinen Zweifel, seine Vermuthung; er forderte von ihr Offenheit, »denn nur diese,«

sagte er mit tiefer Bewegung, »könne über sein künftiges Leben entscheiden.«

Aber Maria war in diesem Augenblicke so sehr Herrin ihrer inneren Bewegung, daß sie ihm ruhig ins Gesicht sehen und ruhig antworten konnte.

»Und wann wollen Sie den Auftrag ihrer Gräfin erfüllen?« fragte sie, »und sich nach jener Gräfin Raunek erkundigen?«

Robert war sichtlich von dem Tone, in dem diese Worte gesprochen wurden, überrascht. Es lag so viel Gleichgiltigkeit, so viel Ruhe darin, als wenn von einer ganz Fremden gesprochen würde.

»Also ist meine Vermuthung falsch?« rief er mit sichtlich erleichtertem Herzen.

»Wahr, lieber Haimon,« sagte Maria sanft, »ist nur die Treue auf dieser Welt. Alles Uebrige, selbst der Glaube, selbst das, was man sieht, kann falsch sein. — Erfüllen Sie den Auftrag Ihrer Gräfin, und Abends sprechen wir uns dann wieder.«

»Und Antonie, Ihre Antonie?« fragte Robert mit fast athemloser Spannung.

»Wird heute Abend mich besuchen, wie gewöhnlich!« sagte sie ruhig und reichte ihm die Hand zum Abschied.

»Gott sei Dank! ich habe mich getäuscht!« sagte Robert freudig zu sich, als er wegging, »und ich habe Vieles bei dem armen Mädchen gut zu machen.«

IV.

Der alte Baron Linden war noch immer in Folge des ausgestandenen Schreckens bettlägerig und die Besserung schritt nur sehr langsam fort. In der ersten Zeit der Krankheit hatte er oft irre geredet und entsetzensvolle Schreckensrufe ausgestoßen. Carl war, ein treuer Pfleger, fast nicht vom Lager des Kranken gewichen, bis nach und nach wenigstens diese Ausbrüche einer geängstigten und gepeinigten Phantasie immer seltener geworden.

Als Linden das erste Mal wieder in voller Besinnung die Augen aufschlug und wie rückerinnernd den erstaunten Blick im Gemache umherschweifen ließ, zog ein sanftes freudiges Lächeln über seine Züge, da er am Fuße des Bettes, halb von den Vorhängen verborgen, eine schlanke Mädchengestalt stehen sah, welche wie in scheuer Verlegenheit sich seinen Blicken zu entziehen suchte. Ein Blick, den er mit Carl wechselte, der sich liebreich über ihn gebeugt hatte, hatte ihn sogleich errathen lassen, wer dieses weibliche Wesen sei, und mit schwacher Stimme, aber unverkennbar herzlich, rief er Sophie an seine Seite.

Das Mädchen trat erglühend zu ihm heran, ermuthigt durch den liebevollen Zuspruch des jungen Barons, der sie ermahnte, die Schüchternheit zu überwinden, welche sie in dem Augenblicke ergriffen, als der Kranke ihren Namen rief.

Dem alten Manne rannen die Thränen über die Wangen, als er die liebenswürdige Erscheinung so schüchtern vor

sich stehen sah. Er ergriff ihre Hand, und indem er sie zwischen seine abgemagerten Finger legte, sagte er in einem fast bittenden Tone: »Können Sie mir verzeihen, liebe Sophie?«

Das Mädchen wollte seine Hände an ihre Lippen ziehen; er aber wehrte dem Beginnen durch eine sanfte Bewegung und fuhr fort:

»Sehen Sie, Sophie, ich hätte nicht gedacht, daß auch bei mir der alte Spruch wahr werden sollte, man erkenne seine wahren Freunde nur im Unglück. Wie viel habe ich an Ihnen und Ihrer Mutter gut zu machen, wie sehr habe ich Sie gekränkt und ihre Mutter beleidigt, und Sie vergessen es, weil ich unglücklich bin.«

»Theurer Oheim,« sagte Carl, der mit Unruhe die wachsende Aufregung des Barons wahrnahm. »Sie regen sich auf, Sie vergessen Ihres Zustandes, und machen uns wieder so besorgt.«

»Laß mich, mein liebes Kind,« antwortete sanft der Kranke, »es thut mir wohl, mich auszusprechen, ich erleichtere mir damit das Herz, und kann ich denn weniger thun, als Euch Beiden gegenüber, die Ihr durch mich gelitten habt, mein Unrecht einzugestehen?«

Carl beugte sich sanft über den alten Mann, der ihn mit einem Blicke unbeschreiblicher Liebe ansah.

»Ich frage Dich nicht, mein Sohn,« fuhr er dann fort, »wie Sophie an mein Krankenbett gekommen ist, ich errathe es, und danke Dir dafür, weil ich zugleich darin den Beweis sehe, daß Du andere Fesseln, die ich in thörichter Verblendung Dir auferlegte, gesprengt hast. Nicht wahr?« sagte er mit einer bei ihm seltenen Bitterkeit, »deiner hochgebornen Braut ist es nicht eingefallen, sich um mich alten Mann zu kümmern?«

Carl schwieg und sah einen Augenblick zu Boden, er überlegte, ob er dem Kranken die Ereignisse der letzten Tage mittheilen sollte.

Der Baron bemerkte dieses Zaudern und fragte ihn jetzt dringend um die Ursache desselben. — »Verheimliche mir nichts. Warum zögerst Du? Was ist vorgegangen?«

Carl erzählte, was sich zugetragen. Der Baron hörte voll Spannung zu; er schien die Worte, welche sein Neffe sprach, verschlingen zu wollen, er schüttelte zufrieden den Kopf, als er von der Sprengung der Loge erfuhr, aber sein Antlitz nahm den Ausdruck des Unwillens an, als er vernahm, daß Rosa's Vater sich geflüchtet habe und man bisher noch keine Spur von ihm wisse.

»Also Einer entkommen? — Aber,« fuhr er fast grimmig fort, »die andern Rädelsführer, die Banditen, die Räuber, die mir ans Leben wollten, mir mein ehrlich Gut rauben, um es unter sich diebisch zu theilen?«

Carl erzählte weiter. Die Nachricht von der Verhaftung des Kanzlisten, obgleich sie von Seite der Behörde als Geheimniß behandelt wurde, war natürlich nicht verschwiegen geblieben. Sie erregte die größte Freude des alten Barons.

»Das ist gut,« rief er, »das macht mich um vier Wochen früher gesund. O, bei dem Processe werde ich Aussagen machen. Man soll sich bei Gericht wundern. Niemand hat ja eine Ahnung, in welche Dinge alle dieser Schurke verflochten ist. Aber jetzt die Hauptsache, wie steht es mit seinem Spießgesellen, diesem Marcell —«

Carl zuckte die Achsel. — »Er ist noch immer auf freiem Fuße,« sagte er, »und zwar aus wichtigen Gründen. Man will ihn sicher machen und noch einige Zeit beobachten. Er

scheint die Verhaftung des Kanzlisten nicht zu wissen. Die alte Haushälterin des Schreiber ist zu ihm geschickt worden, um ihm im Vertrauen mitzutheilen, daß ihr Herr in geheimen Dienstesangelegenheiten auf einige Tage verreisen mußte. Er kennt sie und hat blind genug ihr vertraut. Doch ist zu besorgen, daß die geheime Entfernung des Barons ihn stutzig macht; bis jetzt aber mag er wohl noch nichts davon wissen, denn seit dem Ueberfalle in der Loge hat er für gut befunden, seine Wohnung nicht zu verlassen.«

Der Kranke vernahm diese Nachricht mit innerer Freude.

»O! dann ist es gut,« sagte er; »dieser Mensch, so schlau, so listig, so vorsichtig er auch ist, wird dadurch, wenn er einige Tage lang sich unbeachtet glaubt, seine ganze Frechheit wieder erlangen, er wird vergessen, wie das Schwert der Gerechtigkeit nur an einem Haare über seinem Haupte hängt, er wird sich neuerdings in seine verbrecherischen Plane vertiefen und dann — wehe ihm! Doch jetzt sage mir, wem verdanke ich denn eigentlich meine Rettung, es drängt mich, wenigstens so lange als bis ich selbst erst persönlich meinen Dank aussprechen kann, durch ein inbrünstiges Gebet, durch ein Flehen zum Allmächtigen allen Segen des Himmels auf jenes Haupt herabzurufen.«

Carl theilte ihm nun auch die bisher verschwiegenen Namen mit. Der alte Baron hatte mit gefalteten Händen wie betend zugehört und seinen Neffen nicht mit einer Sylbe unterbrochen; endlich versuchte er sich etwas im Bette aufzurichten und bat Carl, ihm eine Brieftasche, welche er ihm genau beschrieb, aus seinem Schreibpulte zu holen.

Der junge Mann brachte das Verlangte. Der Baron betrachtete lange die gestickten Deckel, und eine alte wehmü-

thige Erinnerung schien bei diesem Anblicke durch seine Seele zu ziehen.

»Also der ehemalige Provincial der Jesuiten war unter meinen Rettern?« fragte er nochmals.

Carl bejahte.

Der Oheim öffnete die alte Brieftasche und nahm ein ziemlich starkes kleines Packet heraus. Er hielt es lange mit wehmüthigen Blicken zwischen seinen Fingern, endlich aber schien er ein schweres Bedenken überwunden zu haben, und mit einem raschen Entschlusse reichte er es seinem Neffen hin.

»Da,« sagte er, »nimm dieses, und gib es so wie es ist, in die Hände des Provincials. Ich vertraue auf Dich, daß Du es nicht öffnen wirst. Es ist der Schlüssel zu einem alten Buche, kannst Du ihm sagen.«

Carl sah erstaunt auf das Päckchen, das wie ein dicker Brief aussah und dessen Papier vor Alter schon ganz gelb geworden war.

»Gehe, mein Sohn,« drängte der alte Mann, »seit ich weiß, wer mit unter meinen Rettern war, läßt es mir nicht Ruhe, bis dieses nicht in seinen Händen ist. Sie, Sophie, bleiben bei mir. Gewöhnen Sie sich daran; ich hoffe, Sie werden mich von jetzt an nie mehr verlassen.«

»Mein theurer Oheim!« rief Carl und ergriff die Hand des Barons, dieser aber drängte ihn sanft von sich und zeigte mit dem Finger auf die Thür.

»Gehe, mein Sohn, eile, eile!«

Marcell war glücklich entkommen, aber Carl befand sich im Irrthum, wenn er glaubte, der Franzose hielte sich für sicher, und werde ungescheut in Kurzem an die weitere Ausführung seiner Pläne gehen. Der Begleiter Flore's befand sich vielmehr in einer furchtbaren Aufregung, denn seit den letzten Tagen war so Vieles auf ihn eingestürmt, daß er trotz all seiner Kühnheit nur zu gut einsah, daß es mit ihm in Wien zu Ende gehe.

Der Ueberfall in der Loge hätte ihn noch am wenigsten erschreckt, denn er wußte, daß man ihn nicht bemerkt, daß Niemand außer Rosa's Vater von seiner Anwesenheit gewußt. Es war ja verabredet gewesen, daß er erst im Laufe des Abends zur Erhöhung des Effectes hervortreten und den Hammer ergreifen sollte. Aber daß der Kanzlist so plötzlich verreist war, daß er von dem Baron am nächsten Tage, wo er sich zu Hause hielt, keine Nachricht empfing, machte ihn besorgt, und plötzlich fuhr ein neuer Verdacht ihm durch den Sinn.

»Wie?« sagte er zu sich selbst, »wenn sie vor Allem die Gelegenheit selbst benutzen, den eingesperrten alten Mann, dessen Aufsicht dem Kanzlisten übertragen ist, für ihren eigenen Vortheil auszubeuten, wenn sie ohne mein Wissen ihm die Verschreibungen entreißen, und den Antheil, der mir zukommt, für sich unterschlagen?«

Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe, und er konnte den Abend nicht erwarten, wo er sich selbst in das Haus vor der Mariahilferlinie begeben wollte, um nach dem alten Linden zu sehen. Freilich fiel es ihm ein, daß er selbst so viel den Kanzlisten in der Hand hatte, um diesen durch seine Aussagen, wenn es zu einer Untersuchung käme, verderben zu

können, und schon deshalb glaubte er nicht, daß Schreiber hinter seinem Rücken etwas gegen ihn unternommen haben könne; aber sein Mißtrauen wuchs von Minute zu Minute mit der unerklärlichen Angst, die sich seiner bemächtigte, und kaum als es dämmerte, hüllte er sich in einen leichten Mantel und eilte flüchtigen Schrittes gegen die Mariahilferlinie.

Sein scharfes Auge hatte selbst in der beginnenden Dunkelheit schnell das Haus, welches er suchte, herausgefunden.

»Was Teufel ist das?« rief er erschrocken aus und sah schärfer in jene Richtung; »das ist ja eine Wache, das glänzt ja wie ein Gewehr? Wie kommt ein Soldat dorthin? Sollte das auch verrathen sein?« Aber je länger er hinsah, desto genauer erkannte er den gleichmäßigen Schritt, das langsame Auf- und Abgehen eines Postens.

»Sollte auch dieses verrathen sein?« murmelte er vor sich hin, und lehnte sich matt an einen Baum, unverrückt nach dem Hause hinstarrend.

Je länger er hinsah, je mehr er nachdachte, desto klarer wurde ihm, daß sein Verdacht nicht ungegründet sein könne.

»Man hat die Wache hingestellt,« sprach er in seinen Gedanken, »um aufzupassen, wer kommen würde, man will, daß wir selbst in die Schlinge laufen. Doch so haben wir nicht gewettet. Bevor ihr mich in eure Gewalt bekommt, rufe ich die Hölle um Hilfe, und wehe dann denen, welche ich in meinem Fall mitreiße!«

Er versuchte es, auf einem Umwege näher an das Haus zu schleichen, doch bald sah er die nutzlose Gefahr eines solchen Beginnens ein. Es blieb ihm nichts übrig, als mit der

quälendsten Unruhe im Herzen den Rückweg nach der Stadt anzutreten. Aber während dieses Ganges zogen noch einmal die Erlebnisse der letzten Tage vor seinem Geiste vorüber, und so furchtlos er sonst dem Verbrechen gegenüber war, heute zum ersten Male fühlte er sich von einer beklemmenden Angst erfaßt, deren er nicht Herr werden konnte. Jetzt erschienen ihm auch das Ausbleiben des Barons, die plötzliche Abreise des Kanzlisten in einem ganz andern Lichte, er begann das, was er seit seiner Anwesenheit in Wien erlebt, noch einmal durchzudenken. und schauderte vor dem Abgrunde, welchem er bisher mit solcher Zuversicht zugeschritten. Aber es war nicht der Schrecken des erwachenden Gewissens, der ihn durchbebte, sondern die jammervolle Furcht vor Entdeckung, die Angst vor der Strafe, die Pein der Demüthigung, wenn seine tollen Plane, um deretwillen er keine Schandthat gescheut, auf solche Weise zum Abschlusse kommen sollten.

»Es muß ein Ende nehmen,« rief er aus, »ich verlasse Wien, wo sich das Unglück an meine Ferse geheftet hat.« — Doch jetzt fiel ihm Flore ein. Sollte er sie zurücklassen? Aber war sie denn bereit, ihm neuerdings zu folgen, nachdem, wie es kein Zweifel war, er bereits entlarvt vor ihrem Blicke stand? War nicht ihr Wesen in der letzten Zeit derart verändert, daß er befürchten mußte, ein anderer Einfluß als der seine habe bei ihr Macht gewonnen, und konnte dies dann ein anderer sein, als jener ihres Pflegebruders, desselben Robert, den er so tödtlich zu hassen Ursache hatte?

Sein Kopf glühte, als er nach Hause kam. — »Frage die Gräfin,« rief er Margarethen entgegen, als sie im Vorzimmer ihm entgegentrat, »ob es ihr gefällig ist, mich zu sehen?«

»Euer Gnaden,« sagte das Mädchen sichtlich erschro-
en, — »die gnädige Gräfin —«

»Nun? was ist?« rief er, während der Zorn in ihm
ufloderte, »gib Antwort.« Dabei faßte er das Mädchen stark
nd pressend am Arm.

»Euer Gnaden, ich werde Sie melden,« sagte Mar-
arethe, welche mit großem Muthe den Schmerz vom Drucke
einer Hand niederkämpfte, »ich werde Sie sogleich melden.«
Mit einem Blicke voll schadenfroher Bosheit eilte sie in Flo-
e's Zimmer.

V.

Als Margarethe in das Zimmer zu ihrer Herrschaft trat, befand sich diese eben im tiefen Gespräche mit einer Dame, welche verschleiert auf dem Sopha neben Flore saß, und den Kopf etwas abwendete, als Margarethe sich näherte und leise ihren Auftrag ausrichtete.

Flore sah ganz erstaunt ihre Dienerin an. »Was sagst Du?« fragte sie endlich, »er will hieher kommen? Er wagt es noch, sich mir zu nähern? Und jetzt, in dieser Stunde? Und dringend verlangte er es? Er war aufgeregt?«

»Sehr, sehr!« antwortete das Mädchen, welche sich vor der Fremden scheute, mehr zu sagen, deren Winke aber Flore nur zu wohl verstand.

Die Fremde, obschon sie mit halb abgewendetem Gesichte dasaß, verfolgte aufmerksam das leise geführte Gespräch, und als sie Flore unschlüssig über die Antwort für Marcell sah, erhob sie sich und zog dieselbe in die Brüstung des Fensters. Dort flüsterte sie:

»Lassen Sie ihn kommen, sprechen Sie mit ihm, es ist gut, wenn wir in Frieden von ihm scheiden, sein Weg wird ohnehin ein schlimmer und fürchterlicher werden. Bemeistern Sie sich. Was kann er auch jetzt noch, wo er das Gebäude seines Glückes bis in die tiefsten Grundfesten erschüttert sieht, von Ihnen wollen? Er wird Sie schonen müssen, wenn er sich selbst schonen will.«

Flore schüttelte zweifelnd den Kopf. — »Sie kennen ihn nicht, Frau Gräfin,« sagte sie nicht ohne Bewegung. »Es gab wohl eine Zeit, wo ich Macht über ihn hatte; aber es war damals, als er in meine Hand die Fäden aller seiner Plane gelegt hatte; heute, wo diese abgerissen, die Plane selbst gescheitert sind, was bin ich ihm mehr, als eine Last. —«

»Nicht mehr?« fragte die Fremde forschend und sah Flore fest in die Augen.

»Nichts mehr!« erwiederte diese tief erröthend, aber zugleich zog ein Strahl verletzten Stolzes über ihr schönes Antlitz, und sie entzog langsam der Fremden ihre Hand. — »Ich hätte Niemand Anderem als Ihnen, Frau Gräfin, auf diese Frage geantwortet.«

»Verzeihen Sie mir,« sagte Antonie, denn sie war die Fremde, »ich wollte Ihnen nicht wehe thun; aber es ist mir so schwer glaublich.«

»Was wollen Sie sagen?«

»Dieses nur, daß ich mir nicht denken kann, wie bloßes Interesse zwei Wesen an einander zu ketten vermag.«

»Nicht?« antwortete Flore mit einem tiefen Seufzer. »O, Frau Gräfin, Sie waren niemals allein und verlassen!«

Es entstand eine kleine Pause. Beide Frauen dachten an ihre Vergangenheit; Beide so ähnlich in den Anfängen ihrer Jugend, und wie weit auseinander waren in den späteren Jahren ihre Lebenswege gegangen. Die eine in früherer Zeit inneres Glück bei äußerer Dürftigkeit fühlend, die andere nur äußerem Glücke bei innerer qualvoller Herzensleere

nachjagend — und zu welchem Ziele waren die Beiden — Antonie und Flore jetzt gekommen? —

Ein leichtes Geräusch, welches Margarethe absichtlich machte, um ihre Herrschaft an die Erledigung des Auftrages von Marcell zu erinnern, störte die beiden Frauen in dem Nachsinnen, in welches sie unwillkürlich versunken waren. Bei dem leisen Tone von Margarethens Stimme fuhr jetzt Flore in die Höhe und trat hastig zu dem Mädchen hin:

»Geh und sage dem gnädigen Herrn, daß ich ihn erwarte!« — Zu Antonien sich wendend fuhr sie aber fort: »Ich weiß es nicht, womit ich die Güte, welche Sie zu mir Unglücklichen zieht, verdient, oder das Interesse, das Sie für mich zeigen, erregt habe, ich weiß nur eins, daß Ihre Worte, der Ton Ihrer Stimme, und der sanfte Druck Ihrer Hand für mich unvergeßliche Zeichen einer Theilnahme bleiben werden, welche zu verdienen ich mich erst bestreben muß.«

Antonie beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirn.

»Ich verlasse Sie jetzt,« sagte sie, »und werde Ihnen doch nahe bleiben. Sie wissen es, wo Sie Freunde zu suchen haben, wenn Ihnen Gefahr droht.«

»Soll ich Jemand Anderen als meinen Bruder Robert rufen, ihn und den edlen Beker?« fragte Flore innig.

Antonie antwortete nicht mehr, denn sie hörte eben im Nebenzimmer den starken hastigen Gang Marcells, der zu Flore eilte.

»Gott stärke Sie,« war das letzte Wort, welches An-

tonie ihr zuflüsterte, und dann aus der Thür verschwand, während fast in demselben Augenblicke Marcell aus dem Nebenzimmer eintrat.

»Sie waren nicht allein, Madame; wer hat Sie verlassen?« sagte er finster. »Sie empfangen Besuche und wissen, daß das gegen unsere Verabredung ist, ganz abgesehen davon, daß ich von Besuchen weiß, welche nichts weniger als freundlich gegen mich gesinnt sind.«

Flore bemühte sich, ruhig und scheinbar unbefangen zu sein. »Ich wüßte nicht,« antwortete sie, »und zudem glaube ich doch so viel Herrin meines Willens sein zu können, daß ich mir meine Freundinnen nach Geschmack und Gefallen wählen dürfte, wenn ich überhaupt das Bedürfniß fühlte, viel fremden Umgang zu haben.«

»So!« rief er höhnisch. »Sie fühlen also dieses nicht? Das ist mir angenehm, denn ich komme, Ihnen eine Nachricht zu bringen, die Sie vielleicht wenig erfreuen wird!« — Er sah ihr dabei scharf ins Auge, als ob er die Wirkung seiner Worte genau beobachten wollte.

Flore aber schien ganz ruhig und antwortete mit einer Unbefangenheit, die ihm beinahe wie erkünstelt vorkam: »So, etwas Unangenehmes? Das wäre ja ganz abscheulich!«

Marcell ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, als wenn er sich die Art, wie er ihr das Folgende mittheilen sollte, überlegte. Ihre Ruhe, der Aufregung in den letzten Tagen gegenüber auffallend genug, erregte seinen Argwohn, und er beschloß, ihr vorläufig nicht Alles zu sagen, sondern sie nur nach und nach vorzubereiten.

»Nun, Sie wollten mir ja etwas sagen?« fragte sie unbefangen, als er noch immer nachdenklich umherging.

»Hören Sie mich an,« begann er; »Sie wissen, welche große vielversprechende Unternehmung uns nach Wien geführt hat, Sie wissen, welche lange Vorbereitungen und Einleitungen es gekostet hat, und mit welchen Opfern, wenigstens für mich, ich diese Reise unternommen habe.« —

»Ich weiß es,« sagte Flore gleichgiltig, »aber Sie sind ja nicht der Mann, der eine Unternehmung auf Gerathewohl anfängt.«

»Diese hier in Wien war noch unsicherer,« antwortete er, »und wenn ich Sie nicht von Allem in Kenntniß setzte, so geschah es, weil Manches Sie nur hätte beunruhigen können, ohne zu nützen. Jetzt aber —«

»Nun, was wollen Sie sagen?« fragte die Dame wieder, indem sie mit einem Band ihrer Armschleife spielte.

»Was ich jetzt sagen will?« erwiederte Marcell, indem er betreten über diese Ruhe einen scharfen stechenden Blick auf Flore warf; was ich jetzt sagen will, ist sehr wenig, kaum ein paar arme Worte, und doch wieder so unendlich viel —«

»Sie machen mich neugierig, Marcell. Geschwind also, was gibt's?«

»Mein Plan scheint gescheitert,« sagte er langsam. Es entging ihm nicht, daß Flore bei diesen Worten die Farbe wechselte.

»Nun, was sagen Sie dazu?« fragte er nach einigen Augenblicken.

»Was soll ich sagen?« antwortete Flore; »bleibt mir etwas Anderes übrig als die Frage: Was werden Sie jetzt beginnen?« —

»Darauf war ich gefaßt, und deswegen mußte ich mit Ihnen sprechen. Hören Sie mich, Flore, mein Schicksal liegt nach all' dem, was Sie von mir wissen, in Ihrer Hand. Sie kennen mich und wissen, daß ich wohl im Stande bin, ein hier zertrümmertes Glück an einem andern Orte wieder neu aufzubauen. Ich stelle Ihnen anheim, was Sie thun wollen. Ich reise in den nächsten Tagen von hier ab. Wollen Sie mir folgen, so soll Ihnen, wie bisher, Alles zu Gebote stehen, was Sie wünschen. Wollen Sie lieber hier bleiben, an dem Orte Ihrer Geburt und Ihrer Jugend, so — ich sage es mit schwerem Herzen — so werde ich Sie nicht zwingen, mir zu folgen.«

Flore bemerkte nicht, mit welch' lauernd tückischem Blicke er sie bei diesen Worten beobachtete, und doch hatte sein Auge den Ausdruck des Tigers, der seine Beute belauscht, um sich im nächsten Augenblicke darauf zu stürzen.

»Wirklich?« sagte sie halb freudig überrascht, aber das nächste Wort erstarb auf ihren Lippen, als sie Marcell jetzt ansah.

Sein Gesicht war bleifarben geworden. Der freudige Ton, den er von ihr vernommen, hatte ihn überzeugt, wie weit ihre Wege bereits auseinander gingen. Aber er bezähmte sich rasch, und war im Stande, den Groll seiner Seele in diesem Augenblicke niederzukämpfen; er verstand es sogar, zu lächeln, so daß Flore endlich selbst zweifelhaft wurde, ob er sie nur geprüft oder ob seine Andeutung wirklich Wahrheit gewesen.

»Marcell,« sagte sie, »lassen Sie mir bis morgen Früh Zeit zum Nachdenken.«

»Gern,« antwortete er ruhig, »ich reise jedenfalls am Nachmittag. Wollen Sie mir folgen, so sagen Sie es mir Morgens.«

»Gewiß, Marcell, verlassen Sie sich darauf.«

Seit langer Zeit verließ er sie wieder einmal ohne Vorwürfe, ruhig und bescheiden. — »Schlange,« murmelte er, als er allein war, »Du mußt mit!«

Flore aber hatte in der Nacht noch ein langes Gespräch mit Margarethe, und das Mädchen mußte sehr zeitlich Früh mit zwei Briefen aus dem Hause gehen.

Am nächsten Vormittage hatte Flore noch eine Unterredung mit Marcell — es war die entscheidende. Mit einer Ruhe, welche bei Beiden eine erkünstelte war, und die Beide nur mit dem höchsten Aufwande aller ihrer inneren Stärke bewahren konnten, sprachen sie sich aus.

Flore erklärte endlich, in Wien zurückbleiben zu wollen. Einen Augenblick lang zuckte es wie ein Wetterstrahl über das Antlitz des Franzosen, es war, als wenn er losbrechen sollte. Im nächsten Momente aber hatte er wieder Ruhe genug gewonnen, um ihr ihre Verlassenheit, die Zukunft, welcher sie hier entgegenginge, vorzumalen.

»Bedenken Sie,« sagte er, »daß Sie losgerissen von Ihren Verwandten sind, daß selbst jener Robert nach dem, was zwischen uns erst unlängst vorgegangen ist, Sie nicht mehr schützen wird.«

Er schwieg hier, als wollte er ihr zum Besinnen Zeit lassen, in der That aber mehr, um selbst den Entschluß zu

fassen, der in Folge ihrer Weigerung jetzt für ihn nothwendig war.

Als sie aber mit sanftem ruhigen Tone ihn versicherte, daß sie in keinem Falle mehr jenes Treiben wie bisher fortsetzen würde, daß es sie dränge, einen Abschnitt in ihrem Leben zu machen, und —

»Sprechen Sie nicht aus,« sagte er; »Sie wollen es — gut, wir scheiden. Aber Eins verlange ich noch von Ihnen, es ist zu meiner eigenen Sicherheit. Es würde zu sehr auffallen, wenn ich allein hier aus dem Hause abreiste und Sie zurückblieben. Wir dürfen auch nicht in unserem Wagen durch die Linie fahren gesehen werden, ich werde deshalb diesen Wagen leer vorausschicken, dann fahren wir zusammen in einem Lohnwagen bis vor die Stadt, ich nehme Abschied von Ihnen, Abschied auf ewig, — Sie kehren zurück und ich —«

Er sprach nicht weiter, denn Flore schien seine Worte zu überlegen. Aber der Gedanke, daß Margarethe bereits ihre beiden Briefe abgegeben, daß von Mittag angefangen ein treues Auge jeden ihrer Schritte bewachen werde, ließen sie allen Verdacht, den dieses sonderbare Verlangen in ihr rege gemacht hatte, niederkämpfen, und sie sagte zu.

Marcell war entzückt über ihre Bereitwilligkeit, und kaum als er Flore's Zimmer verlassen hatte, sprach er lange und angelegentlich mit seinem vertrauten Diener, den er aus Frankreich mitgebracht hatte.

Um Mittag entließ Flore die weinende Margarethe, welche, indem sie ihr die Hand küßte, noch ängstlich zuflü-

sterte: »Wenn es nur gut ausgeht, ich möchte doch nicht trauen!«

»Wird der Mann, von dem Du sprachst, da sein?« fragte Flore, und Margarethe antwortete eifrig: »Darauf können Euer Gnaden sich verlassen.«

Am frühen Nachmittage fuhr dann ein leichter Wagen aus dem Thore vom Schwan heraus. Kaum auf der Mariahilfer Straße angekommen, sprang ein zerlumpter Mensch auf den rückwärtigen Tritt und fuhr ohne daß der Kutscher oder die Darinsitzenden es zu bemerken schienen, bis fast eine Stunde weit vor die Linie, wo er plötzlich von seinem Platze sprang und sich im Graben an der Straße verbarg. Bald darauf hielt der Wagen, Marcell und Flore stiegen aus und Marcell ließ den Kutscher, der sich nur langsam entfernte, zurückfahren.

»Warum dies?« fragte Flore überrascht; »ich werde in diesem Wagen ja zurückkehren; hier steht Ihr Reisewagen, wir nehmen jetzt Abschied.«

»Es ist auch nur der Störung beim Abschiede wegen,« sagte Marcell höhnisch, »begleiten Sie mich bis zu meinem Wagen, dann — leben Sie wohl, Madame!«

»Marcell, dieser Ton? Was haben Sie vor?« rief die junge Dame, welche Marcells Wagen herbeijagen und vor ihnen halten sah.

»Was ich vorhabe, Madame?« rief er jetzt und packte Flore, welche von der anderen Seite von seinem Diener angefaßt wurde; »ich habe vor, keinen Verräther hier zu lassen. — Allons, Jean!«

»Zu Hilfe, zu Hilfe!« schrie Flore und wehrte sich verzweiflungsvoll.

Die beiden Männer hatten sie aber bereits zum Wagen geschleppt, im nächsten Momente saß Marcell drin an ihrer Seite, die Pferde zogen an und fort ging es in rasendem Laufe.

Aber hinter ihm her jagte jetzt auch der andere Wagen. Jener zerlumpte Mensch war aus dem Graben hervorgekrochen und saß neben dem Kutscher, und im Wagen befand sich ein ernster würdiger Mann von mittleren Jahren.

VI.

Robert hatte so dringende unaufschiebbare Geschäfte in seiner Kanzlei zu besorgen, daß er erst gegen Mittag dazu kam, den Auftrag der Gräfin Vietinska wegen ihrer Nichte erfüllen zu können. Er hatte genau Gasse und Haus sich aufgeschrieben, und eilte nun auf die Landstraße. Das kurze Gespräch mit seiner Hausfrau hatte seine Zweifel zwar etwas beschwichtigt, aber nicht gänzlich gehoben, obschon er den Grund seiner Unruhe sich nach jenem Gespräche nicht mehr erklären konnte.

Es kostete ihm einige Mühe, bis er auf der Landstraße die bezeichnete Gasse gefunden, und in dieser Gasse das angegebene Haus. Dort wies man ihm in den Hof, wo sich der Eingang zum Garten befinde, neben welchem der Mann, welcher zugleich Hausbesorger des Gartenhauses sei, wohnen sollte.

Der Empfang von Seite des sogenannten Hausbesorgers war eben kein sehr zuvorkommender. Robert hatte sich vorgenommen, nicht gleich mit der wahren Farbe herauszurücken, und fragte deswegen zuerst, ob nicht bei dem Garten eine Wohnung zu vermiethen sei? Er rechnete auf eine verneinende Antwort, welche ihm der Anknüpfungspunct zu weiteren Fragen sein sollte, doch zu seiner Ueberraschung antwortete der Hausmeister: »Ein Garten ist da und ich bin

der Gärtner, ein Haus ist auch da, und wenn der Herr es miethen will, so kann er's haben. Es steht leer.«

»Es ist wohl schon lange nicht bewohnt gewesen?« fragte Robert schnell gefaßt weiter; »da werden Reparaturen nothwendig sein — und ich möchte gern, wenn wir einig werden, sobald als möglich einziehen.«

»Der Herr kann es sich herrichten lassen wie er will, für die Frau, die jetzt da gewohnt hat, war es gut genug, ich mein', es könnt' für den Herrn auch noch zum existiren sein.«

»Also war es bewohnt? und von einer Frau?« fragte Robert überrascht; »ist sie schon lange ausgezogen?«

»Heut' Früh, Knall und Fall, sie hat fortreisen müssen, hat sie mir gesagt; es war eine rare Person, die unsereins hat leben lassen.«

»Heute Früh? Da muß ja was besonders bei ihr eingetreten sein! Und mit der ganzen Familie?« sagte Robert wieder.

»Sie war eine Wittib ohne Familie, nur mit einem Geschwisterkind. Aber was fragt denn der Herr so viel? Was geht denn das Alles den Herrn an? Ich hab' mich die ganze Zeit nicht so viel um meine Partei gekümmert, wie jetzt der Herr. Also will der Herr sich das Haus anschauen? es ist nicht groß, Stuben, Kammer und eine Küche, aber es kostet auch nicht viel.« Bei diesen Worten nahm der Mann auch schon ein paar große Schlüssel vom Thürstock und lud Robert ein, ihm zu folgen.

Dieser ging mechanisch hinter dem Hausmeister her, welcher in einem kleinen Gange nicht weit von seiner Stube eine Thür aufsperrte, durch die sie in den Garten traten.

»Da muß ja noch eine Thüre, oder ein anderer Ausgang aus dem Gartenhause sein,« bemerkte Robert, »man wird ja nicht immer über den Hof und durch den kleinen Gang gehen müssen.«

»Ja,« antwortete der Andere kurz; »die andere Thüre geht gerade aus dem Gartenhaus in die rückwärtige Gasse, dazu bekommt die Partei den Schlüssel, das war bis jetzt immer so, und wird auch bei dem Herrn so gehalten werden.«

Robert mußte sich nach diesen Erklärungen gestehen, daß dieser Aufenthalt vollkommen dazu geeignet schien, ein Geheimniß vor den Augen der Welt zu verbergen, und von Neuem begann der Verdacht, den er kaum niedergekämpft hatte, sich wieder zu regen. Aber alle Fragen, welche er noch so geschickt an den Hausmeister richtete, um von diesem einige Auskunft über das Bild der letzten Bewohnerin des Gartenhauses zu erhalten, scheiterten an der kalten Ruhe dieses Menschen, welcher ihn erst ziemlich lange reden ließ, dann aber die weiteren Fragen ganz kurz damit abschnitt, daß er sagte: »Glaubt denn der Herr, ich hab' nichts Anderes zu thun, als mir anzuschauen, was meine Parteien für Augen oder für Haare haben? Ich schau nur auf's Geld, was ich zu bekommen hab', das Uebrige geht mich nichts an.«

Haimon erkannte, daß mit diesem Menschen nicht viel weiter zu sprechen sei. — »Ich muß es mir doch überlegen, und werde dann wieder herauskommen und Antwort sagen,« erwiederte er, als der Hausmeister fragte: »Nun, was wird's denn? wird der Herr einziehen oder nicht?«

»Ueberlegen will sich's der Herr noch? meinetwegen! Aber lang kann ich nicht im Wort bleiben, bei mir im Haus darf nichts lang leer bleiben, also komm' der Herr morgen

wieder und sag' der Herr mir die Antwort.« Bei diesen Worten machte der gute Mann eine so unzweideutige Bewegung, den Garten zu verlassen, daß Robert nur noch einen flüchtigen Blick auf das kleine Haus warf und dann Abschied nahm.

»Ich laß mich aufhängen, wenn der da einzieht,« sagte der Hausmeister, als er allein in die Stube zurückgekehrt war zu seinem Weibe, »spioniren hat er wollen, nichts anderes, aber da kommt er an den Wahren.«

»Die junge Frau muß ihm in die Augen gestochen haben —«

»Was geht das Dich an, Weib!« sagte barsch der Hausmeister und schnitt alles weitere Gespräch über diesen Gegenstand ab.

Als Flore von Marcell in den Wagen geschleppt worden war, sank sie wie vernichtet von dem ersten Sturm der Ueberraschung in eine Ecke, und in einem fast krampfhaften Schluchzen gab sich der ganze Schmerz ihrer Seele kund.

»Sie wollten mich täuschen, Madame,« sagte Marcell, der neben ihr saß, mit bitterem Hohn, »Sie glaubten wohl, ich werde wie ein Narr mich von Ihnen bereden lassen, Sie in Wien zurückzulassen? Vergessen Sie denn, daß Sie mir ein zu kostbares Unterpfand sind, daß Sie zu viel wissen, um es auf das Gerathewohl Ihrer Großmuth anheimzustellen, ob Sie für alle künftigen Zeiten schweigen, oder die Häscher auf meine Spur hetzen wollen? — Ich hätte Sie für klüger und für vorsichtiger gehalten. Wissen Sie denn nicht, daß man

unter Verhältnissen, worin ich mich jetzt befinde, vor allem sich selbst zu schützen sucht?«

Flore antwortete nicht, aber ihr Schluchzen wurde heftiger und sie preßte das Tuch fester vor die Augen.

»Wenn Sie in Wien zurückgeblieben wären,« fuhr Marcell fort, »so wäre meine Reise unsicher gewesen. Man sucht mich vielleicht in diesem Augenblicke schon, aber bis es gelingt, meine Spur aufzufinden, sind wir jenseits der Grenze. Sind Sie aber in Wien, so erpreßt man von Ihnen die Stunde, wann ich abgereist bin, die Schilderung meines Wagens, alle jene kleinen Merkzeichen, die für einen Flüchtling gefährlich sind. So aber sind wir in einem fremden Wagen eine Strecke weit gefahren, wir sind dann zu Fuße gegangen. Man kann etwa die Richtung der Straße erfahren, auf welcher wir uns entfernten; aber sehen Sie, jetzt biegen wir gerade in einen Feldweg ein, wir erreichen dann eine ganz andere Straße und verfolgt man mich auch, so geht man irre.«

Flore hatte auf ihres Begleiters Worte kaum gehört; ihre Gedanken waren in Wien, und ein bitteres Gefühl der Täuschung zog durch ihre Seele, denn sie hatte Robert in einem jener Briefe, welche sie frühmorgens durch Margarethe weggeschickt, zu ihrem Schutze aufgefordetr. Nur in der Hoffnung, daß keiner ihrer Schritte unbewacht bleiben werde, hatte sie den Antrag Marcells, ihn bis zu seinem Wagen zu begleiten, Gehör gegeben, und nun befand sie sich in seiner Gewalt, mit ihm allein in einem Wagen, auf einem abseitigen Feldwege, fern von der großen Straße, ohne Aussicht auf Hilfe. Sie begann bereits alle Hoffnung auf Befreiung aufzugeben und beschäftigte sich schon mit dem Gedanken,

ob es nicht am gerathensten für sie wäre, mit Marcell Frieden zu schließen, als durch fortgesetzten Widerstand ihn zu erbittern und ihr Loos zu verschlimmern.

Der Abend begann bereits zu dämmern und der Wagen fuhr auf dem schlechten Feldwege etwas langsamer. Marcells französischer Diener, welcher beim Kutscher gesessen, stieg ab und ging neben dem Schlage einher, an der Seite, wo Marcell saß.

Plötzlich stieg er aber auf den Tritt, und gab Marcell ein Zeichen, die Fenster herabzulassen.

»Was gibt es?« fragte der Abenteurer.

Der Diener theilte ihm leise mit, daß er schon seit längerer Zeit einen Wagen bemerke, der in derselben Richtung wie der ihrige fahre. — »Es scheint eine Calesche,« setzte er hinzu.

»Fährt er schneller als wir?« fragte Marcell hastig und steckte den Kopf aus dem Fenster, konnte aber in der Dunkelheit nur die Umrisse eines Wagens ziemlich weit hinter dem seinen bemerken. — »Er fährt langsam,« sagte er ruhig; »ein Verfolger läßt sich nicht so gemüthlich Zeit. Das kriecht ja einher, wie eine Schnecke.«

Auf Flore hatte dieses kurze Gespräch einen tiefen Eindruck gemacht. Ihre Hoffnungen lebten wieder auf. Der Wagen konnte den Retter bringen, der nur den geeigneten Moment zu ihrer Befreiung abwartete. Möglicherweise wollte man Marcell nur sicher machen, um ihn dann um so gewisser zu verderben.

Von diesen trostreichen Gedanken gestärkt, verschob es Flore, ein neues Gespräch mit Marcell anzuknüpfen. Auch dieser lehnte jetzt gedankenvoll in einer Ecke des Wagens.

nachdem er dem Bedienten aufgetragen, dafür zu sorgen, daß die Pferde mehr angetrieben würden. So ruhig er sich stellte, konnte er dennoch eine gewisse Besorgniß wegen des nachfahrenden Wagens nicht unterdrücken.

Bereits war es ganz finster geworden, als der Wagen endlich ein armselig kleines Dorf erreichte. Das Rasseln des ankommenden Wagens lockte einzelne Bauern auf die Straße heraus. Der Kutscher fragte, ob nicht ein Wirthshaus im Orte sei.

»Ein Wirthshaus schon, aber für solche Herrschaften möcht's halt doch zu übel sein,« war die Antwort eines dienstfertigen Mannes, welcher dann selbst ein paar Schritte mit dem Wagen ging und bei einem halb verfallenen Hause, vor welchem eine kleine Tränke stand, stehen blieb.

»Heda!« rief der Bauer und pochte an ein kleines Fenster durch welches matt ein Licht schimmerte, »macht's auf, es sein Herrschaften da. Potz- Blitz- Donnerwetter, jetzt schlaft das Volk gar schon.«

Der Verdacht war unbillig, denn gleich darauf trat ein Bauer mit seinem Knecht aus dem Hause, das große Hofthor wurde geöffnet, der Wagen wand sich durch die Hügel von Dünger und Koth und blieb endlich unter einem auf allen Seiten offenen Schuppen stehen.

Der Bediente öffnete den Schlag und Marcell hob Flore heraus, um sie ins Haus zu führen.

»Können wir nicht zwei abgesonderte Zimmer in euerem Hause haben?« fragte Marcell den Wirth, der ihn indeß in die untere Stube geführt hatte.

Der Wirth kratzte sich verlegen hinter den Ohren.

»Zwei Zimmer?« sagte er; »wir haben wohl vorn her-

aus eine Stube und eine Kammer, aber — es fehlen die Fenster. Wir sind auf solche Herrschaften nicht vorgesehen.«

»Wie weit ist es denn bis zur nächsten Ortschaft?« fragte Marcell mißmuthig.

»O je! Euer Gnaden, da können Euer Gnaden bei dem Weg nicht vor morgen Früh sein, und ein paarmal werfen's in der Nacht um, das ist auch gewiß. Aber wissen Euer Gnaden was, ich werd' meiner Alten sagen, daß sie unsere Kammer für die Nacht herricht't.«

»Nein, nein!« fiel Flore rasch in die Rede, »ich schlafe ohnehin nicht, ich werde im Wagen bleiben.«

Marcell sah sie bei diesen Worten scharf an, sie bebte vor seinem Blicke zusammen, es lag wieder alle jene Bosheit und Tücke darin, welche seit den letzten Tagen sie so sehr erschreckt hatten.

Während sie noch sprachen, hörte man neuerdings einen Wagen vor dem Hause halten.

Marcell fuhr zusammen, von einer bösen Ahnung beschlichen.

Der Wirth, welcher sich diesen zahlreichen Besuch gar nicht zu deuten vermochte, war hinausgeeilt und half einem Manne von vornehmem Aeußern aus dem Wagen.

»Ist nicht vor mir ein anderer Wagen mit einem Herrn und einer Dame hier angekommen?« fragte der Fremde, und als der Wirth es bejahte, erkundigte sich der Fremde, wo im Dorfe der Richter zu finden sei.

»Der bin ich selber, Euer Gnaden,« antwortete der Wirth ganz ehrerbietig, »ich bin die erste Person im Dorfe.«

»Gut,« antwortete der Fremde und zog ein Papier

aus der Tasche, »so les't das, aber gleich und schnell, denn der Fremde in der Stube darin darf nichts wissen.«

Der Wirth sah seinen neuen Gast mit großen Augen an, die anderen Bauern, welche neugierig etwas in der Ferne gestanden waren, kamen näher. Ein ziemlich zerlumpter Mensch mischte sich unter sie und erzählte ihnen, der früher mit einer Dame angekommene Herr sei ein großer Spitzbube, den man von Wien aus verfolge.

»Es hat seine Richtigkeit,« sagte der Wirth aus dem Stalle kommend, wo er bei dem Schein der schmutzigen Laterne den Steckbrief durchbuchstabirt hatte, »die Personsbeschreibung stimmt. — Männer!« wandte er sich an die Bauern, »jetzt heißt es helfen!«

Der Fremde hielt ihn zurück. »Laßt mich vorerst allein in die Stube gehen,« sagte er, »Ihr könnt mit den Anderen bei der Thür bleiben und kommt dann nach, wenn ich Euch rufe.«

Mit diesen Worten verließ er die Gruppe der Bauern vor dem Hause und schritt, gefolgt von jenem zerlumpten Menschen, auf die Gaststube zu.

Als sie eintraten, saß Flore auf der Bank beim Ofen, Marcell ging im Zimmer auf und ab, und ein Bauernmädchen steckte eben einen neuen brennenden Span in die eiserne Zwinge, welche statt des Leuchters diente.

Bei dem Eintreten des Fremden hielt Marcell seinen Schritt ein und warf einen mißtrauischen Blick auf den Ankommenden. — Dieser faßte ihn aber, ehe Marcell es sich noch versah, an der Brust, während sein Begleiter ihn bei den Armen packte und sie ihm auf dem Rücken zusammenpreßte.

Marcell schien bei dem plötzlichen Ueberfalle die Besinnung verloren zu haben, doch bald raffte er sich zusammen und wollte Widerstand leisten; da fiel sein Blick auf das Antlitz des Fremden, der ihn wie mit eiserner Faust an der Brust gepackt hatte.

»Muß ich Dir wieder begegnen,« schrie er, »wie damals, als Du an der Grenze von Deutschland mir den Fluch nachsendetest!«

»Thue Buße! sagte ich damals,« rief der Fremde; »Du verharrtest im Verbrechen; nun schlagen seine Wogen über Dir zusammen.«

»Nein, nein, nein!« schrie Marcell, »zu Hilfe! Das ist ein räuberischer Anfall.«

Die Bauern sprangen herbei, doch nicht, um dem Rufenden zu helfen. Der Abenteurer sah nun ein, daß Widerstand umsonst sei. Er knirschte mit den Zähnen, ein weißer, mit blutigen Flocken vermischter Schaum trat auf seine Lippen.

»Daß ich das noch erleben mußte!« murmelte er und schloß wie in Ohnmacht die Augen.

Flore, welche bisher zum Erstaunen der Bauern ganz theilnahmlos dagesessen, trat hervor und sagte fast tonlos:

»Hier, nehmen Sie auch noch eine Gefangene!«

VII.

Die Gräfin Vietinska war nicht wenig überrascht, als ihre Kammerfrau ganz unverhofft die Ankunft ihrer Nichte, der Gräfin Raunek, meldete. Die alte Dame eilte mit einer für ihre Jahre ganz erstaunlichen Hast gegen die Thüre, durch welche die Angemeldete eben eintrat.

»Du böses, böses Kind!« rief die Tante, »läßt mich so lange ohne Nachricht von Dir und nun trittst Du auf einmal wie vom Himmel herabgeschneit vor mich hin! War das auch recht?«

Antonie zog die Hand der alten Frau an ihre Lippen. »Verzeihen Sie mir,« lispelte sie; »hätte die Ueberraschung denn noch einen Werth, wenn ich Ihnen meine Ankunft früher angekündigt hätte?«

»Aber Du hast mich ja beinahe erschreckt.«

»Ich war nicht gefaßt darauf,« erwiederte Antonie, »daß mein Anblick diesen Eindruck auf Sie hervorbringen würde.«

»Und so lange hast Du nichts von Dir hören lassen,« fuhr die alte Gräfin fort; »ich mußte mir schon Gott weiß was Alles von Dir denken.«

Antonie sah sie bei diesen Worten scharf an und eine feine Röthe stieg auf ihren Wangen auf.

»Nun bleibst Du aber hier, hörst Du?« sagte die Tante eifrig; »jetzt lasse ich Dich nicht mehr fort, ich mag

es nicht, daß das einzige Mitglied meiner Familie, das ich um mich haben kann, lieber in der Fremde als bei seiner alten Tante lebt. Ueberhaupt, über diesen Punct und über noch mehreres Andere, das auch sehr wichtig ist, habe ich ziemlich viel mit Dir zu reden. Nun mußt Du mir aber erzählen, wo Du überall warst. Deine Briefe waren nie ausführlich genug, und kamen immer so spät und dann gar so selten —«

Antonie kämpfte bei diesen Worten sichtbar mit einer Befangenheit, die ihr sonst nicht eigen war, und suchte dem Gespräche eine andere Richtung zu geben. Sie erkundigte sich auf das Angelegentlichste um alle die Kleinigkeiten im Leben der alten Gräfin, von welchen sie wußte, daß jene einen großen Werth darauf lege; sie fragte um eine Menge Dinge, welche immer neuen Stoff zu weiteren Gesprächen gaben, so daß ihre Tante endlich gar nicht mehr daran zu denken schien, den früheren Gegenstand nochmals aufzugreifen. Mit eben so großem Geschick wählte Antonie den Moment, dieses erste Gespräch abzubrechen, und gelangte auf diese Weise glücklich über die Klippe der ersten Zusammenkunft hinweg, welcher sie nicht ohne Besorgniß entgegengesehen hatte.

Antonie hatte kaum Abschied genommen, als die alte Gräfin den Glockenzug zu Roberts Kanzlei heftig anriß, und einige Augenblicke später stand der junge Haimon vor ihr, die ihm mit triumphirender Miene entgegentrat.

»Nun, Haimon,« rief sie ihm gleich beim Eintritte entgegen, »hat Er den Auftrag ausgerichtet, hat

Er etwas entdeckt, oder sind wir Beide zum Besten gehalten worden?«

»Ich war gestern mich erkundigen, gnädige Gräfin, und wollte eben heute Euer Gnaden darüber berichten.«

»Also heraus damit, Haimon, erzähle Er, was Er weiß, was Er gesehen oder nicht gesehen hat, was Er erfahren, oder wie Er sich überhaupt von der ganzen Sache überzeugt hat.«

Robert erzählte nun das ganze Gespräch, welches er mit dem Hausmeister gehabt, und welche Auskunft ihm dieser gegeben.

»Es hat eine junge Frau dort gewohnt,« schloß er seinen Bericht, »aber sie ist leider an demselben Tage ausgezogen, so daß ich nur mit gutem Gewissen sagen kann, daß ich weder die Gräfin noch überhaupt Jemand dort gefunden.«

Die Gräfin schwieg und schien einen trüben Gedanken nur mit Gewalt unterdrücken zu können. — »Höre Er, Haimon,« sagte sie endlich, »Er hat mir keine gute Post gebracht. Er wird einsehen, daß es mir viel lieber sein müßte, wenn Er wirklich eine junge Frau noch dort wohnen gefunden hätte, und man könnte beweisen, daß sie und meine Nichte zwei ganz verschiedene Personen sind. Dazu kommt noch, und das wird Er nicht wissen, daß meine Nichte gerade heute hier eingetroffen ist und soeben bei mir war.«

»Euer Gnaden werden doch nicht glauben,« sagte Robert erschrocken, da er den Ideengang der alten Frau aufgefaßt zu haben glaubte, »das wäre ja — —«

»Vor Allem ist darüber zu schweigen,« erwiederte die

Gräfin in einem befehlenden und etwas strengen Tone. »Ich danke Ihm für die Mühe, welche Er sich gegeben hat, und werde Seinen Eifer nicht vergessen. Was glaubt Er zu meiner Idee? Ich will, daß die Gräfin von jetzt an bei mir wohne. Sie soll ihre Wohnung hier in der Gasse aufgeben und zu mir ziehen. Wir werden Beide genug Platz haben. Es ist ja schade um die vielen Zimmer, welche sie jetzt allein für sich hat und kaum benützt, und ihrer Blumenpassion kann sie bei mir eben so wie in ihrem Hause nachhängen.«

Die letzten Worte hatten wieder einen unbeschreiblichen Eindruck auf Robert gemacht. Die alte Gräfin sprach von der Blumenpassion ihrer Nichte, und vor Roberts Gedanken tauchte jener Garten vor den Fenstern in dem Hause schräg gegenüber auf. Plötzlich sah er wieder jene hohe schlanke Gestalt vor sich, welche so oft schon in seinen Träumen an ihm vorübergezogen, dieselbe Gestalt, deren Bild er in seinem Geiste kaum von jenem seiner Antonie trennen konnte.

Glücklicherweise schien die Gräfin seine Zerstreuung nicht zu bemerken, sie begann von anderen Dingen zu sprechen, und entließ Robert erst, nachdem sie ihm nochmals Verschwiegenheit eingeschärft hatte.

Die alte Maria hatte alle Hände voll zu thun, um eine Kammer in ihrer Wohnung für einen Gast herzurichten. Margarethe, welche durch Rubins und Roberts Verwendung bei ihr in Dienst getreten war, half ihr mit dem größten Eifer, und konnte sich, so neu sie auch noch im Hause

war, doch nicht enthalten, ihren Gedanken durch lautes Sprechen Luft zu machen.

»Jesus, Maria!« rief sie einmal über das anderemal aus, »wer hätte denken sollen, daß es so enden sollte? Die Vornehmheit, — es war wie bei einer wirklichen Gräfin, und Er — ein echter Cavalier kann nicht hochmüthiger sein. Jetzt kommt's heraus. Wie hat der schlechte Mensch die Arme oft behandelt, die hat mehr Thränen geweint, als sie Wasser getrunken hat — —«

»Wenn nur Alles glücklich ausgeht,« sagte Maria besorgt, »ich fürchte immer — —«

»Nein, Euer Gnaden,« erwiederte Margarethe bestimmt, »wo der Melchior dabei ist, da geht Alles gut. Er hat ja seit Mittag aufgepaßt, ist dann selbst mit hinausgefahren, und der andere Herr, ich weiß nicht, wer es war, von dem hat Melchior mit so großem Respect gesprochen, daß er immer nur gesagt hat: Margarethe, wenn der Herr sich der Sach' annimmt und sie einfädelt, dann muß es gehen. Was der kann, ist kein Anderer im Stande, da soll der Franzose sich wundern.«

»Mein Kind, hast Du auch aus dem Schwan Alles hiehergenommen? Ist nichts zurückgeblieben?«

»Ach, Euer Gnaden, das hab' ich ja noch gar nicht gesagt; wie ich nach Ihrem Befehl Alles einpacken wollte, ist er gerade, der gnädige Herr, wie er geheißen hat, ins Zimmer getreten. »Was machst Du da?« fragt' er mit einer Stimm', daß ich zusammengefahren bin. — Ich sag' ihm also, daß die Gnädige mir geschafft hat, Alles von ihren Sachen zusammenzupacken, weil sie vom Schwan ausziehen

will. — »Wohin? wohin?« fragt er und sieht mich dabei so drohend an, daß ich beinahe gezittert habe. — Ich weiß nicht, gnädiger Herr, sag' ich, das hat die gnädige Gräfin mir nicht gesagt. — »Du läßt Alles liegen!« befiehlt er mir ganz barsch, und weis't mich aus dem Zimmer der Gnädigen.«

»Nun, und was ist weiter mit den Sachen geschehen?« fragte Maria nicht ohne Besorgniß.

»Ich weiß es nicht, Euer Gnaden, aber gewiß hat er Alles zusammengepackt und mitgenommen, — — ich denk' es mir wenigstens so.«

»Du magst Recht haben. Wenn er schon früher die Absicht hatte, sie mit Gewalt von hier fortzubringen, so wird er auch dafür gesorgt haben, daß nichts im Schwan zurückbleibe. Thut nichts. Sie soll hier an nichts Mangel leiden, und in ein paar Tagen wird's ohnehin noch besser.«

»Ich weiß es, ich weiß es, sie wird dann zu jener vornehmen Dame gebracht werden, welche noch vorgestern bei ihr war.« —

Das Gespräch wurde durch den Eintritt Roberts unterbrochen, welcher ziemlich heftig die Stubenthüre aufriß.

»Kommen Sie, Frau Maria,« rief er, »kommen Sie, sie sind schon unten, die Aermste ist aber so schwach, daß ich jeden Augenblick eine neue Ohnmacht besorge.«

Die alte Frau eilte, gefolgt von Margarethe, hinaus, und traf schon auf dem Flur zum ersten Stocke einen Mann, welcher ein Frauenzimmer mehr trug als führte.

Maria näherte sich mit all' der freundlichen Sorgfalt,

deren die Fremde benöthigt schien, und begann sie auf der anderen Seite zu stützen und ihre Schritte zu leiten. Margarethe war weinend hinzugesprungen und hatte die eine herabhängende Hand der Dame heftig an ihre Lippen gepreßt.

Langsamen Schrittes wurde Flore — sie war es — in die Wohnung hinaufgebracht, und dort vorläufig auf das Canapé im Zimmer Maria's niedergelegt.

»Lauf' um den Doctor,« rief Maria, welche vor dem Aussehen Flore's, als diese die Haube und den Schleier abgenommen hatte, erschrak, und — leise fügte sie zu Robert hinzu: »Mir wird fast Angst, daß sie uns unter den Händen bleibt. Sie ist kreideweiß und wie ohne Leben!«

Die Kranke hob plötzlich den Kopf, schlug langsam die Augen auf und blickte umher, wie um sich klar zu machen, wo sie sei.

Ihr Blick fiel auf Robert, welcher mit besorgter kummervoller Miene neben dem Canapé stand und das Auge betrübt auf sie geheftet hatte.

»Robert, mein Freund, mein Bruder!« rief sie mit schwacher Stimme, aber tief ergreifendem Ausdruck. »Verzeihe mir, Robert!« fügte sie flehend hinzu und streckte ihm die Hand entgegen, »denke, daß ich so unglücklich, so elend, so verlassen bin, und —«

Robert legte ihr sanft die Hand auf den Mund und beugte sich tiefer zu ihr herab.

»Du bist unsere alte Helene,« sagte er beruhigend; »was geschehen ist, denke Du selbst nicht daran, der erste Schritt in dein neues Leben soll das vollständige Vergessen deiner letzten Zeit sein.«

Flore winkte jetzt auch dem Fremden, auf dessen Arm gestützt sie in das Haus gekommen, der aber bisher sich etwas zurückgezogen und die Gruppe, welche um die Kranke beschäftigt war, mit tiefer Rührung betrachtet hatte. Jetzt, da Flore ihm winkte, trat er näher, und erst in diesem Momente traf der volle Strahl des Lichtes sein schönes Antlitz.

Die Anwesenden schienen jetzt erst ihn wieder zu bemerken, man war bisher immer nur einzig und allein mit Flore beschäftigt gewesen, und Maria wollte verlegen sich entschuldigen, was der Fremde aber mit einer leichten und graziösen Bewegung der Hand abwehrte. Dann trat er zum Canapé, und seine großen sanften Augen auf Flore heftend, fragte er sanft: »Fühlen Sie sich wohler?«

»Freier, erleichterter,« flüsterte sie und bemühte sich, den Kopf zu ihm zu erheben; »wohler im Geiste, aber mein Herz, ach dieses Nagen, dieser Schmerz, es ist mir, als ob es springen sollte.«

Der Fremde legte seine Hand auf ihre Stirn; sie war glühend heiß, und eine feine Röthe begann unter den Augen auf den Wangen aufzublühen, das Athemholen war ebenfalls immer rascher geworden.

Er heftete einen Blick voll Mitleid und Erbarmen auf die Kranke, bei welcher sichtbar ein Fieber dem Ausbruche nahe war.

»Fühlen Sie Erleichterung?« sagte er und legte ihr sanft die Hand auf das Haupt.

Sie zuckte im ersten Augenblicke vor der Berührung zusammen, dann aber — bereits nach wenigen Augenblicken, begann ein seliges Lächeln auf ihren Zügen zu spielen, die

Augenlider senkten sich — noch einige Minuten und ein leiser Schlummer hatte mit seinen beglückenden Armen sie umfangen.

Der Arzt kam, den Margarethe geholt hatte, ersah die Kranke an und lächelte zufrieden über den gesunden Schlaf.

Maria und Margarethe blieben als Wärterinnen bei dem Canapé sitzen, während Robert und der Fremde sich nach einem kurzen Gespräche entfernten.

VIII.

Robert erkannte in dem Fremden, welcher Flore geleitet, und sich nun ihm gegenüber in seinem Zimmer befand, denselben Mann, dessen Erscheinen ihn aus Marcells mörderischem Hinterhalt im Schwan befreit hatte. Zu jeder andern Zeit hätte die Begegnung zweifelsohne in Robert eine gewisse schüchterne Befangenheit bewirkt. Die jetzige Aufregung aber ließ derlei nicht aufkommen. Zudem hatte Rubin, bevor er gegangen, nicht versäumt, dem jungen Haimon den Namen des geheimnißvollen Fremden zuzuraunen, und Robert sich dabei der Worte erinnert, welche der Provincial gesprochen, nachdem er die Vorfälle im Schwan vernommen.

»Wie dankbar muß ich Ihnen sein,« begann Robert, »daß Sie es nicht für zu gering hielten, thätig in dieses Trauerspiel einzugreifen, dessen Heldin jene Unglückliche ist. Mein Dank ist deswegen ein doppelter, denn ich darf nie vergessen, daß ich Ihnen die Rettung meines Lebens schulde.«

Saint Germain ergriff die Hand des jungen Mannes und sah aufmerksam in die Linien ihrer inneren Fläche, dann ließ er mit einem leisen Seufzer sie wieder fallen. Robert war im ersten Augenblicke bestürzt darüber, aber er faßte sich rasch, als Saint Germain beruhigend sagte:

»Wie sonderbar das Schicksal dem Menschen oft seine Wege zieht. Ihr Leben, einst so innig mit dem Schicksal jener Unglücklichen verbunden, geht von jetzt an weit aus-

einander von jenem Flore's. Die Aermste muß ihre Vergangenheit vergessen, wenn wir sie zu einem neuen Leben heranziehen wollen.«

»Sie soll, wenigstens was mich betrifft, nie an die Vergangenheit erinnert werden,« rief Robert aus; »ich fühle mit ihr vollkommen den ganzen ungeheuren Schmerz der Reue, welcher sie uns gegenüber ergreifen muß.«

»Und doch hat sie noch nicht alle Läuterungsstufen durchgemacht,« sagte Saint Germain, »sie steht erst am Anfange jenes bitteren Pfades, wo das Herz bei jedem Schritte einen neuen heißen Tropfen Blutes verliert, wo das Leben einen Vorhang nach dem andern aufrollt, um endlich im letzten Augenblicke dem brechenden Auge das Bild aller jener Seligkeiten nahe zu bringen, die erreichbar gewesen wären, und durch eigene Schuld unwiederbringlich verloren wurden. Gewöhnliche Menschen nennen solche Rückblicke Reue, hier aber muß es mehr als diese, muß es das gläubige volle Aufgeben seiner selbst sein, wenn das gebrochene Herz in der Buße sich wieder erheben soll.«

»Ich fürchte nur, daß die Aermste an solcher Prüfung zu Grunde geht,« klagte Robert.

»Nennen Sie es zu Grunde gehen, wenn der Geist sich zur Klarheit aufschwingt?« war die Antwort. »Ist es nicht vielmehr ein Erheben, wenn die Fesseln des irdischen Leibes, die Sclavenkette des Lebens, welche jede Seele hier auf Erden mit sich herumschleppen muß, von uns abfällt, und die reine Gottesnatur, wie sie unverdorben aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, geläutert wieder zur Urquelle allen Lebens zurückkehrt? Liegt denn nicht darin eigentlich das Glück und die Befriedigung?«

Robert hatte nicht ohne Verwunderung diesen Worten zugehört. Seinem ziemlich practischen Verstande klangen diese Ansichten etwas überspannt, wenn er auch von der feineren Bildung seiner Zeit hinlänglich genug besaß, um diesen philosophischen Mysticismus, der eben sehr im Schwunge war, bei einer so geheimnißvollen Figur, wie Saint Germain, vollkommen zu begreifen. Aber er mußte sich gestehen, daß dieser Mann jetzt bei weitem nicht mehr jenen Eindruck auf ihn machte, wie bei der ersten Begegnung. Eine unsichtbare Scheidewand erhob sich zwischen ihnen, und seine Bewunderung hatte ihre frühere Gläubigkeit verloren. Er verglich in Gedanken Saint Germain und den Provincial, diese beiden so ähnlichen und doch wieder so himmelweit verschiedenen Charactere, und sein ganzes Herz fühlte sich um so mehr zu Letzterem hingezogen, als er bei ihm nichts von jener verschwommenen Weichlichkeit, jener Ueberspannung der Phantasie gefunden hatte, welche ihm gleich nach den ersten Worten bei Saint Germain aufgefallen war. Das Bild des Provincials stand vor seiner Seele als das eines energischen und geistesstarken Mannes, mit eisernem Willen sich und seine Umgebung bezwingend, mit Klarheit die Verhältnisse überschauend und in ihren Lauf eingreifend.

Es war, als wenn Saint Germain diesen Gedankenlauf des jungen Mannes errathen hätte.

»Ich hoffe Sie nicht zu stören,« sagte er, »trotzdem ich vermuthe, daß Sie heute noch den Besuch Ihres würdigen Freundes — den Besuch Clemens Bekers erwarten.«

»Allerdings hoffe ich —«

»Sehen Sie,« begann Saint Germain und zog Haimon an das Fenster, wo er mit der Hand auf den bereits

einander von jenem Flore's. Die Aermste muß ihre Vergangenheit vergessen, wenn wir sie zu einem neuen Leben heranziehen wollen.«

»Sie soll, wenigstens was mich betrifft, nie an die Vergangenheit erinnert werden,« rief Robert aus; »ich fühle mit ihr vollkommen den ganzen ungeheuren Schmerz der Reue, welcher sie uns gegenüber ergreifen muß.«

»Und doch hat sie noch nicht alle Läuterungsstufen durchgemacht,« sagte Saint Germain, »sie steht erst am Anfange jenes bitteren Pfades, wo das Herz bei jedem Schritte einen neuen heißen Tropfen Blutes verliert, wo das Leben einen Vorhang nach dem andern aufrollt, um endlich im letzten Augenblicke dem brechenden Auge das Bild aller jener Seligkeiten nahe zu bringen, die erreichbar gewesen wären, und durch eigene Schuld unwiederbringlich verloren wurden. Gewöhnliche Menschen nennen solche Rückblicke Reue, hier aber muß es mehr als diese, muß es das gläubige volle Aufgeben seiner selbst sein, wenn das gebrochene Herz in der Buße sich wieder erheben soll.«

»Ich fürchte nur, daß die Aermste an solcher Prüfung zu Grunde geht,« klagte Robert.

»Nennen Sie es zu Grunde gehen, wenn der Geist sich zur Klarheit aufschwingt?« war die Antwort. »Ist es nicht vielmehr ein Erheben, wenn die Fesseln des irdischen Leibes, die Sclavenkette des Lebens, welche jede Seele hier auf Erden mit sich herumschleppen muß, von uns abfällt, und die reine Gottesnatur, wie sie unverdorben aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, geläutert wieder zur Urquelle allen Lebens zurückkehrt? Liegt denn nicht darin eigentlich das Glück und die Befriedigung?«

Robert hatte nicht ohne Verwunderung diesen Worten zugehört. Seinem ziemlich practischen Verstande klangen diese Ansichten etwas überspannt, wenn er auch von der feineren Bildung seiner Zeit hinlänglich genug besaß, um diesen philosophischen Mysticismus, der eben sehr im Schwunge war, bei einer so geheimnißvollen Figur, wie Saint Germain, vollkommen zu begreifen. Aber er mußte sich gestehen, daß dieser Mann jetzt bei weitem nicht mehr jenen Eindruck auf ihn machte, wie bei der ersten Begegnung. Eine unsichtbare Scheidewand erhob sich zwischen ihnen, und seine Bewunderung hatte ihre frühere Gläubigkeit verloren. Er verglich in Gedanken Saint Germain und den Provincial, diese beiden so ähnlichen und doch wieder so himmelweit verschiedenen Charactere, und sein ganzes Herz fühlte sich um so mehr zu Letzterem hingezogen, als er bei ihm nichts von jener verschwommenen Weichlichkeit, jener Ueberspannung der Phantasie gefunden hatte, welche ihm gleich nach den ersten Worten bei Saint Germain aufgefallen war. Das Bild des Provincials stand vor seiner Seele als das eines energischen und geistesstarken Mannes, mit eisernem Willen sich und seine Umgebung bezwingend, mit Klarheit die Verhältnisse überschauend und in ihren Lauf eingreifend.

Es war, als wenn Saint Germain diesen Gedankenlauf des jungen Mannes errathen hätte.

»Ich hoffe Sie nicht zu stören,« sagte er, »trotzdem ich vermuthe, daß Sie heute noch den Besuch Ihres würdigen Freundes — den Besuch Clemens Bekers erwarten.«

»Allerdings hoffe ich —«

»Sehen Sie,« begann Saint Germain und zog Haimon an das Fenster, wo er mit der Hand auf den bereits

mit Sternen besäeten Nachthimmel hindeutete, »unsere Zeit mit ihrer Aufklärung lächelt über die Weisheit jener Vergangenheit, welche in den Sternen das Schicksal der Menschen las, und doch liegt es nur an dem blöden Auge der Gegenwart, wenn ihr so vieles entgeht, was sonst klar und deutlich am großen Himmelsbogen zu lesen gewesen.

Robert wollte überrascht fragen, aber Saint Germain winkte ihm mit der Hand und fuhr fort: »Es wird eine Zeit kommen, wo Sie reif genug sein werden, um in diese Geheimnisse eingeweiht zu werden, ich werde vielleicht dann nicht mehr in Ihrer Nähe sein, aber Beker wird Ihnen zur Seite stehen. Fragen Sie ihn, in welchem Zusammenhange das irdische Treiben der Menschen mit jener großen Weltordnung steht, und er wird Ihnen erklären, daß das ganze Leben nur ein vorausbestimmtes, nach unwandelbaren Gesetzen geregeltes Bewegen auf jenem Platze und in jenen Verhältnissen ist, welche die Natur jedem Dasein anweis't.«

»So wäre der menschliche Geist in seiner Kraft und Herrlichkeit nichts Anderes als eine Maschine, ein Wesen ohne Selbstbestimmung, eine Puppe, die willenlos einem höheren Einflusse gehorcht?«

»So ziemlich,« sagte der Andere lächelnd, »und gerade darin liegt die Eitelkeit der Welt, daß die Menschen so viel nach freier Selbstbestimmung streben, daß sie von Freiheit träumen, ohne zu wissen, wie sehr sie in der Hand des Weltordners nur Puppen sind, welche nach bestimmten ewigen Gesetzen sich bewegen und leben. Was man Freiheit nennt, dieses glänzende Phantom, welches in Frankreich jetzt seine strahlenden Schwingen zu regen beginnt, ist ein Medusenhaupt in einen goldgestickten Schleier gehüllt. Aber es

wird eine Zeit kommen, wo dieser Schleier fällt. Wer dann starken Geistes in diese glühenden Augen sehen wird, wer das Ringeln der Schlangen wird bewältigen können, der, mein Freund, wird der wahrhaft Freie. —

»Es wird Zeit,« fuhr er nach einer Pause fort, nachdem er lange wie im Anschauen der glänzenden Gestirne versunken dagestanden, »daß wir Sie in das Heiligthum jenes Tempels einführen, welches bisher von rohen gemeinen Händen hier in Wien entweiht wurde. Erinnern Sie sich auf das. was jener Marcell Ihnen bei seinem letzten Aufenthalte in Wien entdeckte? Steht es noch klar vor Ihrem Geiste, welche Bilder er heraufbeschwor, um ebenso auf Ihre Phantasie, wie auf Ihren Verstand zu wirken? Damals waren Sie nahe daran, ein williges Werkzeug seiner Pläne zu werden, und nachdem Sie sich zu seinem Schüler ausgebildet, seine Lehren weiter in den Kreisen Ihrer Freunde fortzupflanzen.«

»Es scheint ein Irrthum,« sagte Robert nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, »es handelte sich damals nur um die Gründung eines Vereins —«

»Zur Aufklärung Oesterreichs,« unterbrach ihn Saint Germain, »ja, so nannte man es damals, diese Bezeichnung schrieb man auf die Fahne, welche man in Frankreich zu entfalten beginnt, um sie einst bei gelegener Zeit weit über alle Länder zu verbreiten. Sie sind jung, mein Freund, und das heiße Herz knüpft nur allzuleicht Hoffnungen an Pläne, und neue Pläne an gescheiterte Hoffnungen. Sie haben diesen Marcell kennen gelernt; glauben Sie jetzt noch, daß derselbe Mensch, welcher niedriger Zwecke wegen mit Ihrem Leben spielte, und in planvoller Schlechtigkeit die Unglückliche, welche wir so eben verlassen haben, bis an den äußer-

sten Rand des Verderbens führte, daß in dem Munde eines solchen nicht das Wort Freiheit eine Lästerung ist? Die Befreiung der Menschheit ist nur auf einem Wege, auf einem Gebiete möglich, im Geiste!«

Robert wurde in seiner Antwort durch den Eintritt des Provincials unterbrochen, welcher mit ausgebreiteten Armen an der Thüre stehen blieb und Saint Germains Namen rief.

»Mein Bruder, mein Freund, mein Meister!« rief dieser und stürzte an die Brust des Mannes, der ihn fest wie einen langentbehrten und heißersehnten Freund umschloß.

»Zu uns hieher!« sagte der Provincial zu Robert, welcher einen Schritt zurückgetreten war und die beiden Männer betrachtete; »zu uns hieher, junges Leben, Du Bild unserer geträumten Zukunft!«

— — Am nächsten Morgen begaben sich der Provincial und Saint Germain in das Gefängniß zum Kanzlisten.

Bei ihrem Eintritt lag er auf dem harten Bette und fuhr, als wenn eine Natter ihn gestochen hätte, empor, als er sah, wer sich ihm näherte.

»Kommt Ihr,« rief er mit von Bosheit verzerrten Zügen, »um Euch an meiner Qual, an meinem Unglück zu weiden? Laßt mich wenigstens ruhig, allein verenden, erspart mir einen Anblick, den ich nicht ertragen mag.«

»Wir kommen nicht als Feinde,« sagte ernst der Provincial.

»So? also vielleicht gar als meine Freunde, als meine Helfer und Retter? Wäret Ihr das, Ihr ließet mich nicht so angekettet wie einen bissigen Hund hier liegen, Ihr wür-

der an die Vergangenheit denken und mich als einen der Eurigen der kommenden Schmach entziehen.«

»Als einen der Unseren?« entgegnete Saint-Germain verächtlich; »wer gibt Dir das Recht, Dich so zu nennen, Du, der von uns abgefallen, der sich nur eingeschlichen in den Bund, um den beschränkten Verstand von Thoren zu täuschen, und statt Erhabenem nur dem Gemeinen nachlief?«

Der Gefangene sah Beide höhnisch an und schlug dann eine gellende Lache auf.

»Meint Ihr wirklich? Glaubt Ihr denn, ich und meine Freunde wären eitel Blumen, die nur vom himmlischen Thau leben, und nicht auch der reelleren Genüsse der Erde bedürfen? Was konnte mir der Orden anders sein, als die Stufe zum Glücke, und lag diese in etwas Anderem, als in dem Benutzen der Schwäche und der Leichtgläubigkeit der Menschen? Warum sollten wir Adepten uns nicht mit allem Feuer euren neuen Lehren vom höchsten Glücke anschließen, da wir diesem doch ebenfalls nachstrebten? Freilich, das wußten wir damals noch nicht, daß Ihr darunter nur die himmlische Weisheit verstehen wollt, was wir für die Vollkommenheit aller Kenntniß zur Erlangung des Reichthums hielten. Das war unser Begriff von Glückseligkeit, und als wir sahen, daß eure Lehren nur eitel Betrug, — warum sollten wir die Leichtgläubigen von uns weisen, welche uns mit Gold die Aufnahme in den Orden aufwiegen wollten? Wir wußten am besten, was sie finden würden, aber sie brachten uns Gold — Gold, das wir brauchten!«

»Unglücklicher! und dem Wahn hast Du Alles geopfert?« sagte Saint Germain in einem Tone, durch welchen ein Strahl von Mitleid durchschimmerte.

Der Kanzlist zerrte voll Wuth an der Kette, indem er ausrief:

»Oho, ich glaube gar, Ihr wollt euren Scherz mit mir treiben? Was sollen diese Vorwürfe? Warum bedauert Ihr mich? Ich will nicht bemitleidet sein. Haßt mich, so werde ich wissen, daß Ihr mich fürchtet, aber das Bedauern, den lahmen Bruder der Theilnahme, schenke ich Euch. Geht, geht, laßt mich allein. Was seid Ihr gekommen, um den gefesselten Löwen zu schauen? Fort, fort!«

»Mäßige er sich, Schreiber,« begann der Provincial nach einer kleinen Pause, in welcher die beiden Besucher dem Gefangenen Zeit gelassen hatten, sich zu sammeln und zu beruhigen; »höre Er uns aufmerksam an, wir sind nicht in böser Absicht bei Ihm, wir möchten Ihm sogar wo möglich helfen!«

»Helfen, helfen!« schrie der Kanzlist, »und das sagt Ihr mir? Ihr, der an dem ganzen Unglück schuld ist, redet das einem Kinde ein oder einem Weibe, das sich durch Schmeicheleien und Hoffnungen bethören läßt. Was könnt Ihr anders von mir wollen, als mich aushorchen, mir auf den Zahn fühlen, nachsehen, ob ich schon mürbe genug geworden, um Euch zu Diensten zu stehen —«

»Urtheilt nicht vorschnell, laßt erst mit Euch reden,« fiel ihm der Provincial ins Wort. »Wir sind in der That gekommen, Ihm zu helfen, wenn Er bereit ist, einen Wunsch von uns zu erfüllen Es handelt sich um Marcell und dessen Verbindungen in Frankreich. Bereits sind alle Fäden jenes verbrecherischen Treibens, jener Verbindung zwischen dem Unterhändler und Wien in den Händen des Gerichtes —«

»Das ist nicht möglich!« rief rasch der Kanzlist, — »kein Uneingeweihter weiß darum.«

»Wenn aber Eingeweihte gestanden hätten?« fragte Saint Germain.

»Das kann nur der Baron gewesen sein, der Hungerleider,« schrie der Kanzlist wüthend und schlug sich mit der Faust vor die Stirn.

»Also wußte der Baron um Alles?« fragte der Provincial rasch.

Schreiber merkte aus dieser Frage, daß er zu viel gesagt, er sah die Beiden einen Augenblick forschend an und versetzte endlich:

»Was bekomme ich, wenn Ihr mehr als irgend Jemand ahnt, von mir erfahrt? wenn ich es Euch mit Beweisen, mit Papieren schwarz auf weiß belege?«

»Fordert selbst,« sagte der Provincial.

»Gut,« erwiederte der Kanzlist, »ich werde mir den Preis überlegen. Laßt mich jetzt allein, es ist keine Kleinigkeit, was ich thun will. In der Hand habt Ihr mich ohnedies, ich war dumm genug, zu viel zu reden, aber jetzt will ich nichts mehr davon wissen. Kommt übermorgen wieder. Mein Wort, es wird Euch freilich nicht viel gelten, aber es soll Euch die Versicherung geben, daß ich beichten will. — Jetzt geht, geht, ich will heute Niemand mehr sehen.«

IX.

Der Provinzial und Saint Germain verließen die Zelle des Gefangenen mit einem Gefühle des Abscheus vor diesem Menschen, welcher selbst noch in Ketten und wie er sich doch sagen mußte, am traurigen und abschreckenden Ende seiner Laufbahn, nichts von der Bosheit und Schlechtigkeit seines Gemüthes aufgegeben hatte.

»In diesem schlechten Gefäße,« sagte der Provincial, »birgt sich ein kostbarer Inhalt von all' dem, was Licht über das Treiben jener geheimnißvollen Vereine geben könnte. Was wir auch schon wissen, und welch ein reicher Schatz von Erfahrungen und Angaben uns zu Gebote steht, dieser Mensch weiß mehr.«

»Wenigstens Alles, was auf die Verbindungen mit Wien Bezug hat,« meinte Saint Germain.

»Mehr, mehr noch. Ich bin überzeugt, daß trotz aller Wachsamkeit der Obern des wahren Orients das schleichende Gift auf geheimen Wegen von hier aus in alle Provinzen gegangen ist. Ich ahne, daß sich die verborgenen Fäden nicht allein über ganz Oesterreich, sondern auch über einen großen Theil von Deutschland und Italien verbreiten. Was letzteres betrifft, so weiß ich es sogar ganz gewiß.«

Saint Germain sah ihn forschend an und sagte halbleise: »Ich ahne Ihre Quellen. Sagen Sie mir, welche Nachrichten haben Sie aus Rom?«

»Aus Rom?« antwortete der Andere und wie eine trübe Wolke zog es über sein Antlitz. »Was kann,« sagte er endlich mit einem Anfluge von Bitterkeit, »aus dieser Nacht für ein Lichtstrahl kommen? Was kann man von Männern erwarten, die ihre eigenen Werkzeuge mit so schnöder Hand selbst zerbrechen? Ganganelli wird bereuen, was er gethan, aber für ihn wird die Reue zu spät kommen.«

Ein Schauder schien Saint Germain zu ergreifen, als der Provincial scheinbar ruhig diese Worte gesprochen; dieser aber fuhr fort:

»Ich habe Nachrichten, welche mir eine neue Welt eröffnen. Ihnen, als einem Eingeweihten des höchsten Grades, kann ich es, ja muß ich es sogar entdecken: unsere Bemühungen in Rußland sind geglückt.«

»Und Polen?« rief Saint Germain, »das Land, das ich so sehr liebe, das Vaterland der Einzigen, für welche einst mein Herz schlug?«

»Es darf kein Polen mehr geben,« sagte der Provincial kalt, »wir haben es Catharina versprochen, wenn sie uns einen neuen Bau in ihrem weiten Reiche gründen läßt. Warum sollten wir das Land, das uns nicht mehr schützen konnte, und doch auch unsere Hilfe von sich wies, noch halten, wenn wir auf seinen Trümmern einen neuen Tempel errichten können? Werdet Ihr in Frankreich es denn anders machen? Wird da nicht in wenigen Jahren der Brand durch das morsche Gebäude gehen, das Ihr niederreißen wollt, um ebenfalls auf den Trümmern ein neues Haus zu bauen?«

Saint Germain schwieg. Eine tiefe Trauer lag aber auf seinem edlen Gesichte, und dieser Ausdruck contrastirte seltsam

mit dem Feuer, das während der letzten Worte aus den Augen des Provincials geleuchtet hatte.

»Was wir jetzt hier vollbringen,« sagte er, »ist es denn mehr als ein Zertrümmern von Pfuschwerk eines Höllenspuks, der unseren Namen sich anmaßt, ohne auch nur die Spur von jenem Geiste zu ahnen, den wir mit gewaltigen Schritten über die Welt hinschreiten lassen? Kleinlicher Geiz und niedriger Egoismus haben sich in Begleitung der Schlechtigkeit und des Verbrechens in das Gewand unseres Namens gehüllt, ein Spukbild für den Wissenden, ein Betrug für den Unerfahrenen, ein Verderben für jene kleinen Geister, die nicht im Stande sind, Wahres vom Falschen zu unterscheiden.«

Sie waren während dieses halb leise geführten Gespräches zum Ende des langen Ganges und zur eisernen Thüre gelangt, welche dort die Treppe abschloß. Der Provincial hob den eisernen Hammer, welcher inwendig an der Thüre hing, und schlug ein paarmal heftig auf die Platten, daß der Ton durch die Gänge widerhallte. Es dauerte auch nicht lange, so wurden von draußen Schlüssel in das Schloß gesteckt, der Riegel schob sich zurück und mit ehrerbietiger Verbeugung öffnete ein Schließer die Thüre.

Es war derselbe, welcher den Provinzial in Martins Gefängniß geführt hatte, und er erkannte ihn auch sogleich wieder.

»Wollen Euer Gnaden vielleicht auch den Andern besuchen?« fragte er; »wenn auch kein Auftrag und Erlaubnißschein da ist, ich weiß schon, daß ich Euer Gnaden doch hinüber führen kann.«

Der Provincial schüttelte verneinend den Kopf.

»Ich danke Euch, mein Freund,« sagte er, »ich werde den alten Mann wohl nächstens sehen. Wie geht es ihm jetzt? ist er wohl? geht der Prozeß vorwärts?«

»Vorwärts, Euer Gnaden? Der alte Martin sitzt ja erst anderthalb Jahr, wie oft kann er denn bis jetzt vernommen sein? Das geht nicht so geschwind und aussagen will er noch nichts, da wird wohl das Hausmittel herhalten müssen.«

Der Provincial und Saint Germain schauderten.

»Die Folter?« riefen Beide fast zu gleicher Zeit, »ließe sich dem nicht ausweichen? Gibt es keinen andern Weg für das Gericht, um die Wahrheit zu ergründen?«

»Es ist ja seine eigene Schuld,« meinte der Schließer, »er will nichts reden, und seit ein paar Wochen stellt er sich gar verrückt.«

»Wahnsinnig? Heiliger Gott!« sagte der Provincial, und Saint Germain flüsterte leise vor sich hin: »Du forderst ein schweres Opfer, großer Orient des Lichtes!«

»Nun, ist's dem Herrn gefällig, zu dem Alten zu gehen? Er ist ganz spaßig anzuschauen in seiner Verrücktheit, und dabei thut er Niemand was zu Leid. Er ist wie ein Kind. Immerfort beten, aber lauter heidnisches Zeug.«

»Er fleht zu Adonai und Horus,« flüsterte Saint Germain dem Provincial zu. Dieser nickte mit dem Kopfe und indem er dem Schließer, der ihn über die Treppe hinab begleitete, ein Stück Geld in die Hand drückte, verließ er mit Saint Germain das Gefängniß.

Beide gingen verstummend von dannen.

Flore hatte die Kammer bezogen, die Maria für sie hergerichtet. Robert ging, wenn er nach Hause kam, immer wenigstens auf eine kurze Zeit zu ihr hinüber, und in solchen Momenten schien sich das gebeugte Gemüth des Mädchens wieder neu aufzurichten und ihre Seele neue Spannkraft zu gewinnen. Am meisten aber war Maria selbst bei ihr anwesend, und ihr klares Wesen, ihre liebreich gelassene Weise übten eine trostreiche Wirkung. Helene, wie wir sie von jetzt an wieder nennen wollen, wurde im Schutze des Bruders, in der Umgebung Maria's und der treuen Margarethe sichtbar ruhiger.

Margarethe hing mit einer fast abgöttischen Verehrung an der Unglücklichen und ein unerklärliches Band der Sympathie schien die beiden sich so entfernt stehenden Wesen zu verbinden. Zu all' dieser von verschiedener Seite ihr gewährten Pflege und Aufmerksamkeit hatte sich für Helene noch eine andere Person interessirt, deren erstes Erscheinen an ihrem Bette sie eben so sehr mit Freude als aber auch mit einer gewissen Beklemmung erfüllte. Es war nämlich die Gräfin Raunek, welche sonderbarer Weise immer nur zu jener Zeit erschien, in welcher Robert nicht kommen konnte. Die Zurückhaltung, die verschämte Scheu, welche Helene die ersten Stunden dieser Dame gegenüber gefühlt hatte, verloren sich nach und nach, und um so mehr, als Margarethe, welche des Nachts bei ihr wachte, zu plaudern begann und verrieth, daß es eigentlich die Gräfin sei, auf deren Veranlassung sie zu Maria gebracht worden, und daß sie selbst sich jetzt eigentlich im Dienste jener Dame befinde.

Helene hatte diese Eröffnung schweigend und gedankenvoll angehört. Der Blick ihres eingesunkenen schlaflosen

Auges starrte in die kleine Flamme des Nachtlichtes, und sie fragte endlich mit einigem Zögern:

»Was mag wohl die Gräfin bewegen, sich derart meiner anzunehmen? Es war mir schon auffallend, daß sie selbst ohne eine besondere Veranlassung meine Freundschaft suchte, zu mir kam, in meine Verhältnisse sich einweihte, und endlich — — — Sie hat viel an mir gethan!« fügte sie nach einem minutenlangen Schweigen hinzu, indem sie die Hände wie betend über die Bettdecke faltete.

Margarethe lächelte verlegen vor sich hin. »Ich könnte wohl Euer Gnaden etwas sagen, aber ich weiß nicht, ob ich darf?«

Helene sah das Mädchen erstaunt an, welches mit niedergeschlagenen Augen da saß und an den Bändern ihrer Schürze zupfte.

»Euer Gnaden werden wissen,« begann Margarethe, »ich habe es ja offen Euer Gnaden schon gesagt, daß der Rubin — —«

»Ich verstehe Dich,« antwortete Helene mühsam lächelnd, »aber wie kommt dein Freund, von dem ich nur wußte, daß er mit Robert in Verbindung steht, jetzt hieher, in einen Zusammenhang mit der Gräfin Raunek?«

»Mein Rubin meint halt,« sagte das Mädchen stotternd, »daß zwischen der Frau Gräfin und dem Herrn Haimon —«

»Was sagst Du?« rief Helene verwundert, und in ihrem Herzen stieg eine Freude, so rein, so beseligend auf, wie sie solche lange nicht empfunden hatte; »Du weißt also wirklich, daß ein inniges Verhältniß zwischen Beiden walte?«

»Wenn Euer Gnaden mich nicht verrathen wollen, ich

habe von der Frau Maria ein Wort gehört, aber ich bitte Euer Gnaden, Sie dürfen Niemand etwas davon sagen, es war nicht schön von mir, — daß ich gehorcht habe. Also, am ersten Abend, wie ich hier war, hatte ich in der Kammer drüben aufzuräumen, und hörte nebenan im Zimmer Frau Maria mit noch Jemand sprechen.«

»Haben Sie schon Ihrer Frau Tante sich entdeckt?« sagte Frau Maria, und eine kleine Weile darauf, nachdem sie fortwährend so leise gesprochen hatte, daß ich gar nichts davon verstehen konnte, antwortete ihr eine andere Stimme, welche ich gleich für die der Frau Gräfin erkannte: »Du quälst mich, Maria, mit deinen Zweifeln, — glaubst Du denn noch immer nicht an die Wahrheit dessen, was ich fühle, fürchtest Du noch immer eine Selbsttäuschung oder eine späte Reue?«

»Wenn ich fürchtete,« hörte ich Frau Maria antworten, »daß einst die bittere Stunde der Reue bei Ihnen, die ich über Alles liebe, eintreten könnte, glauben Sie denn, daß ich nicht schon lange selbst Schritte gethan hätte, um ein Band zu zerreißen, das die Welt ein unnatürliches nennen kann? Reue fürchte ich nicht, denn Haimon ist ein vortreffliches Herz, ein seltener Mensch, durch und durch die Ehrlichkeit selbst.«

»Also was sollte mich abhalten?« rief die Gräfin, »warum sollte ich mein Glück selbst von mir stoßen? Vielleicht der Welt wegen? Was ist mir die Welt und ihr Urtheil? Gibt es nicht irgend einen stillen Platz auf Erden, wo die Zungen böser Menschen das ruhige Glück nicht stören können? Ich sage Dir, Maria, es wird sein, ich werde mich aus den Fesseln des Standes reißen, dem ich ohnehin nur als ein eingepfropfter Zweig angehöre — —«

»Und was soll denn aus mir werden?« fragte Frau Maria in einem ganz wehmüthigen Tone; »was aus —« hier hielt Margarethe inne, und sah schüchtern auf Helene, welche mit gespannter Aufmerksamkeit zuzuhören schien.

»Du stockst, Margarethe,« sagte diese; »warum sprachst Du nicht weiter? was kann Dich abhalten? Sage unverholen, was Du gehört hast.«

»Nun, wenn es sein muß,« antwortete das Mädchen, »es wurde auch Ihr Name genannt, und Frau Maria fragte also, was die Gräfin weiter zu thun gedächte, da sie sich Ihrer doch bis jetzt angenommen habe?«

»Was Flore betrifft,« sagte die Gräfin, »so soll sie, bis sie sich ganz erholt hat, bei Dir, Maria, bleiben. Dann wird der erste Schmerz vorübergegangen sein, ihr aufgeregtes Gemüth wird sich beruhigt haben, und den endlichen stillen Frieden der Seele wird sie im Umgange mit uns wiederfinden. Ich liebe sie und werde die Unglückliche schon um Roberts willen als meine Schwester behandeln. Ein neues Leben soll ihr bei uns aufgehen —«

Hier wurde das Mädchen von dem tiefen Schluchzen der Kranken unterbrochen, welche die Hände vor das Gesicht gepreßt hatte und laut weinte. Im ersten Augenblicke war Margarethe ganz bestürzt, dann aber kniete sie vor das Bett hin, und bemühte sich, in leisen flüsternden Worten die Weinende zu beruhigen.

»Man meint es ja so gut mit Ihnen, Euer Gnaden,« sagte sie jetzt selbst weinend, »es hat ja Alles hier Sie so sehr lieb!«

Helene ließ die Hände von dem Gesicht sinken und sah das Mädchen mit einem unaussprechlichen Blicke der Trauer an.

*

»Glaubst Du denn,« sagte sie wehmüthig den Kopf schüttelnd, »daß ich diese Liebe annehmen darf? Wenn Du wüßtest, armes Kind —«

Margarethe sah zu Boden und antwortete nicht. Sie war zartfühlend genug, um Derjenigen, welche sie in den Tagen des Glanzes gekannt hatte, es nicht zu entdecken, daß Rubin ihr alles auf ihre Geschichte Bezügliche mitgetheilt hatte.

Das Gespräch gerieth ins Stocken. Der mitleidige Schlummer senkte sich endlich über die leidensgequälte Helene. Aber es entging Margarethe, welche jeden Athemzug von ihr beobachtete, nicht, daß, je tiefer sie schlief, um so quälendere Träume sie zu beunruhigen schienen. Sie zuckte im Schlafe, wie in nervöser Aufregung, oft zusammen, einzelne abgebrochene Laute, manchmal wie ein halbunterdrückter Schrei, entfuhren ihren Lippen, unruhig warf sie sich von einer zur anderen Seite, so daß Margarethe öfters vom Stuhle aufsprang, denn sie glaubte, die Kranke müsse von der heftigen Bewegung erwachen.

Endlich gegen Morgen schien ein ruhigerer Schlummer sich auf sie herabzusenken, ihre Athemzüge wurden leichter, — eben brach ein Strahl der Morgenröthe durch das Fenster und Margarethe flüsterte betend: »Gelobt sei Gott!«

X.

Der Provincial und Saint Germain hatten kaum das Gefängniß des Kanzlisten verlassen, als dieser mit einem Blicke, worin sich der ganze Haß, die unermeßliche Bosheit seiner Seele wiederspiegelten, von seinem harten Lager aufsprang und voll Wuth, wie ein Tiger im Käfig, in dem engen Raume der Zelle herumrannte. Er schien während der wenigen Tage seiner Haft bereits ungemein gealtert; sein Haar, jetzt von keiner Perrücke bedeckt, erschien fast vollkommen weiß, und aus den tiefliegenden Augen flammte es wie tödtlicher Haß, welcher rastlos sein Opfer sucht.

Die Ketten rasselten, als er mit den Händen sich in die Haare fuhr, und wie verzweifelnd ausrief: »Also dahin ist es mit mir gekommen? Das soll das Ende von allen meinen hochfliegenden Plänen sein? Wie vor einem Schuft soll man auf der Straße vor mir ausspeien, wenn ich mit dem Besen in der Hand vielleicht vor seinem Hause die Straße kehren muß? O, das ist das Schrecklichste, und doch sehe ich keinen — keinen Ausweg.« — Er schwieg einen Augenblick und starrte vor sich hin. »Wenn sie mir auch hart zu Leibe gehen, ich werde es aushalten, ich werde nicht muckſen, ich werde schweigen können. Aber die Andern? Marcell freilich ist auch ausgepicht, auf diesen könnte man sich am Ende noch verlassen; aber der Baron, dieser Feigling. — Und dann,« der Gedanke schon trieb ihm alles Blut aus den Wangen,

»wenn man es versuchte, von Rosa Geständnisse zu erpressen!«

In tiefem Sinnen ging er wieder auf und ab in dem engen Raume. »Wenn ich nur einmal mit ihr sprechen könnte,« rief er endlich schmerzlich aus, »es wäre für uns Alle gut. Rosa's starker Geist würde die Schwäche ihres Vaters aufrichten und erheben, ein Wort von mir könnte genügen, um ihr den Weg, den sie bei der Untersuchung einzuschlagen hat, anzuzeigen. Sie wird vielleicht jetzt noch weniger beobachtet sein, man wird es noch nicht wissen, wie sehr sie Mitwisserin und zum Theil Beförderin unserer Pläne war, sie ist wahrscheinlich noch frei und wäre darum am besten im Stande, die Mittelsperson mit den noch nicht entdeckten Mitgliedern zu machen.«

Der Kanzlist verspann sich immer tiefer in diesen Gedanken, und malte sich schon ein reizendes Bild der Zukunft aus, in welcher er sich frei, wieder geachtet, in sein Amt eingesetzt sah, und wo er volle Gelegenheit fand, an seinen Feinden Rache zu nehmen.

»Dieser Beker, wenn ich ihn einmal zwischen meine Hände bekomme,« sagte er zähneknirschend, »so mag er Acht geben, wie er lebend mir entgeht. Dieser Mensch, der an allem Unglück schuld ist, diese Schlange, welche mich benutzen wollte zu ihrem Zwecke, und weil ich meine Wege ging, mir von rückwärts den tödtlichen Stich beibrachte. Doch Geduld, meine Zeit kommt noch, und dann —«

Er sprach den Gedanken nicht aus, er hielt auch mit dem Auf- und Abgehen ein, denn es war ihm, als wenn sich der Thür seiner Zelle Schritte näherten. In der That ward der Schlüssel eingesteckt. Mit einer raschen Bewegung

hatte der Kanzlist sich wieder auf sein Lager hingestreckt. Er dehnte die Glieder. Wer ihn so daliegen sah, mußte sich vollkommen von der Krankheit und der Entkräftung dieses Mannes überzeugt halten.

Die Kerkerthüre öffnete sich und der Kanzlist hörte, wie der Schließer zu Jemand sprach:

»Da, Herr Doctor, liegt der Schreiber, er lamentirt schon seit gestern, und schaut auch ganz elend aus. Soll ich offen lassen und da bleiben? Aber ich mein', es ist bei ihm keine Gefahr; er beißt nicht und schlägt nicht. Schimpfen? Na, das muß man gewöhnen.«

»Ich fürchte mich nicht,« antwortete eine Stimme, deren bekannter Klang den Kanzlisten mit neuer Hoffnung belebte. »Ihr könnt zuschließen hinter mir, und in zehn Minuten, wenn Ihr mit eurem Nachsehen nebenan fertig seid, mich wieder abholen.«

Der Eintretende näherte sich dem Lager des Kanzlisten, während die Thür von außen zugeschlagen wurde. Der Kanzlist vernahm in seiner Nähe die leisen Athemzüge einer Person, und schlug die Augen auf, welche er bisher scheinbar schlummernd geschlossen hatte. Sein Blick fiel auf Mesmer, welcher ihn ruhig betrachtend vor ihm stand.

Einen Augenblick lang betrachteten sich die Beiden, deren Wege eine Zeit lang neben einander gelaufen waren, und der Kanzlist suchte in Erinnerung jener Zeit in Mesmers Antlitz zu lesen, ob er noch daran denke, ob er jetzt etwa bereit sei, die Versprechungen von damals einzulösen, und ihm zu vergelten, was er in der That manchmal nicht ohne Aufopferung für den jungen Mann gethan hatte.

Mesmer aber stand ruhig, wie steinern vor dem Kanzlisten und sah ihn mit dem forschenden Auge des Arztes an.

»Er klagt über Unwohlsein?« sagte er endlich kalt und gemessen; »ich bin hier Hausarzt. Wo fehlt es? Was kann ich thun?«

Der Kanzlist sah ihm sprachlos ins Gesicht. War dieses Benehmen eine Maske, die Mesmer vorgenommen, weil er besorgte, vom Schließer behorcht zu werden? Aber der Doctor blieb unverändert ruhig und kalt, und schien sogar empfindlich beleidigt, als er einige Minuten lang keine Antwort erhielt.

»Nun? wird es werden? wird Er sich zu einer Antwort bequemen?« sagte Mesmer endlich und spielte mit der Quaste seines großen Stockes.

»Ich bin sehr schwach, Herr Doctor,« antwortete der Kanzlist, und indem er einen ausdrucksvollen Blick auf Mesmer schoß, setzte er hinzu: »fast so schwach, wie sich einst der junge Haimon am Tage vor jener großen Ohnmacht fühlte, nach welcher er in Scheintod verfiel. Sie erinnern sich wohl noch daran, Herr Doctor? Wenn ich nicht irre, haben Sie ihn auch behandelt?«

»Wirst Du schweigen, Unglücklicher?« rief der Doctor, während eine Todtenblässe sein Gesicht überzog; »welcher Teufel hat Dir jetzt diesen Gedanken eingeflüstert, daß Du Dich dieser Zeit erinnerst?«

»Der Teufel der Selbsterhaltung, mein Herr Doctor,« antwortete der Kanzlist boshaft; »ich sehe nicht ein, warum ich mich im letzten Augenblicke, wo Alles mich verläßt, und jede Faust bereit ist, mich in den Abgrund zu stoßen, mich nicht an Jemand anklammern und ihn mitreißen soll? Ich

habe dann wenigstens die Hoffnung, daß ich auf ihn falle, und deshalb etwas weniger unsanft.«

»Ihr seid ein Teufel, Schreiber,« sagte der Doctor entsetzt; »wäret Ihr denn in der That im Stande, das zu thun?«

»Gewiß, gewiß,« antwortete der Andere ganz ruhig, »ich sehe nicht ein, warum ich es nicht thun sollte? Seid Ihr, Doctor, etwa bereit, für mich jetzt etwas zu thun, mir einen Freundschaftsdienst zu erweisen, einen Dienst, der meine Verschwiegenheit aufwiegt?«

Mesmer besann sich einen Augenblick.

»Schreiber,« sagte er endlich, »unsere Wege müssen zwar auseinander gehen, aber ich will der alten Zeiten gedenken, und was ich für Euch thun kann, ohne meine beschworne Pflicht als Gerichtsarzt zu verletzen —«

»Ei der Tausend,« rief lustig der Kanzlist, der bereits merkte, daß er den Doctor in der Hand habe; »der Tausend, Ihr seid gewissenhaft geworden? Ihr denkt an eure Pflicht, an euren Schwur? Was habt Ihr da für ein Besserungstränklein eingenommen?«

»Spottet so viel Ihr wollt, aber bedenkt, daß die Zeit uns karg zugemessen ist. Der Schließer wird gleich kommen, sagt also, was kann ich für Euch thun? Natürlich darf es nichts sein, was mich selbst verdächtigt.«

»Ein Bischen wohl, ein Bischen, Doctor,« antwortete höhnisch der Kanzlist, »Ihr werdet ja an Tugend und Ehrlichkeit nichts vor euren alten Freunden voran haben wollen, das wäre ja gegen alle Cameradschaft. Also hört: Ihr gebt euer Parere ab, ich sei so krank, daß ich ins Spital

übertragen werde müsse. Was dann geschieht, geht Euch nichts an.«

»Ihr werdet doch nicht aus dem Spital ausbrechen wollen?« fragte mißtrauisch der Doctor, »bedenkt die Gefahr.«

»Was geht das Euch an? Bin ich einmal im Spital, so gehöre ich wahrscheinlich unter eine andere Aufsicht, dann weiß ich schon, was ich zu thun habe. Nun hört aber weiter. Ihr müßt mir Geld zustecken, denn im Spital kann ich hie und da etwas brauchen, man weiß nicht, was geschieht. Ein vorsichtiger Mann muß auf Alles vorbereitet sein. Nun, seid Ihr's zufrieden?«

Mesmer hatte schon während des Gespräches Alles überlegt. Er durchschaute den Plan des Kanzlisten, welcher ohne Zweifel die geringere Aufsicht des Krankenhauses zu einem Fluchtversuche benützen wollte. Ihm sein Verlangen abschlagen, hieß seine Rache herausfordern.

»Was braucht es da viel Besinnen?« antwortete er freundlich; »was Ihr verlangt, Kanzlist, ist eine Kleinigkeit, und ich werde dafür sorgen, daß Ihr so schnell als möglich in das Spital übertragen werdet.«

»Gut, das wäre geordnet. Aber nun das Geld? Wann bekomme ich Geld?«

»Wann? Nun, Ihr werdet es doch nicht hier haben wollen? Bedenkt doch, daß man Euch visitirt, bevor Ihr von hier weggeschafft werdet. Wir wollen es so machen, Freund Schreiber, sobald Ihr im Spital seid, werde ich einmal nachsehen kommen, und stecke Euch ein Röllchen Ducaten zu. Seid Ihr zufrieden?«

»Das wird von der Größe des Röllchens abhängen,«

meinte der Kanzlist. »Aber es bleibt dabei, nicht wahr? Ein Wort, ein Mann!«

»Ein Wort, ein Mann!« wiederholte der Doctor und schlug in die dargereichte Hand ein.

In diesem Augenblicke hörte man wieder die Schlüssel an der Thür rasseln, ein flüchtiger Blick, den Beide wechselten, mahnte sie gegenseitig an die Aufrechthaltung ihrer Versprechungen.

Der Kanzlist befand sich wieder allein.

»Bin ich heraus,« murmelte er vor sich hin, »dann wehe Dir, Mesmer!«

Der Doctor aber lächelte, während er über den Gang des Gefängnisses schritt, und dachte zufrieden:

»Du kannst warten, bis ich mich Deiner annehme. Du wirst verstummen, bevor Du gegen mich auftreten kannst!«

Robert traute seinen Augen nicht, als er eines Morgens, in derselben Woche, wo sich so Vieles und Ueberraschendes in dem Kreise seines eigenen Lebens begeben, halb zufällig das Auge wieder auf jene seit Wochen verschlossenen Fenster im gegenüberliegenden Hause warf, aus deren blumenerfülltem Rahmen ihm einst ein so theures Bild halb verborgen entgegen gelauscht hatte. Im ersten Augenblicke wußte er nicht, ob er sich nicht täusche; er blickte genauer hin — kein Zweifel, es war ja dasselbe Haus, es sind dieselben Fenster, und jetzt bereits wieder mit dem früheren Blumenschmuck, mit der ganzen reichen Fülle eines Zimmergartens ausgestattet. Wie ein leiser süßer Traum schlich sich

der Gedanke durch seine Seele: wo diese ihre Lieblinge, da muß sie auch selbst sein. — In demselben Augenblicke gedachte er fast unwillkürlich an den Ausspruch der Gräfin Vietinska in Bezug auf ihre Nichte: ihrer Blumenpassion kann sie ja bei mir eben so gut, wie in ihrem Hause nachhängen! Also war die Erscheinung, deren schattenhafte Umrisse so unauslöschlich in seiner Seele lebten, daß er sein ganzes Herz deswegen zum Theil an Antonie hingegeben, weil er in ihr eine Aehnlichkeit mit jenem Bilde entdeckt zu haben glaubte, — sie also war diese Gräfin Raunek! Und die Antonie, welche er kannte, für welche sein Herz so unnennbar heiß schlug, war sie in der That nichts mehr als jenes einfache, arme Wesen, für welches sie sich ihm gab, und die Rolle, welche sie spielte, und die bereits den Verdacht einer Täuschung in ihm erweckt hatte, wirklich keine Maske?

Seine Gedanken verwirrten sich, je mehr er über Alles dieses nachdachte, und je mehr er so manchen Moment aus seinen Begegnungen mit Antonien nochmals überlegte. Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke.

»Wenn Jemand im Stande ist, mir Aufschluß zu geben,« sagte er rasch, »so kann es nur meine Hausfrau sein!« und ohne weiter zu überlegen, ging er rasch in ihre Wohnung hinüber und fragte Margarethe, welche im Vorzimmer beschäftigt war, ob er Frau Maria schon sprechen könne.

»Freilich, freilich! sie ist ja heute schon sehr zeitlich aufgestanden; es gibt ja viel zu thun. Aber da kommt sie ja!«

In der That hörte Robert in demselben Augenblicke die Thür des Zimmers sich öffnen, und Maria trat heraus.

»Kommen Sie sich nach unserer Kranken erkundigen?« fragte die Matrone, »es geht ihr wohl, die Nacht war sehr ruhig, —«

»Frau Maria,« sagte Robert mit beklommener Stimme, »ich danke Ihnen gerührt für Alles, was Sie an der Aermsten thun; aber es ist noch etwas Anderes, was mich jetzt zu Ihnen führt, und nur Sie — Sie allein sind im Stande, mich darüber zu beruhigen.«

»Sie erschrecken mich! was kann das sein? fragen Sie, ich werde nach bestem Gewissen antworten.«

Robert ergriff ihre Hand und führte sie in das Zimmer zum Fenster hin.

Sie lächelte, denn sie schien zu errathen, um was es sich handle. Bei dem Fenster angekommen, zeigte er ihr das Haus querüber mit dem blumengeschmückten Fenster.

»Um aller Heiligen willen!« bat er, »sagen Sie mir aufrichtig, wissen Sie, wer dort wohnt?«

Maria sah ihn lächelnd an und sagte ruhig: »So viel ich weiß, eine Gräfin Raunek!«

XI.

Helene hatte nach einigen Tagen ihres Aufenthalts bei Maria an körperlicher Kraft und innerer Ruhe gewonnen, und Robert begann allmälig an ihre Zukunft zu denken.

»Meine Mutter,« sagte er eines Nachmittags, als er mit Maria in einer Fenstervertiefung stand, »ist noch nicht von dem Wiedererscheinen Helene's unterrichtet, und so sehr ich ihre Güte und Milde kenne, so zweifle ich doch, daß sie der Unglücklichen jetzt mit der gleichen Liebe und Herzlichkeit entgegentreten würde, welche sie für ihr Pflegekind einst gefühlt. Und es wird die Schwierigkeiten erhöhen, wenn die Mutter erfährt, daß derselbe Mann, welcher einst einen so verhängnißvollen Einfluß auf mein Leben übte, auch derjenige war, welcher Helene's Schicksal in seiner Hand hielt, und durch ihre Andeutungen geleitet, sich in falscher Freundschaft mir genähert hat.«

»Sollte die alte Liebe in Ihrer Mutter nicht stärker sein. als der neue Haß?« fragte Maria, und unterbrach sich selbst. »Doch still, sie kommt.«

In der That trat im nächsten Augenblicke Helene durch die offene Thüre des Nebenzimmers hervor. Sie war auffallend blaß und ihre rothgeweinten Augen gaben Zeugniß von dem Schmerze, welcher in ihrer Brust arbeitete. Beide traten ihr besorgt entgegen, Maria ergriff ihre Hand und fragte voll

Theilnahme um die Ursache ihres neuen Kummers, um den Grund der tiefen Trauer, welche auf ihrem Antlitze lagerte.

Helene schüttelte erst wie abwehrend das Haupt, endlich aber, als ob der Gedanke sie durchzuckte, daß jedes Verschweigen unnütz sei, antwortete sie fast tonlos: »Ich habe eine inhaltsschwere Unterredung mit unserem ehrwürdigen Freunde, dem Provincial gehabt, und seit diesem Augenblicke kennt mein Herz nicht Rast noch Ruhe, bis ich einer heiligen Pflicht mich entledigt habe. Ach, ich zittre vor dem Augenblicke, aber ich fühle, es muß doch einmal sein, es ist unabwendbar.«

»Eine heilige Pflicht, Helene?« rief Robert erstaunt, »und welche?«

Sie sah ihm mit einem Blicke voll unnennbaren Schmerzes ins Auge, und die Hände faltend flüsterte sie leise: »Ich werde meinem Vater unter die Augen treten!«

»Dem armen Martin?« rief der junge Mann rasch, um im Augenblicke zu stocken, als habe er bereits zu viel gesagt.

Helene sah ihm forschend ins Auge.

»Robert!« rief sie, »Du kennst meinen Vater? Du weißt von ihm? und das erfahre ich jetzt erst aus deinem Munde?«

Die Antwort wurde ihm durch den Eintritt Margarethens erspart, welche meldete, daß der Herr Beker soeben angekommen, und um ihn herübergeschickt habe. »Er hat mit dem Herrn Haimon selbst zu sprechen,« antwortete das Mädchen als Maria fragte, warum sie den Herrn nicht herüber eingeladen habe.

»So gehe Robert,« mahnte Helene, »ich ahne, daß diese Unterredung vorzüglich und vielleicht nur allein mich betrifft; gehe, mein Bruder, und bringe mir bald Nachricht darüber, vergiß nicht, daß mein Herz in Qual und Sehnsucht vergeht, und jede Minute zur Ewigkeit wird. Es ist ein Theil der Buße, die ich zu leisten habe, ich will sie leisten und wenn ich darüber zu Grunde gehen sollte.«

Robert drückte ihr gerührt die Hand und eilte in seine Wohnung hinüber.

»Wissen Sie schon,« redete ihn der Provincial an, »hat Helene mit Ihnen darüber gesprochen? Sie wird Martin sehen!«

»Ich weiß es,« antwortete Haimon. »Sie sprach soeben davon und ist tief ergriffen von dem Gedanken ihrem Vater unter die Augen zu treten; aber halten Sie es nicht gefährlich für sie in diesem Augenblicke, bei der Aufregung, worin sie sich noch befindet, ihr ein solches Bild vor Augen zu führen?«

»Weil sie noch leidet, weil noch alle Wunden ihrer Seele bluten, muß es eben jetzt geschehen! Es ist ein Theil der Läuterung, der sie ausgesetzt werden muß, ich kann diesen Kelch ihr nicht ersparen. Ihre Seele muß von den bitteren Schmerzen erst niedergedrückt werden, um die Bürgschaft zu gewinnen, daß sie in Wahrheit den ganzen Trug ihres früheren Lebens bereut. Sie soll das Bild ihres Vaters in dem alten Mann in Ketten, in dem wahnsinnigen Verbrecher schauen, und zagend wird dann ihr Geist selbst dem Gedanken nachhängen, daß sie ebenfalls auf gleichem Wege zu einem gleichen Ende war.«

»Die Aermste ist noch so schwach, so niedergebeugt!«

»Um so kräftiger wird sie sich erheben,« rief der Provincial mit tiefem Ernste; »es gibt Naturen, die harter Mittel bedürfen.«

»Und weiß der unglückliche Martin, was ihm bevorsteht?« fragte der junge Mann besorgt.

»Ich habe ihn darauf vorzubereiten gesucht, ich erwarte, daß in dem Augenblicke, wo er die langentwöhnte Gestalt erblicken, und den flehenden Ton seines Kindes hören wird, die umnachtete Seele wenigstens für eine kurze Zeit wieder in voller Klarheit und ihrer selbst bewußt sich regen wird. Es wird dann dieser Strahl unerwarteter Freude sein Herz stärken, der Gedanke an sein Kind ihn erheben, wenn die letzte Prüfung über ihn hereinbricht, welcher er nicht entzogen werden darf.«

»Noch ein Unglück, noch ein neuer Schmerz?« rief Robert aus; »hat er denn noch nicht genug gebüßt?«

»Nach menschlichen Begriffen: ja, aber nicht nach jenen Gesetzen, welche erhaben über alle irdischen Satzungen sind. Andere Mächte entscheiden über sein Schicksal, erhabene Gewalten, denen ich eben so unterstehe, wie er, und deren leiser Wink von allen Wissenden gehorsam ausgeführt wird. Er soll aus dem neuen Leide neuen Trost schöpfen, und jener Strahl der Vernunft, der im entscheidenden Augenblicke seine Seele erhellen wird, ihm auch jenen Himmel offen zeigen, dessen Erwerbung für uns Alle das letzte Ziel irdischen Strebens sein muß.«

Robert schwieg. Durch seine Seele lief ein Schauer, er blickte mit Erstaunen zum Provincial hinan, dessen Gestalt bei seinen letzten Worten erhabener, höher, größer geworden

zu sein schien, und auf dessen milde Züge sich ein steinener Ernst gelagert hatte. Fast unwillkürlich erinnerte sich Robert jener Nacht seines ersten Zusammenseins mit diesem Manne, jenes Buches, worin er die Bilder aller Jener gesehen, welche so tief in sein Leben eingegriffen, und — wie er schon damals Martins Antlitz in aller Verzerrung des Wahnsinns dort geschaut. Seitdem war eine lange Zeit verflossen, Monate, in welchen sich sein eigenes Schicksal so ganz anders gestaltet hatte, und trotzdem er wußte, wie viel der Provincial darauf eingewirkt, trotzdem er die geheimen Verbindungsfäden ahnte, mit welchen dieser Mann sein ganzes Leben umwoben, lag doch für ihn in jener Gestalt so viel Räthselhaftes, so viel Geheimnißvolles, und neben der wärmsten Freundschaft so viel Abstoßendes, daß er selbst jetzt, wo für seine Pflegeschwester ein so bedeutungsvoller Moment herannahte, kaum die Frage wagte: »ob er bei dieser Zusammenkunft Helenens mit ihrem Vater gegenwärtig sein dürfe?«

»Nein, mein Freund,« sagte der Provincial, »es würde eine Scheidewand zwischen beiden Herzen aufthürmen, während Beide das Bedürfniß fühlen, in lang genährter Sehnsucht innig in einander zu fließen.«

Und dabei blieb es auch.

Welche Veränderung war mit Martin vorgegangen seit der Zeit wo wir ihn das letzte Mal gesehen. Der starke kräftige Körper war hinfällig wie der eines Sterbenden geworden. All' die wilde Energie, welche sich sonst auf diesen starkgezeichneten Zügen des Antlitzes ausgesprochen, war einem fast kindischen Ausdrucke der Schwäche gewichen; das Auge früher so scharf, so glühend, so stechend, blickte verschwommen und halb gebrochen aus den tiefen Höhlen. Die Gestalt, sonst hoch und stolz, wie ein schlanker kräftiger Halm, senkte wie eine überreife Aehre das Haupt dem Schnitter — Tod — entgegen. Die Bilder der Vergangenheit schienen in seinem Geiste abgeblaßt, und nur in schattenhaften Umrissen von Zeit zu Zeit vor seiner Seele vorüberzuziehen. Seit der Provincial bei ihm gewesen, und den gesunkenen Geist durch die Hoffnung, sein Kind ihm wieder zuzuführen, aufzurichten versucht hatte, ging es manchmal wieder wie ein heller Schatten durch die Seele des Greises und alle abgestorbenen Gedanken fanden in lichteren Augenblicken wieder einen Mittelpunct in dem Bilde seines Kindes, das er sich mit den glänzendsten Farben ausmalte. Welch eine Zeit lag zwischen heute und jenem Abende, als er sein Kind in einen Mantel eingewickelt der Obhut seiner Schwester übergeben, welche Zeit zwischen jenem Tage, seit er verborgen und von seiner Schwester nicht bemerkt, sie einstmals in der Stephanskirche wieder gesehen?

Mehr aber noch als ihn, dessen geschwächter Geist nicht fähig war, einen Gedanken lange festzuhalten, beschäftigte das bevorstehende Wiedersehen sein armes Kind. Helene konnte eine unnennbare Angst nicht bemeistern, welche sie

erfüllte, je näher die Stunde kam, in welcher der Provincial sie abzuholen versprochen hatte.

Endlich saß sie neben ihm im Wagen, jetzt hielt dieser vor dem Gefangenhause, sie stiegen aus, und halb ohnmächtig hing Helene am Arme ihres Begleiters, der ihr Muth und Trost zusprach, und ihre Kraft aufzurichten suchte.

Schwankenden Schrittes stieg sie die dunklen Treppen hinauf, sie fröstelte wie vom Fieber ergriffen. Als in dem langen düsteren Gange die kalte Zugluft an ihre Stirn schlug und als der Schließer schon vor der Thüre zu Martins Gefängniß stand und das Schloß öffnen wollte, hielt sie plötzlich mit einer krampfhaften Bewegung seine Hand zurück und flüsterte halb erstickt:

»Noch nicht, nur einen Augenblick noch.«

Aber während sie, wie um sich zu fassen, den Kopf an die Thüre lehnte und ihre Hände zu einem heißen inbrünstigen Gebete gefaltet waren, schlug ein Klang an ihr Ohr, der sie an ihre früheste Jugend erinnerte; sie horchte — ja, es war dasselbe Lied, das sie einst in ihren ersten Kinderjahren gehört. Der alte Martin, dessen Gedanken mit seinem Kinde beschäftigt sein mochten, sang mit heiserer Stimme ein Wiegenlied, das er einst als Kind im Hause seiner Mutter gehört, und welches Mutter Haimon vor ihren Kindern ebenfalls gesungen hatte.

»Oeffnet, öffnet,« stöhnte Helene und zog den Schließer hastig heran.

Rasch drehte sich der Schlüssel, der Riegel fuhr zurück und im nächsten Angenblicke lag Helene mit dem herzzerreißenden Rufe: »Vater, mein Vater!« zu den Füßen Mar-

tins, und hatte unter krampfhaftem Schluchzen die wanken-den Knie des Greises umfaßt, welcher zitternd sich zu ihr herabbeugte, und doch vor eigener innerer Erregung nicht die Kraft besaß, ihre umschlingenden Arme von seinen Knien loszulösen und die Weinende zu sich zu erheben. Seine Hände tasteten auf ihrem Kopfe herum, er begann in ihren Haaren zu wühlen, mit einer Hand wenigstens versuchte er, ihren Kopf aufzuheben, um das Antlitz seines Kindes zu schauen, und brach dann selbst in Schluchzen aus, als er die Vergeblichkeit seiner Mühe sah.

Der Provincial blickte mit tiefer Rührung auf die Beiden, deren sprachlose Gefühle sich in den heftig strömenden Thränen Luft zu machen strebten.

Helene war es zuerst, welche ihre Fassung wieder gewann, und den sie emporhebenden Händen ihres Vaters endlich nachgebend, sich aufrichtete.

Jetzt erst blickte sie in dieses von Leiden und Leidenschaften verwitterte Antlitz und schlug mit einem Schrei die Hände vor das Gesicht.

Martin schien den Eindruck, den sein Antlitz gemacht hatte, zu fühlen, er wischte sich eine Thräne aus dem Auge und mit zitternder Stimme sagte er: »Mein Kind erschrickt vor mir!«

»Nein, nein,« rief Helene aus und umschlang seinen Hals mit beiden Armen, »ich erschrecke nur bei dem Gedanken, wie viele Furchen dieses Antlitzes durch mich so tief gegraben wurden; aber tröste Dich, Vater, jetzt bin ich bei Dir, jetzt hast Du dein Kind wieder. Du wirst nicht mehr allein, nicht mehr verlassen, nicht ohne Trost mehr sein.

Mein Arm soll deine Stütze, mein Haupt dein Kissen, mein Auge dein Versorger sein.«

Der Alte schüttelte heftig den Kopf. »Meine Zeit ist um,« sagte er, »die Uhr läuft ab. — Du aber,« fuhr er fort und hob mit beiden Händen den Kopf des Mädchens von seiner Brust zu sich empor, »Du wirst leben, Du sollst leben.«

Einen Augenblick lang breitete der Provincial segnend seine Hände über die in ihren Gefühlen Versunkenen aus, — dann trat er wieder in den Hintergrnnd der Zelle, um das angelegentliche Flüstern nicht zu stören, welches jetzt zwischen Vater und Tochter begann.

XII.

Es war eilf Uhr Nachts. Die Wachskerzen im Arbeitscabinet des Fürsten Kaunitz wurden eben von einem Bedienten angezündet, denn der Fürst hatte bereits das Souper aufgehoben, und spazirte nach seiner Gewohnheit noch einige Minuten im Speisesaal mit seinen Gästen, bevor er sich zur Arbeit zurückzog.

Eben hielt auch ein Wagen vor dem Palais; der Portier, der dienstfertig den Schlag öffnete, verneigte sich ehrerbietig, als er den kaiserlich königlichen Regierungsrath Sonnenfels erblickte, welcher im Aussteigen fragte, ob Seine Durchlaucht die Tafel bereits aufgehoben habe und die Besuche sich entfernt hätten.

»Der Herr Regierungsrath dürften noch etwas zu zeitlich gekommen sein,« bemerkte der Portier; »es hat noch Niemand von den Herren das Palais verlassen. Uebrigens ist die Tafel Seiner Durchlaucht heute sehr klein. Der Herr Baron Gebler, der Herr Baron van Swieten und ein fremder Herr, den der Herr Baron Gebler eingeführt hat, ein Herr aus Berlin —«

Während der Portier dem Regierungsrath diese Auskunft ertheilte, sprangen schon ein paar Bediente die breite, hellerleuchtete Treppe herab, und riefen den Wagen, welche im Hofe warteten, den Befehl zum Vorfahren zu. Sonnenfels stieg langsam die breiten mit Teppichen belegten Mar-

morstufen hinan und wendete sich gleich links im ersten Stocke zum Eingang nach dem Arbeitscabinet des Fürsten. Die beiden Secretäre im Vorsaale erhoben sich dienstfertig, um ihn einzuladen, nur einen Augenblick noch zu verweilen. Seine Durchlaucht habe noch nicht geklingelt, sie erwarteten jeden Augenblick das Zeichen.

In der That erschallte einige Augenblicke darauf der helle, hastig angeschlagene Ton einer silbernen Glocke. Einer der Secretäre verfügte sich durch eine Thüre, welche unhörbar sich in den Angeln bewegte, in das Cabinet des Fürsten, welcher auf dem Sopha lag und fragte, ob der Regierungsrath Sonnenfels schon angekommen sei.

»Er erwartet Euer Durchlaucht Befehl,« hieß die Antwort, die von einer tiefen Verbeugung begleitet war.

»Ich lasse ihn ersuchen, gleich einzutreten,« sagte rasch der Fürst und hielt den Kopf mit einem Ausdruck innerer Spannung gegen die Thüre gewendet, durch welche der Secretär so eben verschwunden war, und die sich nur wieder öffnete, um Sonnenfels einzulassen.

»Willkommen, mein Herr Regierungsrath,« rief ihm der Fürst entgegen, »ich habe Sie, offen gestanden, schon mit Ungeduld erwartet, ich muß mit Ihnen über den Bericht sprechen, welchen Sie wegen der hier entdeckten geheimen Loge vorgelegt haben. Baron Swieten hat mir eben auch en passant eine Art Vortrag über das Wesen der hiesigen Adepten gehalten, welchen sein seliger Vater bereits vor mehreren Jahren scharf zu Leibe gegangen war. Es scheint aber, als ob die neue Zunft die bittere Lehre, welche die alte bekommen, schon ganz vergessen habe. Doch ich will Ihnen nicht vorgreifen.«

»Euer Durchlaucht hatten die Gnade,« begann Sonnenfels, »mich mit dem Auftrage der Durchsicht und Prüfung aller Papiere zu betrauen, welche sich in den Kellern und geheimen Schränken der aufgefundenen Loge vorgefunden. Ich habe sämmtliches Material einer genauen und gewissenhaften Prüfung unterzogen, und muß leider nur selbst gestehen —«

»Nicht wahr, es haben sich die Spuren einer verrätherischen Verbindung vorgefunden?« fiel ihm der Fürst rasch ins Wort.

»Es kann der Weisheit Eurer Durchlaucht nicht entgehen,« erwiederte der Regierungsrath, »daß es sehr schwer sein würde, ein bestimmtes, klares Urtheil nach den vorliegenden Schriftstücken auszusprechen. Niemals ist das Wort jenes großen französischen Cardinals: »Gebt mir drei Worte von einer Hand geschrieben und ich bringe den Schreiber an den Galgen,« anwendbarer gewesen, als in diesem Falle, wo man es zum nicht geringen Theile mit Schriften in mystischer Sprache, ja sogar in Chiffern zu thun hat.«

»Um so leichter wird der Beweis, denn diese Heimlichthuerei ist allein schon verdächtig,« bemerkte der Fürst.

»Vollkommen wahr, Euer Durchlaucht, aber es dürfte zu berücksichtigen sein, daß diese Geheimnißkrämerei ein nothwendiges Mittel für Menschen ist, welche auf die Sinne wirken wollen, und denen es darum zu thun ist, sich bei ihren Novizen mit einem Scheine von höherer Macht zu umgeben, mit einer Glorie, welche blöde Augen blenden soll.«

»Aber wir sind ja eben da, um diesen Betrug zu zerstören. Das soll ja aufhören, und muß auch aufhören.«

»Von diesem Gesichtspuncte aus habe ich mir auch erlaubt, meinen Bericht zu machen, während ich nicht läugnen kann, daß ich anderseits eben so gewissenhaft in der Erwägung aller Milderungsumstände war, welche man in die Wagschale eines gnädigeren Urtheils werfen könnte. Ich bin von der Ansicht ausgegangen, daß es sich nicht blos um die That, sondern auch um die Motive der That bei der Beurtheilung handeln müsse, daß unter diesen Motiven aber nicht allein die Pläne und Vorsätze Derjenigen, welche irgend einen Zweck damit verfolgen, verstanden sein dürfen, sondern daß man auch den Grad der Bildung, der geistigen Anschauung und Urtheilskraft mit in Erwägung ziehen müsse, welche bei den einzelnen Theilnehmern wahrnehmbar sind. Man gelangt dadurch zu dem traurigen Resultate, daß ein großer Theil der Verführten in ihrer geistigen Bildung nicht vorgeschritten genug, um zu erkennen, wie sie nur ein Werkzeug in der Hand einiger schlauen Betrüger waren.«

»Gut, ich will das zugeben,« sagte Kaunitz rasch, »aber dann muß man um so strenger gegen diese Wenigen vorgehen, man muß Exempel statuiren, es bleibt nichts Anderes übrig, wenn man nicht in einem Jahre die alte Geschichte haben will.«

»An wem wollen aber Euer Durchlaucht diese Exempel statuiren? Doch nicht an diesem alten, gebrechlichen, halb wahnsinnigen Manne, an diesem Martin?«

»Warum nicht?« antwortete der Fürst empfindlich; »glauben Sie mir, Regierungsrath Sonnenfels, mit dem Herzen allein macht man nicht Justiz, eben so wenig, als man Staaten damit regiert. Was ist der Einzelne, wo es sich um eine Gesammtheit handelt? Was darf er überhaupt

, wenn wir nicht in ein Dilemma kommen wollen, aus
chem es nur einen sehr schmalen Ausweg noch gibt?«

»Ich beuge mich vor der Weisheit Eurer Durchlaucht,
appellire dennoch an dasselbe große Herz, dessen Einfluß
:e Handlungen niemals in den Hintergrund gestellt haben.«

»Glauben Sie zu Geständnissen zu gelangen, wenn Sie
von dem freien Willen des Inquisiten abhängig machen,
selbst den Strick um den Hals zu legen? So tugendhaft
d die Welt niemals werden, daß sie blos um der Wahr-
willen die Wahrheit ehren wird, man wird dem mora-
jen Gefühle immer mehr oder weniger nachhelfen müssen.«

»Nur nicht durch solche Mittel, Durchlaucht,« rief
nnenfels eifrig aus, »durch welche man bisher die Justiz
hrte. Durch Bildung, durch Erweckung des religiösen
stes wird man dieses Ziel errei[illegible] durch Gewalt
nals.«

»Ich bedaure, diesmal anderer [illegible]ung sein zu müs-
« warf der Fürst ihm ein; »ich habe mich, weil dieses
ze Treiben zum großen Theile einen politischen Anstrich
, so ziemlich mit der Sache beschäftigt, und bin zu der
erzeugung gelangt, daß hier die Nachsicht nicht mehr am
ße wäre. Ich habe deshalb Ihr sonst ganz ausgezeichnetes
erat an die betreffende Stelle abgehen lassen. Mag nun
Sache ihren Verlauf nehmen[illegible]

»Euer Durchlaucht,« [illegible]nnenfels schmerzlich be-
t, »man wird freilich [illegible]nisse erhalten, aber was
den sie werth sein?«

Kaunitz schwieg einige Augenblicke und schien über
as nachzudenken. Endlich sagte er rasch: »Ich werde Sie

morgen rufen lassen, Sie werden mich in die Gefängnisse begleiten, ich will selbst meine Leute kennen lernen.«

»Dann bin ich von dem Siege der Humanität überzeugt,« erwiederte Sonnenfels freudig, und verließ das Cabinet mit einer freundlichen Handbewegung des Fürsten entlassen. —

Der Frau Rosl wollte es seit Kurzem mit ihren Leuten im Hause gar nicht mehr recht zusammengehen.

»Ich sag's der Nachbarin,« klagte sie der Frau Nani, »ich weiß nicht mehr, wo das hinaus soll? Der Doctor im zweiten Stock, der Mesmer, hat aufgekündigt, die Frau Haimon im dritten Stock hat auch aufgekündigt, und mit dem Baron aus de[illegible] Stock, da weiß ich schon gar nicht, wie ich daran [illegible] alten Herrn hab' ich schon ein paar Wochen nicht g[illegible] das Fräulein geht nicht mehr aus, die Köchin ist wie stumm geworden. Kreuz Millionen — — da werd' ich einmal anfangen müssen, das Maul aufzumachen. Meinen Zins muß ich haben.«

Die Kastanienbraterin schüttelte bedächtig den Kopf und sah ihre Freundin bedauernd an.

»Was schaut mich denn die Frau so an? Sie schaut ja aus, als wenn Sie reden könnt' und wollt' nur nicht? Heraus mit der Sprach', ich hab' jetzt die Heimlichkeiten satt, ich leid's nicht mehr, ich geh' zur Polizei!«

»Sei die Frau Nachbarin gescheidt, die Polizei wird Ihr auch nichts sagen, wenn sie nichts weiß. Wer aber was weiß, das bin ich. — — Nur »stad« sein,« fügte sie hinzu, als die Hausmeisterin ihr ins Wort fallen wollte, »ich werd'

der Frau Rosl ein Licht aufstecken, daß Sie glauben soll, Ihr brennt der eigene Kopf. Aber jetzt ist keine Zeit, und da auf'm Platz ist kein Ort. Wenn die Frau Rosl mir heut' am Abend die Ehr' geben will — —«

»Es ist ein Bissl weit,« entgegnete die Hausmeisterin gedehnt, aber rasch entschlossen setzte sie hinzu: »mein Mann kann auch einmal zu Haus bleiben und aufsperren. Wenn er auch ein paar Groschen einsteckt, besser ist besser, und ich will wissen, woran ich bin. Abgemacht.«

— — An demselben Abende finden wir nun die Hausmeisterin als Gast bei ihrer Freundin. Daß sich Frau Nani nicht spotten lassen wollte, war natürlich, um so mehr, als sie es darauf angelegt zu haben schien, ihre Freundin zu überbieten. Frau Rosl sah mit neidlosem Herzen den gedeckten Tisch, den Gugelhupf und die Kolatschen — die Ueberzeugung, daß all' diese Herrlichkeit ihr bestimmt sei, söhnte sie mit dem Gedanken, überflügelt zu werden, wieder aus. Dazu kam noch, daß sie sich heute alle Mühe gab, so freundlich als möglich zu erscheinen, denn ein unbesonnenes Wort, ein Blick oder eine Bemerkung, konnten sie nicht Frau Nani verstimmen? Und wo blieben dann die Enthüllungen, nach denen ihr Herz so sehr dürstete?

Sie hatte es endlich über sich gebracht, die sechs verschiedenen nicht immer sehr reinlichen Mäuler sämmtlicher Sprößlige ihrer Freundin ganz zärtlich abzuküssen, mit eigener Hand hatte sie Kolatschen und Gugelhupf unter die schreiende Schaar vertheilt, und ihrer diplomatischen Beredtsamkeit war es gelungen, sie nach und nach alle in die Kammer zu befördern, wo sie ihnen angelegentlichst Ruhe und Ordnung anempfahl.

Endlich saßen die beiden Frauen ungestört einander gegenüber. Nani hatte eben zu erzählen begonnen, durch welchen Glücksfall ihre Margarethe einen Dienst bekommen, in welchem sie Alles erfahren, was die Hausmeisterin zu wissen so sehnlich begehrte, und daß das Mädel überhaupt jetzt ganz anders geworden sei, seit der Rubin ihr das Heirathen versprochen. — —

»Das Ding ist ja noch zu jung zum Heirathen,« bemerkte Frau Rosl, »kann sie denn nicht noch warten? wie alt war denn unsereins, wie wir geheirathet haben? Aber die jetzige Welt. Schöne Vögel, kaum daß sie Federn haben, wollen sie schon fliegen.«

»Die Gnädige hat ihr die Ausstattung versprochen, und der Rubin hat jetzt auch einen ordentlichen Verdienst. Der ist ganz accurat geworden, seit er Schreiber bei dem alten Herrn ist. Für den ist's eine wahre Wohlthat.« —

»Den Rubin seh' ich ja jetzt alle Tag bei mir im Haus. Der geht ja immer aus und ein bei der Frau Haimon.«

»Nicht bei ihr,« bemerkte Frau Nani, »sein Herr wohnt ja bei der Frau Haimon. Es muß ein gar rarer Herr sein, man kriegt ordentlich Respect, wenn man ihn nur ansieht. Ja, bei dem Herrn ist der Rubin als Schreiber und hat zwanzig Gulden für's Monat.«

»Das muß ich, die Hausmeisterin, erst von fremden Leuten erfahren,« klagte Frau Rosl ganz zerknirscht; »was ist das für eine Welt geworden? Ob früher so etwas mir hätte nur zwei Tag' verborgen bleiben können? Aber sag' mir die Frau Nachbarin nur endlich, was ist's denn mit dem Baron? Es kommt ja jetzt gar Niemand mehr ins Haus? Das Quartier ist wie ausgestorben, und ich weiß nicht ein-

mal mehr, ob das Fräulein noch da ist, so lang hab' ich sie schon nicht gesehen.«

Das Gespräch wurde durch den hastigen Eintritt einer Person unterbrochen, welche die Thüre so rasch aufriß, daß die beiden am Tische sitzenden Frauen erschrocken zusammenfuhren.

»Was gibt's, Margarethe?« rief Frau Nani dem Mädchen entgegen, welches sie jetzt erst erkannte; »was kommst denn Du auf einmal so her? bist vielleicht schon wieder aus'n Dienst? he?«

»Nein, Frau Godl,« antwortete das Mädchen lachend, »diesmal ist's nicht so. Ich hab' nur geglaubt, Rubin wird da sein. Ich hätt' ihm was zu sagen gehabt. Es wär' gut gewesen, wenn ich ihn hätt' sehen können. Der Herr hat mich nach ihm gefragt.«

»Ist wieder was geschehen?« fragten beide Weiber fast zu gleicher Zeit und rückten näher an das Mädchen, und Frau Nani sagte mit seltener Freundlichkeit: »Setz' Dich ein Bissl, Margareth, trink eine Schale Kaffeh mit —«

»Nimm die Jungfer einen Gugelhupf,« fuhr Frau Rosl fort und reichte Margarethe den Teller hin; »ob die Jungfer jetzt eine Minute später nach Hause kommt, darüber wird die Welt nicht aus sein. Ihre Herrschaft ist ja ohnehin ein gutes Thier —«

»Ja gewiß, seelengut!« rief das Mädchen aus. »Aber, Frau Godl, wißt Ihr was Neues?«

»Was Neues?« schrien beide Weiber zu gleicher Zeit, und jede ergriff das Mädchen an einem Arm; »was ist denn geschehen? So rede doch!«

»Ich bin nicht mehr bei der alten Frau,« sagte Mar-

garethe, »seit gestern bin ich bei der Frau Gräfin Rameck, und meine frühere Herrschaft, die französische Gräfin, die eigentlich keine Gräfin ist, aber die Schwester vom Herrn Hamon, ist auch nicht mehr bei der alten Frau, sie ist ebenfalls zur Gräfin gezogen, und die Gräfin Rameck selbst — —«

»Na, was ist los? warum schweigst Du denn?« frage dringend Frau Nani, »rück' heraus mit der Gräfin!«

»Nein,« antwortete Margarethe nach kurzem Besinnen, »es könnt' herauskommen, daß ich geplaudert hab', und da wär' gefehlt. Eins aber will ich der Frau anvertrauen,« sagte sie zur Frau Rosl, auf deren Zügen die gespannteste Erwartung ausgesprochen lag, »ich sag' Ihr, geb' Sie Acht auf Alles, was bei Ihr im Hause vorgeht, es geschieht ein Unglück.«

»Jesus, Maria und Joseph! wann denn schon?« rief die Hausmeisterin und wurde ganz bleich.

»Ja, wer das vorauswissen könnte!« versetzte Margarethe achselzuckend.

XIII.

Nie hatten dem Kanzlisten Schreiber die Stunden so sehr sich zu Ewigkeiten ausgedehnt, als seit dem Besuche Mesmers im Gefängnisse. In den ersten Tagen war eine ungewöhnliche Heiterkeit über ihn gekommen, er scherzte mit dem Schließer und zeigte sich hochfahrend, wenn dieser ihm einen Wunsch zu erfüllen zögerte.

Als eines Nachmittags Schreiber in befehlendem Tone verlangte, man solle ihm eine Unterredung mit seinem Richter gestatten, spottete der Schließer: »Meiner Treu, Er thut ja, als wenn Er der gnädige Herr wär' und unsereins der Inquisit. Schneid' Er sich nur nicht, Schreiber, der Hochmuth kommt gewöhnlich vor dem Falle.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte Schreiber, durch den Ton beunruhigt und noch mehr erschreckt durch den Sinn der Worte, welche sich drohend genug auslegen ließen.

»Was soll ich denn sagen wollen? Daß es besser wäre, Ihr ginget in Euch, thätet Buße und beschäftigtet eure Seele mit der Aussicht auf das Himmelreich, statt den großen Herrn zu spielen. Vergeßt Ihr denn, daß Ihr peinlich angeklagt seid? Ihr solltet auf euren Knien den ganzen Tag liegen und beten und Buße thun.«

Der Kanzlist lachte ihm ins Gesicht. »Glaubst Du?« rief er aus; »dein Rath wäre gut, wenn es ein Rath wäre,

den ich brauchen wollte. Ich weiß, was ich zu thun habe, und ich rathe Dir, künftig deine Worte gegen mich abzuwägen, denn ich dürfte nicht immer in der Laune sein, sie so großmüthig wie heute zu vergessen.«

»Potz Tausend! Er redet ja, als wenn Er gar keine Handschellen mehr anhätte,« rief der Schließer zornig aus; »was ist Er denn? Weiß Er denn auch, was Ihm heute noch bevorsteht? Daran scheint Er gar nicht zu denken, daß so etwas möglich sein könnte.«

»Heute mir bevorsteht?« fragte Schreiber stutzig; »heute? Was denn? Mir ist ja nichts angemeldet? Was gibt's denn?«

Der Schließer bemerkte jetzt erst, daß er zu viel gesagt und wollte wieder einlenken. — »Nichts, nichts,« meinte er und machte Miene, sich zu entfernen.

Der Kanzlist aber, welchem es plötzlich wie ein Blitzstrahl durch die Seele fuhr, stürzte ihm nach und bei der Thür noch faßte er ihn mit seinen gefesselten Händen an der Schulter und zog ihn einen Schritt zurück in die Zelle.

»Was gibt es, was steht mir bevor, was hast Du mir verschwiegen?« fragte der Gefangene fast athemlos und die Augen quollen vor Aufregung ihm fast wie aus den Höhlen, seine Finger hatten den Schließer krampfhaft gepackt und jeder Zug seines Gesichtes sprach die ungeheure Pein der Erwartung aus, welche den Bösewicht in diesem Augenblick erfüllte.

Mit aller Kraft seines knochigen Körpers drückte er den Wärter an die Wand und starrte ihm mit verzweiflungsvollem Blicke ins Auge. Dieser suchte den aufgeregten Mann

durch eine freundliche Miene zu beschwichtigen und sagte wie scherzend:

»Aber wie könnt Ihr doch so kindisch sein und über mich wie ein wildes Thier herfallen? Wenn ich nicht so gut wäre und Euch schonen wollte, denkt nur, was daraus entstehen könnte? Ihr habt Euch an mir vergriffen, ein Wort von mir und Ihr werdet unterirdisch mit der Kette um den Leib an den Stein gespannt. Doch es fällt mir nicht ein, Euch etwas nachzutragen. Ich weiß wohl, man kann nicht immer Herr seiner selbst sein, um so mehr, wenn das Gemüth wegen erlittenen Unrechtes so erbittert ist, wie das eure sein muß:«

Der Kanzlist ließ seine Finger etwas lockerer werden und starrte dem Sprechenden in das Antlitz.

»Ist das euer Ernst, Mann? Glaubt Ihr wirklich das, was Ihr so eben gesagt habt? Begreift Ihr, daß man in meiner Lage nicht immer sich beherrschen und bezähmen kann? Aber Ihr seid selbst schuld. Warum habt Ihr mich durch solche Reden beunruhigt? Also — es war nur euer Scherz? Mann, das war ein böser Scherz. Es ist nicht gut, einem Verzweifelnden solche Dinge in den Kopf zu setzen.«

»Wir werden uns schon wieder vertragen,« meinte der Schließer, »man muß sich nur erst genau kennen. Freilich, freilich, werdet Ihr wohl nicht mehr lange hier sein, euer Proceß muß ja bald ein Ende oder wenigstens einen andern Gang nehmen. Ich glaub' immer, bevor ich die Hand umdrehe, wird es heißen, daß Nummer 16 leer werden soll—«

»Glaubt Ihr?« fragte rasch der Kanzlist; »aber wenn dem so ist, warum soll ich denn keine Unterredung mit dem Richter haben?«

»Die Herren haben zwar viel zu thun,« antwortete der Schließer, »aber wenn Ihr gerade wollt, an mir soll es nicht fehlen, ich werde heute noch die Meldung machen und da könnt Ihr vielleicht bis Abend mit dem Herrn sprechen.«

Der Kanzlist, vertieft in seinen Plänen, horchte nur auf dieses Versprechen des Schließers und bemerkte nicht das boshafte Lächeln, welches auf dem Gesichte des Mannes zuckte, als er diese Worte sprach. Es lag so viel Verschmitztes und Lauerndes darin, daß es dem Kanzlisten gewiß aufgefallen wäre und neuerdings seinen Verdacht erregt hätte.

»Jetzt muß ich gehen,« sagte der Gefangenwärter, »ich war schon zu lange bei Euch. Die in den andern Zellen werden auch etwas von mir wissen wollen. Also wenn ich Euch etwas erleichtern kann, so überlegt es Euch, wir wollen von heute an gute Freunde sein. Man weiß nicht, wie man einander noch wird brauchen können.«

Mit diesen Worten entfernte sich der Schließer und ließ den Kanzlisten allein zurück, welcher noch immer in Gedanken versunken über die geheimnißvolle Andeutung des Schließers sich eines geheimen Schauders nicht erwehren konnte. Denn wenn auch die letzte Rede des Mannes geeignet erschienen war, seine Unruhe zu beschwichtigen, die Angst, welche ihn jetzt überfiel, war ihm ein Beweis, daß ein schweres Verhängniß über ihm schwebe.

»Was sollte mir denn noch bevorstehen?« fragte er sich selbst und dachte grübelnd über die Ereignisse der letzten Zeit nach. Plötzlich schien es wie ein Blitz die Nacht seiner Seele zu erleuchten; mit einem furchtbaren Schrei, der von der Wölbung der Zelle dumpf zurückhallte, sprang er auf.

Die Ketten rasselten, als er verzweiflungsvoll sich mit den Händen in die Haare fuhr, und mit erstickter Stimme sprach er den schrecklichen Gedanken aus, der ihn so eben ergriffen hatte: »Man will mich foltern.« — Einen Augenblick lang blieb er wie bewußtlos und erstarrt in dieser verzweiflungsvollen Stellung, dann warf er sich auf den kalten Ziegelboden nieder, stöhnte wie ein Thier und krümmte sich einem sterbenden Wurme gleich, während er mit schluchzender Stimme halbvergessene Gebete zu stottern begann.

»Man will mich foltern,« schrie er; »und darf ich denn gestehen? Ist nicht jedes Wort dann ein zehnfaches Todesurtheil? Jesus, Gottes Sohn, nur diesmal rette mich noch! Ich will bereuen, ich werde Buße thun, ich will ja Alles, Alles — nur nicht sterben.«

— Während der Elende schon alle Qualen der geistigen Tortur fühlte und die Feigheit seiner niederträchtigen Seele ihm bereits alle Schmerzen der gebrochenen Glieder mit zehnfachen Schrecken vormalte, saß der alte Martin in seinem Kerker wieder bei dem schmalen Fenster, blickte das Stückchen Himmel, das mitleidig lächelnd auf den Greis hereinschaute, mit wehmüthigem Auge an und seufzte still vor sich hin: »Erlöse uns vom Uebel!« — Der Rosenkranz, dessen Körner durch seine Finger rollten, war bereits abgegriffen von vielem Gebrauche, der gebrechliche Körper des alten Mannes schien von Tag zu Tag mehr zusammenzusinken, wunderbarerweise aber in demselben Grade das seit Kurzem gedämpfte Licht seiner Vernunft wieder neu und lebenfrisch aufzuflackern.

Es war Abend, als der Gefangenwärter in seine Zelle trat.

»Nun Alter,« sagte er, »was ist's denn? Willst Du

die gestrengen Herren noch lange mit Läugnen herumziehen? Ich denke, es wäre jetzt schon Zeit, daß Du dich anders besonnen hättest. Du dünstest schon lange genug, bist schon ein guter Braten für da unten.«

Der alte Mann sah ihn verwundert an und schwieg, als ob er die Anrede nicht verstanden hätte.

»Da unten?« wiederholte er endlich, »wenn Gott mir die Gnade schenken wollte, mich bald hinab zu legen, ich wäre glücklich.«

»Meinst Du? Ich glaube, Du weißt nicht, wovon ich gesprochen habe. Da unten bei uns sind die schwarzen Kammern.«

»So?« sagte Martin und lächelte, als wenn von einer ganz unbedeutenden Sache die Rede wäre. — »Die schwarze Kammer, das ist wohl« — ein unwillkürlicher Schauder ergriff ihn und er fuhr leise fort: »Gott verzeihe es mir, ich glaube gar, meine alten Glieder fühlen noch etwas wie Schreck oder Angst. Ich hätte gedacht, daß ich darüber längst hinaus bin.«

»Wenn es aber unverhofft kommt, Alter, was dann?« sagte der Schließer bedeutsam.

»Unverhofft oder erwartet, wie Gott will und wie mein Gott es befiehlt,« sprach Martin sanft und faltete die Hände zum Gebete.

»Da ist um jede Schraube schade,« sagte der Gefangenwärter für sich und konnte die Rührung nicht unterdrücken, welche sich seiner bemächtigte, als er sah, wie Martin, ohne weiter auf ihn zu achten, mit gesenktem Haupte seinen Rosenkranz weiter betete.

In derselben Nacht wurde das Gefängniß der Schauplatz von Jammerscenen, wie sie selbst damals nur mehr in höchst seltenen Fällen und bei außerordentlich wichtigen Processen noch vorkamen. Bereits Mittags war an die sogenannten Folterknechte der Auftrag gegeben worden, die schwarze Kammer und alle Apparate in Bereitschaft zu halten. Ein hoher Befehl war an das peinliche Gericht gekommen, den Proceß der Adepten, deren drei wichtigste Theilnehmer man in Martin, dem Kanzlisten und Marcell in der Gewalt zu haben glaubte, rasch zu Ende zu bringen. Der Richter glaubte nun, die Tortur anwenden zu müssen, da Martin bereits anderthalb Jahre saß, ohne ein Geständniß abgelegt zu haben und ebenso der Kanzlist und Marcell jede nähere Auskunft verweigerten.

Bereits Nachmittags waren die Knechte gekommen, um die mit spitzigen Nägeln beschlagenen Leitern, die Daumschrauben, den spanischen Stiefel, die Marterseile und all diese Apparate in gehörigen und brauchbaren Stand zu setzen, denn zur Ehre der damaligen Gerichte muß man gestehen, daß Alles bereits in ziemlich schlechtem verwahrlosten Zustande sich befand. Einige Stunden reichten zu den nothwendigen Ausbesserungen hin. Um zehn Uhr Nachts war Alles in Bereitschaft.

Um diese Zeit versammelten sich der Richter, sein Actuar und zwei Geschworne als Beisitzer in einem Gemache neben der Marterkammer. Auf allen Gesichtern lag ein feierlicher Ernst, die beiden Geschwornen waren sogar sehr blaß und man konnte es leicht erkennen, daß sie sich lieber weit weg gewünscht hätten.

Der Richter wollte eben mit der Auseinandersetzung des

Falles an die Geschwornen beginnen, als sich die Thüre mit großem Geräusch öffnete und der Vorsteher des Gefangenhauses unter tiefen Bücklingen und wie in ersterbender Demuth zwei Fremde hereinführte.

Alle Anwesenden sprangen von ihren Sitzen auf. Der eine der Eintretenden, ein hoher schlanker Mann, winkte freundlich mit der Hand und trat auf den Richter zu:

»Sie müssen mir und dem Herrn Regierungsrathe Sonnenfels hier,« sagte Kaunitz, »schon gestatten, uns einen Augenblick bei Ihnen aufzuhalten. Sie wissen, wie viel mir an der schleunigen Beendigung dieser Sache liegt. Ich will mit Ihrer Erlaubniß selbst einem Verhör beiwohnen.«

Der Richter begann nun in so klarer und übersichtlicher Weise den ganzen Gang der Anklage und des Processes von dem Entweichen Martins vom Stephansfreidhofe angefangen bis zur Verhaftung Marcells auseinanderzulegen, daß Kaunitz mehrmals sich nicht enthalten konnte, seine Zufriedenheit und seinen Beifall auszudrücken.

»Weil nun aber,« schloß der Richter seine Rede, »keiner der Inquisiten zu einem offenen reumüthigen Geständnisse zu bringen ist, weil alle bisher angewendeten Mittel der Güte und der Ueberredung fruchtlos gewesen, so sehe ich mich leider nach vorhergegangener Anfrage veranlaßt, das peinliche Verfahren einzuleiten.«

Eine Todtenstille herrschte in der Kammer. Niemand sagte ein Wort. Die Beisitzer nickten mit den Köpfen, der junge Actuar vergrub sein Gesicht in dem Actenwuste.

»In Anbetracht,« fuhr der Richter fort, »daß wahrscheinlicher Weise, wenn wir den Schwächsten zuerst der Pein unterziehen, dieser solche Aussagen macht, welche die andern

vollkommen überweisen und die Anwendung der Tortur vielleicht unnöthig machen, werde ich, meine Herren Geschwornen, vorschlagen, daß man Martin, den Wächter vom Stephansfreidhofe, zuerst vornehme. Er ist ein Greis, der im Gefängniß fast kindisch geworden, oder es wenigstens simulirt; das ist jetzt vorüber und er deshalb zur Anwendung der Tortur tauglich —«

»Dulden Euer Durchlaucht dieses?« sagte Sonnenfels leise und fast flehend zu dem Fürsten; »ein Greis und auf die Marterbank!«

»Ein Sünder, Regierungsrath, der zufällig zugleich ein alter Mensch ist. Oder glauben Sie, daß das reife Alter und die Erfahrungen eines langen Lebens den Verbrecher nicht zehnmal gefährlicher machen?«

Sonnenfels schwieg, aber ein tiefer Seufzer rang sich aus dieser edlen menschenfreundlichen Brust hervor.

Der Richter hatte indeß einen Wink gegeben, zwei Gefangenwärter waren hinausgegangen, es dauerte eine nur kurze Zeit, dann hörte man das Gerassel von Ketten vor der Thüre, der Richter ließ noch den Vorhang vor der Marterkammer zuziehen, die Thüre öffnete sich auf ein Zeichen, welches er mit einer silbernen Glocke gab und Martin trat ein, geführt von vier Gefangenwärtern mit Hellebarden.

XIV.

Ein unbeschreibliches Gefühl beschlich alle Anwesenden bei dem ersten Anblicke des Greises, der mit unbefangener, fast lächelnder Miene bis an den grünbehängten Tisch vortrat, an welchem die Gerichtspersonen saßen, und auf welchem zwischen vier brennenden Kerzen ein ebenholzenes Kreuz mit weißem Crucifix und einem Todtenschädel darunter stand.

Martin neigte bescheiden grüßend das Haupt nach allen Seiten und fragte dann in ruhig harmlosem Tone: »Was kann ich thun, gestrenge gnädige Herren, um Euch allesammt zufrieden zu stellen? Der alte Martin will's ja gern.«

Mit einer Stimme, aus deren weichem Klang man beinahe die innere Erregung heraushörte, begann der Richter: »Martin, es ist das letzte Mal, daß Du vor Gericht erscheinst. Bedenke wohl Alles, was Du thust, und höre, was ich Dir sagen werde.«

»Gestrenger Herr,« unterbrach der Alte hier den Redner, »wer so weißes Haar hat, wie ich, so morsche Gebeine, wie ich, und wessen Seele sich so nach Ruhe sehnt, wie die meine, gestrenger Herr, ein solcher Mensch bedenkt jedes Wort, denn er weiß nicht, ob er nicht in der nächsten Minute seinem Schöpfer und Herrn darüber wird Rechenschaft geben müssen. Ich bin auf Alles, Alles gefaßt.«

»Martin,« begann der Richter wieder, »Du hast seit anderthalb Jahren jede Ermahnung, in Dich zu gehen, ein

offenes und reumüthiges Geständniß abzulegen, und dadurch einen kleinen Theil der Schuld, welche Du auf Dich geladen hast, gutzumachen, in starrem Trotze zurückgewiesen, Du hast Dich dadurch auch abgewendet von deinem Herrn und Gott, weil Du dem Befehle der Obrigkeit Ungehorsam entgegengesetzt hast. Heute und in dieser feierlichen Stunde frage ich Dich in Gegenwart dieser Zeugen und Geschwornen zum letzten Male: Willst Du ein reumüthiges Geständniß ablegen, auf daß es dem Gerichte möglich werde, auch deine Genossen und Spießgesellen zur gerechten Verantwortung zu ziehen?«

Nachdem der Richter geendet, ward es todtenstille im Saale, man vernahm nur das schwere Athemholen der Männer, welche voll Aufregung dem peinlichen Schauspiele, das ihrer noch wartete, entgegenzitterten.

»Gestrenger Herr,« sagte endlich Martin und trat einen Schritt gegen den Gerichtstisch vor, »was nützt es mir, wenn ich zehnmal sage, ich habe nichts zu gestehen, und Ihr wollt immer ein Geständniß von mir haben? Ihr seid der Mächtigere, Ihr könnt es von mir erzwingen, aber glaubt Ihr denn, daß ich etwas sagen kann, wenn ich nichts weiß? Ein Geständniß machen, wenn ich nichts zu gestehen habe? Verlangt Ihr, daß ich lügen soll?«

»Weder lügen, alter Martin, noch heucheln, hörst Du?« rief ihm der Richter zu.

Der Greis blickte ihn wehmüthig an. »Gestrenger Herr,« sagte er, »was ist Heuchelei anders als Lüge? Ich aber bin alt genug, um nicht mehr zu lügen.«

»Du verweigerst also heute ebenfalls jedes Geständniß? Du verharrst in einem Läugnen, welches unnatürlich ist,

weil zu viele Beweise gegen Dich vorliegen, daß Du Aussagen machen könntest, wenn Du nicht in halsstarriger Verstocktheit vorzögest, das hohe Gericht irre zu führen?«

Martin schwieg. Der Kopf senkte sich auf die Brust hinab, daß der kahle Schädel von dem Kerzenlichte spiegelnd beschienen war, und die zitternden Finger ließen eifrig die Kugeln des Rosenkranzes an der Schnur vorüber gleiten.

»Blicke auf, Martin,« rief der Richter, während auf ein Zeichen von ihm der Vorhang zurückflog, welcher bisher die Marterkammer den Augen des Angeklagten verborgen hatte.

Der Anblick der Folterwerkzeuge machte auf alle Anwesenden einen erschütternden Eindruck. Man sah die blinkenden Eisenspitzen auf den dunkeln Marterwerkzeugen, wie sie im Lichte der vier Fackeln glänzten, welche halbentblößte Marterknechte in den Händen hoch empor hielten, man sah den Kessel in der Mitte der schwarzen Kammer, in welchem so eben das Pech flüssig zu werden begann und zischend Blasen aufwarf, man hörte das Knacken und Knarren des Räderwerkes an den Martermaschinen, welche im Hintergrunde der Kammer von Knechten noch probirt wurden, und Alle, Alle die im Gerichtssaale anwesend waren, fühlten den Frost des Schauders durch ihre Glieder rinnen, — nur der einzige Martin nicht. Dieser hatte blos einen flüchtigen Blick auf den schreckhaften Inhalt jener Kammer geworfen, und war beinahe ganz unmerklich zusammengezuckt, um im nächsten Augenblicke wieder aufgerichtet, fest, entschlossener als bisher, vor dem grünen Tische zu stehen.

»Martin, bedenke wohl,« ermahnte ihn noch einmal der Richter mit ernster ergreifender Stimme.

Der alte Mann faltete betend die Hände und flüsterte leise: »Wie Gott will. Ich habe nichts zu bekennen, nichts zu verschweigen.«

— Ein Wink des Richters genügte, und einige Augenblicke später befand sich der Greis in den Händen der Marterknechte.

Alle Anwesenden traten gleichzeitig in die Folterkammer, denn der Richter mußte gegenwärtig sein, um der Marter Einhalt zu thun, wenn der Inquisit sich zu einem Geständnisse bereit zeigte, — oder einen noch höheren Grad der Folter anzuordnen, wenn derselbe in seiner Verstocktheit verharrte.

»Durchlaucht, ich sterbe,« flüsterte Sonnenfels dem Fürsten zu, als sie in die Marterkammer traten und die Knechte begannen, den alten Martin zu entkleiden und das Folterhemd ihm anzulegen.

»Viel zu viel Mühe,« sagte der alte Mann, »ich habe nichts zu sagen, und meine gebrochenen Knochen werden Euch auch nicht mehr Auskunft geben, als ich Euch selbst hätte geben können. Darf ich meinen Rosenkranz behalten?« fragte er bittend, als ihm einer der Knechte denselben aus der Hand riß.

»Was fällt Dir ein, Alter,« entgegnete der Mann, »womit willst Du ihn halten? Deine Finger müssen ja die Daumschrauben bekommen, und später — da wirst Du kaum Lust haben, etwas in die Hand zu nehmen.«

»Wie Ihr wollt,« sagte Martin gutmüthig und ließ sich vollends entkleiden.

Sonnenfels verlor während diesen schrecklichen Vorbe-

reitungen alle Fassung. Mit Mühe nur war er im Stande sich aufrecht zu erhalten, und in dem Momente, wo Martin auf den Stuhl gebunden wurde, und einer der Marterknechte indessen noch einmal die Daumschrauben probirte, ob es leicht gehe, mußte der Regierungsrath einige Schritte zurücktreten, und sich an die kalte Wand lehnen.

»O Wahn, Wahn!« flüsterte er leise und schmerzhaft für sich, »wann wird der starke Arm der Humanität vernichtend dich zerschmettern und eine neue schönere Zeit auf die Erde heraufbeschwören?«

Das Knattern wie von einem Gewehrschlosse und ein halb unterdrücktes Stöhnen, welches die Todtenstille im Gemache unterbrach, riefen seine Gedanken wieder an den schrecklichen Ort zurück, wo er sich befand. Er blickte auf Martin hin. Dieser saß im eisernen Stuhle, beide Arme in flache Hölzer eingezwängt, so daß er sie nicht rühren konnte, an den Fingern saß schon die Schraube, und die Marterknechte schauten auf den Richter, seines Winkes gewärtig, um die Hände des armen Sünders noch fester einzuzwängen.

Martins Antlitz war schmerzhaft verzogen, das kahle Haupt, an welchem kleine Perlen des kalten Schweißes hervorzutreten begannen, war auf die eine Schulter geneigt, er schwieg, obwohl sich seine Lippen fortwährend bewegten. Nach dem ersten Wimmern, dem Schmerzenslaute der beginnenden Pein war bisher noch keine Klage über seine blaugewordenen Lippen gekommen.

»Martin,« begann der Richter, »aus Rücksicht für dein Alter und deinen gebrechlichen Körper, ermahne ich

Dich zum letzten Male, bevor ich zu den stärkeren Graden des peinlichen Verfahrens vorschreite, bekenne deine Schuld, deine Genossen, deine Verführer.«

Der alte Mann hob den Kopf etwas auf und warf einen unaussprechlich jammervollen Blick auf den Richter. Dann senkte er langsam wieder das Angesicht und seine Augen schlossen sich wie in einer Ohnmacht.

»Lassen Sie einhalten, Durchlaucht,« flehte Sonnenfels, »es ist mehr als Sünde, diesen alten Mann zu peinigen. Die Justiz begeht mit diesem Verfahren an dem Greise einen Mord, und ich würde es nie vor meinem Gewissen verantworten können, in diesem Augenblicke nicht mit aller Energie und im Gefühle des Rechtes, welches die Menschlichkeit mir eingibt, hier eingeschritten zu sein.«

Kaunitz warf einen fragenden Blick auf den Richter. Dieser zuckte die Achseln. Ein Wink von Kaunitz hieß den Richter nach eigenem Ermessen vorgehen, und schon schleppten die Marterknechte die inwendig mit spitzen Nägeln beschlagenen spanischen Stiefel herbei, um sie dem alten Manne an die Beine zu schrauben.

Es mußte ein entsetzlicher Schmerz sein, wie die morschen Knochen erst zusammengepreßt und gestreckt wurden, dann bei jedem neuen Umdrehen der Schraube die Spitzen der Nägel tiefer in das Fleisch drangen. Ein krampfhaftes Zucken durchbebte den Körper des Gemarterten. Er versuchte laut zu beten. Die Lippen waren es nicht mehr im Stande. Aus den Fugen der spanischen Stiefel quoll das helle Blut in einzelnen, immer stärkeren Tropfen.

In diesem Augenblicke ertönte ein gellender Schrei.

Sonnenfels war bei dem Anblicke des Blutes in Ohnmacht gesunken.

»Machen Sie ein Ende,« rief der Fürst dem Richter zu, und während er selbst dabei blieb, wie man den Regierungsrath in das andere Zimmer trug, und mit den starken Geistern, die in der Marterkammer immer vorräthig waren, wieder zu sich brachte, wurde indeß auch Martin aus seinen Marterwerkzeugen losgeschraubt und abgebunden. Man legte ihn, der kein Glied seines Körpers rühren konnte, auf eine Bahre, um ihn hinweg zu tragen. Er schien besinnungslos, aber seine Lippen stammelten leise: »Ad majorem Dei gloriam!«

Seit der Flucht des Barons war Rosa ohne Nachricht von ihrem Vater. Ihre Vorsicht, womit sie Alles verbrannt hatte, was nur irgend Aufschluß über seine Verbindung hätte geben können, fand sich vollkommen gerechtfertigt. Bereits am nächsten Tage war eine Commission in ihrer Wohnung erschienen, hatte genaue Haussuchung gehalten, und mit ihr selbst ein sehr strenges Verhör vorgenommen. Aber es fehlte an Beweisstücken und ihre Klugheit war umsichtig genug, keinen neuen und stärkeren Verdacht gegen sich aufkommen zu lassen. Noch einige Vorladungen, noch einige Verhöre und das Gericht stand, trotzdem man sich noch nicht ganz von des Fräuleins vollkommener Theilnahmslosigkeit überzeugt hielt, doch vor der Hand von jeder weiteren Untersuchung ab.

Welche einsamen Stunden waren jetzt über dieses stolze hochfahrende Herz hereingebrochen, welche bittere Qual der

Reue durchzog wie ein endloser Faden alle ihre Gedanken, welche Thränen preßte ihr die Pein des Neides aus, jetzt die verachtete Nebenbuhlerin, das arme Kind in der kleinen Wohnung desselben Hauses, am Arme jenes Mannes sehen zu müssen, den sie einst mit Stolz zu ihren Füßen erblickt, mit Hochmuth weggeschleudert, und mit Lüge endlich ganz von sich gewendet hatte!

Dazu kam nun noch die bittere Noth der Armuth, welche sich von Tag zu Tag in immer grellerer Weise bei ihr geltend machte. So lange der Baron noch anwesend gewesen, so lange sie noch Gesellschaften empfingen, und ihr Haus wenigstens den äußeren Schein der Vornehmheit bewahrt hatte, waren alle jene zahllosen Gläubiger still geblieben, denen eigentlich Alles, was sich in der Wohnung vorfand, gehörte. Jetzt aber drängte einer den andern, den ganzen Tag stand die Thür nicht still, und jeder der kam, nahm etwas mit, was er als sein Eigenthum zu reclamiren im Stande war. Daher kam es, daß nach kurzer Zeit die Zimmer leer, die Wände kahl waren.

Dieser Zustand konnte nicht dauern, ohne in der Seele des noch vor Kurzem hochmüthigen Mädchens Pläne aufsteigen zu lassen, an welche sie früher nicht im entferntesten gedacht hatte. Lag doch der stolze Bau ihrer geträumten Zukunft jetzt in Trümmern zu ihren Füßen. Die Freunde, die sich einst an sie gedrängt, die Schmeichler, die ihr gehuldigt hatten, sie waren verschwunden, und ihr nichts geblieben, als die Hoffnungslosigkeit, die Verlassenheit der Armuth. Der Kummer hatte in den letzten Tagen die Rosen ihrer Wangen eben so unbarmherzig entblättert, als die

Thränen, mit welchen sie in schlaflosen Nächten ihr Lager benetzte, den Glanz ihres Auges trübten. Die schöne jugendliche elastische Gestalt war auffallend gealtert.

Darüber war sie aber mit sich einig, daß ein Entschluß in Bezug auf ihr künftiges Leben gefaßt werden mußte. Sie begann sich bereits mit dem Gedanken vertraut zu machen, in stiller Abgeschiedenheit eine neue Laufbahn sich zu eröffnen. Aber, sollte sie in Dienst treten? Sollte sie, die noch vor Kurzem befohlen, allen Launen einer Herrschaft sich aussetzen? und jetzt erst erkannte sie klar, wie launenhaft sie selbst oft gewesen, und wie unnöthige Pein sie ihrem eigenen Mädchen manchmal verursacht hatte. Aber jemehr sie über diesen Plan nachdachte, desto unausführbarer zeigte er sich. Auch stieg ein ganz anderes Bild vor ihrer Seele auf.

Sie wollte fort, weit fort von Wien, an einen Ort, wo Niemand ihren Namen errathen konnte. In der Fremde glaubte sie die Kraft zu finden, alle bisherigen Erinnerungen von sich zu werfen, dort wollte sie ein neues Leben beginnen, sich selbst durch eigenen Fleiß eine stille ruhige Zukunft gründen.

Bereits seit einigen Tagen war sie allein. Das Mädchen, welches bisher bei ihr gewesen, hatte sie auch verlassen. Dieser Umstand reifte den Gedanken zum Entschluß.

An demselben Abend als Frau Rosl zum Besuche bei ihrer Freundin war, verließ um die Zeit, als es schon dunkel geworden und bereits in den Straßen die Laternen brannten, eine weibliche Gestalt, nur ein kleines Päckchen in der Hand, das Freihaus, und warf vor dem Thore noch einen

langen thränenfeuchten Blick zu den Fenstern des ersten Stockes hinauf. Es schien ein Dienstmädchen zu sein, so einfach, so schlicht, so ärmlich war die Kleidung.

— — Am nächsten Morgen machte die Hausmeisterin die erschreckende Entdeckung, daß das Quartier des Barons ganz leer sei. Mit großem Geschrei verkündete sie im Hause, Treppe auf, Treppe ab schießend, die Neuigkeit; man machte die Anzeige, aber Rosa blieb verschwunden!

XV.

Robert war in den letzten Tagen von vielfachen Gemüthsaufregungen bestürmt worden. Nicht allein das Schicksal seiner armen Pflegeschwester Helene, auch der Gang des Processes gegen den Kanzlisten und Marcell, die öfteren Zusammenkünfte mit dem Provincial und Saint Germain, welche als Hauptzeugen bei dieser Untersuchung auftraten, hatten ihn außer seinen Amtsstunden vollkommen in Anspruch genommen. Dazu kam noch, daß seine Seele durch einen Schlag, der ihn unversehens getroffen und dessen ganze Wucht er erst nach einigen Tagen auf sich drücken fühlte, um so mehr verdüstert worden war, als zum ersten Male der Argwohn verletzter Eitelkeit und verwundeten Stolzes sich mit scharfen Krallen in seine Seele grub.

Was hatte er Antonie gethan, daß sie seit einiger Zeit nicht mehr zu ihrer Tante kam, daß sie, wie es schien, sorgfältig jede Begegnung mit Robert vermied, und wie Maria ihm gesagt, das von Robert so heiß ersehnte Wiedersehen auf eine bessere Zeit verschob?

»Welchen Grund kann sie haben, womit habe ich sie beleidigt?« fragte er dringend.

Maria zuckte mit den Achseln. Sie schien es nicht zu wissen, oder vielmehr, es ihm verbergen zu wollen.

Nach einigen Tagen endlich drängte er sie wieder. Antonie war noch immer nicht erschienen, sie hatte ihm sogar

auf seine Bitte, ihm zu schreiben, abschlägig antworten lassen. Es war, als ob sie plötzlich jede Verbindung auflösen, als ob sie die Erinnerung an all' die schönen Stunden, welche sie in dem Zimmer Maria's verlebt, aus ihrem und auch zugleich aus seinem Gedächtnisse verbannen wollte.

»Wenn ich nur eine Ursache wüßte,« sagte er eines Nachmittags ganz aufgeregt zu Maria; »aber so plötzlich, so unverhofft, so ohne allen Grund ein Bündniß zerreißen, welches ich für die Ewigkeit geschlossen wähnte.«

»Ohne alle Ursache?« warf ihm Maria ein.

Er ergriff begierig diesen Einwand, denn es war das erste Mal, daß Maria überhaupt auf diesen Gegenstand einging, und er hoffte jetzt, wenn er das Gespräch festhielt, mehr und Ausführliches von ihr zu erfahren.

»Sie haben sich verrathen,« fiel er ihr deswegen rasch in die Rede; »der Ton, in welchem Sie diesen Zweifel aussprachen, beweist mir, daß Sie die Ursache kennen, warum Antonie sich von mir zurückzieht, und« setzte er nicht ohne tiefe innere Aufregung hinzu, »ich glaube von Ihnen sowohl, als von Antonie gut genug gekannt zu sein, um wenigstens etwas mehr Vertrauen, wenn ich schon nicht sage, Offenheit zu verdienen.«

Maria sah ihn lächelnd an und drohte ihm mit dem Finger.

»Wie das Feuer gleich über dem Dach ist!« sagte sie lachend; »sollte man nicht meinen, ich hätte Gott weiß welch' Verbrechen begangen? So aber sind Sie allein, junger Herr, der Verbrecher, und wenn Sie mehr wissen wollen —«

»Ich, ich?« fragte Robert, dessen Erstaunen jeden Augenblick mehr und mehr wuchs, »wie ist das möglich?«

»Sagen kann ich es Ihnen schwer, so etwas spricht sich nicht gut, aber zeigen will ich es Ihnen.«

Sie erhob sich bei diesen Worten von ihrem Stuhle, ergriff den Arm des jungen Mannes und führte ihn zum Fenster. Dort angekommen sah sie ihm lächelnd ins Gesicht und fragte dann, mit dem Finger auf jene blumengeschmückten Fenster zeigend: »Wer wohnt dort, junger Herr?«

»Was soll das heißen?« fragte Robert betroffen, »was weiß ich denn, wer dort wohnt?«

»So?« sagte die Matrone und sah ihn mit komischem Ernste an, »so, Sie wissen nicht? Ja richtig, Sie mögen Recht haben, weil Sie es nicht wissen, deswegen stehen Sie so oft an Ihrem eigenen Fenster, und starren wie ganz verloren hinüber.«

Robert sah seine Hausfrau überrascht an und eine helle Röthe überflog sein Gesicht.

»Glauben Sie mir,« versicherte er endlich, »daß es nichts anderes ist, als — —«

»Als Neugierde, wollen Sie sagen?« fiel sie ihm in's Wort; »ja, lieber Gott, wenn Ihr Männer einmal anfangt, neugierig zu werden, dann ist es bald um ein armes vertrauensvolles Mädchenherz geschehen. Ich kenne das zu genau —«

»Aber Sie werden doch nicht glauben, daß ich einen Schatten, ein Wesen, das ich nicht kenne, nie gesehen habe, von dem ich nichts weiß, als daß es schlank gewachsen ist und

eine feine zierliche Hand besitzt, daß ich eines solchen Luftgebildes wegen das Glück meines Lebens, die Ruhe meines Herzens, die Hoffnungen einer freudigen Zukunft von mir werfen werde? Haben Sie mich jemals als einen dieser leichtsinnigen Männer gekannt, welche solches zu thun im Stande wären? Ich frage Sie, können Sie mich für einen solchen halten?«

»Nun, es gibt Augenblicke, schwache Stunden —«

»O, ich sehe es,« rief er erbittert aus, »man sucht eine Gelegenheit zu brechen, man will ein Spiel enden, das vielleicht nie als Ernst betrachtet wurde, ich bin vielleicht schon lästig, ich bin zu sehr das ewige Einerlei. Man kann ja nicht wissen, ich habe gehört, es soll Menschen geben, welche sich nur in einer ewigen Abwechslung ihrer Gefühle wohl befinden können.«

»Herr Haimon!« rief in diesem Augenblicke die alte Maria in einem Tone, der den jungen Mann augenblicklich zur Besinnung brachte, so viel Ernst, so viel Vorwurf, so viel energische Zurückweisung seines bitteren Wortes lag darin. Auch war der Eindruck auf Robert ein starker, denn er war plötzlich wieder ruhig und gemäßigt geworden.

Maria trat ihm einen Schritt näher und legte ihre Hand auf seine Schulter. »Sie haben,« begann sie, »jetzt einen so schweren kränkenden Vorwurf gegen ein Wesen ausgesprochen, welches, wie Sie sagen, Ihrem Herzen theuer ist, daß ich fast glauben muß, Sie hätten sich bisher in Ihren Gefühlen für Antonie selbst getäuscht. — Unterbrechen Sie mich nicht,« fuhr sie fort, als er ihr ins Wort fallen wollte. »Ich sage Ihnen, Antonie gehört zu jenen seltenen Geschöpfen,

welche den Grad der Neigung eines geliebten Wesens nicht blos nach den Worten, welche man zu verschwenden für gut findet, sondern nach dem Grade des Vertrauens bemessen, den man ihnen schenkt. Beurtheilen Sie nun selbst, in welchem Lichte Sie vor ihr erscheinen müßten, wenn sie unser Gespräch mit angehört hätte.«

»Aber sagten Sie mir nicht selbst,« entgegnete er etwas verwirrt, »daß Antonie wegen dieser Dame gegenüber —«

»O, junger Herr, das war ein kleiner Scherz; übrigens seien Sie überzeugt, daß Antonie dieser Göttin wegen nicht eifersüchtig wird.«

»Wie verstehen Sie das? Was wollen Sie damit sagen?« fragte er rasch; »ich bitte Sie, erklären Sie sich deutlicher darüber, denn ich gestehe es Ihnen, daß diese halben Worte, diese flüchtigen Andeutungen meine Verwirrung steigern, statt mir Klarheit in einer Sache zu verschaffen, welche doch so sehr in mein ganzes Leben einzugreifen scheint.«

»Sie werden auch klar sehen, nur Geduld, es dauert nicht mehr so lange —«

»Jede Stunde ist mir zu lange, denn Sie ahnen nicht die Qualen, welche mich durchziehen, und deren Marter nicht eher enden wird, als bis ich entweder am Ziele meiner Wünsche stehe, oder die Gewißheit habe, — einige Momente lang einem schönen Traumbild nachgejagt zu haben.«

»Gut!« antwortete Maria nach einigem Nachdenken, »ich werde heute noch mit Antonie sprechen und Ihnen Antwort sagen.« —

An demselben Nachmittage ging Maria in die Woh-

nung der Gräfin Raunek. Im Vorsaale stieß sie auf Margarethe, welche sich schon bis zur Kammerjungfer emporgeschwungen, und nun mit aller zierlichen Gelenkigkeit einer echten Zofe auf sie zugesprungen kam, um die Hand der alten Frau an ihre Lippen zu drücken. Maria klopfte dem Mädchen freundlich an die Wange und sagte dann lächelnd: »Nicht wahr, hier ist es Dir doch lieber, als bei mir?«

»Bin ich denn hier nicht auch bei Ihnen?« antwortete das Mädchen, »und war ich denn nicht drüben ebenfalls im Dienste bei der gnädigen Gräfin? Sie war heute Mittag aus, und hat bei dem Nachhausekommen gleich gefragt, ob Sie noch nicht gekommen?«

»Sie erwartete mich also? Ist Niemand bei ihr?«

»Keine Seele. Wer sollte auch drin sein?« antwortete Margarethe. »Die gnädige Gräfin sitzt im großen Blumenzimmer.«

Mit diesen Worten öffnete sie die hohe Flügelthüre und begleitete Maria bis zur Schwelle jenes Gemaches, worin die Gebieterin eben verweilte.

Als Maria leise und geräuschlos eintrat, fand sie die Gräfin Raunek den Kopf auf die Hand gestützt und in Gedanken vertieft in der Fensternische, welche durch Blumen und Gewächse zur Laube geworden. Die Gräfin schien die alte Frau nicht eher zu bemerken, als bis sie ganz nahe an sie herangetreten war. Jetzt erst erhob sie den Kopf und Maria erschrak fast über den Ernst und die Abspannung in den sonst so anmuthigen Zügen.

»Bist Du da, Maria?« begann die Gräfin und reichte ihrem Besuche die Hand, während sie zugleich auf einen klei-

nen Lehnstuhl hinwies, welcher knapp neben ihrem Sessel stand.

»Was ist geschehen?« fragte Maria besorgt und mit fast ängstlicher Stimme, »ich will doch nicht hoffen, daß das Gespräch —«

»Mit der Gräfin Vietinska übel ausgefallen ist, willst Du sagen?« fiel ihr die Gräfin bitter ins Wort; »o nein, es gehört zu den Vorzügen hoher Damen, das Unangenehmste so liebenswürdig zu sagen, daß man fast versucht wird, ihnen noch Recht zu geben.«

»Also doch Unangenehmes,« rief Maria betrübt aus; »o, ich habe immer einen solchen Ausgang gefürchtet.«

»Wer sagt Dir denn, daß dieses schon das Ende sei? Glaubst Du, daß ich eine solche Antwort, wie meine Tante sie mir heute gab, ruhig und ohne eine Erwiederung hinnehmen würde. Beruhige Dich, es sollen keine bitteren Worte zwischen uns fallen; nach dem, was wir heute gesprochen haben, wäre ein neues Aufnehmen der Sache, wenigstens so wie ich es ansehe, umsonst. Aber es gibt Gott sei Dank noch andere Mittel, und ich bin entschlossen, das wirksamste derselben zu ergreifen.«

Maria sah sie fragend und unruhig an. Aus den Augen der Gräfin leuchtete der Ausdruck ernstlicher Entschlossenheit.

»Erzählen Sie mir doch den Hergang,« drängte Maria; »bis jetzt weiß ich nur, daß Ihre Bemühung erfolglos war, aber ich fasse es nicht, die Frau Gräfin, Ihre Tante, war doch sonst in allem, was Sie sagten, in allem, was Sie thun wollten, nur Ihrer Meinung. Es ist das erste Mal —«

»Aber auch das erste Mal, daß ich mit solch' einer Er-

öffnung ihr kam. Du hättest sie nur sehen sollen. Ich habe Dir schon mitgetheilt, daß ich in der letzten Zeit eine Abnahme ihrer Zärtlichkeit gegen mich zu bemerken glaubte. Es ist, als ob sie jetzt ganz bestimmt wüßte, daß ich doch nicht auf Reisen war. Ich hatte ihr also geschrieben, daß ich sie heute besuchen würde, und mir für eine längere Unterredung ihre Geduld erbäte. Schon der Empfang war förmlicher, gemessener als sonst, kaum eine leise Spur von jener mütterlichen Herzlichkeit, welche sie sonst immer für mich hatte. Sie führte mich zum Sopha und bot mir dort den Platz neben sich an, und als ich eben, kaum mehr meiner selbst Herr, sie über die Ursache dieser plötzlichen Umwandlung fragen wollte, sagte sie gemessen und langsam: »Ich stehe zu Diensten und bin ganz Ohr!« — Ich werde mich bemühen, Ihre kostbare Zeit so kurz als möglich in Anspruch zu nehmen, antwortete ich nun eben so förmlich und begann. Je länger ich sprach, und ich glaube, diesmal mehr und länger, als ich mir selbst es vorgenommen hatte, desto mehr fiel es mir auf, daß die Züge meiner Tante immer starrer und starrer wurden. Es schmerzte mich tief, als ich sah, welche Wirkung die Schilderung meines inneren Lebens, meines Seelenzustandes, den ich mit aller Wärme meines Gefühles der mütterlichen Freundin ausmalte, auf diese hervorbrachte.«

»Ich glaube zu errathen, welche Antwort die Gräfin Tante Ihnen gab,« sagte Maria halblaut.

»Die Antwort war ganz kurz,« rief die Gräfin Raunek leidenschaftlich aus; »meine Tante sagte mit einer Höflichkeit, deren kalter Ton mir wie ein Messer durch die Seele drang: »Sie sind Ihre eigene Herrin, Frau Gräfin, mir kommt es nicht zu, Ihnen etwas zu verbieten. Abgemahnt.

das hätte ich Sie vielleicht, aber Sie haben es ja nur nothwendig gefunden, mich von Ihrem Entschlusse in Kenntniß zu setzen, — eine Aufmerksamkeit, deren Werth ich vollkommen zu schätzen weiß.«

»Sie thun mir sehr wehe,« sagte ich Ihr, »ich wollte ja eben Ihren Rath, den Ausspruch Ihrer reifen Erfahrung, ein Wort der Leitung von Ihnen, die Sie so wunderbar die jugendliche Wärme des Herzens mit der Weisheit des Verstandes verbinden. Sie haben mich mißverstanden, theure Tante.«

»Ich zweifle nicht daran,« antwortete sie mir, »aber gestatten Sie, daß ich die Meinung ausspreche, wenn in dem Herzen einer Frau vom Stande, wie Sie, Frau Gräfin Raunek — sie betonte diese letzteren Worte sehr stark, — sich auch nur der Gedanke einer solchen Mesalliance,« — hier hielt sie inne und drückte ihr Spitzentuch vor den Mund — »regen kann, ich der Meinung bin, daß eine solche Frau bereits hinlänglich mit ihrem Verstande zu Rathe gegangen ist. Ich kann mir nicht denken, daß sonst auch nur die leiseste Idee auftauchen kann.«

»Darauf nun, das wirst Du einsehen,« fuhr die Gräfin Raunek fort, »blieb mir nichts zu antworten übrig. Ich hätte gewärtigen müssen, daß die in ihrem Adelsstolze verletzte Dame sich vielleicht noch Anspielungen auf meine Geburt erlaubt hätte, und wozu hätte ein solches Gespräch dann geführt, als zu einem völligen Bruche? So aber schieden wir, wenn auch nicht in der alten Herzlichkeit und Liebe, so doch immer noch höflich genug, um alle die feinsten Linien des Anstandes zu beobachten. Daß die Gräfin beim Weg-

gehen mich nicht küßte, mich nicht fragte, wenn sie mich wiedersehen würde, ist mir Beweis genug, wie tief sie sich gekränkt fühlt.«

Die Hand der Gräfin ergreifend fragte Maria: »Was werden Sie nun thun?«

Die Gräfin sah sie einige Augenblicke fest an und versetzte dann ruhig:

»Mein Herz sagt, ich möge handeln!«

XVI.

In Sonnenfels hatte die Folterscene einen erschütternden Eindruck zurückgelassen. Mit Mühe war er aus der Ohnmacht wieder zu sich gebracht worden, und zu Hause machte sich der bisher noch gewaltsam unterdrückte Schmerz Luft. Die Hausleute hörten den Regierungsrath mit sich selbst laut sprechend bis zum frühen Morgen in seinem Arbeitszimmer auf- und abgehen. Wer ihn in diesem Augenblicke gesehen hätte, wie die Gestalt des kleinen zarten Mannes sich im Feuer schöner Begeisterung aufrichtete, wie seine Augen glänzten und von seiner Stirn der große Gedanke der Humanität leuchtete!

»Es ist nun beschlossen,« sprach er aufgeregt zu sich selbst, »diese Art der Justiz, ein Schandmal für unsere Zeit, ein Flecken für die geistigen Bestrebungen des Jahrhunderts, dieses Ueberbleibsel früherer Barbarei darf nicht in jene heitere Zukunft hinüberragen, welche wir jetzt mit vereinten Kräften anstreben. Welch' unerhörtes Vorgehen! Wir verabscheuen die wilden Völker Amerikas, welche ihre Kriegsgefangenen peinigen, und wir selbst, Kinder der Civilisation, Christen und Bürger des philosophischen Jahrhunderts, wir halten es für recht und gesetzmäßig, mit der raffinirtesten Grausamkeit unseren Nebenmenschen zu peinigen, als ob die Wahrheit, die echte, reine, heilige Tochter des Himmels, durch solche Mittel sich zu uns herabziehen ließe.«

— — »Soll ich mich noch einmal an Kaunitz wenden?«

sagte er nach einigen Minuten zu sich selbst und blieb stehen; »ich habe gestern seine Züge beobachtet, sie blieben beinahe kalt, steinern, theilnahmlos, und doch, ich weiß es ja, sein Herz schlägt warm für alles Große und Edle, dieser Geist sieht weiter in die Zukunft, als der gewöhnliche große Haufe. Jetzt, nachdem er sich selbst von dem schreckenerregenden Zustand unserer Justiz überzeugt hat, jetzt wird seine erhabene Seele mir gewiß freudig in meinen Bestrebungen entgegenkommen.«

Sobald der Regierungsrath mit diesem Gedanken im Klaren war, säumte er auch nicht, über die nothwendigen ferneren Schritte nachzudenken. Der weitere Verlauf bot keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr, sobald die Unterstützung des Fürsten gesichert war. Und jetzt erst, nachdem er den Weg, den er einzuschlagen hatte, genau erwogen, und ihn als den besten und sichersten erkannt hatte, — jetzt erst senkte sich auch auf sein Haupt die Müdigkeit der durchwachten aufgeregten Nacht, und er wollte einige Stunden schlummern, bevor er mit neuer, frischer Kraft an sein großes Werk ging.

»Um eilf Uhr Mittag will ich geweckt sein,« sagte er seinem Kammerdiener, der es gewagt hatte, zu ihm einzutreten, und ihn bat, sich doch etwas Ruhe zu gönnen, da es bereits heller Tag sei — — und vor eilf Uhr ertönte bereits die Glocke aus seinem Zimmer, welche den Diener wieder zu sich rief.

Die Toilette des Regierungsraths, so sorgfältig sie sonst immer war, dauerte heute kürzere Zeit als gewöhnlich, denn er war in seltsamer Ungeduld und sein Kammerdiener konnte gar nicht mit der Frisur fertig werden.

»Es wird schon gut sein,« rief der Ungeduldige mehrmals aus, immer aber wurde er durch die freundlichen Bitten des Dieners wieder auf einige Minuten beschwichtigt.

»Der gnädige Herr können ja nicht in solcher Frisur bei Seiner Durchlaucht erscheinen! Was würde sich der Kammerdiener Seiner Durchlaucht von mir denken, daß ich Euer Gnaden so ausgehen lasse?«

»Nun gut,« antwortete Sonnenfels lächelnd, »deine Reputation soll nicht durch meine Ungeduld leiden.« Und er saß ruhig unter dem Brenneisen und dem Kamm seines Dieners, bis dieser mit selbstzufriedener Miene sagte: »Jetzt, Euer Gnaden, können Sie so wie Sie sind, sogar vor Ihrer allergnädigsten Majestät erscheinen.«

Der Wagen wartete bereits vor dem Hause und nicht lange darauf war er in raschem Trabe bei Kaunitz angelangt.

Der Regierungsrath sprang heute besonders leicht die breiten Treppen hinauf, und rechts und links die Begrüßungen der sich tief verbeugenden Bedienten erwiedernd, eilte er in den großen Vorsaal.

Der Kammerdiener des Fürsten, welcher sich hier befand, eilte ihm entgegen.

»Ich bedauere, Herr Regierungsrath,« sagte er, »daß Eure Gnaden sich so zeitlich herausbemüht haben, Seine Durchlaucht ist erst um acht Uhr Morgens zu Bette gegangen, und —«

»Und dürfte also spät erst erwachen?« fiel ihm Sonnenfels ungeduldig in die Rede.

»Das wohl nicht,« bemerkte der Kammerdiener, »Euer Gnaden wissen ja, daß Seine Durchlaucht nie länger als

einige Stunden schläft, ich erwarte jetzt schon jeden Augenblick die Glocke.« —

»Dann ist's ja gut; aber Sie haben mich erschreckt, mein Lieber, ich befürchtete schon, daß Seine Durchlaucht vor Nachmittag Niemand empfangen würden, und ich habe in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen.«

»Ich weiß, daß der Herr Regierungsrath Seiner Durchlaucht immer willkommen sind,« bemerkte der Kammerdiener mit einer Verbeugung.

In diesem Augenblicke hörte man eine Glocke heftig anziehen.

»Seine Durchlaucht rufen,« sagte der Bediente und verschwand durch eine kleine Thüre, aber kaum einige Minuten darauf erschien er bereits wieder und aus der geöffneten Thüre zurücktretend und dem Regierungsrathe Platz machend, sagte er:

»Seine Durchlaucht erwarten den Herrn Regierungsrath!«

Die Unterredung mit Kaunitz fiel zur vollsten Zufriedenheit des Regierungsrathes aus. Des Fürsten staatsmännischer Blick hatte in der Marterkammer sich schnell genug überzeugt, daß die Zeit für ein so barbarisches Verfahren vorüber sei. Bei dem Anblicke des gemarteten Greises hatte auch das Herz den bisherigen Widerstand des berechnenden Verstandes vollends besiegt. Als Sonnenfels eintrat, rief der Fürst, der noch im Bette lag, ihm schon entgegen:

»Kommen Sie wieder mit der Aufhebung der Tortur? Ganz Ihrer Meinung, Herr Regierungsrath.«

Einen solchen Empfang hatte Sonnenfels nicht erwartet, und es kostete ihn nun keine Mühe, den Fürsten, der im Ganzen mit ihm einverstanden war, für die Einzelheiten des Planes zu gewinnen.

»Was Ihre Majestät unsere gnädigste Herrin betrifft,« sagte Kaunitz, »so überlassen Sie mir, das große Herz der erhabenen Frau vorzubereiten. Maria Theresia wäre nicht mit Recht von der ganzen Welt Mutter ihrer Völker genannt, wenn ihr mildes christliches Gemüth nicht empfänglich wäre für jedes Wort, das man zum Besten der leidenden Menschheit spricht.«

Es wurde nun verabredet, daß Sonnenfels ein ausführliches Memorandum über die Nothwendigkeit, die Tortur in den kaiserlichen Erbländern aufzuheben, ausarbeiten solle, während Kaunitz es übernahm, die Kaiserin auf den Gegenstand jener Audienz vorzubereiten, um welche Sonnenfels in den nächsten Tagen schon bei der Majestät ansuchen sollte.

— Die Nacht vor dieser Audienz, welche ihm auf sein Ansuchen sogleich bewilligt worden, verging für Sonnenfels schlaflos. Er konnte nicht müde werden, immer und immer das Memorandum, welches bereits zierlich abgeschrieben vor ihm lag, durchzusehen, und während er unruhig und aufgeregt in seinem Arbeitszimmer auf- und abging, blieb er wieder manchmal vor seinem Schreibpulte stehen und warf mit Bleistift einige Worte auf einen Bogen Papier, die flüchtigen Andeutungen zu jener Rede, womit er bei Ihrer Majestät sein Memorandum einbegleiten wollte.

Endlich, als schon der Tag zu grauen begann, gönnte

er sich einige Ruhe. »Es ist ein schwerer Gang,« sagte er zu sich selbst, »und ich werde Kraft und Stärke brauchen.«

Als er nach einem kurzen und unruhigen Schlummer erwachte, stand sein Kammerdiener schon bereit, heute ängstlicher als jemals besorgt, den Herrn Regierungsrath auf das Netteste herauszuputzen. Der ungeduldige Sonnenfels wand sich diesmal ungeduldiger als jemals unter den Kämmen und Bürsten, — aber der Kammerdiener ließ sich noch weniger, als je zuvor, irre machen.

Auch das war überstanden. Die Sänfte stand vor dem Hause. Unter dem einen Arm den Hut, unter dem andern sorgfältig in ein seidenes Tuch gewickelt, das kostbare Memorandum, stieg Sonnenfels ein und ließ sich in die Burg tragen, wo er noch eine geraume Weile vor der zur Audienzstunde festgesetzten Zeit ankam.

Es war kein gewöhnlicher Audienztag, und deswegen der Vorsaal nur mit wenigen Personen besetzt. Die meisten Anwesenden kannten Sonnenfels und man begrüßte ihn von allen Seiten. Auch der dienstthuende Kammerherr vom Tage bewies sich sehr zuvorkommend gegen den Regierungsrath und theilte ihm mit, daß Ihre kaiserlich königliche Majestät geruht hätten, ihn bei Beginn der Audienz zuerst zu sich zu befehlen.

Sonnenfels' ganze Figur hob sich bei diesen Worten. Das Bild der großen Kaiserin, deren Herz so warm für Menschenwohl und Menschenglück schlug, schwebte bei dem Gedanken an die nächsten Augenblicke im strahlenden Glanz vor seiner Seele, — er sah sich im Geiste schon vor der erhabenen Frau stehen, und noch einmal ordnete er alle Gründe

und Beweise, womit er seinen Vortrag unterstützen wollte, zu einem zusammenhängenden Ganzen.

Jetzt ward der helle Klang einer silbernen Glocke aus dem Cabinet der Kaiserin gehört, der Kammerherr gab Sonnenfels das Zeichen, die Flügelthüren öffneten sich und einige Augenblicke darauf stand Oesterreichs Montesquieu vor der großen Maria Theresia.

Die Kaiserin stand vor dem Schreibtische, den Arm auf den Stuhl gelehnt, und nickte dem Eintretenden gnädig zu.

»Was bringt Er mir, Regierungsrath Sonnenfels?« sagte sie, »kommt Er wieder mit seinem Project über die Verbesserung der Justiz in unseren Ländern? Ich werde Ihm dankbar sein, wenn Er was Rechtes und Gerechtes, wie von Ihm nicht anders zu erwarten, zu Wege bringt. Mir hat Kaunitz schon von einem neuen Plane gesagt; ist's der?«

Sie deutete bei diesen Worten auf das Memorandum, welches Sonnenfels in der Hand hielt.

»Mit Euer Majestät allergnädigster Erlaubniß, ja,« antwortete Sonnenfels, »aber es ist nur ein Theil, wenn auch nach meiner unmaßgeblichen Einsicht ein so wichtiger und einflußreicher Theil der Justiz, daß ich um die erhabene Huld flehen muß, Euer Majestät mögen mir gestatten, mich eines weiteren über diese Materie auszubreiten.«

»Ist das derselbe Gegenstand, von dem Kaunitz mit Ihm sprach?« fragte die Kaiserin.

»Euer Majestät,« sagte Sonnenfels flehend, aber ernst zugleich, »es ist mein Memorandum, um zu beweisen, daß die bisher in den Erbländern Eurer kaiserlich königlichen Majestät noch übliche Tortur eben so unchristlich und unmenschlich, als unwirksam ist.«

Es entging dem Regierungsrathe nicht, daß die Kaiserin bei diesen Worten fast unmerklich mit den Lippen zuckte; stets ein Beweis, daß ein Gedanke sie mehr als gewöhnlich angeregt habe.

»Wenn Eurer Majestät Gnade mir gestatten will,« fuhr Sonnenfels fort, »die von mir in diesem allerunterthänigsten Memorandum niedergelegten juridischen und philosophischen Bedenken gegen die den Menschen, Gottes erhabenes Ebenbild, entwürdigende Anwendung der Tortur, diese unchristliche Erfindung einer finsteren Zeit, diese barbarische, aus dem Heidenthume zu uns übertragene Schändung des heiligen Rechtsbegriffes, vor Euerer Majestät entwickeln zu dürfen, so wage ich es, nicht zu zweifeln, daß das erhabene Herz der großen Maria Theresia, wie in so vielen, auch darin der Welt mit dem leuchtenden Beispiele vorangehen wird, indem sie ein Ueberbleibsel der Barbarei zertrümmert.«

Die Kaiserin hatte ernst und schweigend diese mit steigender Begeisterung gesprochenen Worte angehört.

»Ich will hören, was Er darüber aufgesetzt hat,« sagte sie endlich, als der Regierungsrath schwieg; »lese Er.«

Mit zitternder Hand schlug Sonnenfels sein Memorandum auseinander und begann, erst langsam und gemessen, dann aber, hingerissen von der Begeisterung für seinen Gegenstand, lauter und lauter zu lesen.

Die Kaiserin sah ihm unverwandt ins Gesicht. Ein schmerzlicher Zug spielte auf ihrem Antlitze, als er mit beredten Worten die Verkennung alles göttlichen Rechtes schilderte, deren sich ein Richter schuldig mache, welcher durch körperliche Pein die Ehre der Wahrheit zu Tage fördern wollte. Er malte grell und wirksam das Seelenleiden eines

Unschuldigen, dem der Schmerz der Folter das Bekenntniß einer Schuld ausgepreßt, die er nie begangen; er sprach von dem siechen Leibe manches Menschen, den man unnöthigerweise der Tortur unterzogen, und strömte endlich in solche Glut der Begeisterung über, daß er zu den Füßen der Kaiserin stürzte und ausrief:

»Die große Maria Theresia, die christliche Kaiserin, das Musterbild aller Herrscher, kann solche Ungerechtigkeit nicht wollen!«

Die Kaiserin trat einen Schritt zurück und winkte ihm, aufzustehen.

»Er hat mir Vieles gesagt, was mir an's Herz gegriffen hat,« sprach sie; »Gott verhüte, daß ich ein Unrecht ferner dulde, wenn dem so ist, wie Er sagt. Lass' Er mir sein Concept da. Ich werde es überlegen. Sei Er getröstet, Regierungsrath Sonnenfels, Recht soll Recht sein, so lang ich die Kaiserin bin. Gehe Er mit Gott, ich werde Ihm schon das Weitere hören lassen.«

Mit den üblichen drei tiefen Verbeugungen trat Sonnenfels ab. Ein Strahl höheren Geistes schien auf seinem Gesichte zu ruhen, als er durch das Vorzimmer schritt.

XVII.

Am späten Abende desselben Tages, wo Sonnenfels seine berühmte Audienz bei der Kaiserin Maria Theresia gehabt, saßen der Provincial und Saint=Germain in ernstem Gespräche in dem Zimmer des Letzteren. In den Zügen des Provincials zeigte sich tiefe Trauer und mit unverhohlener Rührung ergriff er die Hand des Marquis.

»Es ist also dein unwiderruflicher Entschluß, mein Bruder,« sagte er, »Du scheidest so bald schon von uns, von mir, dessen Werk hier erst halb gethan ist, und der mehr als jemals deiner kräftigen Unterstützung bedarf, um das Begonnene zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschheit zu Ende zu führen? Was ist bisher geschehen? Es sind Heuchler entlarvt, Bösewichte unschädlich gemacht worden; ist damit aber schon der Samen des Guten gepflanzt? Sollte nicht jetzt erst unsere Thätigkeit mit verstärkter Kraft beginnen?«

»Du irrst, mein Freund, wenn Du unser bisheriges Wirken so gering anschlägst. Wir haben das Werk des sorgsamen Gärtners gethan, der das Unkraut vertilgt und die Schmarotzerpflanzen ablöst; die Sonne Gottes und die Urkraft des Bodens werden nun, befreit von den bisherigen hemmenden Einflüssen, in ungestörter Einwirkung um so herrlichere Früchte treiben. Bedenke wohl, es wäre Vermessenheit, mit der kleinen unbedeutenden Menschenkraft da

eingreifen zu wollen, wo die Vorsehung selbst ihren uner- forschlichen Zielen entgegenschreitet. Was wir thun können, darf nie darin bestehen, in die Speichen der Weltordnung greifen zu wollen, sondern nur die Pfade zu ebnen, auf welchen der Heros der neuen Zeit seinen Triumphzug durch die Welt halten wird. Unsere große Aufgabe ist es, die Menschen würdig auf seinen Empfang vorzubereiten, seinem Reiche jetzt schon Anhänger zu schaffen, und jenen falschen Lehren ent- gegenzutreten, die vor seinem Erscheinen mit unerhörter Kraft alle Geister berücken werden.«

»Und wenn diese Zeit erst nach unserem Tode eintritt, und wir noch nicht Jünger genug für die neue Morgenröthe gebildet haben?«

»Wir werden sie nicht erleben, auch dieses Jahrhun- dert nicht, eben so wenig wie das folgende schon. Aber von Jahrzehend zu Jahrzehend werden die Vorurtheile wie Schnee vor warmer Frühlingsluft zerschmelzen, der frische Boden gesunder Menschennatur, welcher bisher so tief vergraben war, wird zu Tage kommen und eine Saat von Blüthen darauf erstehen, von welchen man jetzt noch keine Ahnung hat. Ich kehre, zufrieden mit dem Resultate dieser Reise, nach meiner Heimat zurück, und glaube des Beifalles unseres obersten Rathes, der Zustimmung unserer erhabenen Weisen sicher zu sein.«

»Sie werden mit Dir zufrieden sein, denn große Folgen werden aus den Ereignissen, an denen wir hier Theil genom- men, die wir sogar mit herbeigeführt haben, hervorgehen. Das geheime Treiben der Adepten, der Aberglaube des fal- schen Tempels, die blinde Maurerei ist vernichtet, und Robert

wird in Zukunft, von mir eingeweiht, die neue Lehre verbreiten.«

»Und noch ein Resultat, mein Bruder,« sagte Saint-Germain, indem er sich erhob und feierlich die Hand zum Himmel streckte, »noch eins, ein erhabeneres, ein göttlicheres ist erreicht, das Herz der großen Theresia ist von Sonnenfels erschüttert worden, ihr christlicher Sinn wird nicht mehr dulden, daß die Tortur fernerhin in Oesterreich ausgeübt werde. Um Martins Stirn wird, wie ich ihm einst versprach, nach langen Leiden der lichte Kranz der Vergeltung sich winden. Alle seine Sünden schwinden im Hinblicke darauf, daß er den Anstoß zu dieser Anerkennung der Menschenrechte gab.«

Der Provincial wollte sprechen, Saint-Germain fuhr aber fort:

»Heute hat Maria Theresia den Entschluß gefaßt, und wenn Vorurtheil und Barbarei noch eine Zeit lang die Ausführung verzögern können, rückgängig wird nichts, was ihr kaiserlicher Sinn einmal für Recht erkannt.«

»Weiß Martin schon davon?« fragte rasch der Provincial; »o, laß uns zu ihm eilen, um durch diese frohe Kunde neues Leben in seine Adern zu gießen.«

»Umsonst,« versetzte Saint-Germain ernst, »seine Uhr läuft ab, der Schlag seines Herzens wird bald stille stehen. Aber Du hast recht, es ist unsere Pflicht, die letzten Augenblicke unseres sterbenden Mitbruders mit dieser Nachricht zu verklären, auf den goldenen Fittigen des stolzen Gedankens wird seine scheidende Seele sich in das Jenseits schwingen.«

Er hatte die letzten Worte noch nicht ausgesprochen, da klopfte es leise einmal an die Thür. Der Kammerdiener

des Marquis trat herein und meldete, daß sich der Secretär des Herrn Beker draußen befinde und dringend seinen Herrn zu sprechen wünsche.

»Mit deiner Erlaubniß, mein Bruder,« sagte der Provincial zu Saint-Germain, »will ich ihn hier empfangen.«

Auf ein Zeichen des Marquis entfernte sich der Kammerdiener und gleich darauf trat Rubin ein.

»Was ist vorgegangen? Was gibt es so Dringendes?« frägte der Provincial, ihm einen Schritt entgegengehend.

»Ein Sterbender bittet um die Gnade Ihrer Gegenwart in seiner letzten Stunde, ich mußte den Mann, der als Bote kam, auch zu Frau Haimon führen, ihm die Wohnung von Herrn Robert sagen, und endlich fragte er nach der Jungfer Helene; — ich sagte ihm, er möge diese Post nur Herrn Robert sagen, der wisse schon, was zu thun sei.«

»O, das ist Martin,« rief der Provincial; »eilen wir, eilen wir. Der Wunsch eines Sterbenden ist ein heiliges Gebot, und wir können ihn in seinen letzten Augenblicken so unermeßlich beglücken.«

Wenige Minuten später befanden sich der Provincial und Saint-Germain bereits auf dem Wege nach Martins Gefängniß.

Als sie dort anlangten, schien der Aufseher sie bereits zu erwarten; wenigstens kam er ihnen schon am Thore entgegen und bat sie sich nur gleich in die Zelle des alten Friedhofwächters zu verfügen. Er erzählte, daß der Geistliche des Gefangenenhauses Martin bereits mit den letzten Tröstungen der Religion versehen habe, der Sterbende aber immer seine

Blicke sehnsuchtsvoll nach der Thüre geheftet habe und fortwährend ausrufe: »Sie werden kommen, ich weiß es, sie kommen!«

Hastig folgten Saint-Germain und der Provincial dem Aufseher. Vor Martins Thür sagte dieser:

»Ich mag nicht mit eintreten, es thut ordentlich weh, wenn man ihn daliegen sieht, wie gelähmt und gerädert, nicht im Stande, ein Glied zu rühren. Dem hätte man die Tortur schenken können.«

Bei dem Geräusche, welches das Aufsperren der Thür hervorbrachte, schien Martins halb erloschenes Auge wieder aufzuleben, — er versuchte es, den Kopf etwas zu erheben und seine Augen starrten nach der Thür hin, wie diese sich langsam in ihren Angeln drehte und endlich die beiden Ankommenden auf der Schwelle sichtbar wurden.

Ein Schrei der Freude drängte sich zwischen den Lippen Martins hervor.

Bei dem Eintritte der Beiden wendete sich Robert, der neben dem Greise stand, um; eine Frauengestalt aber, welche krampfhaft schluchzend neben dem Bette kniete, schien die Kommenden gar nicht zu hören.

»Ich wußte es ja, daß meine Sehnsucht nicht vergeblich sein würde,« sagte Martin mit fast unhörbarer Stimme, und versuchte es, den einen Arm dem Provincial und Saint-Germain entgegenzustrecken, war aber nicht im Stande, ihn zu erheben.

»Ich kann nicht, — ich kann nicht,« stöhnte er; »die Tortur hat mir alle Glieder aus den Fugen gerissen, ich bin wie gebrochen. O, es war so grausam, und ich konnte doch nichts sagen. Ich wußte von nichts, ich hätte lügen müssen,

denn das, was man von mir hören wollte, von einem Verbrechen, — ach — Ihr Beiden wißt ja am allerbesten, daß meine Seele nicht schuldig ist, wenn auch der böse Geist eine Zeit lang Gewalt über mich hatte.«

Robert, den er bei diesen Worten so flehend, so Erbarmen heischend angesehen hatte, legte ihm leise seine warme Hand auf die vom kalten Schweiße bedeckte Stirn, und flüsterte mild: »Du warst ja nur ein Werkzeug in fremder Hand.«

Der Sterbende winkte Saint=Germain und den Provincial ganz nahe zu sich heran und man sah, wie er sich Mühe gab, den Kopf zu erheben, um ihnen ganz nahe etwas zuzuflüstern. Sie beugten sich zu beiden Seiten des Bettes über ihn. Robert trat einen Schritt zurück, und als nun Martin die Züge jener beiden Männer, zu denen er sich im Leben so sehr hingezogen gefühlt hatte, so ganz nahe über sich sah, als er mit der letzten Kraft seines brechenden Auges noch den warmen Blick auffing, der aus dem milden Antlitze Saint=Germains auf ihn fiel, da schien noch einmal die alte Lebenskraft in ihn zurückzukehren, ein Zug von ruhiger Klarheit legte sich über sein bleiches eingefallenes Antlitz, und er flüsterte: »Habe ich meine Aufgabe vollendet?«

»Du hast sie vollendet, mein Bruder,« sagte feierlich Saint=Germain; »und gedenkst Du noch der Stunde, wo wir uns vor mehr als einem Jahre zum letzten Male sahen?«

»Ob ich ihrer gedenke!« flüsterte Martin; »mir ist die Erinnerung nie lebendiger vor den Geist getreten, als eben seit den letzten Stunden. Es war, als ob eine geheimnißvolle Macht den Flug meiner Seele, die sich nach Erlösung sehnt

zurückgehalten, und mich noch für einige Zeit an dies irdische Sein gefesselt hätte. Ich denke jetzt so klar, als wenn es vor einer Minute gewesen wäre, an die Worte, die Du, mein hoher Meister, damals sprachst. Du sagtest: Bedenke, daß Muth und Beharrlichkeit der Wahlspruch unserer Obern ist. War ich nicht muthig bis zum letzten Augenblicke, und beharrlich mehr noch vielleicht als muthig?«

»Du warst es,« sagte tröstend der Provincial, welcher ebenfalls eine Hand des Sterbenden ergriffen hatte, »Du warst es, und deswegen ist Dir die Gnade beschieden, noch vor deinem Ende zu vernehmen, daß dein Leiden kein fruchtloses gewesen —«

»Wie, was sagt Ihr?« rief Martin mit schwacher Stimme, nnd sah bald den einen, bald den andern an, »mein Leiden war kein fruchtloses, mein Leben also kein verlornes? Was ich in blindem Wahn verbrochen, es wäre demnach gebüßt, und die Glorie des Himmels stände mir, dem Sünder, noch offen?«

Seine Wangen hatten sich bei diesen Worten mit einer feinen Röthe überzogen, und lauschend hielt er den Athem zurück, als Saint-Germain ihm mittheilte, welche Folgen seine Tortur gehabt.

»Deswegen also,« sagte er nach einer Pause, während welcher er die Hände gefaltet und still vor sich hingebetet hatte, »deswegen also konnte sich meine Seele nicht von dem gebrechlichen Körper trennen, deswegen tönte es mir immer wie ferner Flötenton ins Ohr: »Lebe noch!« — O, ich danke Dir, mein Herr und Gott, daß Du mich noch leben ließest!«

Noch einmal reichte er Allen die kalte Hand, mit tiefer Inbrunst küßte er die Rechte Saint-Germains und erbat sich

seinen und des Provincials Segen, dann legte er seine Hand auf das Haupt der in Schmerz aufgelösten, noch immer an der Seite des Bettes knienden Helene, sein flehender Blick suchte Robert und fiel dann wieder auf das Mädchen, das Haupt sank ihm zurück.

Der Provincial begann laut zu beten. Saint-Germain und Robert unterstützten mit ihren Armen das sinkende Haupt des Greises, eine Minute später, und der alte Martin, der halbwahnsinnige Wächter vom Stephansfreidhofe, hatte seine irdische Laufbahn vollendet.

Noch herrschte die feierliche Stille des Todes, das tiefe Schweigen der Rührung am Sterbelager Martins, noch knieten alle Anwesenden neben der Leiche, und kein Laut war zu vernehmen, als das krampfhafte Schluchzen Helenens, als plötzlich auf dem Gang vor der Zelle ein hastiges Hin- und Herrennen, ein Rufen und Durcheinanderschreien der Wächter und der schwere Tritt Bewaffneter hörbar wurde.

Robert öffnete die Thür. »Was ist geschehen?« fragte er den Gefangenwärter, der eben vorüber eilen wollte.

»Der Spießgeselle des Kanzlisten Schreiber, der französische Graf oder was er ist, ist uns durchgegangen,« lautete die Antwort.

»Marcell,« rief Robert erschrocken aus, und bei seinem Rufe kam Helene mit aufgerissenen Augen, in welchen der Wahnsinn blitzte, aus Martins Zelle herausgestürzt.

»Wer ruft den Verfluchten?« schrie sie, »wo ist das Ungeheuer, dieses Scheusal in Menschengestalt?«

»Ja, wer das wüßte, wo er ist?« meinte der Gefan-

genwärter; »das Gericht würde dem Entdecker eine schöne Belohnung geben. Da ist auch den Herren ein fetter Braten entwischt.«

»Entflohen?« rief Helene zusammensinkend; »er konnte entfliehen,« flüsterte sie noch, »und mein armer Vater mußte sterben.«

Der Provincial, welcher aus der Zelle eben herausgetreten war, kam noch zu rechter Zeit, um die Ohnmächtige in seinen Armen aufzufangen.

Während dessen hatte sich am andern Ende des langen Ganges ein neuer Lärm erhoben, und man sah von weitem viele Personen in eine Zelle dringen, aus welcher nach einigen Minuten eine Bahre herausgetragen wurde.

»Ja, was ist denn heute überall bei uns los?« rief der Gefangenwärter aus, »was gibt es denn bei dem Kanzlisten? Wen tragen die von dort heraus? Will doch einmal sehen, was es gibt? Ich komme gleich, junger Herr.«

Mit diesen Worten lief er den Gang hinab und kam gleich darauf wieder lachend zurück: »Der Kanzlist hat es auch nicht erwarten können und sich lieber selbst aufgehenkt. Wie man vorhin in seiner Zelle visitirte, hing er an der Thürangel schon bocksteif. War sein Lebtag ein schlechter Kerl.«

Robert eilte in die Zelle zurück, wo sich noch der Provincial und Saint-Germain vergeblich damit beschäftigten, die wieder zum Leben erwachte Helene von der Leiche ihres Vaters fortzubringen. Er theilte ihnen fast athemlos die Neuigkeit mit, und der Provincial sagte ernst:

»Das ist Gottes Gericht!«

XVIII.

Ein solches Ende nahmen die Häupter der Wiener Logen, jene theils offenen, theils geheimen Leiter einer Anzahl von Bethörten, welche sich von den angeblichen Besitzern höherer Fähigkeiten für schlechte betrügerische Zwecke hatten mißbrauchen lassen. Die Papiere, welche man in den Verstecken der geheimen Loge gefunden, bezeugten mancherlei, zum Theil bis in das ferne Ausland verzweigte Verbindungen; aber man wollte, seit die Häupter gefallen, nicht mit den unbedeutenden Mitgliedern zu streng ins Gericht gehen, und die große Kaiserin befahl endlich, die Untersuchung niederzuschlagen. Erst mehrere Jahre später bildeten sich neue Logen, aber nach reinerem Ritus, das betrügerische Formelwesen ward abgestreift, Niemand dachte mehr daran, die Leichtgläubigkeit seines Mitbruders unter der Maske geheimer Wissenschaft auszubeuten, es war ein Verein von Männern, die gemeinsam dem Guten, Schönen und Wahren, wie es der Geist des Menschen zu seiner höheren Vollendung anstreben soll, nachforschten. Dieser neuen Loge gehörten nicht mehr Menschen, wie der Kanzlist, oder Marcell, oder der halbblöde Kikelberger an; sie zählte unter ihren Mitgliedern ebensowohl Sonnenfels als Robert, ebensowohl den jungen Linden, als den Secretär des ehemaligen Provincials, — den »Magister« Rubin.

Wie haben sich alle diese Herren doch verändert, seit

wir in dieser Erzählung ihnen das letzte Mal begegnet sind! Was war vorgegangen seit dem Tage, wo wir Robert an dem Sterbebette Martins sahen?

Bis zu diesem Tage hatte er noch nicht das Haus der Gräfin Raunek, bei welcher Helene Zuflucht und schwesterliche Aufnahme gefunden, betreten. Eine geheime Scheu hielt ihn ab, in ein Haus zu gehen, das er von Antonien beobachtet wußte, denn die letzten Bemerkungen Maria's, welche ihm spöttische Vorwürfe darüber machte, daß er bei dem Anblicke jener blumenbesetzten Fenster sich einer geheimen Schwärmerei hingebe, hatten ihn sogar bewogen, sein Wohnzimmer gegen den Hof zu verlegen. Nun aber, als er an der Leiche Martins die unglückliche Helene besinnungslos vor Schmerz sah, als es sich darum handeln mußte, sie in eine Pflege zu bringen, welche mit milder tröstender Hand die blutenden Wunden dieses Herzens heilen sollte, jetzt konnte er sich der Aufgabe nicht entziehen, mit dem Provincial sie in ihre Wohnung zu begleiten, während Saint-Germain bei Martins Leiche zurückblieb.

Als der Wagen vor dem Hause der Gräfin hielt, war Robert nicht wenig überrascht, beim Aussteigen unter dem großen Hausthore auf der ersten Stufe der Haupttreppe die alte Maria zu sehen, welche, wie bereits benachrichtigt von dem Eintreffen Helenens, sie hier erwartete. Robert, welcher die in Schmerz aufgelöste Schwester aus dem Wagen hob, bemerkte nicht den Blick des Einverständnisses, welchen Maria in diesem Augenblicke rasch mit dem Provincial wechselte. Während sie Helene in ihren Armen auffing, um sie im Hinaufsteigen der Treppen zu unterstützen, sagte sie zu Robert:

»Jetzt können Sie füglich nicht ausweichen, auch der

Frau Gräfin Raunek, der Beschützerin Helenens, Ihren Dank im Namen Ihrer Schwester auszusprechen. — Und flüsterte sie an seiner Seite gehend ihm leise zu: »ich will es übernehmen, Sie bei Antonie zu entschuldigen, daß Sie in dieses gefährliche Haus eingetreten sind.«

»Gefährlich?« fragte Robert, dem in diesem Augenblicke eine Menge von Gedanken durch den Kopf schwirrten, der wieder in den klarsten lebendigsten Farben jene reizende schlanke Gestalt zwischen den Blumenblättern sah; — »Gefährlich?« wiederholte er beinahe mechanisch und hatte nicht den Muth, Maria anzusehen.

»Gewiß, gewiß,« sagte sie, »bedenken Sie doch, daß hier diese verführerischen Blumen sind —«

»Für mich haben sie alle Gefahr verloren,« antwortete Robert mit schmerzlichem Lächeln, »ich bin jetzt sicher.«

»Wer weiß?« scherzte Maria. Während dieses kurzen Gespräches waren sie in dem hellen Flur des ersten Stockwerkes angelangt, wo Maria auf eine große braune Thüre wies und zu Robert sagte:

»Gehen Sie nur vorläufig da hinein, ich muß vor allem Helene in ihr Zimmer bringen, die Gräfin davon benachrichtigen, und sie aufmerksam machen, daß Herr Haimon da ist, um ihr seinen Dank und seine Verehrung auszudrücken.«

»Und mein würdiger Freund?« fragte Robert, indem er sich nach dem Provincial umsah und diesen nicht mehr erblickte.

»Wären Sie nur etwas weniger zerstreut gewesen, so hätten Sie bemerkt, daß der hochwürdige Herr unten an der Treppe wieder in den Wagen gestiegen ist. Er wollte meiner Einladung, herauf zu kommen, nicht folgen. Er müsse den Todesfall, dem er eben beigewohnt, den übrigen Verwandten

anzeigen. Ich glaube, er wird sich zu Ihrer Mutter begeben haben. Doch hier ist die Thüre. Ist es gefällig, einzutreten?«

Robert öffnete die hohen schweren Flügelthüren und befand sich in einem großen Saal. Die Einrichtung desselben, vom dunkeln, spiegelglatten Boden, von welchem sich der purpurfarbene Sammet der Stühle und Sophas schön hervorhob, bis zu dem aus facettirtem Glase zusammengesetzten Luster und den schweren lilafarbenen seidenen Vorhängen, zeugten von eben so viel Geschmack als Reichthum. Die Wände, mit Tapeten aus granatbrauner Seide überspannt, waren fast ganz freigelassen, nur an den Pfeilern zwischen den Fenstern liefen lange schmale Spiegel herab, und einer Thüre gegenüber, welche zu einer Reihe von Zimmern führen mochte, hing, fast die ganze Breite der Wand einnehmend, ein Bild, eine Landschaft vorstellend.

Robert hatte sich bald in dieses Bild vertieft. Es zeigte ein kleines Schloß mitten im Walde, eine einsame Stätte ruhigen Glückes, denn der freie, weite Wiesenplatz ringsum war so wohl gepflegt und gut erhalten. Aus einem mächtigen Blumenbeete in der Mitte der Wiese gerade dem Balcon des Schlosses gegenüber, sprang ein starker Wasserstrahl hoch in die Luft, ein paar schlanke Rehe kamen behaglich zwischen den Bäumen herausgeschritten, und im Hintergrunde sah man durch die Lichtung in ein Thal hinab, wo ein kleines Dorf vom röthlichen Strahle der untergehenden Sonne beschienen war.

Der junge Mann fühlte sich sonderbar bei diesem Anblicke bewegt. War es die Ruhe und der Friede allein, welcher aus dem Bilde sprach, oder war es eine Ahnung, welche den Anblick des Bildes zu einer Prophezeiung nahender Ereignisse gestalteten? Das Bild mit seiner poetischen Waldeinsamkeit

schien dem Beschauer ganz genau zu dem Character jener Frau zu passen, welche in ihrem Zimmer sich so viel sie konnte ein kleines Stück frischer Natur hervorzuzaubern bestrebt war. — Er war so in seine Gedanken vertieft, daß er zusammenschrak als er eine Hand sich leicht auf seine Schulter legen fühlte. Wie er sich umwandte, stand Maria vor ihm. Sie sah ernst und feierlich aus, und es entging Robert nicht, daß eine gewisse Befangenheit ihr Wesen beherrschte. Sie mußte dem Bilde gegenüber aus der Thüre getreten sein; wenigstens stand dieselbe jetzt halb offen.

»Ich habe Sie bereits der Gräfin Raunek angekündigt,« begann Maria; »sie bittet nur einige Augenblicke um Entschuldigung. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste, es drängt mich ohnehin, über eine uns Beiden wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen.«

»Glauben Sie meine Beziehung zu Antonie?« fragte Robert und fühlte selbst, wie schon der Gedanke an sie ihm das Blut zur Stirn trieb.

»Sie haben den Namen jenes Wesens genannt,« antwortete Maria, »das mir über Alles theuer ist. Ich fühle es, daß hier nicht der Ort ist, um diesen Gegenstand zu erörtern, aber es drängt mich schon seit lange, mit Ihnen darüber zu sprechen, um Sie für Ihre Zukunft sich keinen Täuschungen hingeben zu lassen.«

»Ich verstehe Sie nicht,« sagte Robert verwundert: »was werden Sie mir sagen? Welchen Täuschungen soll ich mich nicht hingeben? Soll ich vielleicht Hoffnungen entsagen, von denen ich nur mit meinem Leben lassen möchte? Oder —« fügte er erschreckt hinzu, als durchführe ein plötzlicher Gedanke seine Seele, »sprechen Sie im Namen Antoniens, kommen Sie, mir zu sagen, daß ihr Zurückziehen in der letzten

Zeit, ihr Verbergen vor mir, nur der Anfang eines Abschiedes für das Leben war?«

»Nein,« sagte Maria fest, — »aber«, fuhr sie fort und ergriff seine Hand, »es muß endlich ein Geheimniß Ihnen enthüllt werden, das leider zu lange Ihnen verborgen geblieben ist —«

»Sie erschrecken mich! Was wollen Sie mir sagen?«

»Wenn Antonie nun nicht dieselbe wäre, als welche sie sich Ihnen gezeigt, als welche Sie sie bei mir kennen gelernt haben?«

»Ich verstehe Sie nicht!«

»Wenn Antonie einen andern Namen trüge, wenn sie nicht wäre, was sie schien?«

»Heiliger Gott!« rief Robert, in dessen Seele es jetzt wie ein Blitz aufleuchtete; »o, meine Ahnung! Deswegen ihr Zurückziehen, seit ich ihr einst von der Nichte der Gräfin Vietinska erzählte?« Er schlug in tiefem Schmerze beide Hände vor das Gesicht und flüsterte in bitterem Tone: »Die hohe Dame hat ein grausames Spiel mit meinem Herzen getrieben.«

Maria schwieg einen Augenblick, eine Thräne stahl sich aus ihrem Auge, sie mußte alle Kraft anwenden, um ihrer Bewegung Herr zu bleiben.

Robert fuhr fort: »Ich danke Ihnen, Maria, daß Sie mir dieses Zusammentreffen, auf welches ich so gar nicht vorbereitet war, erspart haben. Mein Entschluß ist rasch gefaßt. Ein Freund, der Marquis Saint-Germain, reist heute noch ab, weit fort von hier; ich werde mit ihm gehen. Die Entfernung wird vielleicht die Wunde vernarben lassen, die hier, an demselben Orte, wo sie lebt, wo ich sie vielleicht sehen würde, vielleicht bei meiner Gräfin einst sprechen müßte, nur ein langsames Verbluten meines Lebens zur Folge hätte.

Leben Sie wohl, Maria, sagen Sie ihr, daß ich aus tiefster Seele ihr verzeihe, daß mein heißestes Gebet nur immer ihrem Glücke gelten würde, daß sie glücklich sein möge, so glücklich, als sie mich elend gemacht.«

Mit abgewendetem Gesichte reichte er Maria die Hand und eilte zur Thüre gegen den Vorsaal.

In diesem Augenblicke tönte der Ruf: »Robert!« durch den Saal, und in dem flehenden Ton dieser Stimme lag die ganze Unermeßlichkeit der hingebendsten Liebe, der demuthvollsten Unterwerfung. Einen Augenblick lang schien er von dem Rufe wie betäubt; er blickte auf, da stand in der Thüre gegenüber dem Bilde die Gräfin Raunek — seine Antonie, schlicht und einfach wie sonst, und wie um Verzeihung bittend hatte sie die Hände ihm entgegengestreckt. Er hielt die Hand vor's Auge, wie geblendet; Antonie trat rasch näher, im nächsten Augenblicke fühlte er, wie sie seinen Hals mit ihren Armen umschloß, ihr Kopf ruhte an seiner Brust, und während die thränenüberströmenden Augen in unendlicher Sehnsucht zu ihm aufblickten, flüsterten ihre bebenden Lippen: »Ich kann ja ohne Dich nicht leben!«

Einige Wochen darauf war es in dem kleinen Schlößchen, das Robert auf dem Bilde gesehen, ganz lebendig geworden. Die alte Maria hatte sehr viel zu schaffen und anzuordnen, und als Margarethe einen langen kostbaren Spitzenschleier träumerisch einen Augenblick zu lang in der Hand wiegte, sagte Maria in guter Laune scheltend zu ihr:

»Aber Mädchen, kannst Du denn nicht die acht Tage mehr warten, bis Du mit deinem Melchior vor den Altar trittst? Heute mußt Du frisch und flink sein, die gnädige

Gräfin und Herrn Haimons Schwester, das sind zwei Bräute, wie man sie nicht alle Tage sieht; also hurtig; frisch von der Stelle!«

Sie hatte auch alle Ursache, die gute Maria, ihre Leute anzutreiben, denn auf zwölf Uhr war in der kleinen Dorfkirche unten die Trauung bestimmt, und es waren ja noch mehr Gäste im Schloß, die alle ihre Aufmerksamkeit erheischten.

Die alte Gräfin Vietinska und der alte Baron Linden waren die ersten, welche mit ihren Toiletten fertig geworden, und an dem Arm des alten Herrn, der heute wieder jung und heiter wie sonst war, trat die Dame auf den Rasenplatz.

»Ich muß Ihnen gestehen, Baron,« sagte die Gräfin, »ich bin jetzt ganz stolz darauf, daß meine Nichte Bresche macht in das Vorurtheil wegen der bürgerlichen Heirathen. Wir Leute von Adel müssen zeigen, daß wir die Zeit verstehen. Es thut mir leid, daß ich eine Zeit lang dagegen war, aber ich bin noch nicht alt genug, um nicht eine bessere Einsicht anzunehmen.«

»Sie sind ein Muster aller Damen, meine Gnädige, und ich kann Ihnen sagen, daß Seine Majestät der Kaiser sich sehr günstig über unsere Entschlüsse geäußert hat. Ueberdies, seien wir aufrichtig, ist der junge Haimon ein Mann, der seinen Weg machen wird, und dann braucht's ja nicht so viel — das Wappen kommt schon von selbst.«

»Mir ist leid, daß die Mutter der beiden Geschwister nicht da ist. Ich habe sie besucht und nicht so kränklich gefunden, um nicht die Reise hieher machen zu können. Freilich der Todesfall ihres Bruders; doch lassen wir das.«

Während dieses Gespäches waren die Wagen, welche den Zug zur Kirche bringen sollten, vorgefahren.

— Eine Stunde später verband Pater Mansperger

zwei glückliche Paare auf ewig. Antonie und Robert, Sophie und der junge Linden leisteten sich heute vor Gottes Altar den Schwur ewiger Treue und besiegelten ein Bündniß, das ihre Herzen bereits früher so innig geschlossen hatten.

Als der Zug sich aus der Kirche entfernte, blieb in Thränen aufgelöst eine Gestalt betend vor einem Seitenaltare zurück. Während des allgemeinen Glückes, das sie umgab, hatte sie sich einen heiligen Eid geleistet — die unglückliche Helene hatte sich selbst für das Kloster der Büßerinnen bestimmt.

Als die Wagen, aus der Kirche zurückkehrend, den kurzen Weg auf der Straße bis in den Wald fuhren, begegneten sie einem jungen Mädchen, dessen halb städtische, aber unendlich ärmliche Tracht der alten Gräfin auffiel.

»Sehen Sie einmal,« sagte sie zu Sophie, mit welcher sie in einem Wagen fuhr, »die arme Creatur, sie scheint einmal bessere Zeiten gesehen zu haben. — Da!« rief sie und warf dem Mädchen einen Ducaten aus dem Wagen, »Du sollst Dich heute auch freuen.«

In diesem Augenblicke wandte das Mädchen auf der Straße den Kopf. Sophie stieß einen Schrei aus. Sie hatte die unglückliche Rosa, ihre einstige Nebenbuhlerin, erkannt. Erst nach einer Weile wagte sie den Kopf aus dem Wagen zu stecken und hinter sich zu sehen. —

Rosa saß, den Kopf in die Hand gestützt, am Rande der Straße und schaute den forteilenden Wagen nach.

Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Gräfin und Herrn Haimons Schwester, das sind zwei Bräute, wie man sie nicht alle Tage sieht; also hurtig; frisch von der Stelle!«

Sie hatte auch alle Ursache, die gute Maria, ihre Leute anzutreiben, denn auf zwölf Uhr war in der kleinen Dorfkirche unten die Trauung bestimmt, und es waren ja noch mehr Gäste im Schloß, die alle ihre Aufmerksamkeit erheischten.

Die alte Gräfin Vietinska und der alte Baron Linden waren die ersten, welche mit ihren Toiletten fertig geworden, und an dem Arm des alten Herrn, der heute wieder jung und heiter wie sonst war, trat die Dame auf den Rasenplatz.

»Ich muß Ihnen gestehen, Baron,« sagte die Gräfin, »ich bin jetzt ganz stolz darauf, daß meine Nichte Bresche macht in das Vorurtheil wegen der bürgerlichen Heirathen. Wir Leute von Adel müssen zeigen, daß wir die Zeit verstehen. Es thut mir leid, daß ich eine Zeit lang dagegen war, aber ich bin noch nicht alt genug, um nicht eine bessere Einsicht anzunehmen.«

»Sie sind ein Muster aller Damen, meine Gnädige, und ich kann Ihnen sagen, daß Seine Majestät der Kaiser sich sehr günstig über unsere Entschlüsse geäußert hat. Ueberdies, seien wir aufrichtig, ist der junge Haimon ein Mann, der seinen Weg machen wird, und dann braucht's ja nicht so viel — das Wappen kommt schon von selbst.«

»Mir ist leid, daß die Mutter der beiden Geschwister nicht da ist. Ich habe sie besucht und nicht so kränklich gefunden, um nicht die Reise hieher machen zu können. Freilich der Todesfall ihres Bruders; doch lassen wir das.«

Während dieses Gespäches waren die Wagen, welche den Zug zur Kirche bringen sollten, vorgefahren.

— Eine Stunde später verband Pater Mansperger







DATE DUE			

